VELHAGEN & KLASINGS NEUE MONATSHEFTE DES DAHEIM






Velhagen & Klasings
Monatshefte.
VII. Jahrgang 1892/93.
Heft 1, September 1892.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.



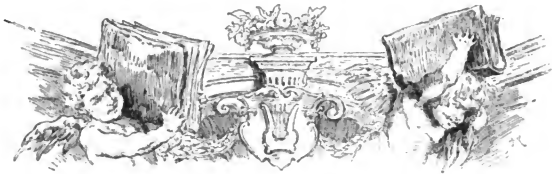
Jahrgang 1892/93.

I. Band.



Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.



Inhaltsverzeichnis.

VII. Jahrgang 1892/1893. — Erster Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

Romane, Novellen und Verwandtes.

Gedichte, Sprüche.

Kunst und Litteratur.

Sonstige Aufsätze.

Kunstbeilagen.

Einschaltbilder, selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter.

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. Dritter Band. Nr. 1 bis 6:
Jerry. Nach dem Amerikanischen von S. B. Elliott (Roman).





Velhagen & Klasings
Monatshefte



Früher erschienen

und können, soweit die Vorräte noch nicht vergriffen sind, durch alle Buchhandlungen nachbezogen werden:

Einzelne Hefte

I. Jahrgang 1886/87. Heft 1—10 à 1 Mk. (Heft 5 ist vergriffen.)
Romanbeigabe: „Fremdes Blut" von Doris Freiin von Spaettgen, als Anhang: gratis

II. Jahrgang 1887/88. Heft 1—12 à 1 Mk. (Heft 2, 3 u. 4 sind vergriffen.)
Romanbeigaben: { „Um jeden Preis" von Germanis, „Der Geiger von Thun" von A. v. Freydorf } als Anhang: gratis

III. Jahrgang 1888/89. Heft 1—12 à 1 Mk. (Heft 2 u. 6 sind vergriffen.)
Romanbeigaben: { „Der Sternburger Kreis" von Germanis, „Auf der Dobenau" von E. von Wellnitz, } als Anhang: gratis.

IV. Jahrgang 1889/90. Heft 1—12 à Mk. 1.25. (Heft 3 ist vergriffen.)
Romanbeigaben: { „Die zweite Mutter" von Henry Gréville, „Das Fritzche" von Gräfin M. Keyserling, } als Anhang: gratis.

V. Jahrgang 1890/91. Heft 1—12 à Mk. 1.25.
Romanbeigaben: { „Ein tapferes Herz" von Jacques Vincent, „Onkel Piper von Pipersberg" von Casma, (Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek, Band I.) } als Anhang: gratis

VI. Jahrgang 1891/92. Heft 1—12 à Mk. 1.25. (Heft 4 u. 12 sind vergriffen.)
Romanbeigaben: Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek, Band II. { „Der Telamone" von F. von Zobeltitz, „Die Kinder Klingströms" von M. v. Reichenbach, } als Anhang. gratis.

Einbanddecken

Monatsheft-Halbbände: I.—VI. Jahrg. Band I u. II à Band 90 Pfg.
Monatsheft-Viertelbände: IV.—VI. Jahrg. Band I, 1. 2 u. II, 1. 2 à Band (2 Teile) 1 Mk. 80 Pfg.
Romanbeigaben: I. Jahrg.: „Fremdes Blut" — II. Jahrg.: „Um jeden Preis" u. „Der Geiger von Thun" — III. Jahrg.: „Der Sternburger Kreis" u. „Auf der Dobenau" — IV. Jahrg.: „Die zweite Mutter" u. „Das Fritzche" — V. Jahrg.: „Ein tapferes Herz" à Band 50 Pfg. u. Velhagen & Klasings Romanbibliothek I. Band — VI. Jahrg.: Velhagen & Klasings Romanbibliothek II. Band à Band 75 Pfg

Gebundene Jahrgänge

I. Jahrg. 1886/87. 1. Band vergriffen. 2. Band 6 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Fremdes Blut" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.
II. Jahrg. 1887/88. 1. Band vergriffen. 2. Band 7 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Der Geiger von Thun" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.
III. Jahrg. 1888/89. 1. Band vergriffen. 2. Band 7 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Auf der Dobenau" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.
IV. Jahrg. 1889/90. 1. Band vergriffen. 2. Band 9 Mk.
Romanbeigaben: „Das Fritzche" gegen Nachzahlung von à 1 Mk. für den Einband.
V. Jahrg. 1890/91. 1. und 2. Band à 9 Mk.
Romanbeigaben: „Ein tapferes Herz" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband und V. & K.s Roman-Bibliothek Band I gegen Nachzahlung von 1 Mk. 50 Pf. für den Einband.
VI. Jahrg. 1891/92. 1. und 2. Band à 9 Mk. — beide vergriffen.

Bielefeld und Leipzig.

Die Verlagshandlung
Velhagen & Klasing.



Hubert Herkomer

(Selbstporträt)

Kunstbeilage zu Velhagen und Klasings Monatsheften

Meisenbach, Riffarth & Co. photograv.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepanski.

VII. Jahrgang 1892/93. Heft 1, September 1892.

Sieben Schwerter.

Roman von Ida Boy-Ed.

1.



Die Mittagssonne schien in die Straße hinein, welche sich, als letzte der nördlichen Vorstadt, scheinbar planlos ins freie Feld erstreckte. Diese Vorstadt lagerte sich auf einer breiten Erdwelle des sonst flachen Landes und war mit der Stadt durch eine schöne Villenstraße verbunden, in welcher der Reichtum seine Wohnstätten besaß. Hier oben aber wohnten die kleinen Leute, Gärtner und Tagelöhner und dazwischen, in schnell und schönheitsarm aufgeführten besseren Häusern, Beamte, bescheidene Kaufleute, Lehrerfamilien, welche ein eigenes Häuschen und frische Luft einer Etagenwohnung in der Stadt vorzogen.

Inmitten dieser Ansiedelung thronte eine Windmühle, die dorten schon gestanden, als an das Heranrücken der Stadtbewohner bis hierher nicht gedacht wurde. Ihr Unterbau von roten Ziegeln trug das breit ausladende und mit Asphaltpappe bekleidete Mühlendach, die Flügel streiften beinahe im Drehen die Erde, und durch die Rippen dieser Flügel, wenn sie sich drehten, sauste der Wind mit zischendem Geräusch.

Die letzte Straße ging von dem Platz um die Mühle aus, und man sah von hier hinein in die mäßig breite Gassenlinie. Die Pflasterung war noch nicht bis hierher gekommen, vor den nächsten Häusern hatten die Bewohner selbst ein wenig Ordnung in den Fußsteig gebracht, weiter hinein war noch alles im Werden: Häuser wie Fahrdamm. Jetzt ruhte die Arbeit, und an den eingezäunten Kalkgruben standen die Maurergeräte unbenutzt. Von den halbvollendeten Rohbauten ging ein kühl-dunstiger Geruch aus, nach Kalk und frischem Holz.

Menschen waren nicht zu sehen, außer einem kleinen Mädchen, welches vor dem Eckhaus, das der Mühle seine Seitenfront zukehrte, langsam auf und ab ging. Das kleine Mädchen ging in der prallen Sonne, denn Bäume und Sträuche wuchsen noch nicht jenseits der Mühle, und das einzige Grün sah man im Vorgärtchen des Eckhauses: Küchenkräuter, ein Beet zusammengestellt von den Blumentöpfen der Hausfrau, eine Rabatte mit bunt durcheinanderwuchernden Phlox, Kapuzinerkresse und Sommerlevkojen.

Sie war etwas sonderbar angethan, die Kleine, eine blauweiß gestreifte, recht gebrauchte Küchenschürze hing ihr hinten vom Gürtel herab und schleppte breit nach. Die Kleine sah sich ab und an nach ihrer fegenden Schleppe um, während sie in der Rechten ein großes Bärlappblatt an langem Stengel als Sonnenschirm hielt.

Auch hatte sie sich einige Blüten der Kapuzinerkresse hinters Ohr gesteckt, so daß die goldgelben Blumen sich hart an die Schläfe und an das blonde Haar legten.

Das Kind hörte, während es würdevoll einherstolzierte, mit leicht geöffnetem Munde dem Sausen in der Luft zu. Schwer und groß drehten sich die Mühlenflügel, langsam schwoll der blasende Ton an, schnell erstarb

er, um sich bei jeder Umdrehung zu wiederholen. Und dabei huschten immer die Schatten der gerippten Flügel über die Ziegeldächer. Es war eine unendliche Musik und ein unendliches Schauspiel, wenigstens schien es der Kleinen so, die stundenlang dem zuhören konnte, immer wieder den Schatten beobachtete.

Seit einigen Minuten war eine Frau am offenen Fenster des Eckhauses erschienen und sah dem Kind bekümmert zu.

„An was denkst du?" rief die Frau endlich.

Das Kind stand verlegen still und sagte dann:

„Ach — an Nichts."

„Bringe die Schürze in die Küche und dann decke auf. Es ist gleich Eins. Papa und Beheim kommen bald."

Die Frau trat zurück und ließ sich an ihrem Nähtisch nieder, der am zweiten, straßenwärts gelegenen Fenster stand. Das Essen war fertig, die Minuten, bis der Hausherr kam, konnten noch benutzt werden. Bald ging die emsige Hand der Frau mit der Nadel hoch und nieder.

Die kleine Tochter kam herein und deckte den Mittagstisch für vier Personen. Anstatt des Linnens wurde ein weißes, blaugemustertes Wachstuch aufgelegt, aber die Bestecke waren von Silber. Die Einrichtung des Zimmers zeigte nur das Notwendige, außer dem Tisch vor dem Sofa, an welchem man aß, einen Eckschrank und einen Sekretär, beide von Mahagoni mit Messingbeschlägen, im Geschmack des Empire. Es roch sehr neu in der Stube, und die Wände waren nur erst getüncht, noch nicht tapeziert, eine Vorsicht, die sich aus den feuchten Stellen erklärte, welche dunkel und mit leichtem Schimmelansatz den Fuß der Wände verunzierten.

Die nähende Frau mochte vierzig Jahr alt sein. Sie war groß und breitschulterig, ihr Haar blond und in Flechten um das Haupt gewunden, ihr Gesicht wäre unbedeutend erschienen, wenn nicht ein paar seltsame Augen darin gestanden hätten: helle große Augen, mit einem scharfen, festen Blick; die dunklen Wimpern wirkten sehr eigentümlich, als zeichne ein künstlicher Strich die Lider ab. —

Die Kleine nahm artig ihr Strickzeug, als der Tisch gedeckt war. So saßen beide still, bis am Fenster vorbei zwei Gestalten kamen und verschwanden, und gleich darnach im Flur Schritte hörbar wurden. Die Kleine seufzte und strickte schneller. Die Frau ließ einen Blick über das Mädchen gleiten, Mitleid und Befriedigung zugleich lag darin — jene Befriedigung, die aus der Erkenntnis kommt, daß wir nicht allein leiden.

Die Eintretenden fanden beide eifrig beschäftigt, aber sofort wurden die Arbeiten zusammengelegt, und schon erschien auch die sehr junge Küchenmagd mit der Suppenterrine. Nach einem kurzen „Guten Tag" setzte man sich.

Der Hausherr, Doktor Steiner, faltete die Hände und neigte sein bärtiges Gesicht zwei Sekunden abwärts. Dann erhob er es mit einem Ruck und führte sofort den Löffel zum Munde. Er trug eine Brille und hatte eine scharfe Nase, die, im Verein mit der gelblichen Farbe des Mannes, den Eindruck von etwas Krankhaftem hervorbrachte. Sein Haupt hielt er immer gebeugt und vorgestreckt, eine Haltung, welche ihm von den Schülern des Gymnasiums den bösen Übernamen „Der Schnüffler" gebracht hatte.

„Beheim," fragte er, als er seinen Teller mit rasender Eile leer gelöffelt hatte und nun ungeduldig dem langsameren Essen der Seinen zusah, „ist es wahr, daß Gerald und Braun einer Schauspielerin Blumen werfen lassen?"

„Nein, Herr Doktor, ich glaube nicht," sagte der junge Beheim, welcher übrigens ganz genau wußte, daß Gerald und Braun, seine Mitschüler in Sekunda, in heller, reiner Jugendbegeisterung der Darstellerin der „Jungfrau" und der „Iphigenie" jüngst Blumen gesandt hatten, mit Aufopferung ihres letzten Taschengeldes. Ja er wußte sogar, daß die berühmte Tragödin, die auf der Sommerbühne der Stadt gastierte, seinen Kameraden einen reizenden Dankesbrief gesandt hatte, worin die große Schauspielerin sie ermahnte, sich immerdar diese Begeisterung für das Ideale zu bewahren.

„Nun, du wirst es mir sagen, wenn du es erfährst," befahl der Doktor.

Walburga sah den Jüngling an, der nur stumm ein Versprechen nickte, welches er nicht halten wollte, wie zahllose ähnlich gegebene. Dieser Beheim war der Todfeind

der Kleinen, er vergiftete ihre ganze Jugend, ohne eine Ahnung davon zu haben, denn er kümmerte sich herzlich wenig um die Hausgenossin. Walburga war auch überzeugt, daß er ihrem Vater als Spion in der Schule diene, denn sie sah immer das versprechende Kopfnicken, wußte aber nicht, daß es nur leere Form blieb.

„Hast du gelernt und den Aufsatz nochmal gemacht?“ fragte der Vater sein zusammenschreckendes Kind.

„Ja.“

„Melde dich nachher bei mir. Um drei Uhr.“

Der Ton sagte soviel als „auf den Glockenschlag!“

Das Fleischgericht kam. Die Portionen waren eingeteilt, für den Vater und Beheim je eine große, für die Frau und Tochter nur ganz kleine.

So ging es immer. Dieser schreckliche Beheim bekam immer die besten und größten Stücke; seit Walburga denken konnte, schöpfte er ihr von der Tafel ihrer Jugend das Fett ab. Denn Beheim war der Pensionär und mit dem Kostgeld, welches er zahlte, erhielt die Mutter fast den ganzen Hausstand. Und Beheim war ein Musterschüler in den Augen des Doktors, sozusagen eine Reklame für die Erziehungsfähigkeit seines Pflegevaters. In keiner Klasse saß er länger als ein Jahr, er war fast immer der Primus, während Lars, der schöne, wilde, lustige Lars, Walburgas Bruder, der väterlichen Strenge entlaufen war und sich nun, Gott wußte allein wo, herumtrieb in der Welt.

So haßte Walburga denn den Appetit und die guten Zeugnisse des Pensionärs. Sie fand ihn auch im Vergleich zu ihrem Bruder unaussprechlich häßlich.

Lars war blond und blauäugig und hatte ein feines Gesicht. Dem langen Beheim fielen die dunklen Haarsträhne immer auf die Stirne, sein ganzes Gesicht blühte im schlechtesten Teint, und der Flaum auf seiner Oberlippe sah auch nicht sehr einladend aus.

Das Mittagessen war schnell beendet, die Frau hatte während desselben garnicht gesprochen, aber ihren Mann mit einer Art mechanischer Beflissenheit bedient, was er ohne weiteren Dank als eine Selbstverständlichkeit hinnahm.

Der Doktor hatte sich oft unterbrochen, um seinem Pflegesohn zu erzählen, wie dieser und jener Knabe ihn heute wieder geärgert und wie in diese dummen Jungensschädel nichts hineingehe. Steiner hatte sich nämlich eine neue eigene Methode ersonnen, seinen Tertianern das Französische beizubringen, eine Methode, welche von der Mehrzahl der Schüler nur mühsam, von vielen garnicht begriffen wurde und auch den Sprachbegabtesten das Lernen erschwerte.

Beheim schwieg, ob respektvoll oder gleichgültig, das konnte man nicht ergründen. Die Frau hatte es längst, längst aufgegeben zu fragen:

„Aber wäre es nicht deine Lehrerpflicht, dich mit deinem Vortrag der Aufnahmefähigkeit der Knaben anzupassen, anstatt sie erfolglos zwingen zu wollen, deine Art zu verstehen?“

Sie schwieg, denn Steiner duldete weder Widerspruch noch überhaupt ein erwägendes Aussprechen. Was er that, bedurfte keiner Kritik, es war unfehlbar so richtig.

Gleich nach Tische schlief der Doktor eine Stunde. Da er etwas leberleidend war, so schadete ihm dieser Schlaf mit vollem Magen sehr. Er wachte übellaunig mit Kopfschmerzen auf und hatte Mühe, seine Gedanken zu ordnen, bis dann der Kaffee ihn neu belebte.

Daher fürchtete sich Walburga auch immer unaussprechlich vor der Stunde von drei bis vier.

Nach Tische ruhte auch die Mutter, es war dies die einzige Stunde, wo man sie mit einem Buche in der Hand sah und zwar in der „schönen Stube.“

Das Erdgeschoß des kleinen Hauses enthielt drei Räume, das Eß- und Wohnzimmer, die Studierstube des Hausherrn und eben die schöne Stube, während oben in den drei gleichgelegenen Räumen das Ehepaar, Beheim und Walburga schliefen.

Diese Stube sah nun freilich aus, als gehöre sie nicht in das Haus. Altertümliche Möbel, alle aus der Empirezeit, standen an den Wänden, ihr blau und weiß gestreifter Stoffbezug war von Seide wie die gleichgemusterten Vorhänge. Eine Unzahl wertvoller Nippes standen auf Tischen und der steilbeinigen Kommode, darunter ein Widderpaar von Goldbronze mit Rubinaugen, die Tiere zogen ein Wägelchen, darin eine Rokokodame saß, deren bronzenes Kleid

mit Emaille und Steinen verziert war. Das Ganze konnte man aufziehen und es lief vorwärts, während aus dem Innern eine dünne, kurze kleine Melodie von einer verborgenen Spieluhr ertönte.

Unter dem geradlehnigen Sofa, dessen Rückenlehne eine schöne Bronzekrönung zierte, hing an der Wand ein Ölgemälde.

Es war ein Brustbild einer schönen jungen Frau; die dunklen Locken an den Schläfen lagen dick und regelmäßig über- und nebeneinander und strebten mit ihren Linien gesichtswärts. Darüber stand, wie ein gewaltiger Bund, der Turban aus weißem Seidenshawl gewunden und schräg aus ihm ragte ein Marabuttuff. Die Frau trug ein weißes Kleid, welches die Schultern bedeckte, die Brust aber weit entblößte und hoch gegürtet war.

Dieses Zimmer, mit all den wunderbaren Sachen darin, bildete Walburgas ganze Freude.

Still saß sie nach Tisch, einen Tag wie alle, solange es Sommer war — denn im Winter konnte man die Stube aus Sparsamkeit nicht heizen — und sah umher.

Obwohl sie zu jung war, um die Kostbarkeit der Dinge zu begreifen, fühlte sie doch, daß ihr Dasein in dem bescheidenen Lehrerhaus nicht ganz erklärlich war.

„Mutter, wie kommen wir eigentlich zu den schönen Sachen," fragte sie eines Tages.

„Ich habe sie geerbt, mein Kind!" lautete die karge Antwort.

„Von wem denn, Mutter?"

„Von meiner Großmama," sagte die Frau, ohne von ihrem Buch aufzublicken.

„War das eine Fürstin, weil sie so schön und sonderbar angezogen ging — ich meine die Frau auf dem Bild?"

„Damals trugen sich alle Leute so," antwortete die Frau.

Das Kind versank in träumendes Bedauern, weil man sich heute nicht so anziehen durfte. Ach zu gern hätte sie seidene Kleider, Schleppen, einen Turban mit Federbusch und andere schöne Sachen gehabt.

Heute fiel ihr auf dem Bild etwas Neues auf. In einer Ecke oben, auf dem dunklen Hintergrund, fast schon in demselben verschwindend, befand sich eine kleine besondere Malerei, ein Schild, umgeben von geschweiften Arabesken, oben darauf ein Helm mit einer Krone, aus welcher ein Arm ragte, der ein Schwert schwang; auf der einen Schildfläche wiederholte sich das Schwert auf rotem Grund, auf dem weißen der anderen Hälfte stand ein rotes Kreuz.

„Was stellt das vor, Mutter?" fragte das Kind.

„Ein Wappen, Walburga," erklärte die Frau.

„Was bedeutet das?" Die Frau seufzte zu der Unermüdlichkeit des Kindes.

„Nichts Besonderes," sagte sie ablenkend, „aber passe auf, es wird gleich drei Uhr schlagen."

„Ziehst du morgen mal wieder die Widder auf, Mutter? Ich weiß die Melodie zu singen."

Und mit ihrer hohen Kinderstimme sang sie die arme, traurige Melodie nach.

Die Frau schloß die Augen und lehnte das Haupt zurück.

Es schlug drei Uhr nebenan im Eßzimmer, das Schlagwerk war immer heiser und hatte ein Prestotempo. Diese jagende Flucht der Töne riß Mutter und Kind aus ihrer Traumwelt.

Walburga trat bei ihrem Vater ein, und die Frau ging, den Kaffee zu bereiten.

Richtig, Steiner erwachte erst von dem Zuschlagen der Thür, die Walburga nach Kinderart hinter sich ins Schloß warf. Mürrisch richtete er sich vom Sofa auf, gähnte und zog seine Halsbinde zurecht. Sein Haar, das stets glatt gebürstete, das lang bis auf den Kragen fiel, war in Unordnung gekommen, und seine sonst so strenge Erscheinung ward dadurch karikiert. Seinen Schulrock hatte er mit einem Lustrejackett vertauscht, welches wegen des jugendlichen Schnittes und leichten Stoffes sehr fremdartig an ihm aussah. Manschetten trug Steiner im Hause nicht, um Wäsche und Linnen zu sparen. Walburga reichte dem Vater ihr französisches Vokabelbuch, in welches er immer mit einem verächtlichen Lächeln blickte — es war nicht seine Methode. Aber Walburga mußte doch lernen aus den Büchern, welche ihre Mädchenschule vorschrieb.

Der Mann las die deutschen Worte ab, eintönig antwortete das Kind mit der französischen Übersetzung. Allmählich wurde er munterer und fragte aus der Reihe. Die arme kleine Walburga aber antwortete ruhig nach der Reihe weiter.

Steiner sagte nur mit kurzer Schärfe, daß sie jede gedankenlos gesprochene Vokabel

hundertmal niederschreiben solle und zwar heute noch.

Walburga wurde bleich, ihre Augen blickten matt, sie kämpfte mit Thränen.

Dann mußte sie ein Stück englisch frei deutsch lesen. Der Autor war, seiner Diktion und seinen Gedanken nach, viel zu schwer für Walburgas Alter. Stotternd brachte sie kaum vier Zeilen zu stande und diese völlig sinnlos.

Steiner lachte wegwerfend. Es war ein Skandal, bei seinem Kind, seinem Fleisch und Blut, Faulheit und Dummheit zu sehen.

„Du lieferst mir heute Abend eine schriftliche Übersetzung dieses Abschnittes. Wehe dir, wenn ein Fehler dabei ist.“

Walburga nahm das Buch und legte es auf das Französische.

„Nun, den Aufsatz.“

Er fand, daß Walburga von ihrer Schule aus nicht genug beschäftigt sei, und gab ihr zweimal wöchentlich noch einen Aufsatz, der aber meist sehr traurig ausfiel.

Vorgestern hatte er ihr befohlen, eine Definition des Märchens zu schreiben. Walburga wußte nicht wie das gemeint war und was „Definition“ sei. Sie hatte eine kurze Erklärung geliefert.

„Ein Märchen ist eine wunderschöne Geschichte und wenn es auch bloß erlogene Geschichten sind, ist es doch das schönste Vergnügen der Menschen, welche zu lesen. Auch die Muselmänner haben Märchen, das wissen wir aus Tausend und eine Nacht.“

Obendrein war dieser merkwürdige „Aufsatz“ mit mehreren Tintenflecken und zwölf orthographischen Fehlern versehen. Diese letzteren kamen besonders daher, weil man in Walburgas Schule eine andere Orthographie für richtig hielt, als Doktor Steiner selbst schrieb und Walburga lehren wollte.

Also der Märchenaufsatz mußte noch einmal geschrieben werden.

Gerade als Steiner das Heft nahm, um laut zu lesen, kam seine Frau mit dem Kaffee. Er nahm erst einen Schluck aus der Tasse und dann las er laut, während sein Weib still dabei stand, die Hand auf die Tischplatte gestützt.

„Was ist ein Märchen? — Wenn eine Prinzessin aus dem Reich ihres Vaters geraubt wird und wenn sie gar keine Krone mehr trägt, sondern schlechte Kleider und wenn böse Menschen oder Riesen, oder Hexen, oder Zwerge sie schlagen und hungern lassen und quälen und verzaubern, daß man garnicht mehr sieht, daß es eine Prinzessin ist, und dann kommt zuletzt ein schöner Prinz und befreit sie, und der alte König stirbt und sie wird Königin, das ist ein Märchen.“

Seiner selbst kaum mehr mächtig vor Zorn über so viel böswillige Dummheit, als welche er diesen kindlichen Erguß der Phantasie ansah, nahm Steiner das Heft und schlug es Walburga um die Ohren.

Eine eiserne Hand packte da seinen Arm und lähmte seine Bewegung. Diesen Augenblick ersah das Kind, welches sich mit erhobenen Händen das Gesicht zu schützen gesucht hatte, und floh hinaus.

Steiner schüttelte die Hand seines Weibes von seinen Armen.

„Keine Roheit,“ sagte sie heiser, „keine Ungerechtigkeit.“

Sie sah ihn nicht an, und auch er mied ihren Blick, er machte sich bei seinem Schreibtisch zu schaffen.

„Ungerechtigkeit?“ wiederholte er mürrisch, „wo ich nur meine Vaterpflichten erfülle?“

„Du hast bei deinem Sohn gesehen, wohin diese Art der Pflichterfüllung führt,“ sagte sie leise.

Es sah aus, als spräche sie nur mit höchster Selbstüberwindung, mit der Unlust einer sonst undurchdringlich Schweigsamen.

„Lars! der schändliche Taugenichts — — dessen ungefügiges Blut zu zügeln, war mir freilich nicht gegeben — du weißt, woher ihm das kam. Aber Walburga wird zu bändigen sein! Und so wahr ich hier stehe, an mir soll's nicht fehlen. Ich will's ihr schon beibringen zu lernen und zu werden, wie ich sie wünsche,“ sagte er heftig.

„Die Kinder sind durch uns, aber dennoch nicht um unseretwillen da, sondern wir für sie. Das verwechselst du. Das Kind hat nicht zu werden, wie du es wünschest, sondern du hast die Eigenart des Kindes zu erforschen und innerhalb dieser zu versuchen, einen tüchtigen Menschen aus dem Kind zu bilden,“ sprach die Frau hart und klar.

Ihre Stimme war, wie der Blick ihrer Augen, fest und eindringlich.

Mit sichtlicher Ungeduld, die aber doch von bemerkbarer Rücksicht gezügelt wurde, sagte er:

„Mich, einen Schulmann, wirst du, die systemlos erzogene und so unwissende Frau, nicht über Erziehungsfragen belehren wollen.“

Der Schein eines Lächelns zog um ihre Lippen — Spott oder Mitleid? Sie wußte, daß ihr Mann sie für völlig ungebildet hielt, weil sie die deutschen Kaiser nicht fehlerlos hersagen konnte, einmal ein falsches Jahr für die Zerstörung Karthagos genannt, und Walburga bei einer französischen Übersetzung zu einem du geraten hatte, wo ein de am Platz gewesen wäre.

„Und überhaupt, es wird Zeit, Walburga ernst zu nehmen,“ fuhr er fort, „damit sie sich bei Zeiten auf ihr Lehrerinnenexamen vorbereitet.“

Die Frau sah ihn groß an.

„Walburga, ein Lehrerinnenexamen?“ fragte sie fast atemlos. „Zu welchem Zweck.“

„Um, sobald sie erwachsen ist, ihr Brot als Lehrerin zu verdienen,“ sagte er mit der Miene jemandes, der es nicht begreift, daß man über selbstverständliche Dinge erst spricht.

„Ist denn das nötig,“ kam es tonlos von ihren Lippen.

Steiner schüttelte den Kopf, trug seine Tasse vom Tisch zu seinem Schreibbureau hinüber, setzte sich in den Korblehnstuhl und ergriff das oberste Heft, von dem hohen Stapel, der rechts auf der grünen Tuchplatte lag. Während er die Feder in die rote Tinte tauchte, um Fehler anzustreichen — ein Beginnen, welches der Frau andeuten sollte, daß er keine Zeit zu überflüssigen Gesprächen habe — sagte er so über die Schulter hin:

„Ich bin leberleidend, du weißt es. Da kann mir immer einmal etwas Menschliches zustoßen. Das habe ich mir seit Jahr und Tag vorgehalten, und darum haben wir gespart und gespart, bis wir die zehntausend Mark für dieses Haus beisammen hatten, du kannst immer später oben drei Stuben vermieten und hast dazu achthundert Mark Witwenpension aus der Lehrerwitwenkasse. Davon kann eine Frau leben. Für dich habe ich gesorgt. Aber das Mädchen muß selbst sein Brot verdienen.“

Er zählte das alles auf, nicht im Ton der Liebe, sondern mit der Pedanterie des kleinlichen Menschen, der stolz auf sich ist, so seine Pflicht gethan zu haben. Und ihm war dies Bewußtsein selbst auch wichtiger, als das Resultat seiner Mühen.

Und nun strich er mit Energie, gleich neben der ersten Zeile im Schülerheft, zwei dicke Fehler rot an. Er ging weiter, völlig gesammelt auf die ihm vorliegende Thätigkeit. Bald bedeckte sich Seite um Seite mit roten Strichen, Ausrufungs- oder Fragezeichen, er hatte auch eine besondere Fähigkeit, auf das Spatium Fragen zu schreiben, welche die Dummheit des Schülers verhöhnten.

Während dem stand die Frau und rang stumm mit ihren Gedanken. Sie war gewohnt, dieselben in Schweigen zu hüllen. Nur vielleicht versuchte sie dann und wann einmal, durch eine Frage die Unfehlbarkeit ihres Mannes zu erschüttern.

„Aber Walburga hat gewiß gar kein Talent zur Lehrerin,“ bemerkte sie leise.

Er fuhr von seinem Heft auf.

„Das ist ganz egal. Sie wird's lernen. Es ist das Nächstliegende und Sicherste,“ sagte er und neigte sich wieder auf seine Arbeit.

Kein Talent zur Lehrerin. Als ob es das war, welches die Frau plötzlich mit so fürchterlicher Sorge überfiel. Hätte er einen anderen Beruf genannt, so würde sie auch für diesen anderen Beruf eine Zweifelsfrage gehabt haben.

Sie stand und starrte aus dem Fenster auf die sich drehenden Mühlenflügel, vor ihren Augen flirrte es, und allmählich ergriff sie ein Schwindel.

Ihre Tochter sollte hinaus in die Welt Sich selbst Brot verdienen! Allen Erniedrigungen, allen Versuchungen preisgegeben sein! Keine Jugend haben, sondern in die Sklaverei der Dienstbarkeit gehen! Vom Mutterherzen gerissen sein — das sonnige, liebebedürftige Kind.

Also ging ihr Weg denn abwärts, immer unbarmherzig weiter abwärts? Ihr starres Dulden sollte nicht einmal die Frucht tragen, daß die Tochter glücklich und leicht durch das Leben kam? Nein, diese Tochter sollte es vielleicht noch schwerer haben als sie selbst?

Nie hatte die Frau daran gedacht. Sie entbehrte alles, ohne je die leiseste Anfechtung nur des Bedauerns zu fühlen, denn sie war gewiß gewesen, für die sorgenlose Zukunft ihrer Kinder zu entbehren.

Und das war alles, wohin man es gebracht: zu einem kleinen Häuschen und der Aussicht auf achthundert Mark, wenn der Mann starb — in einundzwanzig langen, oh, so langen Jahren nicht mehr wie das.

Nur einundzwanzig Jahre? Der Frau kam es vor, als seien es viele Menschenalter gewesen, so endlos dehnte sich in ihrem Erinnern die Zeit.

Sie hatte keinen Vorwurfsgedanken für den Mann. Sie sah es, sie wußte es, er hatte gearbeitet und gespart, mehr als seine Kräfte ihm gestatteten. Daß sie nicht freudig dankbar dafür sein konnte, war qualvoll — vielleicht kam es daher, weil er es nicht freudig geleistet hatte.

Ihr starker großer Körper war wie von völliger Kraftlosigkeit ergriffen. Sie setzte sich, die Hände schlaff im Schoß. Sie kam sich vor, wie jemand, der mit übermenschlicher Anstrengung bergan gekommen ist und nun oben, anstatt der gehofften Aussicht, nur ein neues Steinlabyrinth findet. Die ganze Wanderung war vergebens gewesen.

Die Thüre wurde aufgerissen, und darüber schrak die Frau zusammen. Die kleine Küchenmagd kam, und mit der Ungewandtheit und dem Erstaunen eines Dienstboten in einem Hause, wo nie Besuch kommt, hielt sie zwischen spitzen Fingern, die sie vorher erst an der groben Schürze getrocknet haben mochte, eine Visitenkarte.

„Da ist ein Herr," sagte sie wichtig, „der will Frau Doktor sprechen. Er sieht furchtbar fein aus. In was für 'ne Stube soll ich ihn lassen? In die Wohn- oder in die Bestestube?"

Steiner drehte sich um und nahm der Magd die Karte aus der Hand. Nicht etwa um seine Frau zu kontrollieren, sondern ebenfalls in naivem Erstaunen darüber, daß seine Frau Besuch bekam.

Sein Gesicht nahm einen hilflosen Ausdruck an.

„Da," sagte er und gab die Karte weiter. Er konnte seine am Fenster sitzende Frau mit ausgerecktem Arm erreichen.

Die Frau hielt das kleine weiße Blatt in der Hand. Sie wollte sich erheben. Der erste Versuch mißlang. Ihre Lippen zitterten, sie wollte etwas sagen, es kam nur ein Lallen hervor.

Dann stand sie auf. Ihr Angesicht war wie der Tod.

Der Mann sprang empor. Sein Antlitz war verstört, in sein Auge trat ein Schein wirklicher Wärme. Sein Herz klopfte vor Mitleid.

„Faſſ dich, Liebe. Weise ihn ab, wenn es dich so erschüttert."

„Nein," sagte sie mühsam, „ich will ihn sehen."

Die kurze Regung in der Brust des Mannes erlosch schon wieder.

„Wie du willst," sprach er achselzuckend, „laß den Herrn in die beste Stube."

Das Mädchen ging hinaus.

Die Frau atmete einmal tief auf, um sich von dem Druck auf ihrer Brust zu befreien.

Dann, während sich der Mann wieder an seine Hefte setzte, schritt sie der Thür nach dem Nebenzimmer zu.

Die kleine Karte war auf die Erde gefallen.

Gerd, Graf zu Rakitsch, stand darauf.

2.



Der Besucher folgte dem Mädchen, nachdem er vorher die Wände des schmalen, getünchten Flures angesehen und sich ein Bild von dem Hause gemacht. Im Hintergrund des Flures ging eine Treppe hinauf, daneben war die Thür zu der kleinen Küche geöffnet. Außerdem gingen noch zwei Thüren auf den Flur; in die zunächst der Hausthür ließ ihn das Mädchen eintreten.

Er kam in ein karg ausgestattetes Eckzimmer, wo ein weißes Wachstuch auf dem Tisch lag und für drei Personen zum Kaffee aufgedeckt war. Ein weißer Becher und eine Semmel daneben, eine kleine Tasse und eine große, dickwandige Tasse mit zwei Semmeln dabei — der Milchkaffee dampfte in allen drei Gefäßen. Am Fenster stand ein langer junger Mensch mit schlechtem Teint und dunklem Haar, der offenbar auf die übrige Kaffeegesellschaft wartete.

„Beheim," sagte die kleine Magd mit der größten Ungeniertheit, „die Frau Doktor hat Besuch gekriegt, ich will Ihnen Ihren Kaffee wohl 'rauftragen. Geh'n Sie man schon vor."

Der junge Mensch grüßte den vornehmen Herrn linkisch.

Dann öffnete die Magd die Thür zu Walburgas „schöner“ Stube, die zwischen dem Eßzimmer und demjenigen des Hausherrn lag, vom Flur aber keinen Eingang besaß.

Dem schnell erfassenden Auge des Gastes war aber beim Durchschreiten des Eßzimmers nicht der Nähtisch entgangen, darauf eine Männerweste lag, an welcher offenbar eben eine ausbessernde Hand thätig gewesen.

Und nun stand er in dem blauweißen Zimmer. Ihm war, als träume er. Seine Augen wurden ihm feucht. Seit zwanzig Jahren hatte er diese lieben alten Möbel nicht gesehen und oh — wo hatten sie damals gestanden!

Gerd, Graf zu Rakitsch, war ein schöner Mann, von stattlicher Mittelgröße; trotz des mächtigen Vollbartes hatte sein Gesicht etwas Weiches, ja Weibliches. Vielleicht lag das in dem blauen Auge, welches so wenig streng und ernst blickte. Die weiße Stirn stand im Gegensatz zur sonnenverbrannten unteren Gesichtshälfte. Die Züge waren regelmäßig, der Haupteindruck, den der ganze Mann machte, war der der Vornehmheit.

Er sah sich um. Er kannte jedes Stück wieder. Dort das Widderpaar — schon bei dem bloßen Anblick tönte ihm die kleine dünne Melodie des Spielwerks im Ohr wieder.

Jetzt rührte sich etwas an der Thür, er fühlte sein Herz zum Zerspringen klopfen.

Die, um deretwillen er hergekommen war, stand vor ihm. Mit gesenkten Lidern, bleich, aber fest und hoch aufgerichtet.

Er ergriff ihre Hände und sah sie an, wie in schwindelnder Freude. In der Wonne des ersten Augenblickes erschien sie ihm ganz wie damals. Das war noch das blonde herrliche Haar, das Erbteil ihres Stammes, das sich in reichen Flechten madonnenhaft um ihr Haupt wand. Noch dies ebenmäßige Gesicht, welches oberflächliche Menschen nichtssagend gefunden hatten, er aber verstand, daß die feinen Linien um den Mund von Leidenschaft, Stolz und Festigkeit sprachen. Er kannte die Macht dieser Augen.

Wie vertieft diese Linien um den Mund geworden waren — aber das Auge war dasselbe geblieben, wie sie es nun voll und groß aufschlug.

„Mein lieber Gerd,“ sagte sie leise und zärtlich.

Er war ihr in dieser Sekunde nicht Gerd, der Mann allein, in seiner Person stand ihre Jugend und ihre Heimat wieder vor ihr.

„Ah, Josephine!“ murmelte er.

Sie sahen sich an — sekundenlang. Dann wurden sie beide von einer völligen Ratlosigkeit ergriffen. Wovon sollte sie mit ihm reden? wo sollte er anfangen zu sprechen?

Das Nebensächlichste kam ihm zuerst auf die Lippen.

„Wie es mich ergriff, als ich dieses Zimmer sah,“ rief er, „ich wußte wohl, daß die alte Gräfin Ihnen diese Sachen mit ihrem Bilde vermacht hatte, aber das ist nun schon achtzehn Jahr her — ich dachte, alles sei in Staub zerfallen.“

„Ja, ich habe sie gut gepflegt,“ antwortete sie mit zerstreutem Lächeln. „Großmutter hat mir nicht zürnen können übers Grab hinaus. Da sie nichts weiter zu vergeben hatte als diese Möbel und einige Juwelen, vermachte sie mir wenigstens das. Die Juwelen freilich konnte ich nicht so treu bewahren. In einer Zeit von Krankheit und Sorge mußten sie verkauft werden. Doch fand sich das Geld später wieder ein, und ich legte den Betrag als Sparkassenbuch für meine Walburga nieder.“

Sie hatte zuletzt hastig gesprochen, es war, als wenn sie die Äußerung von „Krankheit und Sorge“ wieder gut machen wollte und zu betonen trachtete, daß man jetzt keinerlei Not mehr habe. Er brauchte nicht zu wissen, daß dies Geld, was „sich später wieder eingefunden hatte,“ von ihr mit unendlichem Geiz erspart worden war und nicht mehr als fünfzehnhundert Mark betrug.

Graf Gerd sah sie immer traurig und innig an, während sie sprach, und in Abwehr gegen diesen Blick fragte sie auch:

„Weshalb sind Sie gekommen? Was wollen Sie von mir?“

Die allernächste Frage: wie haben Sie mich gefunden, fiel ihr nicht ein. Und doch hätte dies ihr am auffallendsten sein müssen. Seit zwanzig Jahren war sie aus ihrer Familie, ihrer Heimat verstoßen; von dem Liebesvermächtnis der Großmutter hatte sie durch einen Zeitungsaufruf erfahren, das Vermächtnis selbst war durch einen Agenten empfangen worden, den die Familie nicht einmal nach Josephine Steiner gefragt hatte,



David. Marmorstatue von Antonin Mercié.

denn diese Familie fand es bequemer, nichts von ihr zu wissen.

Und in den achtzehn folgenden Jahren war Steiner in drei verschiedenen Gegenden Deutschlands als Gymnasiallehrer angestellt gewesen.

„Was ich von Ihnen will? Über Ihr Leben mit Ihnen sprechen und über dasselbe die Wahrheit von Ihnen hören.“

Josephine lächelte ein wenig und wie sie so vor ihm stand, größer als er, und mit ihrem überlegenen Lächeln auf ihn herab sah, war es gerade wieder wie einst zwischen ihnen, wo er, der schwärmerische, gutherzige Jüngling Anteil an der Seele des viel reiferen Mädchens begehrte.

Die Wahrheit! Von ihr! Welches Verlangen.

„Mein Leben fließt sehr still dahin, und ich kann Ihnen sehr wenig erzählen.“

Sie lud ihn ein, neben ihr auf dem steifen Sofa Platz zu nehmen, und steif saßen sie auch da, wie eine Hausfrau und ein Gast, die einander mit konventionellen Redensarten langweilen.

„Als wir heirateten, Steiner und ich, hatten wir ja schwer zu kämpfen, weil wir mittellos waren. Doch fand Steiner eine kleine Stellung als Hilfslehrer, so daß wir bei Lars' Geburt — Lars ist mein Sohn — schon etwas Mut fassen konnten. Wir waren dann einige Jahre in einer thüringischen Stadt, wo mein Mann als ordentlicher Lehrer angestellt war. Dort kam Walburga zur Welt — Walburga ist meine Tochter — und nun sind wir hier und werden wohl immer hier bleiben, wenn Steiner sich verträgt, denn er ist ein wenig reizbar in dem gewiß berechtigten Verlangen, seine Bedeutung als Pädagog anerkannt zu sehen.“

Dieser Bericht, in der eintönigsten Art vorgetragen, quälte den Hörer. Mit seinen weichen Händen ergriff er die ihren und rief schmerzlich:

„Nicht das will ich ja hören! Wissen will ich und muß ich, wie es denn nur möglich gewesen ist?“

„Was?!“

„Daß Sie einen Steiner heirateten.“

Sie sah vor sich nieder und sprach gleichgültig:

„Ist denn das in unseren Zeiten so etwas Außerordentliches? Hat nicht eine von den fünf Töchtern der Gräfin Sieburg auch ihren Hauslehrer geheiratet? Der Doktor Werner hat eine gute Karriere gemacht, er ist jetzt Geheimrat und im Kultusministerium, wie ich zufällig in der Zeitung las. Die Sieburg haben eben verstanden, daß man aus einem Menschen alles machen kann und haben ihren Verwandten protegiert.“

„Er war aber auch die Persönlichkeit darnach,“ entfuhr es dem Grafen.

Frau Josephine erhob den Blick und sah ihn an, so kalt, so abweisend, daß er erschrak.

Das war noch immer das alte Auge, mit dem sie eine Schranke aufrichtete zwischen sich und allen.

Die Fragen, die ihm noch auf der Seele brannten: bist Du glücklich? hast Du nie bereut? lohnt er Dein Opfer? — sie erstarben unausgesprochen vor diesem Blick.

„Und fragen Sie mit keinem Wort nach den Ihrigen?“ hob er an, mit dem Versuch, ihr von einer anderen Seite her nahe zu kommen.

„Sie haben sich von mir losgesagt, ich dränge mich niemanden auf, nicht einmal mit einer Frage nach dem Ergehen,“ sagte sie kühl.

Er stand auf.

„Josephine,“ begann er entschlossen, während sein Antlitz voll Erregung glühte, „seit zwanzig Jahren habe ich auf diese Stunde gewartet, sie deucht mich die wichtigste in meinem, vielleicht auch in Ihrem Leben, sie soll mir nicht entrinnen, ehe ich mich völlig mit Ihnen ausgesprochen habe. Umpanzern Sie sich mit Undurchdringlichkeit — Sie können mich nicht hindern, von mir zu sprechen.“

Er blickte auf sie herab, legte die Hand auf ihre Schulter und fragte:

„Haben Sie nie daran gedacht, was ich gelitten haben muß, als Ihr Bruder kam und mir zurief: Josephine ist mit Steiner auf und davon. Ich — der ich Sie liebte und um Sie warb? Der wenige Tage vorher von Ihnen gegangen war, mit der Hoffnung im Herzen, Sie zu erringen?“

„Ihre vermeintliche Liebe, Gerd, war die Schwärmerei eines achtzehnjährigen Jünglings für eine zwanzigjährige Dame; Sie glichen damals zu sehr dem Pagen, welcher seiner Fürstin dient. Die Fürstin

duldet lächelnd die Verehrung, aber sie heiratet den Pagen nicht," sprach die Frau mit milder Wehmut, die ihn mehr noch ergriff, als ihre Kälte vorhin.

„Wie Sie mich verkannt haben. Gewiß, ich stand im Geiste noch unter Ihnen und vielleicht, ja wahrscheinlich hätte ich es immerdar gethan. Denn in Ihnen ist mehr Kraft wie in mir. Sehen Sie, Josephine, — ich habe zum Beispiel nicht die Kraft gehabt, diese Liebe zu überwinden. Ich bin achtunddreißig Jahre geworden und noch ledig. Die Hand, welche ich Ihnen zu reichen hoffte — ich kann sie keiner anderen geben."

Er wandte sich ab. Es erging ihm wie so vielen weichmütigen Menschen: indem er sich seinen Kummer wieder vergegenwärtigte, erschien er ihm als völlig frisch, und seine Seele litt immer neu darunter.

Die Frau war ergriffen. Rührung und Erinnerungen, die lange gewaltsam ferngehalten worden, zogen in ihr Herz ein.

„Mir, mein lieber Gerd, verbot damals die ganze Lage, Ihren Bewerbungen Gehör zu geben, selbst wenn ich sie ernst genommen hätte."

„Oh, solche Heiraten sind gerade in unseren Kreisen nichts so unerhört Seltenes — in Fürstenhäusern sogar alltäglich," schaltete er mit Eifer ein.

„Sie wissen," fuhr sie fort und sah ihn gut und ehrlich an, „wie traurig es bei uns aussah. Unsere Güter durch Generationen schon verschuldet, so daß mein Großvater bereits mehrere Besitzungen verkaufen mußte, die ihm nur noch dem Namen nach gehörten. Mein Vater endlich konnte das letzte Gut, den Stammsitz der Rotkreuze, nur mit tausend Schwierigkeiten kämpfend halten. Mein älterer Bruder hatte alle verschwenderischen und tollen Eigenschaften, die seinem Stamm eigen sind, mein kleiner Bruder war ein kränkliches Kind, die Mutter tot, erlöst von einem freudlosen Leben, denn mein Vater hatte seine Reue, sie, die arme Bürgerliche, geheiratet zu haben, an ihr ausgelassen in jeder Form. Dazu die Brüder meines Vaters: der eine in Amerika verschollen, der andere hatte den Grafentitel von sich geworfen und schrieb demokratische Bücher, der dritte machte als Kavallerieoffizier Schulden über Schulden und mußte nicht sehr ehrenvoll quittieren. So, Gerd, sah es in meiner Familie aus. Wo nahm gerade sie das Recht her auf Feudalität zu pochen? Mir die Heirat mit einem armen Lehrer zum Vorwurf zu machen — wo meine Mutter selbst bürgerlich war? Und obendrein, mein lieber Gerd, mit Ihrem Gelde wollte man unsere Schulden zahlen, und dazu sollte ich den achtzehnjährigen Knaben heiraten — einfangen — denn, wer konnte wissen, ob der M a n n später billigen würde, was der K n a b e in halbbewußter Liebesschwärmerei auf sich genommen?! Nein, Gerd, das konnte ich nicht thun, es wäre eine wenig vornehme That gewesen."

Er küßte ihr die Hände, die schöngeformten, großen und hartgearbeiteten Hände.

„So habe ich's mir auch vorgehalten — wieder und wieder," sagte er und sah sie strahlend an, denn sein Kummer war in der Bewunderung ihrer jetzt vergessen.

„Ich fühlte es, Josephine ist nicht ein Weib, welches den Schein auf sich nimmt, sich verkauft zu haben — am wenigsten vor mir, dem sie sich um Geld geben sollte. Und dann habe ich mir vorgestellt, daß Josephine mich vielleicht geliebt hätte, wenn es in freier Wahl hätte sein können."

Sie drückte ihm die Hand, mit mütterlicher Innigkeit. Er war noch ganz der alte knabenhafte Schwärmer, voll Einbildungskraft und doch so bescheiden zugleich.

„Das Vorgehen Ihrer Familie habe ich ganz wohl verstanden. Gerade weil dieselbe so in Decadence geraten war, — verzeihen Sie, aber Sie zählten es ja selbst her — dachte Ihr Vater daran, seinem Geschlecht gründlich aufzuhelfen," sprach Graf Gerd; „Ihre Vorfahren in den letzten beiden Generationen hatten wahllose Heiraten gemacht: Sie und Ihre Brüder sollten reich und vornehm wählen; seine Geschwister hatten die Welt mit ihren Unthaten und demokratischen Neigungen entsetzt — Sie und Ihre Brüder sollten desto exklusiver sein. Sie wissen, die Laster der Menschen schlagen im Alter oft in das Gegenteil um: frivole Lebedamen werden bigotte Betschwestern, Verschwender wandeln sich in Geizhälse. So ähnlich ward Ihr Vater aus dem lustigen Allerweltsmenschen der hochfahrende und auf seinen Stand pochende Graf."

„Er konnte sterben, ohne sich mit mir zu

versöhnen," sagte die Frau leise und erinnerte sich des Tages, wo sie den Tod ihres Vaters in den Zeitungen gelesen.

„Ihr älterer Bruder, mehr noch dessen Frau, haben jede Neigung dazu hintertrieben. Sie wissen doch, daß Emmerich bald nach Ihrer Flucht die Baronesse Railingen heiratete und mit dem Geld derselben ein wenig Ordnung in die Dinge brachte?"

Josephine neigte bejahend das Haupt.

„Die Heiraten in großen Familien liest man in den Zeitungen," sagte sie, worauf Gerd hinzufügte:

„Ja, wenn der Kleine noch gelebt hätte . . . der sprach für Sie . . ."

Ein Laut von ihren Lippen ließ ihn aufmerken. Er sah's, daß sie bleich geworden war.

„Sie wußten nicht, daß er starb?"

„Nein," sprach sie und faltete die Hände fest, fest im Schoß.

Also er war tot, der kleine Bruder — dann hatte er auch nicht die Welt absuchen können, bis er seine Schwester gefunden, die Schwester, welche er so sehr geliebt. Er war schlafen gegangen, ehe seine kleinen Fäuste so fest geworden, um damit für die Schwester zu kämpfen. — Gerd sah, daß auf diesem ehernen Angesicht etwas wetterleuchtete, das er noch nicht darauf gesehen — völlige Fassungslosigkeit.

Und sein treues Herz wallte auf und wollte den Vorteil ersehen.

„Josephine," rief er und kniete neben ihr nieder, „haben Sie Steiner wahrhaft geliebt? War es nicht auch in Ihnen das wilde Blut Ihres Geschlechtes, welches in Trotz und Verblendung Sie dem Mann folgen ließ, nur weil Sie mit ihm hinaus kamen, fort aus der Tyrannei, fort aus dem glänzenden Leben voll Schulden und Lügen? Offenbaren Sie es mir."

Sie erhob sich langsam, und seine Hände, die er bittend erhoben hatte, sanken herab an ihrem Gewand. Sie sah ihn an.

Es war ein königlicher Blick. Und vor ihm stand er bescheiden auf.

Er begriff es, sie würde niemanden gestatten, die Geheimnisse ihrer Seele zu schauen und hinter dieser Stirn würde es für immer verborgen bleiben, was da wohnte, ob Zufriedenheit oder Elend.

„Vergeben Sie mir," bat er, „wenn ich zudringlich war. Aber ich habe auch Rechte an Sie, die Rechte des Jugendgefährten, diese gebe ich nie auf. Was wäre meine Freundschaft, wenn sie nicht tausend Fragen aufwürfe! Ich sehe Sie in einem engen kleinen Haus wohnen . . ."

„Es ist mein eigenes Dach, das mich schirmt," sprach sie stolz dazwischen, „meines Gatten Arbeit hat es erbaut."

„Ich sehe da vorn ein Zimmer, mit dem Stempel kleinbürgerlicher Sparsamkeit — diese Semmel auf dem Wachstuch — verzeihe mir's Gott, Josephine, aber die Schulden auf Schloß Zembowitsch paßten mir noch besser zu Ihnen, wie das. Und dann diese Männerweste auf dem Nähtisch — wenn es doch ein Kinderkleid gewesen wäre — auch in der Bescheidenheit kann Poesie sein. Vergeben Sie mir, ich bin ein Thor. Aber mir ist, als wär mir's leichter ums Herz, wenn ich Sie in Lumpen und höchster Not gefunden hätte. Vielleicht nur aus Egoismus, weil ich dann für Sie hätte etwas thun können."

Er lächelte mit nassen Augen. Sie aber hatte während seiner Worte einen sonderbaren Ausdruck im Gesicht bekommen. Sie sah alt und elend aus, so daß er erschrak.

„Fehlt es Ihnen wenigstens nicht an Freuden in diesem Leben?" fragte er weiter. Er mußte sprechen, es war kein Halten in ihm. „Haben Sie Frauen, Männer, mit denen Sie verkehren können?"

„Ich brauche niemand."

„Können Sie zuweilen reisen, sich eine Erfrischung im Genuß der Natur gönnen?"

„Mein Mann bedarf dessen für seine Gesundheit, ich bleibe daheim."

„Sind denn Sie gesund?"

„Ich glaube."

„Und muß es denn sein, daß Sie selbst so viel arbeiten, wie diese Hände mir bezeugen?"

„Ja."

„Wer war der junge Mensch, den ich sah?"

„Unser Pensionär."

Von der Sturmesschnelle seiner Fragen überrascht, hatte sie willenlos geantwortet.

Und nun wich sie plötzlich einen Schritt zurück, als die letzte Frage kam:

„Walburga — dein Kind, Josephine, kannst du mir sagen, was ihre Zukunft sein wird?"

Die Frau wandte sich ab und verharrte regungslos.

„Darf ich Anteil an ihrer Zukunft haben?“ fragte er leise.

Noch eine Minute lang Schweigen. Dann kehrte sie ihm ihr Antlitz wieder zu, das seine alte starre Maske angenommen hatte.

„Die Tochter,“ sprach sie mit fester Stimme, „gehört zu den Eltern und muß das Los dieser teilen. Solange ich atme, will ich für sie arbeiten und über sie wachen. Gott wird barmherzig sein und ihr Glück geben.“

Die heiße Inbrunst dieser letzten Worte verriet mehr, als sie zu sagen dachte. Sie ertrug den traurig forschenden Blick des Mannes nicht und senkte die Lider.

„Wenn ich einen Wunsch habe, so ist es der, daß meine Kinder nie erfahren, woher ihre Mutter stammt. Ein Spürchen von dem hochfahrenden Sinn der Rotkreuze könnte auch in ihnen wohnen und sie in argen Zwiespalt bringen mit der Sphäre, für welche sie geboren sind. Ein Vorwurf könnte mir von ihnen erwachsen, wenn sie erfahren, welchen stolzen Namen ich fortwarf. Ihre Seelen könnte das verwirren und sie zur Überschätzung jener Kreise führen, denen ich entfloh. Sie aber mußten unbeeinflußt durch solche Betrachtungen ihren Kampf ums Dasein aufnehmen.“

„Und dein Sohn — Lars?“ fragte Gerd, der unwillkürlich zu dem alten Jugendrecht zurückgekehrt war und „du“ sagte. „Wird er auch die Fähigkeit, ja den Willen haben, keinem anderen Ziel nachzutrachten, als dem, ein Staatsbürger zu werden, der in der engen Stille seine kleine Pflicht thut und der übrigens bescheiden im Dunkel bleibt — ist seine heimliche Entfernung nicht schon ein Zeichen, daß er nicht die Natur ist, die pedantisch vorgezeichnete Marschroute zu gehen.“

„Lars,“ schrie sie auf und starrte ihn mit großen Augen an, während ihre Lippen farblos wurden, „was weißt du von meinem Sohn, von seiner Entfernung?“

Ein Schreckensgedanke erfaßte sie. Sie trat an den Mann heran, ganz nahe und fragte rauh:

„Wie hast du mich überhaupt gefunden?“

„Durch deinen Sohn,“ sagte Rakitsch. Er nahm ihre Hand und sah sie liebevoll an in dem Wunsch, sie zu beruhigen. Doch sie entriß sich ihm. Sie bedurfte keiner Beruhigung, sie stand schon wieder da, mit dem stillen Gesicht und den gesenkten Lidern.

„Du gibst mir Rätsel auf,“ begann sie, „was wußte Lars von dir? Wie konnte er zu dir gelangen? Wo ist er? Du weißt, wo er weilt? Seit einem halben Jahre hat er mich verlassen — er ist jung, hilflos; unfähig sich selbst zu ernähren, irrte er in die Welt hinaus. Keine Kunde seitdem von ihm — keine!“

Ihr Mutterherz konnte doch nicht ganz die Not verbergen, in welcher es litt.

Und dann brannte eine fieberhafte Angst in ihr, die Angst, daß Gerd wisse ... Kinderaugen haben einen durchdringenden Blick — wenn Lars durchschaut hätte, wie es in der Seele seiner Mutter aussah ... Nein, nur dies eine nicht! Kein Mitleid von denen, die sie einst verlassen. Niemals, niemals eingestehen, daß sie einst in Wahn und Verblendung gehandelt.

Sie richtete sich höher auf. Sie fühlte sich neu gewappnet, alles zu hören. Und was auch kommen mochte: Gott hatte ihr breite Schultern gegeben, um schwere Lasten zu tragen.

Der Mann sah sie mit seinem guten Blick immer forschend an.

„Daß du, die Kluge, doch so kurzsichtig warst,“ sprach er, „dies Bild da ist der Wegweiser gewesen.“ Er deutete auf die gemalte Frau mit dem Turban. „Dein Sohn konnte nicht zwanzig Jahr alt werden, ohne sich Gedanken über deine Herkunft hinzugeben. In gewöhnlichen Verhältnissen spricht man über seine Familie. Schon dein Schweigen war dem Heranwachsenden auffallend und brachte ihn auf die abenteuerlichsten Hirngespinste. Wie mir scheinen will, nur zu natürlich. Er entdeckte eines Tages das Wappen mit dem roten Kreuz und dem schwertschwingenden Arm. Und an dem Tage, wo er seinem Vaterhause entfloh, machte er sich auf den Weg, die Familie zu suchen, welcher dies Wappen gehörte.“

„So wäre er aus romantischer Abenteuerlust entflohen?“ fragte sie stockend dazwischen.

„Gewiß nicht. Weißt du es nicht — willst du es nicht wissen? Der Widerwille gegen den vom Vater ausgeübten Lehrzwang, die Furcht davor, durch Tyrannei um seine

ganze Zukunft zu kommen, ließen ihn fliehen."

„Lars verdiente die Strenge — wer sein Kind lieb hat, züchtigt es — sein Vater handelte recht," antwortete die Frau.

Rakitsch empfand einen stechenden Schmerz. So machte sie sich also eins mit dem Manne, eins auch in seiner blinden Strenge? So liebte sie ihn noch immer, wie damals? Rakitsch hatte immer etwas Peinliches in dem Schauspiel gefunden, das ein großer Mensch bietet, wenn er sich voll Hingabe einem kleinen unterordnet. Von ihr, zu welcher er stets emporgesehen als zu einer Höhergearteten, that ihm das doppelt weh. Und er war so davon überzeugt, daß dieser Steiner ihrer unwert sein mußte.

„Nun also," sagte er etwas bitter, „wenn der Knabe an der Mutter keinen Rückhalt fand, ist es doppelt begreiflich, daß er floh."

Sie schloß die Augen — sekundenlang. Es war schwer, dem blinden Vorwurf die ruhige Stirn zu zeigen.

„Ich hoffe nur eines," sprach sie mühsam, „daß Lars nicht zu meinem Bruder gegangen ist und dort nicht — — nicht — gebettelt hat."

Rakitsch schüttelte den Kopf.

„Sein Stern hat ihn anders geführt. Komm, sieh dies an."

Er nahm aus seiner Brieftasche einige Papiere und breitete sie auf den Tisch. Josephine hockte auf eine Stuhlkante nieder, während ihre Knie zitterten, und ließ sich alles erklären.

„Weil der Arm mit dem Wappen oben aus der Helmkrone ragt, nahm Lars an, daß dieses Zeichen das in Betracht kommende sei, und schrieb an die Redaktion eines illustrierten Journals, welches sich besonders mit der Geschichte des deutschen Adels befaßt, welches Geschlecht den schwertschwingenden Arm im Wappen führe. Hier die Antwort, eine Briefkastennotiz, daß sehr viele Familien dies Zeichen auf halbem Wappenfeld haben, daß indes die Rakitsch es auf ungeteiltem rotem Felde haben. Dein Sohn fand, daß das rote Feld, wenn auch nicht das ungeteilte, stimmte. Er beschloß zunächst an den Grafen Gerd zu Rakitsch zu schreiben, welcher ihm als das gegenwärtige Haupt der Familie genannt war. Hier ist sein Brief."

Josephine las mit atemlosen Erstaunen folgenden Brief:

„Euer Hochgeboren eine bescheidene Anfrage. Im Hause meiner Mutter, der Frau Doktor Steiner, befindet sich ein Bild mit Wappenzeichen. In diesem Wappen, dessen Zeichnung aus dem Gedächtnis gefertigt ich beilege, ist der Arm mit dem Schwert, welchen die Grafen zu Rakitsch führen. Da meine Mutter Schweigen über ihre Familie beobachtet, möchte ich, ihr einziger zwanzigjähriger Sohn, gern auf andere Weise etwas über diesen Gegenstand erfahren. Wenn Sie geneigt sind, mir Auskunft zu geben, erbitte ich dieselbe an den gehorsamst ergebenen Lars Steiner zur Zeit Posen, Gasthof zur Sonne."

Wie war er dahin gekommen — so weit — vom Ostseestrand nach jener Provinzstadt — ohne Mittel? Und welch selbstverständlicher sicherer Ton in diesem Brief. Sein stolzes Aufpochen glaubte sie darin zu vernehmen. Was mußte Gerd von diesem Brief gedacht haben! Er konnte die freche Bettelei eines verkommenen Jungen dahinter erwarten.

„In welche Erregung mich dieser Brief versetzte, kannst du dir denken," fuhr er nun fort, während sie noch immer in das Blatt starrte. „Ich sollte zum erstenmal von dir hören. Ich sollte deinen Sohn sehen. Vielleicht befandest du dich im Elend, er hatte sich in treuer Sohnesliebe auf den Weg gemacht, dir Hilfe zu verschaffen. Tausend Vorstellungen durchkreuzten mein Hirn."

Josephine lächelte matt. Ja, sie kannte Gerd und konnte sich wohl denken, wohin seine Phantasie und sein Mitleid ihn geführt: vielleicht zu einem Strohlager, wo er die Jugendgeliebte sterbend in einer Dachkammer fand.

„Das Leben ist nüchterner, lieber Gerd," sagte sie, „als du es dir immer auszumalen pflegtest. Du findest mich in keinem Elend, sondern zu deiner Enttäuschung als solide Bürgersfrau in kleinen, aber auskömmlichen Verhältnissen."

Er errötete ein wenig, wie einst, wenn sie seines Übereifers gespottet, und sprach weiter:

„Vielleicht konnte dein Sohn auch ein Thunichtgut sein, und ich war froh, daß ich ihn in solchem, ja in jedem Fall von dem Rotkreuzschen Hause fern halten durfte."

„Das hast du gethan!“ rief sie dazwischen. Es klang wie Jubel. Dies Peinvolle war ihr also erspart geblieben.

„Aber natürlich,“ sagte er voll Erstaunen, daß sie ihm zutrauen konnte, etwas gegen ihren Willen zu thun. „Da du nie zu ihm über die Deinen sprachest, nahm ich an, du wollest ihm deinen Mädchennamen verhehlen. Deine Ansichten sind mir immer wie ein Befehl gewesen.“

Noch dieselbe demütige Unterordnung wie einst. Damals hatte es sie gelangweilt, heute that es wohl wie eine Zärtlichkeit.

„Ich schrieb also umgehend an Lars, daß ich ihn bäte, mit dem und dem Zug bis Kozlin zu fahren, woselbst ich ihn mit meinem Wagen abholen werde. Oh, Josephine, als ich ihn sah — dein Sohn mit jedem Zug und doch auch wieder etwas Fremdes, Halsstarriges in seinem Wesen — ich war sehr bewegt. Ich konnte ihm nicht recht nahe kommen, so wenig wie dir. Was er eigentlich wollte? Wissen, ob du keinerlei Ansprüche an die Deinen habest, nichts zu erwarten, kein Erbe oder dergleichen, das dir dein Leben reicher gestalten könne. Es schien, als dächte er bei solchen Fragen nur wirklich an dich, nicht an eigenen Vorteil. Ich sagte ihm, daß die Rakitsch den Deinen nur sehr fern verwandt seien, von einer Familienverbindung her, die vor zweihundert Jahren stattfand, woher das Allianzwappen stamme. Dein Bruder habe das Vatererbe so verschuldet angetreten, daß selbst die Auszahlung des Pflichtteiles an dich einen Bankerott herbeigeführt haben würde, daß die Frau deines Bruders das Gut dadurch halte, daß sie die Zinszahlungen an die Gläubiger leiste. Als er so hörte, daß für dich weder Liebe noch Geld bei den Deinen zu holen sei, beruhigte er sich und zeigte kein Interesse mehr, ihren Namen zu erfahren, den er ja übrigens nun stets erforschen kann. Meinen Fragen antwortete er karg — er habe nur für dich etwas mehr Freuden gewünscht — wenn ich von dir etwas wissen wolle, möge ich selber hereisen.“

Die Frau atmete wiederum auf.

„Von sich sprach er unklar. Er habe den Zwang, vom Vater ausgeübt, nicht ertragen können, er wolle sich die freie Wahl des Berufes wahren, und man werde noch von ihm hören. Nach zwei Tagen ließ er sich nicht mehr halten, er habe keine Zeit, er müsse nach Berlin. Eine Adresse von dort könne er mir noch nicht geben. Auch nach Hause werde er erst schreiben, wenn er mit Erfolgen aufzuwarten vermöge. Ich beruhigte mich in dem Gedanken, daß er in mir einen Freund erkannt haben müsse, dessen Hilfe ihm jederzeit gewährt sei, und daß er mich rufen wird, wenn er mich braucht. So entließ ich ihn von Rakitsch, und am Tage nachher machte ich mich auf die Reise hierher.“

Josephine stand auf. Der alte ungebändigte Stolz in ihr litt und bäumte sich unter dem allzu nah liegenden Gedanken, daß ihr Sohn Geld erbeten und empfangen habe von dem Mann, der sie einst umworben. Es war ihr doch schon ein Rätsel, wie der Jüngling bis dahin gelangt war, wovon er bis zu dem Tage gelebt hatte. In ihrem Herzen trug sie Verdacht gegen den jungen Beheim, der nicht unbemittelt war. Dieser vielleicht hatte dem Jugendgenossen das Geld zur Flucht gegeben. Aber immerhin konnte es sich auch da nur um ein Geringes gehandelt haben, denn die Vormünder Beheims zahlten diesem nur ein bestimmtes Taschengeld aus.

„Lars wird dich um Hilfe gebeten haben — du gabst ihm Geld — wie viel? laß es mich dir — erstatten — ich ...“

Und sie schloß die Schublade auf, in welcher sie tief verborgen zwischen den alten Bändern und Spitzen der Großmutter ihr Sparkassenbuch verwahrte, diesen Schatz, der nur jedes Jahr einmal im Januar das Licht sah, wenn sie ging, um die Zinsen zuschreiben zu lassen.

Sie stand an die Kommode seitwärts gelehnt, das Angesicht mit kühler Frage Gerd zugewandt, mit der Hand schon in dem moschusduftenden Plunderkram der Ahne wühlend. Aber das dünne glatte Buch, das da liegen mußte, kam ihr nicht in die Finger. Sie wurde ungeduldig und bückte sich suchend herab. Sie warf alles durcheinander. Umsonst.

„Geld? Ich? Nein. Lars war nicht ohne Existenzmittel, er habe geringe Bedürfnisse, sagte er mir und mindestens für ein Jahr noch zu leben. Inzwischen hoffe er schon zu Verdienst gekommen zu sein.“

Der Frau erstarrte das Blut in den

Adern. Ihre Finger, die sinnlos umhertastenden, wurden ihr lahm.

Geld — soviel Geld — ihr Sohn? Woher?

„Das Sparkassenbuch — ewiger Gott im Himmel erbarme dich meiner und laß es mich finden,“ flehte die Frau in stummem Gebet.

„Was suchst du — Josephine . . .“ rief der Mann sie verwundert an.

Sie fuhr jäh herum, sie hielt sich rückwärts mit zwei Händen an der offenen Schublade fest, wobei ihre Finger sich an dem scharf ausgeschnittenen Messingzierat schnitten.

„Ich — nichts,“ sprach sie mit Lächeln.

Ja, ihre Schultern waren stark und breit. Sie beugten sich nicht unter dem Schlage, der hernieder sauste. Ihre Wimper zuckten nicht, und groß und klar begegnete ihr Auge dem wehmutsvollen Blick des Freundes. Sie stand wie ein Bild von Stein, während er noch sprach.

„Und so bin ich denn gekommen und habe dich wiedergesehen — und doch ist mir, als sei mein Weg ein thörichter, ein nutzloser gewesen. Ich gehe. Aber ich komme wieder. Ich lasse nicht mehr ab von den Rechten des Jugendfreundes. Vielleicht kommt dennoch eine Stunde, wo ich dir etwas sein kann, wo du mich brauchst.“

„Ich brauche niemand,“ sagte sie, „ich habe meinen Gatten.“

„Aber für deine Kinder vielleicht,“ fügte er flehend hinzu.

„Gerd,“ sprach sie laut, „ich bitte dich, dich nicht in mein Leben zu drängen. Es ist für dich kein Platz darin. Geh. Ich danke dir. Auch für deine Güte gegen — gegen ihn.“

„Rufe mich — schreibe, wenn — wenn es dennoch, dennoch sein sollte — —“

„Ja.“

Kein Wort mehr kam von ihren Lippen.

Er streckte seine Rechte ihr entgegen, in wortloser Erschütterung, um Abschied zu nehmen, der, er gelobte es sich trotz allem, kein ewiger sein sollte.

Da löste sie zögernd ihre Hand von der Kante des Schubfaches und legte die kalten Finger in seine Rechte.

Ein Blutstropfen fiel zur Erde.

„Du hast dich beschädigt.“

Sie schüttelte das Haupt.

„Lebewohl.“

Mit stieren Augen sah sie ihm nach, horchte vorgebeugten Leibes seinem verhallenden Tritt nach und dann, als das Zuschlagen der Hausthür die Wände erzittern ließ, bückte sie sich einer Tigerin gleich auf die Kommode.

Und nichts — immer nichts, wie Spitzen und Bänder.

Doch da — ein Zettel. Sie riß ihn empor. Ihre bebenden Finger hielten ihn kaum, vor ihren Augen tanzten die Buchstaben, ihre Füße schienen sie nicht mehr tragen zu wollen.

„Mutter, verzeihe mir. Ich nehme das Sparkassenbuch, als eine Anleihe, die ich dir tausendfältig wieder zu erstatten hoffe. Ich gehe in die Welt, um einen großen Mann aus mir zu machen, denn in mir fühle ich die Kraft zu dem Außerordentlichsten. Laß mir deine Liebe, vertraue mir.“

Vor ihren Augen drehte sich die Stube, Donnergetön brauste in ihren Ohren.

„Ein Dieb — dein Sohn — ein Dieb,“ schienen ihr tausend Stimmen auf einmal zuzurufen.

So stand sie vernichtet, ein Bild tiefsten Elends.

Da kam von nebenan ein Laut, das Schurren eines Sessels, ein kurzes, trockenes Räuspern.

Und dieses kleine nüchterne Geräusch wirkte auf sie wie eine wachrüttelnde Faust.

Ein Ruck ging durch ihren Körper, wie wenn jemand sich auf Kommando straff richtet. Sie atmete tief auf — dabei fuhr ihr, vielleicht von der übermenschlichen Gewalt des seelischen Gegendruckes, ein stechender Schmerz in das Herz. Es schien sekundenlang auszusetzen, dann schlug es weiter, dumpf und schwer.

Als der Mann von nebenan in das Zimmer trat, war die Kommode geschlossen, saß die Frau am Fenster auf einem der blau und weiß gestreiften Stühle und sah wieder hinaus auf die Flügel der Mühle, die nun festgestellt waren und sich drohend schwarz vor dem Blau des Himmels spreizten.

„Das war ja ein langer Besuch. Was wollte der Graf?“

„Die Jugendfreundin begrüßen,“ sagte die Frau, mit ihrem gewöhnlichen Ton.

„Und du hast es nicht für nötig befunden, mich zu rufen,“ warf er ihr mit gekränktem Ton vor.



Negerin aus Algier. Nach einer photographischen Aufnahme.

Sie dachte mühsam nach. Weder ihr noch ihm war der Gedanke gekommen, den Hausherrn herbeizuholen. Das war gewiß auch sonderbar und unartig gewesen — in Steiners Augen.

„Vergib," sagte sie, „aber Gerd wußte nur Unerquickliches von den Meinen zu erzählen, das wollte ich dir ersparen."

Er fragte nach. Und während sie mit übermenschlicher Anstrengung sprach, ihm den wahren Grund und Zweck des Besuches tief verhehlend, fühlte sie immer und immer das stechende Weh in ihrem Herzen.

3.



Die kleine Walburga lief aus dem Haus, beide Hände an den Ohren, die ihr noch schmerzten von den peitschenden Schlägen mit dem Schreibheft. Sie lief und lief, die Straße hinab, den Weg entlang, ins Feld hinein. Denn diese werdende Straße führte als fahrbarer Weg weiter, zwischen Kartoffelfeldern, Rübenpflanzungen und Getreidebreiten.

Draußen setzte sich Walburga auf den Rain eines abgemähten Feldes, die Füßchen in der ausgegrabenen Wasserrinne, die Weg und Feld voneinander schied und mit Gras ausgewachsen war.

Trotz war in ihrer Seele, und sie dachte immer nur dies eine: ich mache es wie Lars und laufe davon.

Als ihre Pulse, die von der Erregung und dem Lauf schnell flogen, sich allgemach beruhigten, dachte sie eine Weile garnichts, sondern starrte ins Blaue.

Die sommerliche Stille in der Natur wirkte auf das Kindergemüt. Der Blick schweifte von hier weit umher; fern zum Horizont senkte sich das Land, und dort kränzte es blauschimmernder Wald. Rechts ging eine Pappelallee über den Erdrücken zum Walde hin, hie und da zogen sich wie dunkle Linien niedere Knicke zwischen den Feldern entlang.

Fern schritt ein Pflüger über eine Koppel und jedesmal, wenn er sein Gespann wendete, klang sein Anruf durch die stille Luft. Ein weißbunter Jagdhund folgte dem Pflüger auf den Fersen in jeder Furche nach.

Links senkten sich die Felder, auch von einer Chaussee durchschnitten, zu dem Spiegel des Flusses hinab, an dessen jenseitigem Ufer, hinter vorgelagerter Wiesenhalbinsel, sich breit und mächtig die alte Hansastadt erhob, den Horizont hier abschneidend; aus ihrem Dächergewirr reckten sich die gewaltigen Backsteintürme mit den hohen spitzen Kupferdächern empor, welche, schwarzgrün vom Alter, das einzig Dunkle an dem rothellen Stadtbild waren.

Walburga wandte diesem stolzen Bild den Rücken, sie träumte in die sanfte Ferne hinein, zum blauen Wald hinüber.

Die Erdkrume zwischen den Stoppeln, an deren Grenze sie saß, war hart und ausgetrocknet. Gelber Löwenzahn auf halb verwelktem Stengel wucherte reichlich da und legte seine schwanken Leiber flach zur Erde nieder. Walburga pflückte davon, soweit ihre Hände greifen konnten. Erst ganz gedankenlos, dann in dem Erinnern, daß die Mutter Feldblumensträuße liebe. Etwas weiter hinein standen noch Kornblumen, die der Sense entgangen waren oder neu zu erblühen begonnen hatten. Sie stand auf, bückte sich von Schritt zu Schritt, und während sie dem Schrei eines Raben lauschte, der eben hoch über ihr durch die Luft schoß, erwachten in ihr allerlei kleinmütige und sorgenvolle Gedanken.

Davon war sie nun einmal gelaufen, zu einer Tageszeit, wo ihr der Vater das Spielen im Gärtchen oder Feld verboten hatte. Das ließ sich nicht mehr ändern. Aber es hieß auch zurückkehren. Aber wie? Und was stand bevor? Mußten nicht die hundertmaligen Abschriften der falschen Vokabel noch gefertigt werden, würde nicht über das Davonlaufen noch eine neue Arbeit diktiert werden? Und dann mußte sie den ganzen schönen Abend in der Eßstube sitzen, wo es immer noch so nach feuchten Mauern roch und wo es so schwer war, nachzudenken, weil man immer dort hören konnte, wie der Wind seine merkwürdigen Lieder auf den Mühlenflügeln spielte.

Ach und hier draußen war es so schön. Ihre kleine Seele begriff den Zauber der Feldeinsamkeit nicht, aber sie fühlte ihn doch.

Die Sonne flammte so am Himmel, daß man in ihren Diamantglanz nicht hineinblinzeln konnte. Sie stand nun gerade über der Stadt.

Noch zwei Stunden vielleicht und dann war sie hinter jene Mauern versunken, und

die Türme und die Giebeldächer zu ihren Füßen standen schwarz vor goldenem Hintergrunde.

Wenn doch der Vater einmal mit hinauskommen möchte, es zu sehen. Er hatte aber niemals Zeit oder Lust ins Feld zu wandern; er nannte das „die besten Arbeitsstunden vertrödeln“ und daher begriff er auch nicht, daß man hier viel glücklicher sein konnte, als drinnen vor dem Tintenfaß. Die Mutter aber ging gern mit ihr hier am Rain entlang, still die kleine Hand in ihrer großen, festen haltend. Aber ihr helfen, sie retten vor dem ewigen Lernen, das konnte auch die Mutter nicht. Auf alle Klagen antwortete sie nur: Der Vater hat gewiß dein Bestes im Auge. Und leider half die Mutter auch nie mehr bei den Aufgaben, wie sie früher gethan, seit sie Walburga einmal zu einem Fehler verholfen, dessen Verbesserung nachher fünfzigmal abgeschrieben werden mußte.

In ihren tiefen Sorgengedanken hatte sich das Kind wieder mehr den letzten Häusern genähert. Der Strauß war dick und farbenfreudig blau und gelb geworden. Mehr Stengel konnte die kleine Linke nun nicht fassen. Mit dem Handrücken der Rechten wischte Walburga sich die erhitzte Stirn ab und schlug dann Staub und Halmspuren vom Gewand, die sich bei dem wiederholten Niederknien daran geheftet.

Sie achtete eines Mannes nicht, der aus der Straße gekommen war und nun zögernd still stand.

„He — du Kleine,“ rief er zu ihr hinüber.

Walburga kam nicht sehr eilig an den Rand des Feldes. Der Herr mit dem rötlichen Bart und dem schwarzen Cylinder — solchen trug der Vater nur, wenn er Neujahr dem Direktor einen Besuch machte — war ihr fremd. Und in der Seele des Kindes schlummerte ein hochmütig ablehnendes Gefühl gegen jeden fremden Menschen, das freilich in Walburgas Lebensalter nur erst in den Formen der Blödigkeit in Erscheinung trat.

Sie sah sich dann auch den Herrn aus beträchtlicher Entfernung an und antwortete nichts.

Ihre kleine zierliche Gestalt erhob sich vor dem hellen Himmel, denn hinter ihr senkte sich das Land, und sie stand auf dem Felde wie eine gezeichnete Figur auf dem Strich. Zwischen den Falten des hellen Sommerkleidchens leuchtete der gelbbunte Strauß auf, den sie in der herabhängenden Linken trug. Einer von ihren schwarzen Strümpfen war herabgesunken und ließ das Beinchen sehen. Ihre Haare hatten sich bei dem vielen Bücken gelockert, standen wie eine Mähne um den Kopf und umrahmten das Gesicht.

„Bitte, zeige mir den Weg in die Stadt zurück,“ rief der Fremde.

Walburga kam näher, zog im Schreiten ihren Strumpf hoch und fragte dann:

„Was?“

So recht gedehnt und unhöflich nach Kinderart.

Er sah das reizende Mädchen an — sein Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an. Diese hellblauen Augen, dunkel bewimpert, kannte er doch.

„Zur Stadt,“ sagte Walburga, die trotz des „was?“ recht gut verstanden hatte, „gehen Sie immer der Straße nach, auf die kommt man gleich, wenn man sich von der Mühle links hält. Man kann sich auch übersetzen lassen, das ist näher.“

„Heißt du Walburga Steiner?“ fragte er.

Sie lachte ein wenig über solche dumme Frage. Wie sollte sie wohl sonst heißen.

„Natürlich,“ sagte sie.

Er übersprang den kleinen trockenen Graben, worauf sie sich einige Schritte zurückzog.

„Fürchte dich nicht, Kind. Ich bin ein Freund deiner Mutter und habe mit ihr gespielt, als sie so groß war, wie du.“

„Ach, nein,“ sagte Walburga und sah ihn neugierig an.

„Du kannst sie nachher fragen; ich komme gerade von ihr. Ich heiße Gerd — Onkel Gerd,“ erzählte Rakitsch. Er konnte sich an dem Kinde nicht satt sehen.

Seine und Josephinens Jugend erwachte vor ihm — gerade so däuchte ihm, hatte sie einst vor ihm gestanden.

„Geh ein Stückchen mit mir, zeig mir den Weg,“ bat er.

Sie schüttelte den Kopf. Sie mochte nicht und wollte nicht und durfte auch garnicht.

„Magst du nicht gefällig sein?“ fragte er und fühlte, daß ihn Rührung ergriff, jemehr er sich in dies kleine Gesicht gleichsam hineinsah.

„Vater schilt," sprach sie, „ich darf nicht weggehen, Mutter sagt, nicht mit fremden Leuten sprechen."

„Ich bin kein Fremder; wenn du sagst, du seiest mit mir gegangen, wirst du keine Schelte bekommen."

„Hat Vater das gesagt?" fragte sie lebhaft.

„Nein, ich weiß es aber."

Darauf schüttelte sie wieder den Kopf, und wenn er sich noch mit dem kleinen halsstarrigen Ding unterhalten wollte, mußte er sich enschließen, bei ihr stehen zu bleiben.

„Willst du mir die Blumen schenken?"

Sie verneinte stumm. Er mußte lächeln — voll Wehmut. Die Tochter wollte ihm sowenig gewähren, als die Mutter gethan. Fühlte er doch, als er von ihr gegangen war, daß er nichts, nichts von ihr erhalten hatte, nicht das kleinste bißchen Vertrauen, keine Gewißheit, ob sie glücklich oder unglücklich sei.

„Höre, Walburga," sagte er, „dein Bruder Lars hat mehr Zutrauen zu mir, als du. Er hat mich besucht."

Das sagte er, um ihr gleichsam einen Beweis zu geben, daß er ihre Familie auch wirklich kenne. Der Erfolg war über Erwarten.

„Ach — Lars," rief sie gedehnt, wie man von dem unerreichbaren Gegenstand der Bewunderung spricht. „Er ist fortgegangen. Ich wollte auch beinahe. Aber es geht nicht — wegen Mutter."

„Weshalb ist Lars denn fortgegangen?" fragte der Mann mit klopfendem Herzen. Konnte dieser Kindermund ihm vielleicht mehr verraten, als die herbe Frau gethan? „Ich hörte, wegen des vielen Lernens."

„Darum auch," erzählte sie wichtig, „aber er will ein berühmter Mann werden und Mutter befreien."

Graf Gerd hielt den Atem an. Also doch — doch elend — —

„Wovon?" fragte er mit unsicherer Stimme.

Walburga sah ihn verdutzt an. Wovon? das wußte sie nicht. Lars hatte es so gerufen und es klang sehr schön und für Walburga auch garnicht fremdartig, denn solche Reden kamen in ihren Märchen oft genug vor.

„Ach, er sagte man so. Ich weiß nicht," antwortete sie endlich zögernd.

„Warum wolltest du denn auch beinah fort?"

„Ich? na, ich mag doch nicht Lehrerin werden, und ich mag doch nicht immer so viel Strafarbeiten schreiben. Schreiben ist gräßlich."

‚Er ist also ein Tyrann gegen seine Kinder — sie muß darunter leiden, und wenn sie selbst ihn auch immer noch liebt,' dachte Gerd verzweifelt.

„Höre, mein Kind," begann er entschlossen, „ich schreibe dir auf einen Zettel meine Adresse," er nahm sein Taschenbuch aus der Brusttasche, „und wenn du eines Tages etwas brauchst, so schreibst du mir."

„Mutter sagt, Kinder brauchen nichts, als was sie von den Eltern haben."

Er lächelte. So also impfte sie der Kleinen ihren abwehrenden Stolz und ihre klaglose Genügsamkeit ein.

„Nun," erläuterte er, „zum Beispiel, wenn du Lehrerin werden sollst und auch dann noch nicht magst, wenn du mehr Urteil und Verstand hast als heute. Oder, wenn deine Mutter plötzlich krank würde, Euch ein Unglück träfe, dein Vater stürbe — kurz, in außerordentlichen Fällen. Hast du das verstanden?"

Sie nickte, mit leuchtenden Augen.

„Bewahre dieses Blättchen, sprich deiner Mutter nicht davon," schärfte er ihr ein, „denn sie ist so stolz, daß sie dich verhindern würde, mich zu rufen, auch wenn ich allein Euch helfen könnte."

Der Mann war sich nicht bewußt, daß seiner Handlungsweise etwas sehr Thörichtes und dem Kinde Schädliches anhaftete. Er wußte nicht, daß er einem romantischen Kinderköpfchen eine gefährliche Nahrung für überspannte Ideen gab.

Sein ritterlicher Sinn hatte von jeher Neigung gehabt, den unerwarteten Helfer der Unglücklichen zu spielen; jede Gutthat seines Lebens hatte irgend einen Beigeschmack ungewöhnlicher Art.

Walburga las die Schrift auf dem Blättchen.

„An Herrn Gerd zu Rakitsch bei Kozlin in der Provinz Posen."

Den Grafentitel wenigstens hatte er verschwiegen. Da seine Besitzung denselben Namen führte wie sein Geschlecht, war er sicher, daß ein Brief, so überschrieben, ihn stets erreichen mußte.

Walburga steckte den Zettel vorn in ihr Kleid, mit dem Vorsatz, ihn zu Hause in ihre Sparbüchse zu verschließen.

„Da,“ sagte sie dann und streckte Gerd plötzlich die Blumen hin, „nehmen Sie sie.“

Er war ergriffen. Die Gabe von Josephinens Kind schien ihm wie ein Blumenstrauß, den man auf einem Grab pflückt. Er neigte sich und küßte das Kind auf die Stirn.

Walburga sah ihn fortgehen, in schwerem Nachdenken starrte sie hinter ihm her. Es war das erste außergewöhnliche Ereignis ihres Lebens, und sie war geneigt, diesen schönen Mann für einen verkleideten Prinzen zu halten, sie hatte auch sehr wohl an seiner Hand einen sonderbaren alten Ring gesehen, dessen obere Platte einem flachen Petschaft glich.

Plötzlich fiel ihr der Vater und die unglücklichen Vokabeln wieder ein. Sie rannte nach Hause, aber ohne jenes Furchtgefühl, welches ihr vorhin die Rückkehr als ein grauenvolles Wagnis hatte erscheinen lassen. Was konnte ihr viel geschehen? Wurde es zu arg, schrieb sie an den „Prinz.“

Aber daheim kümmerte sich heute niemand um sie. Die Mutter kam garnicht zum Vorschein. Der Vater saß in seinem Studierzimmer, und so kramte Walburga denn ihre Schreibsachen heraus, ließ sich an der Wachstuchplatte des Eßtisches nieder, wo es ohnehin wegen der Tintenflecke nicht so ängstlich war, und schmierte mit großer Flüchtigkeit ihre Arbeiten hin, mit den Beinen baumelnd, oder auf den Mühlplatz schauend, wo die Kinder aus den einmündenden Straßen lärmten.

Endlich kam das Mädchen und deckte den Abendtisch, worauf Walburga ihr Interesse dem bevorstehenden Abendessen zuwandte. Es gab Pellkartoffeln und Hering, und der Vater und Beheim bekamen noch Butterbrot und Käse hinterher, was Walburga wieder mit Entrüstung gegen Beheim erfüllte.

Die Hausgenossen versammelten sich.

„Gott Mutter — wie siehst du aus?“ rief Walburga. „Ganz anders.“

Ja, alt und elend war Josephine Steiner scheinbar seit wenigen Stunden geworden.

Aber sie lächelte, ein schwaches, unwahres Lächeln, und sagte, sie habe ein wenig Kopfweh.

Beheim sah sie tief mit seinen dunklen Augen an und äußerte kein Wort des Bedauerns.

Doktor Steiner neigte sich über seinen Teller und aß mit der Hast eines Menschen, der mit allen seinen Gedanken anderswo weilt.

Ein Druck lag auf ihm, der ihn mit Sorge, halb und halb mit Schmerz erfüllte. Seit vielen, vielen Jahren zum erstenmal war an seines Weibes Ohr ein Ruf aus jener anderen Welt ergangen, der sie einst um seinetwillen entfloh. Was ging in ihrer Seele vor?

Diese Frage, die bald nach den ersten Monden ihrer Ehe in ihm aufgetaucht war und seitdem jeden Augenblick wieder in ihm laut wurde, wo er seinen Geist nicht mit seinen Schulsachen beschäftigte, diese Frage erhob sich heute riesengroß.

Bereute sie? Litt sie? Sehnte sie sich zurück? Hatte sie dem Jugendfreund ihr Herz entdeckt? War darin Liebe für den Gatten? Oder Haß? Oder Gleichgültigkeit? Hatte sie sich zu ihm bekannt oder ihn verleugnet?

Und dieser Tag hinterließ seine Spuren — unmerkliche, aber doch von jedem gefühlt.

Der junge Beheim sah es wohl, daß die tadellose Pflichterfüllung der stillen Frau noch mechanischer geschah als ehedem. Nur wenn der Postbote kam, erschien ein seltsames Licht in ihren Augen, das stets schnell erlosch. Es war das Licht der Erwartung gewesen, das verflackerte, weil immer noch keine Kunde von Lars kam.

Doktor Steiner wurde noch strenger und mürrischer als er je gewesen. Der junge Beheim hörte in der Schule nur Äußerungen des Hasses gegen diesen Lehrer. Auch Walburga erfuhr diese Strenge, aber sie ertrug sie mit seltsamem, stummem Trotz und gab sich keinerlei Mühe, in ihren Leistungen besser zu werden.

Als Beheim ihr einmal sagte: „aber Walburga, du wirst nie dazu kommen, dein Lehrerinnenexamen zu machen,“ lachte sie geheimnisvoll und erklärte, daß sie gar nicht daran denke. Übrigens half Beheim ihr zuweilen bei den französischen Aufsätzen.

Die Jahre gingen so herum, man wußte nicht wie. Durch die Eintönigkeit erschienen sie im Rückblick so kurz und in der Gegenwart so lang.

Das einzige Ereignis, von Walburga mit Jubel begrüßt, war das Abgehen Beheims, der sein Abiturium mit Auszeichnung gemacht hatte. Nun wurde man doch diesen Menschen los, der immer die größten und besten Stücke bei Tisch bekam.

Aber seltsamerweise war der Abschied gar nicht lustig. Ja, die Mutter war offenbar traurig, denn man beobachtete oft, wie ihr Auge auf dem bisherigen Hausgenossen ruhte und dabei umflort schien.

Walburg war im Vorgärtchen und grub ihr Beet um, auf welchem sie farbenprächtige Blumen zog. Es war frühlingskühl in der Luft, und die Erde roch nach Feuchtigkeit. Die Rasennarbe auf dem Mühlplatz fing an zu grünen und die Mühlflügel peitschten durch die wildbewegte Luft. Das Fenster vom Eßzimmer stand auf, um die Dünste der Mahlzeit, die vorüber war, hinaus zu lassen. Drinnen aber stand Beheim vor der Mutter.

„Ich danke Ihnen, Frau Doktor,“ sagte er mit zitternder Stimme, „für alles, alles. Sie sind wie eine Mutter zu dem Elternlosen gewesen.“

„Nein, lieber Beheim — loben Sie mich nicht. Es ist nicht meine Art, Mutterzärtlichkeit zu zeigen. Ich weiß, ich hätte Ihnen mehr sein sollen,“ sprach sie mit ungewöhnlicher Offenheit in Ton und Blick.

„Ich habe Sie immer verstanden,“ sprach er einfach.

Darauf war eine Stille, wie wenn zwei Menschen zu bewegt sind, um zu sprechen.

„Sie gehen nach Berlin — wenn — wenn — Sie — Lars . . .,“ begann die Frau leise.

„Ich werde ihn suchen. Und was ich auch finde — ich werde Ihnen die Wahrheit sagen über ihn,“ versprach der junge Beheim mit heiliger Versicherung.

Dann hörte Walburga nichts mehr. Nach zwei Minuten stand Beheim vor ihr. Er war noch sehr gewachsen in den letzten zwei Jahren und sah wirklich ungeschlacht aus. Seine Beinkleider waren ihm auch zu kurz und sein Teint schlechter als je. Das sah Walburga in diesem Augenblick besonders genau.

„So lebe denn wohl, liebe Walburga,“ sagte er und hielt ihr die Hand hin.

„Ach, ich habe Erde an den Fingern. Na — —“ und sie wischte sich an der Schürze ab. „Du kannst dich freuen, du reist nach Berlin.“

„Ich freue mich nicht, weil ich doch dich und deine Mutter nicht mehr sehen werde,“ sprach er. Der Blick seiner dunklen Augen hatte etwas an sich, daß sie nicht recht hineinsehen konnte. Ihr selber ward es ein bischen unklar vor den Augen. Das war doch zu dumm.

„Du wirst nun Student,“ begann sie ablenkend.

„Erst diene ich mein Jahr.“

„Und dann? Was willst du eigentlich werden?“ fragte sie.

„Doktor der Philosophie — Neuphilolog — Schullehrer.“

Walburga ließ den Spaten fallen, auf den sie sich noch immer gestützt hatte.

„Das sieht dir ähnlich,“ sagte sie höhnisch, „du willst wohl Vater nachstreben.“

„Allerdings ist es die Persönlichkeit deines Vaters, welche den Hauptanlaß meines Entschlusses bildet,“ sagte er ernst, „aber wohl in anderer Weise, als du denkst. Ich kann dir das noch nicht erklären.“

„So,“ antwortete sie gedehnt, weil sie nichts zu sagen wußte.

„Ich werde dir dann und wann schreiben,“ hob er an.

„Ach nein, das laß nur, es ist mir ganz egal, wie es dir als Schulmeister geht,“ beschied sie ihn.

„Wie du willst. Ich bin fünf Jahre in eurem Hause gewesen und habe dich sehr lieb, Walburga. Es thut mir leid, daß du in dieser langen Zeit nicht auch gelernt hast, etwas von mir zu halten. Adieu.“

Er hielt ihr nochmals die Hand hin. Sie sah ihn ein bischen furchtsam an, auf einmal wurde ihr sehr weich ums Herz und als Beheim dann am Staket draußen entlang ging, seinem von einem Mann vorangekarrten Gepäck nach, fing sie an zu weinen.

„Adieu, Viktor,“ rief sie schluchzend. Er sah sich um und winkte voll Wehmut zurück.

Sie grub weiter, aber da sie den Kopf bückte, rannen die Thränen an ihrem Näschen entlang, noch lange, bis es endlich in ihr austrotzte:

„Um den dummen alten Beheim — nein so was.“

Damit gewann sie ihre Fassung zurück.

Die materiellen Vorteile stellten sich auch nicht ein; nachdem zwei Tage die Schüsseln so voll gewesen waren, wie bei Beheims Gegenwart, machte der Vater darauf aufmerksam, daß doch ein Esser weniger bei Tische sei und man darnach die Quantität richten müsse. Von da an wurde es wieder recht knapp.

Walburga dachte oft, daß sie, wenn sie die Mutter wäre, nicht immer so blind gehorchen möchte, sondern sich vor allen Dingen immer ihre Leibspeisen kochen würde.

Beheim schrieb zuweilen an die Mutter kurze Briefe, worin er sagte, daß seine Militärpflichten ihn hinderten, sich viel umzuthun, da er auch noch gar keinen einstigen Mitschülern begegnet sei. Nach diesen Briefen sah die Mutter immer noch blässer aus.

Zu Weihnacht schickte Beheim eine Kiste mit Geschenken, für Walburga war eine niedliche Brosche dabei, eine Fliege von einem Amethyst. Die Freude hieran wurde dem Mädchen bald versalzen, denn es hieß einen Dankbrief an Viktor Beheim aufsetzen. Walburga hatte noch nie an einen Menschen einen Brief geschrieben, es war eine furchtbare Arbeit. Und mit „Du“ konnte sie doch den Einjährigfreiwilligen auch nicht anreden. Die Mutter lehnte es lächelnd ab zu helfen. Wohl eine Stunde saß Walburga vor einem Bogen, unter den ein großes Linienblatt geschoben war. Auf die Frage, wie sie „ihn“ denn anreden solle, hatte die Mutter gesagt „wie du willst“. Und so stand denn endlich da:

„Geehrter Herr! Sie haben mir eine Ahmetistbrosche gesendet, für welche ich mich vielmals bedanke. Ich finde die Amehtistbrosche sehr schön. Mir geht es recht gut, ich komme Ostern vielleicht in die zweite Klasse. Sonst ist bei uns nichts Neues passiert. Ich grüße sie vielmals als ihre geehrte

P. S. Eilig. Walburga Steiner.“

Walburga war sehr uneins, ob sie das Wort „Amethyst“ auch richtig geschrieben habe. Beim Überlesen fand sie, daß es sehr schlau gewesen, eine verschiedene Schreibart dafür zu erwählen, eine würde wohl richtig sein. Dann konnte Viktor die andere für Flüchtigkeit halten, weshalb sie noch „P. S. Eilig“ unterschrieb. Auch verbesserte sie noch das kleine s und i in große Buchstaben und war mit sich zufrieden.

Die Mutter that diesen Brief schleunig in ein Couvert, damit der Vater ihn nicht sähe. Der wäre entsetzt gewesen. Denn er begriff nicht, daß ein Kindergeist wie mit Windesflügeln vorauseilen kann und alle Vorstufen des Wissens überspringend, sich mit großen, mit höchsten Fragen zu beschäftigen vermag; daß so ein junger Geist im ABCbuch der Schulbildung traurige Stümperleistungen hervorbringen und sich zugleich dem tiefsten Sinnen hingeben kann über die Wunder in der Natur, über Gott und den Menschen.

Um einen Kindergeist zu verstehen, muß man die eigene Kindheit allezeit lebendig in Gedanken haben.

So verstand Josephine ihr Kind, während bei Steiner sich der Mensch nach fortschreitenden Lectionen zu entwickeln hatte, dafern Steiner überhaupt glauben sollte, daß es ein brauchbarer Mensch werde.

Um Ostern lief ein Brief ein, der eine Tage lange Debatte zwischen den Eltern hervorrief. Das heißt, eigentlich debattierte Steiner mit sich selbst, für und wider erwägend, und die Mutter sagte nur immer, ihr sei alles recht.

Der Vormund des jungen Beheim, ein Großkaufmann in Hamburg, hatte sich nicht allzuviel um sein Mündel gekümmert. Alle Jahre zweimal, zu Neujahr und Pfingsten, lud er ihn nach Hamburg ein und hörte bei dieser Gelegenheit nie ein Wort der Klage über das Haus Steiner. Da auch Viktor Beheim stets vorzügliche Zeugnisse einsandte, nahm der Vormund an, daß die Steiners die besten Pensionseltern und Erzieher von der Welt seien. Er hatte wieder für Mündel zu sorgen, diesmal waren es zwei Knaben von acht und zehn Jahren; er bat um Aufnahme bei den so „bewährten Freunden“, wie er sie nannte, ohne jemals anders als brieflich mit ihnen verkehrt zu haben.

Zwei Pensionäre — junge, sehr erziehungsbedürftige Knaben, vielleicht mit schlechten Anlagen, denn der Vormund hatte durchblicken lassen, daß der eine strenger Zucht bedürfe.

Aber das Geld — Steiner rechnete aus, daß man jedes Jahr tausend Mark zurücklegen könne. Und das gab den Ausschlag. Da Steiner an keiner einzigen Privatschule Stunden gab, er war sehr unbeliebt und

man forderte ihn trotz seiner gemachten Bemühungen nicht auf, so konnten nur auf diese Weise Mehreinnahmen erzielt werden.

Friedrich und Ludwig van Holten, oder wie sie einander nannten „Fiedti und Lude“, langten denn auch alsbald an, mit einer Unmasse von Gepäck und Spielsachen. Sie wurden bald der Schrecken des Hauses und der Gegend.

Walburga begriff nicht, warum ihre Eltern die Rangen behielten, denn sie sah oft den herben Schmerzenszug im Angesicht der Mutter sich vertiefen bei den Unarten der Knaben. Sie wußte noch nicht, daß in ihrem Vater der Dämon der Erziehungswut erwacht war. Er wollte und mußte diese Rangen bändigen, die nicht den allermindesten Respekt vor ihm hatten. Keinen Respekt vor Doktor Steiner! Klein und mürbe mußten sie werden. Und an diesem täglichen Kampf ärgerte sich der leberleidende Mann halbtot — ob es seiner Frau zu viel werde, diese Frage tauchte gar nicht in ihm auf.

Walburga hatte sich gut zu stellen gewußt mit den Knaben. Sie hatte, kraft ihres Rechts als ältere, beiden schon am zweiten Tag gelegentlich ein paar tüchtige Ohrfeigen gegeben, die einzige Art, ihnen Respekt einzuflößen. Dann war sie oft in der Lage, ihnen Dienste zu leisten: Pferdezügel nähen, Säcke für den Speicher machen, Wolle herzuleihen, leere Garnrollen zu schenken. Aber sie that und gab nichts, ohne die Gegenleistung, daß man sie nicht neckte und quälte, ihre Sachen nicht antastete. Der Friede, den sie genoß, war nur das Resultat eines Handels.

Dies Jahr schickte Beheim wieder ein Geschenk für Walburga, eine römische seidene Schärpe, die Walburga gar nicht tragen konnte, ohne sehr auffallend zu werden, und die deshalb im Kasten blieb. Und diesmal weigerte sich Walburga entschieden, ihm einen Dankbrief zu schreiben. Es machte sie so verlegen — an einen Studenten schreiben — unmöglich.

Die Mutter zwang sie nicht, sie ließ dem Mädchen, das oft träumerisch war und ihr Wesen zu verändern schien, viel freien Willen. Nur wußte sie Walburga von allen intimeren Freundschaften mit Schulgenossinnen fernzuhalten.

Als zum folgenden Weihnachtsfest wieder ein Paketchen mit der Post kam, sagte die Mutter „der gute Beheim,“ und der Vater setzte hinzu, „ja, er weiß, was ihm der Aufenthalt bei uns fürs Leben nützte“ und schloß mit einem Seufzer in Gedanken an die beiden van Holtens.

Walburga öffnete die Schachtel. Ein Schmucketui lag darin. Mit unsicheren Händen öffnete sie — wie konnte diese treue Anhänglichkeit des einst so sehr Gehaßten sie auch ganz unberührt lassen. Ihre kleine jungfräuliche Seele fühlte sich doch recht sehr geschmeichelt.

Ihr entfuhr ein Ausruf höchsten Staunens. Ein mattglänzender Armreif lag vor ihr, sein goldenes Rundschloß oben mit einer künstlerisch ornamentierten kleinen Platte, welches die Form eines Wappenschildes hatte. Und auf diesem Schild war der Arm mit dem Schwert, sowie das Kreuz eingegraben, wie es auf dem Bilde der Großmutter gemalt stand.

Eine kleine weiße Karte lag dabei. „Von G.“ stand darauf — nichts weiter.

Walburga wurde dunkelrot. Ihr Herz schlug sehr — von jenem Fremden, den sie rufen sollte, wenn ihr ein Unglück nahte. Sie sah zaghaft auf die Eltern. Der Vater hatte sich abgewandt, auf dem bleichen Gesicht ihrer Mutter lag der Wiederschein einer wundervollen Beglückung.

Ihr kam es vor, als stehe ihre Tochter noch unter einem unsichtbaren, sichern Schutz; als schwebe eine starke Hand schirmend über ihr.

„Darf ich es behalten?“ fragte Walburga.

„Ja!“ sagte ihre Mutter so fest, daß vom Vater keine Gegenrede kam.

„Bei wem muß ich mich bedanken?“ fragte sie weiter, denn sie wagte nie, den Besitz jenes Zettels zu verraten.

„Ich werde es für dich thun,“ sagte Steiner schnell.

Die Frau schwieg dazu. Brauchte Gerd Dank? Einen geschriebenen, förmlichen Dank? Sein treues und vornehmes Herz bedurfte dessen nicht, es ahnte die innige Freude, die er bereitet.

Am selben Tag ging eine Karte an den Grafen Gerd zu Rakitsch ab.

„Oberlehrer Dr. Steiner“ stand auf der einen Seite und auf der andern:

„Der Umstehende dankt Euer Hochgeboren



Ein Echo. Nach dem Gemälde von W. Homer.

für die schöne Gabe an seine Tochter. Aber er bittet, das Kind künftig nicht mehr mit Geschenken zu überraschen, die ihm unerklärlich sein müssen und auch nicht für seine Lebensverhältnisse passen."

Steiner hatte seine Perlschrift noch verkleinern müssen, um alles auf die Karte zu bekommen.

Erst viele Tage nachher dachte Walburga plötzlich daran, daß Viktor Beheim nichts geschickt habe. „Zu einer Neujahrskarte wenigstens hätte er sich aufschwingen können," sagte sie sich böse. Und sie malte sich verächtlich aus, in welch leichtsinnige Gesellschaft er doch in Berlin geraten sein werde.

Fiedti und Lude schrieen hinter Walburga her, daß ihr das Armband „zu Kopf gestiegen" sei. In der That fühlte Walburga seitdem einen besonderen kleinen Hochmut in sich. Die romantische Geschichte mit dem Freund ihrer Mutter gab ihrer kleinen Person, in ihren eigenen Augen, etwas sehr Wichtiges. War sie allein in ihrer Stube, trug sie stets das Armband. Die Mutter hatte verboten, es vor der Konfirmation, die zu Ostern bevorstand, anzulegen.

Über das Wappen machte sie sich keine Gedanken, sie wußte längst, daß auch die Patrizierfamilien der Stadt ihre Wappen hatten, und auf eine Frage nach dem Mädchennamen ihrer Mutter hatte man ihr „Roth" als diesen genannt. Aber daß die Familie sehr reich und vornehm gewesen, stand fest bei ihr und daß dieser Herr Gerd eine Rolle im Leben ihrer Mutter gespielt, glaubte sie auch.

Bald aber trat vor den Einflüssen des Konfirmationsunterrichts alles zurück: der Zorn auf Viktor Beheim, das Interesse für den Geber des Armbandes.

Walburga faßte eine schwärmerische Verehrung für den Geistlichen, der sie unterrichtete, gab sich mit gläubiger Reinheit und Zweifellosigkeit dem frommen Glauben hin und erwartete voll Andacht ihre Konfirmation.

Unter Thränenschauern lag sie nachher an der Brust der Mutter. Der brausende Orgelklang, die schöne väterliche Rede des Predigers, das Knieen am Altar hatte ihre

junge Seele maßlos erschüttert. Ihr Herz war voll zum Zerspringen.

Josephine, bleich und in Thränen lächelnd, hielt ihr geliebtes — ach ihr einziges Kind — still in ihren Armen, und von ihren Lippen ging ein stummes Gebet, daß der Allbarmherzige droben ihr diese Seele nicht verloren gehen lassen möge — wie jene andere, für die sie einst auch so gebetet.

Steiner war gerührt. Ein weicher Hauch ging durch sein verärgertes Gemüt. In diesem Augenblicke zürnte er seiner Tochter nicht mehr, er bemitleidete und beklagte sie ihrer schlechten Schulleistungen wegen und sah diesen ernsten Tag als Gelegenheit zur Rettung, als Wendung zum bessern an. „Gott segne dich, mein Kind," sagte er herzlich und legte seine magere Hand schwer auf ihr Blondhaar; „dieser Tag möge dir ein Tag der Einkehr werden und dich begreifen lassen, daß du von nun an die Pflichten als Erwachsene hast. Nur wer täglich im kleinen seine Arbeit treu erfüllt, kann hoffen, ein nützlicher Mensch zu werden. Lege deine Oberflächlichkeit ab, strebe nach Gediegenheit, sonst weiß ich nicht, was aus dir werden soll."

Walburga hatte ihren Vater innig umarmt und eine Aufwallung guter Vorsätze gehabt, aber unter seiner Rede Schluß erkaltete ihr Herz wieder, und sie trocknete ihre Thränen, indem sie sich sagte, daß das Leben vielleicht doch noch einen anderen Maßstab habe, als den nach Schulleistungen.

So hatten sich denn die Pforten der Kindheit hinter ihr geschlossen; sie aber stand draußen und sah mit großen Augen in die Welt und in die Zukunft hinein, in welcher es sich entscheiden sollte, was denn aus ihr werden würde.

4.



ars Steiner saß an seinem vierbeinigen Holztisch und schrieb. Links von ihm stand eine Petroleumlampe mit Milchglaskuppel, aus welcher ein Randstück schon vor langer Zeit geschlagen war, denn die Linie des Bruches war braun. Der helle Schein fiel auf seine Stirn, die er über die großen Bogen Schreibpapiers geneigt hielt. Lars Steiner hatte keinen Halskragen um, und das Hemd, welches im Westenausschnitt sichtbar wurde, war nicht gestärkt. Sein Jackettanzug sah recht abgetragen aus und war ein Stück jener billigen Dutzendware, welche ein Erzeugnis der Massenanfertigung ist.

Rechts von Lars standen neben dem Porzellantintenfaß die Manschetten und der Kragen. Es war Gummiwäsche.

Der Tisch stand hart an eine bilderleere Wand gerückt, links befand sich die Frontmauer des Hauses, in welcher ein Fenster zu Lars Gemach gehörte, rechts die andere Schmalwand, mit der Thür zum Korridor und dem Ofen in der Ecke. Hinter Lars Rücken, an der anderen Längswand, hatte die Bettstelle ihren Platz, zu deren Füßen ein eiserner Waschständer. Sonst befand sich noch, zwischen Tisch und Ofen, eine Leiste mit Haken an der Wand, an welcher ein Hut hing, auf der Erde darunter stand eine kleine verschließbare Holzkiste.

Der Straßenlärm drang nur als ganz leises, fernes Geräusch herauf. Wenn Lars aus dem Fenster sah, konnte er tief darunten die erhellten Pferdebahnwagen hinkriechen sehen wie Leuchtkäferchen, und die schwarzen Menschenfigürchen erinnerten an das Gewimmel eines Ameisenhaufens. Die Linie der gegenüberliegenden Häuser, mit ihren verschiedenen Fronten, ungleich hoch, ungleicher Fensterhöhe und Einteilung, ihren Läden und ihren teils erleuchteten, teils dunklen Wohnungen, erinnerte ihn immer an eine Reihe aneinander gehefteter Bilderbogen. Er wußte nicht, wie er zu diesem Vergleich kam, aber ihm schien es, als könnte man bei rechtem Studium von jedem Hausbilderbogen eine Menge interessanter Geschichten und Illustrationen ablesen.

Die Stille seines Zimmers wurde ihm oft genug gestört, denn draußen auf dem Korridor stritten seine Wirtin oder sein Wirt sich zuweilen mit den Nähmädchen. An das Klappern der Nähmaschinen, welches den ganzen Tag dumpf durch die Wand drang, hatte er sich schnell gewöhnt. Auch den feinen, trocknen Staub, der aber nicht scharf war wie der Staub auf windbewegter Flur, sondern weich und dumpf die ganze Wohnung erfüllte, auch diesen bemerkte Lars nicht mehr. Herr und Frau Scharnikow nähten Filzröcke und Tricottaillen für eine große Fabrik

und hatten in ihrem einzigen Wohnzimmer vier Näherinnen an Maschinen sitzen.

Im Schlafzimmer zählte Herr Scharnikow die zugeschnitten gelieferten Stücke und die fertig genähten, führte über den Verbrauch von Garn Buch und sortierte die Knöpfe für die Tricottaillen. Über jede schiefe Naht, über jeden verlorenen Knopf, über die etwa zu lang abgeschnittenen Fäden am Schluß der Naht, über das Kommen und das Gehen war Streit.

Mittags und abends zog stets ein fürchterlicher Zwiebelgeruch durch die Wohnung. In der Küche, die am Korridor Lars' Zimmer gegenüber lag, briet oder kochte Frau Scharnikow schnell ihr Mahl, bei dem die geringe Qualität des Fleisches oder der Wurst von dem scharfen Geruch der Zwiebel sozusagen „überschrieen" wurde.

Außerdem roch es stets nach Petroleum; die Maschinen wurden oft damit gereinigt, weil der Fries und das Tricot sehr abflockte und die Räder verfilzte, dann befand sich die kleine Hängelampe auf dem Korridor schon lange in einem Zustand, der gründliches Säubern nicht mehr zuließ.

Lars aß, wenn er Geld dazu hatte, außer dem Hause. Wenn er es hatte — — In seiner ganzen Existenz war ihm dieses Gemisch von schrecklichen Gerüchen das Furchtbarste. Er versuchte oft, sich deshalb zu verspotten, aber er konnte nicht anders — sein Ekel war stärker als seine Vernunft. Er bewies sich, daß es die vornehmen Instinkte seines Wesens seien, überkommen durch die Erbschaft des Blutes, und daß man mit lächerlichen Vorurteilen aufräumen müßte.

Mit wie vielen hatte er nicht aufgeräumt! Er war an die einfachste, aber an die sauberste Haushaltung daheim gewöhnt — hier aß er in billigen Restaurationen für dreißig Pfennige ein unheimliches Essen hinein.

Die umsichtige Mutter hatte ihn mit wenig Mitteln gut in Wäsche und Kleidung zu halten gewußt. Er lief nun schon seit einem Jahr in immer demselben Anzug, der nie rein gemacht wurde, und trug Gummiwäsche.

Oft hatte er nur Kaffee und trockenes Brot zum Leben, aber diese Art der Entbehrung war ihm die allerleichteste.

Hungern deuchte ihm leichter, als die schönen Formen des Lebens, den Luxus hübsch zu wohnen, sich gut zu kleiden zu entbehren, leichter, als mit arbeitsschmutzigen Arbeitern auf dem Omnibus zusammenfahren, als von den Nähmädchen bei Scharnikows wie ihresgleichen angesehen werden, als die Demütigung hinnehmen von Redakteuren, die seine Arbeiten zurückwiesen.

Und er war doch daheim so gar nicht verwöhnt worden, weder mit Luxus, noch mit Ehren. Sein Dasein hatte sich in enger Häuslichkeit abgesponnen, wo man jede unnütze Ausgabe lang vermied; von seinem Vater hatte er täglich demütigende Sachen zu hören bekommen und in der Schule war er, wegen seines unbeliebten Vaters, auch mehr gemieden als gesucht gewesen.

So prüfte er sich denn oft selbst, woher ihm dieser Abscheu vor dem Ärmlichen, Gemeinen und Geringen kam.

Manchmal kam es ihm vor, als wenn er nicht allein wegen der väterlichen Tyrannei entflohen war, als wenn es der Drang nach großen und stolzen Verhältnissen gewesen wäre, der ihn hinausgetrieben.

Mehr als drei Jahre waren verflossen, seit er mit trotzigem Mut unternommen, sich sein Schicksal selbst zu gestalten. Das Geld der Mutter — entlehnt — war lange aufgezehrt. Hie und da glückte es ihm, ein Feuilleton oder eine kleine Novellette zu verkaufen und so hielt er sich, mit mehr oder weniger Not kämpfend, über Wasser. Er hatte ein Drama vollendet, welches niemand drucken oder aufführen wollte, und schrieb jetzt an einem Roman, in welchem er seine ganze Verachtung der modernen Kultur und insbesondere auch des Weibes niederlegte.

Es klopfte. Er hörte nichts. Frau Scharnikow steckte den Kopf durch die Thürspalte. Als sie sah, daß Lars sehr vertieft war, kam sie mit ihrer ganzen rundlichen und stattlichen Figur herein. Sie trug ein marineblaues Kleid mit weißen Tüpfeln, hatte eine türkisch-bunte Schürze vor und auf dem prallen Busen etliche Nähnadeln stecken. Ein Armband von Talmigold und ein Türkisenring am Finger fehlten ihr nicht. Ihr braunhaariger Kopf war schön frisiert, in den hochgesteckten Puffen stand eine helle, lange, unechte Schildpattnadel. Ihr volles, bleiches Gesicht mit den gutmütigen braunen

Augen und der kleinen Nase war entschieden hübsch.

Frau Scharnikow wußte auch, daß sie eine Frau war, die sich sehen lassen konnte, und wenn sie Sonntags im Staat mit ihrem Manne ausging, in einem besseren Restaurant Mittagbrot zu essen, für mindestens eine Mark funfzig das Convert, sah ihr — nach ihrer Meinung — niemand ihr Geschäft an.

„Herr Steiner, da ist ein junger Mensch, er sieht janz nobel aus, aber ich sagte, daß Sie wohl gezt nicht zu sprechen wär'n."

Frau Scharnikow war aus der Gegend von Tangermünde und sprach g, wo ein j hätte stehen sollen, und umgekehrt.

Ein Besuch für ihn! Da Frau Scharnikow ihn nicht kannte, konnte es keiner von seinen Freunden sein. Lars zitterte schon vor Erwartung, denn wenn es eine Botschaft von dem Theater wäre, wo sein Stück lag — —

„Nur herein — bitte."

Und da stand schon der Fremde auf der Schwelle.

„Viktor Beheim — du," rief Lars und wußte nicht, ob er sich freuen oder ängstigen solle.

Frau Scharnikow zog sich zurück. Lars sah sich nach einem zweiten Stuhl um, ein Gedächtnisfehler, der ihn bei jedem Besuch neu kam.

„Bitte setz dich und erzähle," sagte er, als sie sich die Hände geschüttelt hatten, und schob seinen Stuhl hin, während er sich auf den Bettrand setzte.

„Seit zwei Jahren bin ich auf der Jagd nach dir," begann Beheim, dessen Gesicht von inniger Freude strahlte. „Es ist so schwer, in der Millionenstadt jemand zu finden."

„Du hättest die Polizei fragen sollen," sagte Lars, der von einer starken Bewegung sich ergriffen fühlte, diese aber um keinen Preis merken lassen wollte.

„Das habe ich gestern denn auch gethan, da ich morgen nicht abreisen wollte, ohne mein deiner Mutter gegebenes Versprechen eingelöst zu haben."

„Also doch — von ihr gesandt," dachte Lars mit Herzklopfen.

„Was hast du denn drei Jahre hier gemacht?" fragte er so ebenhin.

„Eins gedient, zwei studiert. Jetzt gehe ich nach Leipzig. Und du — ich hatte Grund zu denken, daß du schriftstellerisch thätig sein wolltest. Doch suchte ich deinen Namen vergebens."

„Ich habe bislang nur kleine Sachen unter Pseudonymen veröffentlicht. Es ist sehr schwer hineinzukommen. Alles Clique. Meinen Namen spare ich für eine wirkliche That."

Hiermit schien das Gespräch schon zu Ende, denn beide blieben in befangenem Schweigen. Sie sahen einander an und wunderten sich still.

Beheim war auf dem besten Weg, ein schöner Mann zu werden; die dunklen Augen blickten jetzt aus einem reinen Gesicht, sein Schnurrbart hatte den jahrelangen Zustand des Werdens überwunden, und selbst Walburga hätte ihn stattlich finden müssen. Seine hohe, einst überschlanke Gestalt hatte an Breite und dadurch an Stattlichkeit gewonnen.

Bei Lars hingegen war die wenige Ähnlichkeit, welche er einst mit Mutter und Schwester gehabt, völlig verschwunden. Sein Haar hatte nie die goldige Farbe von Walburgas Locken gehabt, aber das Aschblond war noch erheblich nachgedunkelt. Lars hatte bleiche Farben, vielleicht von Arbeit und Entbehrung. Sein Gesicht mit den feinen Zügen und den flammenden Augen, sein etwas weiblich geschnittener Mund unter blondem Bärtchen, seine ganze, mittelgroße, schön gewachsene Gestalt — dies alles besaß einen unerklärlichen Zauber der Anmut.

„Stehst du in Verbindung mit — mit der Heimat?" fragte Lars zögernd.

Beheim schlug die Augen nieder und bewies eine Befangenheit, die Lars nur zu wohl verstand. Es war die Befangenheit einer vornehmen Seele, die Furcht hat, jemand weh thun zu müssen. Aber gerade diese machte, daß Lars sich mutig zeigte und dem Freund die Aussprache erleichterte.

„Sag mir gern alles. Ich weiß, daß mir mehr Flüche als Segen gefolgt sein werden," ermunterte er den Freund.

„Deine Mutter hat nicht geflucht und nicht geklagt. Sie hat gelitten, geschwiegen und — gewartet. Dann hat sie mich ausgesandt, Kunde von dir zu bringen. Dein Vater hat erst gerast, dann verbot er von dir zu sprechen und ward noch strenger als vordem. Besonders gegen Walburga."

„Und sie?“ fragte Lars mit zuckenden Lippen. Armes kleines Ding, arme Mutter. Und er konnte immer noch nicht kommen, mit Lorbeeren auf dem Haupt und Geld in der Tasche.

„Nun, sie trotzt — still aber beharrlich und ist eine schlechte Schülerin geblieben, aber ein gutes, reines, süßes Kind,“ sagte Beheim und sah mit leuchtenden Augen, ein Lächeln auf den Lippen, in unbestimmte Fernen hinaus.

„Siehst du, Viktor,“ begann Lars, sich aus zusammengesunkener Stellung aufrichtend, „ich kann weder schreiben noch kommen, ehe ich nicht mit einer bestimmten selbsterworbenen Summe heimzukehren vermag und mit Erfolg. Noch bin ich fern vom Ziel. Wenn du denn versprochen hast, meiner Mutter zu schreiben, so sag ihr nur kurz: du hast mich gefunden, noch im Kampf, aber voll Mut. Sie solle Geduld behalten und noch an ihren Sohn glauben.“

Viktor nickte und schwieg.

„Und du, Viktor, und deine Ziele?“ fragte Lars.

„Ich will wahrscheinlich den Lehrberuf ergreifen, denn ich fühle Neigung und Fähigkeit in mir zu lehren,“ sagte Beheim und erinnerte sich Walburgas Entrüstung.

„Wie ist es möglich. Hat meines Vaters Existenz dich nicht gewarnt? Dies verärgerte Dasein, in welchem jeder grüne Keim von Zufriedenheit, Liebe, Freude am Leben, Verständnis für die Jugend verdorrt ist, in der ewigen Plage Jahr aus Jahr ein dasselbe vorzutragen, dieselben Hefte, dasselbe Pensum zu korrigieren! Wo der Geist zur Maschine geworden ist, weil der immer gleiche Turnus des Unterrichts nie einen neuen Gedanken fordert! Wo der Charakter infiziert wird von Überhebung und Unfehlbarkeit, weil man stets vor einer Schar widerspruchsloser, stummer Zuhörer spricht! O nein, Viktor, du bist mir zu schade dazu.“

Auf diesen lebhaften Anruf erwiderte Beheim fast traurig:

„Ja leider, so ist dein Vater und solche Persönlichkeiten gibt es an vielen, vielen deutschen Schulen. Sie sind es, die den Stand in Mißkredit bringen. Aber siehst du, gerade darum ist mirs, als riefe mir eine Stimme zu: werde auch Lehrer, zeige deinem einstigen Erzieher, daß man in Milde, Freude und frischer Lebendigkeit die Jugend belehren kann. Es ist so wunderbar: man wird nur Sänger, wenn man eine Stimme hat, Maler, wenn das Talent dazu drängt, man schreibt nur, wenn man sich berufen wähnt. Aber den Lehrerberuf, den ergreifen Hunderte, vielleicht mit Abneigung, vielleicht mit Gleichgültigkeit, nur weil er den schnellsten Broterwerb nach beendetem Studium verheißt. Und fordert nicht auch seine Wahl den unabweisbaren Drang: ich bin berufen? Ist er denn etwa minder heilig als die Kunst? Sie ist die Fortbildnerin des Erwachsenen, wie die Schule den Geist des werdenden Menschen bildet. — Wenn du an meine Zukunft denkst, Lars, stelle dir nicht deinen Vater vor, sondern jene anderen Männer, deren wir doch auch an unserer Schule hatten, die unsere Begeisterung weckten, unsere Liebe verdienten und besaßen.“

„Wie konnte meine Mutter meinen Vater heiraten!“ brach Lars heftig aus.

„Oh,“ sagte Beheim erschrocken, „ich sprach doch nur von dem Berufsmenschen, nicht von dem Mann. Wie willst du, der Sohn, dir erlauben, den zu beurteilen.“

„Nein, nein,“ murmelte Lars und versank in Nachdenken. Er wollte nicht mit Beheim die Fragen erörtern, die er schon hundertmal in seinem Kopfe umgewälzt und die, er fühlte es wohl, dem Sohn nicht ziemten.

„Und nun, Lars, sprich mir von dir,“ bat Beheim.

Lars lachte spöttisch auf.

„Von mir? Das ist mit einem Dutzend von Worten gesagt. Ich kam her, den Kopf voll Ideen — mag sein, daß sie noch unreif sind oder waren — im Glauben, man brauche nur etwas zu können, um anerkannt zu sein. Ein ungeheurer Respekt vor jedem, der zur ehrenwerten Zunft gehörte, erfüllte mich; im letzten Journalisten noch sah ich einen Ritter vom Geist, der die Menschen belehren und verbessern half. Ganz wahllos befreundete ich mich da und dort, wo man mich nur aufnahm. Meine Unerfahrenheit sah in jedem Mann und jedem Weibe Vertreter des Wahren, Guten, Schönen. Des Guten? Nein, das ist Phrase, denn ich wollte das Außerordentliche, die Leidenschaft kennen lernen, und die kann nicht immer das Gute sein. Aber doch des

Wahren. Ich glaubte an die Ehrlichkeit in der Arbeit und im Ausleben. Beheim — laß mich von meiner Ernüchterung schweigen, schweigen von der cynischen Art, wie Talente ihr Können verkaufen, wie Nichttalente von der Clique emporgeschwindelt werden. Sie haben vor nichts Respekt und setzen bei jedermann das Niedrige voraus: die Gewinnsucht, den Neid, die Unwahrheit. Und wenn du etwas Ehrliches geleistet hast, wirst du nicht etwa der Leistung wegen gelobt, sondern weil du mit dem Blatt oder mit dem Mitarbeiter befreundet bist, wie sie dich totschweigen, wenn du eben nicht zu ihrer Freundschaft gehörst. Aber sie sind dennoch nicht allmächtig, sie haben nur die Macht jeder innerhalb seines Kreises. Draußen steht das ganze große deutsche Volk und urteilt zum letzten Ende doch ohne Bevormundung. Es hebt empor und es läßt unbeachtet am Wege liegen, und an das große, ganze Volk will ich mich richten."

„Möchtest du die Kraft dazu haben," sagte Viktor ernst. „Und jetzt?"

„Jetzt habe ich bitter ums Brot zu kämpfen und kann mich nicht mehr, wie im ersten Jahr, überall zeigen, was mir damals durch allerlei Zufälligkeiten gelang. Jetzt habe ich mich an einen Kreis junger, gleichstrebender Genossen gebunden, arme Teufel wie ich, ohne Illusionen wie ich."

Viktor stand auf.

„Solche Genossen können gefährlich sein," sprach er warnend, „wenn die Ernüchterung und die Illusionslosigkeit einer Gesellschaft als Bindemittel dient, sozusagen ihr Metier wird, kommt gewöhnlich nichts dabei heraus wie wüstes Geschimpfe. Freilich sind es Stimmungen, die zu Reformatorthaten führen können, aber nur wenn sie in der Stille die Schaffenskraft anspornen. Hüte dich, daß du dich nicht verlierst."

Lars fühlte eine ungeduldige Aufwallung. Ein spöttisches Lächeln ging um seine schönen Lippen. Wahrhaftig, der Freund irrte sich nicht: in ihm steckte Lehrmanie. Lars aber für sein Teil wollte sich selbst erziehen.

„Können wir diesen Abend zusammen sein?" fragte Viktor.

„Nein," antwortete der andere, der nicht gesonnen war, an seiner jetzigen Lebensgestaltung rütteln zu lassen, was doch Viktor versuchen würde.

Viktor Beheim zeigte sich nicht beleidigt. Er stand einige Sekunden, mit sich kämpfend, dann begann er zögernd:

„Du sprachst davon, daß du jetzt schwer um dein Dasein zu kämpfen hast. Darf ich dir — ein Darlehn — ich habe, wie du weißt, Vermögen — es macht wirklich nichts aus . . ."

Er stockte. Er war gefaßt, eine Grobheit von Lars zu hören. Dieser erglühte dunkel. Mit zitternder Stimme sagte er:

„Aber Viktor, wie kann ich das annehmen."

Diese Worte kamen schon einer Annahme gleich.

Viktor erging es eigen. Er hatte Geld für diesen Zweck zu sich gesteckt. Er konnte viel mehr als die Summe von seinem Einkommen entbehren, ohne es nur im mindesten zu bemerken.

Aber es that ihm dennoch fast weh, daß Lars annahm.

Walburga hätte ihn geschlagen, wenn er ihr je Geld oder eine almosenartige Hilfe geboten haben würde. Und das stolze Auge der Mutter schien ihn anzuschauen — fast zornig, daß er Lars zu einer unmännlichen That verführe. So kam er sich wie ein Schuldiger vor, als er Lars fünf Hundertmarkscheine hinreichte.

„So viel," murmelte Lars, „es ist zu viel." Aber er legte es doch mit bebenden Händen auf den Tisch. „Es kommt mir sehr zu statten — ich gebe es dir zurück, sobald ich kann."

„Oh bitte," sagte Viktor Beheim verlegen.

Sie hatten nun Eile, von einander los zu kommen und schieden nach einigen unfreien, leeren Worten.

Als Viktor gegangen war, kam ein jubelndes Leben in den Jüngling. Sein Schatz gab ihm eine Wonne ohnegleichen. Was konnte er nicht alles dafür haben!

Vor allen Dingen wollte er gleich dreihundert Mark an seine Mutter schicken. Bei dem Gedanken erglühte er abermals. Er wußte es peinigend genau; vor ihr stand er als ein Dieb da, solange er seine Schuld nicht abgetragen.

Und dann wollte er sein Drama drucken lassen. In solcher Form würde es eher

Beachtung erreichen und vielleicht zur Aufführung kommen.

Aber das kostete gewiß zweihundert Mark, und dann war das Geld alle.

Wenn er erst nur zweihundert an die Mutter schickte?

Aber am Ende — er konnte doch nicht dabei schreiben, es sei selbst verdient. So hatte es eigentlich gar keinen Sinn überhaupt etwas zu schicken. Er wollte lieber ein Exemplar seines Dramas senden als Beweis seines vorwärtsstrebenden Schaffens.

Richtiger war es, die Miete für ein Vierteljahr im voraus zu bezahlen. Lars dachte auch an eine andere Wohnung, wo er nicht diese schändlichen Zwiebeldüfte auszuhalten brauchte. Freilich, er hatte von Scharnikows so viel Freundliches empfangen.

Mitten in seine Erwägungen hinein kam die Frau. Nebenan war das Surren und Schüttern der Maschinen verstummt, es war Feierabend geworden. Frau Scharnikow hatte die Schürze abgebunden und von ihrem Busen die Nadeln entfernt.

„Ich wollte nur mal eben vorfragen, ob Sie mit uns jehen, Herr Steiner — blos 'n bisken nach die Bötzowsche Brauerei. Was mein Mann seine Cousine ist, Sie wissen, ich habe Ihnen erzählt, die Lolla, die unters Theater jejangen ist, die ist nu hier und sucht ein Engagement. Na und ich dachte, daß so'ne Künstlerin und so'n Dichter jewißermaßen doch Berührungspunkte haben. Kommen Sie mit? Ach nee — das viele Jeld? Haben Sie Ihr Drama anjebracht? Ne, das ist aber 'ne Freude."

„Eine unerwartete Einnahme," sagte Lars verlegen, „ich will gleich die Miete für drei Monate im voraus bezahlen."

„Wissen Sie, das schadet nie," sagte sie gemütlich, „wer seine Schulden bezahlt, verbessert sein Gut. Übrigens bin ich nich so. Ich mahne nich, wenns mal hapert. Also Sie kommen mit."

Lars versprach in zwei Minuten fertig zu sein.

Er band den Kragen um und einen hellen Shlips, zog die Manschetten an und gab seinem Rockkragen einige Bürstenstriche, schloß sein Geld und sein Manuskript in die Tischschublade, nachdem er zuvor hundert Mark in sein abgegriffenes Portemonnaie gethan.

Dann trat er bei Scharnikows ein. Die Nähmaschinen standen nun zugedeckt, es war der Abfall in eine Ecke zusammengefegt, und um den Tisch saßen drei Personen bei den letzten Resten von Knoblauchswurst, Kartoffeln und in Schmalz gebratenen Zwiebeln.

„Eßen Sie noch ein bisken mit?" fragte der Mann.

Lars verneinte und ließ sich dem Gast vorstellen.

Lolla Hohenheim nahm seine Verneigung herablassend entgegen. Sie hieß eigentlich Lorchen Scharnikow, hatte indessen diesen Namen als zu gewöhnlich abgelegt. Sie war eine Erscheinung, welche überall auffallend wirken mußte. Große dunkle Augen flammten in ihrem bräunlichen Gesicht, das schwarze Haar war im Nacken zusammengebunden und floß von da in wildem Lockenfall über den halben Rücken. Sie hatte einen großen Rembrandthut auf mit weißen Federn. Ihr schwarzes Kleid saß stramm über der schönen Figur. Lars fühlte sich nur durch die Doppelreihe von Knöpfen geärgert, welche von ihren Schultern ausgehend, vorn an der Schneppe zusammenlief.

Nachdem die Hohenheim vorher mit großem Appetit gegessen, hielt sie es jetzt für vornehmer, keinen Hunger mehr zu haben.

Man ging bald zu zweien und zweien die drei Treppen hinab und die Elsaßerstraße entlang, den Weg zur nahen Brauerei an der Schönhauser Allee nehmend.

Herr Scharnikow ging mit Lars voran. Er war ein großer, hagerer Mann, mit einem schmalen, dicken Schnurrbart, der aus den Nasenlöchern hervorzuwachsen schien. Dazu trug er eine Brille und war stolz darauf, das Äußere eines Bureaukraten zu haben.

(Fortsetzung folgt.)




Das
Brandenburger Thor.
Steine reden. — Dieser Säulenchor,
Ernst und rhythmisch grüßt er Jeden. —
Immer wieder, schönes Siegesthor,
Steh' ich, lauschend deinen Reden.
Theure Worte sprichst du, voll und hehr,
Tönend, wie aus einem Heldenliede: —
Heimat Vatererde — Pflicht und Ehr' —
Ruhm und Kaiserreich — und Sieg und Friede.
Namen nennest du voll Herrlichkeit,
Eingeprägt auf stille Sarkophage,
Deine Säulengänge öffnend, weit,
Für den Reigen künft'ger Ruhmestage!
Frida Schanz.





Die letzte Musterung. Gemalt von H. Herkomer.
(Mit Genehmigung von Boussod, Valadon & Co.)



Margarethe Griffiths als „Hexe“ in Herkomers erstem Singspiel.

Hubert Herkomer.

Von Ludwig Pietsch.

I.

Mit Titelbild, 4 Einschalt- und 14 Textbildern.

Am flachen buschigen linken Ufer des breiten Lechstromes, der hier blaugrünlich, mächtig schäumend und brausend über ein Wehr hinabstürzt, gegenüber dem Städtchen Landsberg, das mit seinen alten Türmen, Mauern, Kirchen, Giebelhäusern, malerisch gruppiert, am steilen jenseitigen Hang und über den lang gestreckten Höhenrücken bis zum nahen Waldrande aufsteigt, erhebt sich, für den auf der Eisenbahn Fahrenden schon von weither sichtbar, ein einzeln stehender altertümlicher Rundturm. Sein spitzes, goldig schimmerndes Kegeldach aus gelb glasierten Ziegeln überragt die höchsten Wipfel der alten Bäume jener prächtigen Lindenallee, welche links ab von dem Wege, der vom diesseits gelegenen Bahnhofe zur Brücke hinabsteigt, durch einen Wiesenplan zu diesem Turm und den nächstbenachbarten ländlichen Häusern und Gärten hinführt. Es ist ein Bauwerk von der in mittelalterlichen Städten häufig wiederkehrenden Form, mit über den unteren Schaft vortretendem, auf Konsolen ruhendem, oberstem Teil, mit kleinen Neben- oder Erkertürmchen, die sich launisch teils an sein Kegeldach, teils schon unten an seinen Fuß ansetzen und hier mit dunkelgrün glasierten Dachziegeln gedeckt sind; mit hier und da in die starke Tuffsteinmauer eingeschnittenen schmalen Fenstern, einem Ringe von rundbogigen Fensteröffnungen in jenem obersten vortretenden Teil; mit einer Tür im Erdgeschoß, welche in der Wand einer großen, flachbogig überwölbten Nische sich öffnet. Wenige Schritte von diesem Turme entfernt, liegt inmitten eines Gärtchens mit einem Tannengebüsch zur Seite ein einfaches Bauernhaus, von dessen Thür ein viel betretener Weg zu der jenes Turmes führt. Fragt man einen uns Begegnenden, was für ein Turm das da am Lechufer sei, so empfängt man die Antwort: „Ja, dös ist ja der Mutterturm vom Herrn Professor



Herkomers „Mutterturm“ zu Landsberg a. L.

hier gehaust, bis diesen Abkömmling, in welchem sich die Talente der Eltern, Groß- und Voreltern gleichsam summiert haben, seltsame Geschicke schon in zarter Kindheit von dem bayerischen Heimatsboden losrissen und weit hinaus in eine fremde Welt führten, um ihn in ihr eine zweite Heimat finden zu lassen.

Aber er ist darum der seiner Väter nicht untreu geworden. Immer erhielt er den lebendigen Zusammenhang mit ihr. In jenem Hause nahmen seine alten Eltern — sein ganzes Herz hing an ihnen — ihre Wohnung, um dort in Frieden und behaglicher Muße hausen und leben zu können, als ihnen und ihm selbst jener Frieden im eigenen Hause durch nicht von seinem Willen abhängige Zustände genommen worden war. Hier starb seine geliebte Mutter, und ihr zum Gedächtnis erbaute er am rauschenden Lech jenen Turm. Während des Hochsommers und Herbstes, wenn die Londoner

Herkomer!“ Der Name des weltberühmten englischen Malers und Radierers Hubert Herkomer ist innig verknüpft mit diesem grünen Ufer des bayerischen Stromes und einer der bekanntesten, volkstümlichsten und verehrtesten in dieser Stadt und Landschaft. Ist diese Gegend doch seine Heimat. Seit vielen Generationen haben seine Vorfahren, ein Geschlecht werktüchtiger Männer, bei denen die technische und technisch-künstlerische Begabung seit Jahrhunderten erblich war,

Saison geschlossen ist und dem gefeierten Künstler die ersehnte Freiheit wird, dient der ihm als liebstes Asyl und Werkstätte. Hier sucht und findet Herkomer nach dem aufregenden Leben und der ungeheueren Anspannung seiner Arbeitskraft während des Winters und Frühlings, in stiller Weltabgeschiedenheit, umgeben von den Seinen, Erquickung und neue Stärke und bereitet sich vor zum neuen Londoner Feldzug.

Als wir zum erstenmal in Berlin Ar-

beiten Herkomers sahen — es war im Jahre 1872 oder 1873 in Sachses permanenter Ausstellung in der Taubenstraße — schienen die Gegenstände dieser Aquarell- und Gruppenbilder ebenso wie der Name des Vaters keinen Zweifel darüber zu lassen, daß es ein Deutscher sei, dessen Talent sich hier plötzlich in so origineller Kraft und Größe offenbare. Es gewährt mir noch heute eine gewisse Genugthuung, daß ich damals, bei uns zuerst, mit allem Nachdruck auf dies neu auftauchende künstlerische Gestirn und die ganz eminente Bedeutung dieser, räumlich wenig umfangreichen, Schöpfungen — meist einfacher Schilderungen aus dem oberbayerischen Volksleben — in meinen künstlerischen Berichten hingewiesen habe, als man sich diesen außerordentlichen Schöpfungen gegenüber, anfangs durch sie mehr befremdet als begeistert, im allgemeinen noch ziemlich spröde und kühl verhielt.



Herkomers Geburtshaus in Waal bei Landsberg a. L., erbaut von Herkomers Vater.

Seitdem ist der Ruhm Hubert Herkomers rasch in damals ungeahnt gewesenem Maße gewachsen und in Deutschland wie durch alle Kulturländer der Erde verbreitet. Bald war es keinem mehr unbekannt, daß er wohl ein Deutscher, ein Bayer, von Geburt, aber seit früher Jugend in England lebend, zum Engländer und englischen Maler und Maler-Radierer geworden sei. Als englischer Künstler beschickte er die Pariser Weltausstellung im Jahre 1878, und von den großen Ehrenmedaillen, der höchsten Auszeichnung, welche damals an ausstellende Künstler jeder Nation verliehen wurde, ward die eine der für die britische Kunstabteilung bestimmten, neben dem längst als erstem Maler seiner Nation berühmten Millais, Herkomer zuerkannt. Das Gemälde, welches durch die Macht seiner Charakteristik, die großartige Erfassung der Wirklichkeit, die Energie seiner Malerei und farbigen Wirkung alle Geister so bezwang, daß die Preisrichter ohne jede Debatte seinen Maler durch Akklamation einstimmig als den einen jener höchsten Ehre Würdigsten unter den Engländern erklärten, war das allbekannte und bewunderte Ölgemälde: „Die letzte Musterung" oder: „Invaliden vom Chelsea-Hospital in der Kirche" (s. Einschaltbild).

Wie alles in der künstlerischen und menschlichen Persönlichkeit Hubert Herkomers, in der Art seiner mannigfachen, vielseitigen Thätigkeit eigenartig und abweichend von dem bei seinen Kunstgenossen Gewöhnten ist, so ist es auch sein ganzer Lebens- und Entwickelungsgang, der ihn zu der Höhe der Meisterschaft und der Stellung innerhalb der modernen Malerei und der englischen Gesellschaft geführt hat, wo wir ihn heute sehen. Viele unbestimmte und widersprechende Nachrichten waren lange in aller Welt darüber verbreitet. Die Mythenbildung hatte die wirklichen Thatsachen mit einem so dichten Geflecht umrankt und umsponnen, daß die Wahrheit darunter fast völlig verborgen blieb. Um so dankenswerter ist es, daß er selbst es unter-



Bildnis des Dr. Müller Strübing. Nach der Kreidezeichnung von H. Herkomer.

nommen hat, jenes Geslecht zu zerstören, indem er vor drei Jahren die wahre Geschichte seines Lebens niedergeschrieben und in den Druck gegeben hat. Die davon abgezogenen, mit mehreren Photogravüren und eigenen Radierungen ausgestatteten Exemplare sind ausschließlich zu Geschenken an seine Freunde bestimmt. Diese merkwürdige Schrift ist ein Selbstbiographie ohne Dichtung, die aufrichtigste, einfachste Erzählung des eigenen Lebensganges, seines künstlerischen Werdens und Wachsens, seines Wirkens und Leidens, seiner großen Freuden und Schmerzen. Ihr entlehne ich die Hauptdaten der Geschichte dieses Künstlers.

Herkomers Geburtsort ist das Dorf Waal bei Landsberg. In diesem waren seine Vorfahren schon seit mehreren Generationen angesessen. Seines Großvaters gedenkt er mit besonderer Liebe. Er war ein Maurer seinem Handwerk nach, aber zugleich ein wahres Erfinder-Genie, das sich

im Ersinnen und Ausführen von zahlreichen mechanischen Verbesserungen vorhandener Werkzeuge und neuer sinnreicher Vorrichtungen bethätigte. Erst in seinem vierzigsten Jahre lernte er lesen und schreiben. Dann aber betrieb er ersteres mit einer wahren Leidenschaft. Seine Frau, eine ebenfalls ungewöhnlich begabte, an Geist und Leib gesunde Natur, schenkte ihm vier tüchtige und gesunde Söhne, von denen jeder dem Vater frühe schon zur Hand ging bei seinen mannigfaltigen, nicht selten auch halb künstlerischen Arbeiten. Jeder erlernte ein anderes Handwerk; Herkomers Vater die Tischlerei. Dieser hatte die außerordentliche Handgeschicklichkeit und das mechanische Erfindertalent von seinem Vater ererbt; aber zugleich auch jenen bei Bauern und dörflichen Handwerkern gewiß sehr seltenen Idealismus, der ihm sein bescheidenes Dasein jederzeit verklärt, ihm Mut und Kraft zum Ausdauern in den schwersten Daseinskämpfen gegeben und ihn wie die Seinen stets weit hinausgehoben hat über das in seinem Stande herrschende geistige und sittliche Durchschnittsniveau.

Er lernte in altpatriarchalischer Weise als Lehrjunge bei einem Tischlermeister, dem er die gemeinsten häuslichen Dienste zu leisten hatte, sein Handwerk. Doch nie ging ihm darüber das Bestreben verloren, an der Weiterausbildung seiner natürlichen Anlagen zu arbeiten. Er benutzte in München jede freie Stunde dazu, in der Handwerks- und Sonntagsschule zu zeichnen und zu modellieren. Groß war die Freude und Genugthuung, als der junge Geselle einmal bei einem Wettbewerb in der Klasse eine Arbeit geliefert hatte, welche feierlich mit dem ersten Preise gekrönt wurde. Als Tischlermeister ließ er sich im selbstgebauten kleinen Häuschen in seinem Geburtsort Waal nieder (s. Abb. S. 35). Dort in seinem schuldenfreien Eigentum, inmitten seines Gärtchens und Landstücks, führte er das befriedigte Leben eines vor Not durch Fleiß, Werktüchtigkeit, Mäßigkeit und Bescheidenheit in seinen Bedürfnissen und Ansprüchen gesicherten, friedlichen Handwerkers, der sich es auch wohl zutrauen durfte, Arbeiten höheren, künstlerischen Charakters zu übernehmen und befriedigend durchzuführen. Sein inneres Glück aber erhielt erst seine Vollendung durch die Ehe, die er mit der Tochter eines Dorfschullehrers, namens Niggl, schloß, einem Mädchen, welches seinen poetischen Idealismus, die tiefe Lauterkeit seines Gemütes teilte und musikalisch so reich veranlagt und so gut geschult war, wie er technisch und kunsthandwerklich. Sie spielte das Klavier und die Geige mit gleicher Fertigkeit und trug in ihrem demütigen Herzen einen unerschöpflich reichen Schatz von Liebe und Güte, der sie zu den rührendsten Thaten der Opferfreudigkeit und Selbstlosigkeit befähigte. Diese musikalische Begabung war Gemeingut und Erbe in ihrer ganzen Familie. Im Mai des Jahres 1849 brachte Frau Herkomer den Sohn zur Welt, der ihr einziges Kind geblieben ist. Als der Vater den Neugeborenen in seinen Armen hielt, sagte er: „Dieser Knabe soll einst mein bester Freund und er soll ein Maler werden.“ Nie ist ein Wunsch und eine Prophezeiung vollständiger erfüllt worden.



Bildnis Herkomers im Alter von 3½ Jahren.

Als der kleine Hubert zwei Jahre alt geworden war, faßte der Vater, unzufrieden mit den Zuständen in der Heimat nach dem großen Schiffbruch der Revolution, den Entschluß, mit Frau und Kind nach dem, damals noch mehr als heute gepriesenen und als das gelobte Land für die Deutschen angesehenen, „Land der Freiheit“, Nordamerika, auszuwandern. Er verkaufte sein kleines Heimwesen und machte die sechs Wochen dauernde Überfahrt auf einem Segelschiff. Kaum entging der kleine Bube während dieser schrecklichen Reise dem Tode durch Nahrungsmangel. Drüben waren damals die Auswanderer noch schutzlos allen nichtswürdigen Machenschaften der amerikanischen Gauner ausgesetzt, welche sie durch raffinierte Mittel um ihre mitgebrachte Habe zu prellen verstanden. Auch Herkomers scheinen ihnen

nicht völlig ungerupft entgangen zu sein. Die Familie wurde nach Cleveland verschlagen. Dort ließ sich der Vater als Tischler nieder. Aber bald lernte er es erkennen, wie wenig die nordamerikanische Wirklichkeit seinen Träumen entsprach. Sein Hang zur Romantik, sein tiefpoetischer und künstlerischer Sinn waren hier nur ein Hindernis seines Vorwärtskommens, da sie ihn zum nüchternen, geschäftlich fabrikmäßigen Betriebe seines Handwerks wenig geeignet machten. Seine Frau trug durch Erteilung von Musikunterricht nach Kräften zur Erhaltung des Hauswesens bei. Aber sie wie der Knabe litten körperlich unter dem amerikanischen Klima und der Lebensweise. Als Hubert das achte Lebensjahr erreicht hatte, entschied sich der Vater, die neue Welt wieder zu verlassen. Er kehrte mit den Seinen nach Europa zurück. Doch nicht nach seiner bayrischen Heimat mochte er sich wenden. Er zog es vor, in der ersten englischen Stadt zu bleiben, wo sie landeten; in Southampton. Eine unglücklichere Wahl hätten sie kaum treffen können als die dieser provinzialen Hafen- und Handelsstadt. Hier begann erst recht für beide Eltern eine Zeit der schwersten Prüfungen, des härtesten Ringens mit den widrigsten Verhältnissen. Die Schülerzahl, welche nach dem Musikunterricht der Mutter verlangte, blieb sehr gering, und das Honorar, das sie zahlten, äußerst kärglich. Die Arbeiten, mit welchen der Vater im günstigsten Falle beauftragt wurde, waren eben meist rein handwerksmäßige, und nicht selten wurde dem treuen, fleißigen Manne der bescheidene Verdienst durch eigentümlich tückische, unglückliche Zufälle noch mehr verkürzt. Der kleine Hubert entwickelte dabei gleichsam spielend das von der Mutter ererbte musikalische Talent im Teilnehmen an ihren Gesang- und Klavierlektionen weiter, in denen er mit den jungen Schülerinnen sang und vier- und sechshändige Stücke spielte. Hauptsächlich war er mit freudigstem Eifer an der Hobel- und Schnitzbank des von ihm vergötterten Vaters thätig, in welchem er bis an dessen Lebensende die Vereinigung aller großen und guten Manneseigenschaften sah und verehrte. Als eine unter vielen Proben von dessen Aufopferungsfähigkeit und sittlicher Energie führt der Sohn in seiner Schrift an, daß jener während dieser sorgenvollen Jahre zu Southampton unter andern Einschränkungen sich durch einen heroischen Entschluß auch die härteste auferlegte und mit zäh ausdauernder Willenskraft während seiner übrigen Lebenszeit durchführte: auf das Tabakrauchen, den Genuß aller geistigen Getränke und der Fleischspeisen zu verzichten. So wurden die notwendigen Mittel erspart, um den Sohn auf eine Tagesschule zu schicken. Aber nach einigen Monaten schon nötigte eine Erkrankung den durch fieberhaften Arbeits- und Entbehrungseifer geschwächten Knaben, diesen Schulbesuch aufzugeben. Seine Gesundheit gewann er wieder durch täglichen Aufenthalt und Wanderungen in den großen Wäldern in der Nähe der Stadt, während mehrerer Monate.

Auch sein Natursinn entwickelte sich immer lebhafter, stärker und freier durch das Leben im Freien, während sich in dem einsamen Umherschweifen in der Landschaft sein Denken vertiefte, seine Phantasie reich befruchtete. Nach seiner völligen Wiederherstellung trat der Knabe in eine Zeichenschule ein. Der herkömmlichen Unterichtsmethode, der auch er sich dort zu fügen hatte, dem unsinnigen Zeichnen von Umrissen nach Gypsabgüssen und von geistlos ausgetüpfelten Blättern in schwarzer Kreide, widmet er heute noch seinen unversöhnlichen Grimm, seinen bittern Hohn und seine tiefe Verachtung. — Eine größere Bestellung, die sein Vater damals empfing, brachte auch in das Leben Huberts eine entscheidende Veränderung. Jener wurde durch Vermittelung seines in Amerika gebliebenen Bruders beauftragt, Kopieen von sechs der Apostelstatuen Peter Vischers (am Sebaldusgrabmal) in Holz zu schnitzen. Er hielt es für das Ratsamste, diese Arbeit in München auszuführen. Der Sohn aber sollte ihn begleiten, um dort an der berühmten Akademie seine Studien zu beginnen, da er nach des Vaters wie nach seinem eigenen Wunsch ein Maler werden sollte. Die Mutter blieb in Southampton, um ihre Unterrichtsstunden nicht zu unterbrechen, deren Erträgnisse die Familie nicht entbehren konnte. Mit großen Hoffnungen erfüllt, aber mit desto geringeren Mitteln, traten die beiden „Freunde“, Vater und Sohn, die Reise an. Sie richteten sich in München eine ganz eigentümliche

Häuslichkeit ein, welche der Kärglichkeit dieser Mittel entsprach. Der Werkstattraum, in welchem der noch nicht sechszehnjährige Jüngling mit dem Vater gemeinsam an den Holzstatuen meißelte und schnitzte, mußte zugleich als Küche, Wohn- und Schlafgemach für beide dienen, in welchem der Vater ihre bescheidenen Mahlzeiten bereitete.

In die Vorklassen der damals noch stark unter dem herrschenden Einfluß W. v. Kaulbachs stehenden Akademie trat Hubert als Schüler ein. Was er zeichnete, erwarb ihm die Gunst und Anerkennung des Lehrers, Professor Echter, der mit Muhr gemeinsam die Wandgemälde ihres Meisters im Neuen Museum zu Berlin ausgeführt hatte und in Kaulbach noch immer den Gipfel aller Kunst und Meisterschaft sah. Auch hier hieß es, Kreidezeichnungen nach Gypsabgüssen antiker Bildwerke ausführen. Herkomers leidenschaftliches Verlangen nach der lebendigen Natur zu arbeiten, fand keine Befriedigung in der ihm zunächst zugänglichen Klasse. Eine gewisse Hilfe in solcher Not bot ihm der Vater, der ihm in der Morgenfrühe in den Pausen seiner Hausarbeiten, des Kochens und Aufräumens, Modell stand, damit der Sohn nach ihm zeichne. Daß dieser neben seinen Kunststudien zugleich ein fleißiger Hilfsarbeiter seines Vaters war, daß er weder lange Haare noch einen breitkrämpigen Schlapphut trug, wie seine akademischen Genossen, machte ihn diesen fast zu einem Gegenstande der Geringschätzung. — In einem abendlichen Privatzirkel studierender Künstler, in welchen er eintrat, lernte er zuerst die beglückende Lust des Zeichnens nach dem nackten Modell kennen. Aber seinem Meister Echter wagte er kaum die dort gezeichneten Naturstudien vorzulegen. Galt doch bei diesem, wie damals noch ganz allgemein in München, der schöne Satz: „Natur ist schon ganz gut; aber Kaulbach ist besser."


Ein Jugendbildnis H. Herkomers.

Wenn Herkomer sich so und durch seine Beobachtung der Werke der alten und neuen Meister in den Galerien künstlerisch weiter bildete, regte der gelegentlich ermöglichte Besuch des Münchner Hofopernhauses, in dem er zum erstenmal in seinem Leben einer Opernvorstellung beiwohnte, seinen musikalischen Sinn mächtig an und erweckte in ihm wieder das dringende Verlangen, Klavier zu spielen und Musik zu komponieren.

Damals wurden an erst naturalisierte englische Unterthanen Pässe nur mit sechsmonatlicher Gültigkeit gegeben. Behufs längerer Geltung mußten sie durch den Paßinhaber persönlich erneuert werden, wenn dieser nicht sein britisches Bürgerrecht verlieren wollte. Beide Herkomers erkannten die Gefahr noch rechtzeitig, die sich nicht anders als durch ihre schleunige Rückkehr nach nur halbjähriger Abwesenheit von England abwenden ließ. Der Vater packte seine unfertigen Apostelstatuen, Hubert seine Studien ein, und sie beeilten sich, wieder den Boden ihrer zweiten Heimat zu erreichen. Während des folgenden Winters arbeitete der junge Künstler in Southampton meist auf seine eigene Hand, zeichnete und malte in Öl- und Wasserfarben die Bildnisse aller, die ihm dazu sitzen wollten. Im folgenden Sommer brachte ihn der Vater nach London auf die South-Kensington-Kunstschule, damit er seine Studien regelrecht betreibe. Zum erstenmal trennten sich die beiden „Freunde" voneinander. Hubert wurde im Hause eines alten Tischlers untergebracht und dort freundlich aufgenommen. In die Klasse, in welcher nach dem Leben gezeichnet und gemalt wurde, sollte er noch nicht zugelassen werden. Wieder von neuem mußte er das Umrißzeichnen nach antiken Gypsabgüssen beginnen. Das aber ertrug er nicht lange. Ohne erst um die Erlaubnis zu bitten, ging er in die Lebensklasse hinüber und zeichnete so rasch und rüstig nach der Natur darauf los, daß seine Studie ziemlich vollendet war, bevor der Lehrer eintrat und mit nicht eben freundlichem Erstaunen den jungen Eindringling und sein Werk erblickte.

Der obere und der oberste Professor erschienen. Dieser freilich konnte sich nicht verhehlen, daß die Arbeit gut und wohlgelungen sei, und gestattete, daß der Schüler in dieser Klasse bliebe. Hier arbeitete Hubert während der Sommermonate von 1866 mit leidenschaftlichem Fleiß nach dem Leben, teils in zwei Kreiden auf weißem Papier zeichnend, teils, vorzugsweise bei Gaslicht in den Abendstunden, in Wasserfarben malend. Wieder nach Southhampton zurückgekehrt, gründete er, auf den Rat eines früheren Mitschülers in der dortigen Kunstschule, eine Klasse zum Zeichnen nach dem Leben, in welche sieben bis acht junge Leute, meist Kunst-Handwerker, Kartenstecher, Vergolder, Baubeflissene u. s. w. eintraten. Sie veranstalteten sogar eine Ausstellung bei einem dortigen Rahmenmacher, und Herkomer hatte das gute Glück, sein erstes Bild, eine Landschaft in Aquarellfarben, für 2 £ 2 Sh. zu verkaufen. Noch einmal im folgenden Sommer setzte er seine Studien in London in der South-Kensingtonschule fort. Damals auf einer Kunstausstellung der Königlichen Akademie empfing er einen künstlerischen Eindruck, den er für den wichtigsten, für seine fernere Entwickelung bestimmendsten unter allen erklärt. Er sah das Bild des großen Walker, von dem eine neue Epoche der englischen Malerei, der Bruch mit dem Klassizismus, mit der konventionellen Phrase, die Hinwendung zur Natur und zur intimen aufrichtigen Beobachtung des Lebens datierte, die „badenden Knaben“. Die Holzschnitte nach dieses außerordentlichen Künstlers Zeichnungen wurden von Herkomer und seinen jungen Freunden Fildes, Wood, Parker wahrhaft verschlungen. In ihm sahen sie den Bahnbrecher, das leuchtende Beispiel, dessen Spuren zu folgen sei, um das Heil in der Kunst zu erreichen. Herkomer begann sich im Zeichnen auf Holz zu üben. Für seinen ersten derartigen Versuch hatte er einen wenig poetischen Gegenstand gewählt. Die Zeichnung stellte ein junges Mädchen im Garten neben einem Tisch stehend dar, auf den eine heiße Pastete zum Abkühlen in der Luft gestellt ist. Einen Stock unter der Schürze verbergend, beobachtet es eine auf einem Baumast über ihr lauernde Katze, um das verlockende Gebäck vor deren Überfall zu schützen. Vergebens suchte der junge Zeichner seinen Block bei einem Verleger illustrierter Schriften oder Journale anzubringen. Wieder nach Southampton zurückgekehrt, wurde er durch den Vorschlag des Herausgebers eines humoristischen Blattes überrascht, ihm allwöchentlich eine satirische Zeichnung für den Holzschnitt gegen ein Honorar von 2 £ zu liefern. Mit Freuden ging Herkomer darauf ein. Aber das betreffende Unternehmen scheiterte bereits nach sechs Wochen. Dann wieder nahm er seine landschaftlichen Naturstudien auf, mietete sich in einer elenden alten Hütte auf dem Lande in Hythe ein, wo er von Milch und Kartoffeln in der Schale lebte, und malte direkt vor der Natur Aquarellbilder, die er mit passenden Figuren von Landdirnen und Kindern staffierte. Endlich gelang es ihm, durch einige Holzzeichnungen selbsterfundener einfacher Genreszenen aus dem Alltagsleben die Aufmerksamkeit der berühmten Holzschneider Brüder Dalziel auf sein Talent zu lenken. Sie kauften drei von ihm an sie gesendete Zeichnungen auf Holz und ersuchten ihn um fernere Lieferung. Um den Verlegern näher zu sein, übersiedelte er nach London, wo er mit einem Kameraden, einem fröhlichen, bedürfnislosen jungen Burschen, in der Smith-Street, Chelsea einen weiten, leeren Raum mietete, in welchem sie zeichnend, singend, lachend, bei den härtesten Entbehrungen ihr Zigeunerleben führten. Aber die Brüder Dalziel konnten nicht alle Holzzeichnungen Herkomers verwerten, und andere Verleger wiesen die ihnen angebotenen zurück. Die Not der jungen Künstler erreichte die Grenze des zu Ertragenden. Um zu leben, suchte Herkomer ein Engagement als Zitherspieler bei einer Gesellschaft von „Christy minstrels“; — aber es war in der Woche kein Platz bei ihnen frei. Er übernahm es, mit seinem Kameraden Patronen für Tapetenmuster auszuführen. Doch die Arbeit ging langsam von der Hand, brachte nur einen kümmerlichen Verdienst und erschien Herkomer bald so unwürdig, daß er sie wieder aufgab.

Damals, 1869, wurde in London mit großem Kapital die neue illustrierte Wochenzeitung „the Graphic“ gegründet. Sollte es nicht gelingen, Zeichnungen bei dieser anzubringen? Von seinem letzten Rest ersparten Geldes kaufte er einen ganzseitigen Holzblock und bezahlte er Modelle, um





Porträt der „Dame in Weiß“, Miß Grant. Gemalt von H. Herkomer.
Nach einer photographischen Aufnahme des Originalgemäldes.



Studie von H. Herkomer.

eine Zeichnung „Zigeuner in Wimbledon" auszuführen, die er dann mit klopfendem Herzen ins Bureau des Graphic trug. Zur freudigsten Überraschung wurde ihm, als man sie gesehen hatte, nicht nur der freundlichste Empfang, sondern man kaufte ihm auch den Stock für £ 8. ab, eine Summe, wie er sie noch nie für eine Arbeit empfangen hatte, und man eröffnete ihm die Aussicht auf fernere dauernde Beschäftigung. Mit welchem innerem Jubel eilte er nach Hause, um die beglückende Nachricht brieflich den Eltern zu verkünden! Ein bald darauf folgender Landaufenthalt mit zwei guten Kameraden auf der Besitzung der Eltern eines dritten, wo er frohe Herbsttage genoß, gab ihm das Motiv zu einem Aquarellgemälde von ungewöhnlichem Umfang: Landleute im Felde hackend, mit herbstlich gefärbten Bäumen als Hintergrund. Er brachte das fertige Werk mit zu den Eltern. Der Vater umarmte ihn schweigend, ganz von frohem Stolz erfüllt, daß sein Junge sich nun fähig gezeigt hatte, ein wirkliches Gemälde auszuführen. Der junge Maler mußte sich in den Lehnstuhl setzen, den

der Vater für ihn gearbeitet hatte. Die Mutter trug ihm sein deutsches Lieblingsgericht auf den mit Blumen und Lichtern besetzten Tisch, und sie genossen gemeinsam das reinste, vollkommenste Menschenglück. Das erfuhr noch eine Steigerung. Das große Aquarellbild wurde nicht allein in die Frühlingsausstellung in der Dudley-Galery zu London aufgenommen, sondern auch sofort für den doppelten Preis gekauft, den er dafür erhofft gehabt hatte (40 £.).

Die Zeit der schweren Daseinskämpfe und Entbehrungen, des vergeblichen Ringens war fortan für Herkomer vorüber. Er hatte seinen Weg gefunden, der ihn von Erfolg zu Erfolg führte, und genoß die tiefe Befriedigung, die Seligkeit des guten Sohnes, seinen Eltern lohnen zu können, was sie für ihn bisher gethan hatten, auch ihnen die Lebensmühe abzunehmen und die Tage zu versüßen. Im Zeichnen für den Holzschnitt (für den Graphic) und im Malen von Aquarellbildern, deren Wertschätzung in England rapide stieg, entwickelte sich sein großes Talent immer reicher und mächtiger. Für jenes illustrierte Blatt entwarf er zuerst die Komposition seines späteren berühmten Gemäldes „die Pensionäre von Chelsea in der Kirche." 1870 im Sommer hatte er seinen Studienaufenthalt in einem französischen Fischerdorf in der Normandie genommen. Dort malte er ein großes Aquarellbild, eine Gruppe von Fischern darstellend, welchen ein junges Mädchen aus ihrem Dorf die Nachrichten von der Kriegserklärung Frankreichs gegen Deutschland vorliest. Im folgenden Jahre verwertete er in einem Aquarellbilde nochmals das Motiv der Chelsea-Pensionäre in der Kirche.

Von seinem Vater begleitet, ging er für mehrere Monate nach Garmisch, ins Oberbayrische Gebirge, wo sie in einem echten Bauernhause Wohnung nahmen. Es war ihm wie in einem schönen Traum. Erfuhr er doch zum erstenmal im Leben den vollen Zauber des echten deutschen Tannenwaldes und der Gebirgslandschaft. Des Vaters romantischer Sinn und des Sohnes jugendlicher, feuriger Künstlergeist fanden hier gleiche Befriedigung. Wenn Herkomer nicht an den sofort in Angriff genommenen Bildern mit den von München verschriebenen Aquarell- und Ölfarben malte, oder an Holzzeichnungen, zu denen ihm seine dortige dörfliche Umgebung die Gegenstände bot, arbeitete, so schweifte er mit dem Vater voll Entzücken in den Bergwäldern umher. Das größte Fest aber war es für beide, an irgend einem kristallklaren Gebirgsbach im Tannenschatten ein Reisigfeuer zu machen und darauf ihr bescheidenes Mahl zu bereiten. Auch im Spielen der Gebirgszither übte sich der junge Maler fleißig dort in der Heimat dieses Instruments und brachte es bald zu einer großen Fertigkeit darin. Erst mit dem beginnenden Winter kehrte er mit dem Vater nach England zurück. Sein mit heimgebrachtes, in Garmisch gemaltes Ölbild, — alte oberbayrische Bauern und Kinder am Sommerabend auf der Bank vor einem Dorfhause sitzend, während das jüngere Volk von der Feldarbeit heimkehrt, — wurde Herkomer bestimmt, noch nicht zur Ausstellung zu geben. Es erschien einem kundigen aufrichtigen Freunde nicht reif genug dafür. Er bearbeitete denselben Gegenstand noch einmal in einem sechs Fuß großen Bilde, das er im Winter entwarf und mit auf die Sommerreise nach Garmisch nahm, die er auch in diesem Jahre (1872), diesmal aber in Begleitung beider Eltern, antrat. — Er hatte ja zweihundert Pfund verdient, die er mit kindlicher Glückseligkeit vor seiner Mutter in aufeinandergetürmten Goldstücken aufbaute. Diese Gegenwart der geliebten Mutter, mit der er abends vierhändig auf dem Piano spielte, wenn er nicht mit einer guten Zitherspielerin aus dem Ort selbstkomponierte Zitherduos zu hören gab, machte ihm den Aufenthalt zu einem fast noch beglückenderen, als es der vorjährige gewesen war. In London vollendete er das große Ölgemälde in dem Glashause, das er sich im Garten seiner Wohnung als Atelier gebaut hatte. Er debütierte damit auf der Ausstellung der Royal Academy im Frühling 1873. Er hatte ihm den Titel „After the toil of the day" („Nach des Tages Arbeit") gegeben. Trotz der oberbayrischen Gestalten und Szenerie war es so ganz und gar in Walkers Weise empfunden und gestimmt, daß es von vielen für ein Werk dieses gefeierten nationalen Meisters gehalten wurde. In den direkt vor der Natur gemalten prächtigen Charakterköpfen verriet sich der Aquarellmaler durch ihre fast peinlich genaue Ausführung. Das Machwerk des



Studie von H. Herkomer.

Ganzen aber zeigte eine wunderliche Mischung von äußerster Feinheit und unfertiger Skizzenhaftigkeit. Doch der Erfolg des Bildes war groß und entscheidend für dessen Maler. Auch der materielle. Ermöglichte ihm doch die dafür vom Käufer erhaltene Summe von dreihundert Pfund, den heißen Lieblingswunsch zu verwirklichen, seinen Eltern einen Ruhesitz nach seinem und ihrem Sinn zu gründen und seine Mutter von der Last und Mühe des Musiklehrens dauernd zu befreien. Er erwarb im Winter 1873 ein Haus („Dyreham") in dem lieblich gelegenen Dorfe Bushey bei Watford, anderthalb Eisenbahnstunden von London, wo er mit den Eltern zu leben und neben ihnen zu arbeiten gedachte, wenn er nicht in der Stadt selbst beschäftigt sein

würde. Damals aber that er, hoffnungsvoll und mit bester Absicht, zugleich den unheilvollsten Schritt, der durch seine Folgen Herkomers Lebensglück und Ruhe für eine Reihe von Jahren zerstören sollte. Über seine eignen Empfindungen sich täuschend und mehr noch durch inniges Mitleid mit einer angeblich Unglücklichen, der er das Glück geben zu können hoffte, als durch Liebe bewogen, vermählte sich der Vierundzwanzigjährige mit einer Dame, die, wie er bald erkennen mußte, krank an Leib und Seele war. Ein Lungenleiden gesellte sich zu ihrer geistigen Störung, aus der allein sich ihr ganzes Wesen und Treiben erklärt. Um des Künstlers Seelenfrieden, Arbeitsruhe, innere Harmonie und Freudigkeit, deren er zu seinem Schaffen so dringend bedurfte, war es geschehen. In seinem bisher so wohlgeordneten Hause und seinen wirtschaftlichen Verhältnissen schuf sie durch ihre unberechenbaren Launen und krankhaften Tollheiten „das Chaos.“ Die Eltern ertrugen das Zusammenleben mit dieser Frau und den steten Anblick dessen, was er durch sie litt, nur wenige Jahre.

Sie erklärten ihm, ihren Lebensabend in Frieden verleben und in ihre bayrische Heimat übersiedeln zu wollen. Wie tief es den Sohn auch schmerzte, er erkannte selbst, daß kein anderer Ausweg sei. In Landsberg am Lech schuf er ihnen ein bescheidenes behagliches Heimwesen, in jenem Hause und Garten, in dessen nächster Nähe sich nun der „Mutterturm“ erhebt. — Noch im nächsten Jahr seiner Ehe und seines Unglücks hatte Herkomer begonnen, seine bereits als Holzzeichnung und als Aquarell ausgeführte Komposition „Invaliden vom Chelsea-Hospital in der Kirche“ noch einmal zu einem größeren Ölgemälde auszugestalten (s. Einschaltbild). Mit äußerster Anstrengung, welche seine Gesundheit in dringende Gefahr brachte, arbeitete er während jenes Winters an diesem Bilde, damit es noch rechtzeitig zur Frühlingsausstellung der Akademie abgeliefert werden könne. Er verfuhr bei der Ausführung in ganz eigener Weise. In seinem Garten zu Bushey hatte er sich ein Glashaus erbaut und sich in diesem dieselbe Beleuchtung seiner Modelle geschaffen, wie sie der Kirchenraum in Chelsea zeigte. Hier malte er auf der ungrundierten Leinwand, ohne vorherige Aufzeichnung und perspektivische Konstruktion, die Köpfe und Gestalten der alten rotröckigen Invaliden hin, von der Mitte beginnend, immer Zwei gemeinsam, um die nächst aneinander grenzenden Köpfe in ihrer gegenseitigen Wirkung zu treffen. So erwuchs innerhalb weniger Monate dies acht Fuß hohe Gemälde mit seiner Fülle lebensgroßer Greisengestalten, die in den parallelen Gestühlen dicht gereiht hinter- und nebeneinander sitzend, den Raum erfüllen; ein ebenso außerordentliches und eigenartiges Meisterwerk der wahrsten Menschendarstellung als der farbigen Wirkung und des malerischen Machwerks. Die kurze Zeit, welche Herkomer auf die Ausführung des Bildes verwenden konnte, hatte ihn genötigt, auch die Köpfe und Kleider mit einer bei ihm bis dahin nicht gewöhnten Breite zu behandeln. Das war, wie er es bezeichnet, „seine Rettung.“ Indem er es so malte, befreite er sich von jeder Ähnlichkeit mit Walker, wie treu er auch in der Liebe für dessen Art, die Natur zu empfinden, beharrte. — Mit Enthusiasmus wurde das Bild in der Akademieausstellung von den berühmtesten Kollegen des Künstlers wie vom Publikum begrüßt, und in der gesamten Presse hörte er nur den treuen Widerhall dieser Bewunderung. Es ist dasselbe Werk, welches vier Jahre später auf der Pariser Weltausstellung von 1878 seinem Maler den bereits oben erwähnten Triumph erringen half. Die zwischen beiden Jahren liegende Zeit ist für Herkomer trotz aller seiner häuslichen Plagen und Sorgen nicht unfruchtbar an mannigfachen und hervorragenden künstlerischen Schöpfungen gewesen. Auf den Frühlingsausstellungen der Royal Academy dieser Jahre erschienen von größeren Ölgemälden des Meisters die beiden aus oberbayrischem Volksleben „An des Todes Thür“ und „Der Bittgang“ wie das „Abendzeit“ betitelte, dessen Motiv er in England gefunden hatte. —

Richard Wagners Persönlichkeit, welche Herkomer während der Anwesenheit des Meisters in England kennen gelernt hatte, im Verein mit dessen Musik machte auf den Künstler einen tiefen und mächtigen Eindruck. Er hatte das lebhafte Verlangen, diesen Kopf zu malen. Wagner aber weigerte sich hartnäckig, ihm, von dessen künstlerischer Bedeutung der große deutsche Musiker wahrscheinlich keine Ahnung hatte, zu sitzen.



Richard Wagner. In Aquarell gemalt von H. Herkomer

Herkomer versuchte es, nach aufmerksamer Beobachtung während der Londoner Wagnerkonzerte in der Albert-Hall und aus der Erinnerung ein Bildnis von ihm zu entwerfen. Als er das fast vollendete Aquarell dem Meister vorstellte, brach dieser erstaunt in den Ausruf aus: „Aber Sie sind ja ein Hexenmeister!" und fand sich nun sehr bereit, ihm noch behufs einer nachträglichen Überarbeitung eine Sitzung zu gewähren. Der Maler fand und gesteht es unbefangen ein, daß ihm der Wagner, wie er ihn in der Phantasie getragen und in seinem bekannten Bildnis dargestellt hatte, besser gefallen hätte, als der wirkliche, den er nun sich gegenüber mit ewig beweglichen Mienen sitzen und perorieren sah. — Das Wagnerbildnis, das von keinem andern je nach dem Kopf des Meisters von Bayreuth gemalten erreicht wird, wurde Veranlassung und Gegenstand für Herkomers erste Versuche im Radieren und Ätzen. Auch in dieser Kunsttechnik hat er nie einen Lehrer gehabt. In ihrer Ausübung wie in der jeder andern ist er durchaus seine eigenen Wege gegangen. Es war immer sein Prinzip, zuerst zu versuchen und dann sich zu unterrichten, wie andere es zu machen pflegen und lehren. Man weiß, daß er es bei solchem Verfahren sehr bald dahin gebracht hat, unter die größten Meister der Radierung, nicht nur der Gegenwart und Englands, gezählt werden zu müssen.

Auch seine Landschaftsstudien, denen er sich während der Sommermonate damals mit lebhaftem Eifer widmete, betrieb er



Kreidestudie von H. Herkomer zu seinem nebenstehenden Bilde „Schwere Zeiten."

auf eigentümliche Art. Er konstruierte sich Studienzelte nach eigner Erfindung, die wie kleine Häuser mit allem Nötigen, sogar mit Öfen und — den englischen Blumenkübeln und -Trögen vor den Fenstern ausgestattet waren, gegen jede Wetterunbill sichern Schutz gewährten und bei jedem Wetter durch ihre großen Fenster das Malen nach der Natur draußen ermöglichten. Dies Zelt wurde nach der Gegend transportiert, in welcher er die ihm willkommensten landschaftlichen Motive gefunden hatte, dort aufgeschlagen und während der ganzen Zeit der Arbeit an dem Bilde in Gesellschaft eines ihn begleitenden Studiengenossen, später auch in der seines Vaters, bewohnt. Diesen wie den Sohn hatte Ende 1879 der herbste Verlust getroffen. Die Mutter war in ihrem Häuschen am Lech, Landsberg gegenüber, gestorben. Schon als er die Eltern auf seiner Sommerreise nach der Ramsau in Landsberg besuchte, hatte er die Mutter sehr verändert gefunden. Sie begleitete ihn nicht dorthin. Er malte während seines Aufenthalts eine große Landschaft in Ölfarben: „Der Gotteskasten," ein umfangreiches Aquarellbild „Großvaters Liebling" und mehrere kleinere Ölbilder. Während der Arbeit erkrankt, suchte und fand er bei den Eltern rasche Genesung. Wieder in London, wo er ein Aquarellporträt des berühmten Kunstkritikers Ruskin malte (s. Abb. S. 48), empfing er am Weihnachtabend die Nachricht vom Tode der Mutter.

Es scheint, als hätte sie die Trennung von ihrem Liebling und den steten Schmerz um dessen häusliches Unglück nicht verwinden und nicht dauernd ertragen können. Herkomer kaufte das Haus, in dem sie gelebt hatte und gestorben war, und das ganze dazu gehörige Grundstück und erbaute ihr zum Gedächtnis jenen „Mutterturm," von dem ich oben erzählte (s. Abb. S. 34). Der Vater kehrte mit ihm nach Dyrcham-Bushey zurück. Dort richtete er ihm seinen Werkstattraum ein, wo er wieder wie ehedem für den Sohn und mit diesem nach Herzenslust arbeiten konnte. Der Vater erfand manche sinnreiche Verbesserungen in der Einrichtung der großen Studienzelte, stellte alle Rahmen, Staffeleien, Schemel, die besten Mal- und Ätzgründe, Repositorien, Schränke, Kästen, kunstvoll geschnitztes Getäfel u. s. w. her und malte mit dem Sohn um die Wette Aquarellen nach der Natur. Das eine große Bildnis, welches Herkomer von ihm gemalt hat, — es schmückte die internationale Kunstausstellung im Sommer 1891 zu Berlin, — zeigt den herrlichen Greis in der ganzen schlichten Größe und Kraft seines Wesens, das so nur in seiner Erscheinung zum Ausdruck gelangte. In seine Arbeitstracht ge-

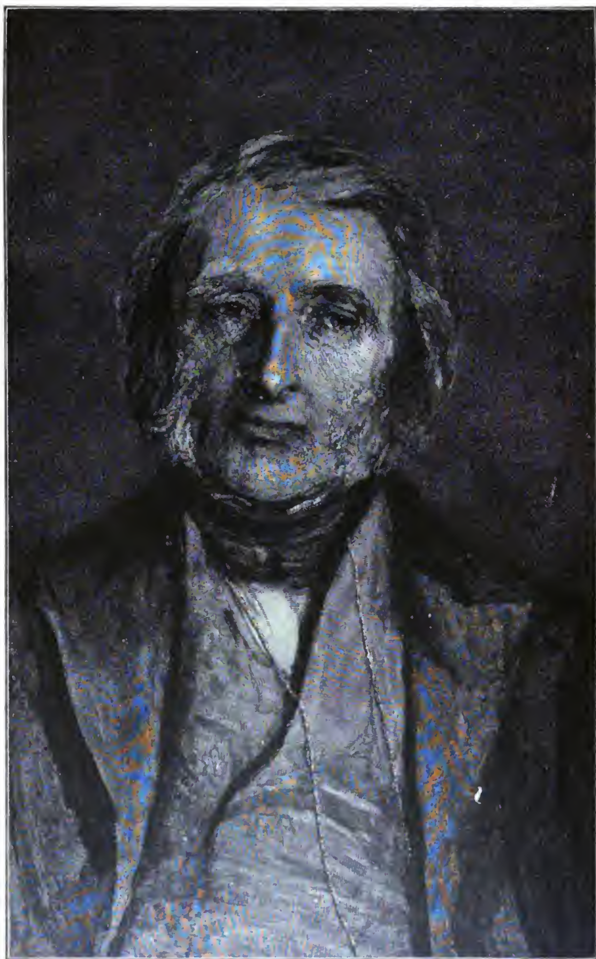
kleidet, steht er hoch aufgerichtet an seiner Schnitzbank im Werkstattraum in ruhiger Hoheit da, das mit langwallendem weißen Bart geschmückte, ernst blickende, markige Sohn von dem Toten in dessen Sterbestunde sagt: „er lag da und sah sterbend wie ein König aus. Und er war ein König; er war und ist mein Idol!" —



Schwere Zeiten. Nach dem Ölgemälde von H. Herkomer, 1885. (Original in der Gemäldegalerie zu Manchester.)

Greisenantlitz dem Beschauer zugewendet, Hammer und Holzmeißel in den Händen (s. Abb. S. 50). Man glaubt es vor diesem Bildnis des lebenden Mannes, was der

In Begleitung des Vaters zog Herkomer im Frühling 1880 wieder zum Landschaftsmalen mit seinem Zelt aus; diesmal nach der öden, verlassenen Gegend beim



Der Kunstkritiker John Ruskin. In Aquarell gemalt von H. Herkomer.

Idwal-See in Wales, wo er das unter dem Titel „The Gloom of Idwal" bekannte Gemälde, eine Schilderung dieser Natur in ihrer düstern Wildheit und Öde, ausführte. Noch einmal suchte er sie im folgenden Sommer auf. Die Frucht des diesmaligen Aufenthalts daselbst war die mit einer Menschengestalt belebte Landschaft, die er „Homeward" nannte. Im dazwischen liegenden Winter malte er sein vielbewundertes Bild „Missing" („Vermißt"), radierte und übte die Technik des Mezzotintostichs. Damals erst, im Herbst 1881, begann Herkomer auch, sich mit voller Energie der Bildnismalerei zu widmen. Seine Aquarellporträts R. Wagners, Ruskins und Tennysons hatten seine außerordentliche Begabung für die tiefe Erfassung der Persönlichkeit und ihre lebendige Darstellung bereits glänzend bewiesen. Nun malte er (in Ölfarben) ein Bildnis des berühmten englischen Kriegskorrespondenten Archibald Forbes, das bei seiner Ausstellung im Salon der Akademie zu London, wie überall auf den Ausstellungen in den Kunststädten des Kontinents, die lebhafteste und gerechteste Bewunderung erntete. Er wurde seitdem und ist bis auf diesen Tag mit Aufträgen zu Bildnissen in solchem Maß überhäuft gewesen, daß die Ausführung von Gemälden anderer Gattung dagegen zurücktreten mußte, und bald sein Ruhm als Porträtmaler großen Stils den bereits auf andern Gebieten erworbenen fast noch überstrahlte. England war immer das Lieblingsland der großen Bildnismaler und hat einige der besten aller Zeiten erzeugt. Kein anderes Land bot und bietet den Meistern dieser Kunst ein so reiches, auserlesenes lebendiges Material an vornehmen charaktervollen tüchtigen Männern, wie schönen Frauen- und Kindergestalten. In keinem andern aber auch weiß man gerade diese Meister in solchem Maße zu schätzen, zu ehren und — zu bezahlen, wie hier. Kein Wunder, wenn sich die Bildnismalerei hier seit Holbeins Tagen jederzeit auf einer so überragenden Höhe behauptet hat.

Während eines abermaligen sommerlichen Besuchs in der Ramsau unternahm Herkomer zur Abwechslung wieder einmal ein Aquarellgemälde von sechs Fuß zu fünf Fuß Größe mit lebensgroßen Gestalten, das auf seiner Ausstellung im nächsten Jahr in der Grosvenor-Galery zu London eine enthusiastische Aufnahme fand. Leider habe ich es nie gesehen und kann somit nicht aus eigener Anschauung darüber urteilen.

In Begleitung seines Vaters folgte Herkomer damals einer Einladung nach Nordamerika, wo er von der häuslichen Qual Erholung zu finden hoffte. Aber sehr bald schon erhielt er ein Telegramm von der raschen Entwickelung einer tödlichen Krankheit seiner Frau, die währenddes sich unter der Aufsicht einer treuen Pflegerin, Miß Griffiths, einem Arzt ihres Vertrauens in Wien in Behandlung gegeben hatte. — Herkomer eilte nach Europa zurück an ihr Krankenbett; aber er fand sie nicht mehr lebend. Ihr Tod war eine Erlösung für beide Teile gewesen.

In Bushey übernahm jene der Familie innig befreundete, erprobte Dame und ihre jüngere Schwester Maggie die Sorge für die Neuordnung und Führung des arg in Verwirrung geratenen Hausstandes und die Erziehung der beiden Kinder. Sie war es auch, welche dem Meister mit klugem Rat und zweckmäßiger That zur Seite stand bei der Errichtung des ganz eigenartigen Kunstlehrinstituts, seiner „Herkomerschule". Ein Nachbar, Mr. Gibbon, dem zwei Knaben zur Erziehung anvertraut waren, von welchen der eine Talent und Lust zur Kunst zeigte, hatte bei dem Meister den Gedanken der Begründung einer solchen Schule angeregt. Dieser Nachbar führte auf Miß Griffiths' Rat das nötige Gebäude auf, in welchem auch andere junge Leute ihren Kunststudien obliegen könnten, und Herkomer war gerne bereit, diese zu leiten und ihre Arbeiten zu beaufsichtigen. Das Gebäude wurde nach dessen Plan gleich für eine Zahl von sechzig Schülern ausreichend angelegt und konnte im Oktober 1883 mit fünfundzwanzig Studierenden eröffnet werden. Herkomer verschmähte jedes Honorar. Als einziger Lohn genügte ihm die Befriedigung, sein System des Kunstunterrichts so gute Früchte tragen und sich so vorzüglich bewähren zu sehen. Er nahm Schüler zunächst nur für die Zeit von neun Monaten auf. Innerhalb derselben zeigt es sich bereits, ob der junge Künstler oder die angehende Künstlerin geschickt und fähig ist, die weiteren Stufen zu erklimmen. Keine der gewohnten Schultraditionen, keine Komitees und Versamm-



Herkomers Vater. Nach dem Ölgemälde von H. Herkomer.

lungen mit ihren „unsinnigen" Preisbewerbungs-Ausschreibungen hindern Herkomer, das in langer eigener Erfahrung als richtig Erkannte hier im Unterricht zur Anwendung zu bringen. Sein Verzicht auf jedes Honorar und Gehalt gibt ihm die vollste Freiheit seinen Schülern gegenüber. Das Experiment ist glänzend gelungen. Die Schüler strömen ihm zu. Das Dorf, weit ab von London, wird bereits von einer Kolonie von über hundert Kunststudierenden bewohnt. Selbst die Besorgnis hat sich nicht erfüllt, daß die von Herkomer ausgebildeten Tüchtigsten ihn verlassen würden, sobald sie sich fertige Künstler fühlten. Die haben sich im Gegenteil dort in seiner Nähe angesiedelt. Für die besten, vorgeschrittensten Schüler hatte er selbst fünf Ateliers errichtet. Ihre Zahl hat sich seitdem fort und fort vermehrt; ebenso die der teils durch ihn, teils durch Schüler selbst errichteten neuen Werkstätten. Mit der Zeichen- und Malschule, in welcher Figuren- und Landschaftsmalerei mit allen Hilfs-

wissenschaften gelehrt wird, ist auch eine Radierschule verbunden. Den Studierenden erwächst hier der große Vorteil und Segen, daß sie nicht selten von ihrem Meister mit der Ausführung von bestellten Ätzplatten betraut werden und so eine hoch willkommene Gelegenheit zum lohnenden Erwerbe erhalten. Werden doch manche dieser Platten bis zu 450 £ honoriert. Das Verhältnis zwischen Meister und Schülern in Bushey ist das denkbar beste und glücklichste. An jedem Sonntag öffnet Herkomer sein eigenes Atelier für sie und ihre Freunde und läßt sie sehen, was er in der Woche gearbeitet hat, um daran wertvolle Belehrungen anzuknüpfen.

Im Frühling 1884 war er wieder mit seinem Vater und seinem Freunde Mansell Lewis zu landschaftlichen Studien nach Nordwales ausgezogen. Dieser künstlerischen Campagne verdankt das großartige, düster poetische stimmungsvolle Landschaftsbild mit den Gestalten eines verwundet in der öden Felsenwüste zurückgebliebenen römischen Befehlshabers und eines blonden wallisischen Barbarenweibes, das den Verlassenen dort auffindet, seine Entstehung. Es wurde an der Akademie für den sogenannten „Chantrey-Vermächtnis-Fonds“ angekauft und ist mit andern dafür erworbenen auserlesenen Meisterwerken moderner englischer Malerei in dem Gemäldesale des South-Kensington-Museums ausgestellt, wo ich es im letzten Sommer mit aufrichtiger Bewunderung sah.

Damals vermählte sich Herkomer mit der älteren Miß Griffiths, welcher er und seine Familie in Wahrheit ein neues Leben verdankten. Aber nur zu kurze Zeit war ihm dies nach zehn leidensvollen Jahren errungene Glück vergönnt. Bald entwickelte sich ein Herzleiden bei der jungen Frau, welches ihrem Leben nach wenigen Jahren schon ein Ziel setzte. Zunächst aber trübte keine Ahnung dieses Geschicks das Glück ihrer Ehe. Die neue Gattin war es auch, welche den Meister zur Ausführung eines weltberühmt gewordenen Kunstwerks auf dem Gebiet der Bildnismalerei, dem Porträt der „Dame in Weiß“, Miß Grant, veranlaßte. Sie bat ihn, die Krittler, welche ihm nachsagten, er könne nur Männerbildnisse malen, durch die Ausstellung eines ebenso ausgezeichneten weiblichen zu widerlegen und zu beschämen. Die jüngste Tochter seines Freundes Owen Grant erwies ihm den Dienst, ihm für ihr Porträt zu sitzen. Der Erfolg überbot die kühnsten Erwartungen; er war ein beispielloser, ungeheurer, in England wie im Auslande. Unvergeßlich ist wohl noch jedem, welcher die Jubiläumsausstellung der Akademie zu Berlin 1886 gesehen hat, der Anblick dieses Meisterwerks (s. Einschaltbild). In ein weich fließendes, mit breiter Schärpe umgürtetes faltiges weißes Gewand gekleidet, die im Schoß ruhenden Hände und die Unterarme in braunen Musquetairhandschuhen, sitzt die Dame vor einer weißlichen Hintergrundswand, das edle Antlitz dem Beschauer zugewendet und ihn mit den ernsten dunkelbraunen Augen ruhig anblickend. Die ganze Erscheinung ist die Verkörperung reiner jungfräulicher Anmut, welche die Strenge und der Ernst, der in diesem Wesen liegt, milde dämpft und mäßigt. Auf der großen Bildfläche ist kaum ein anderer dunkler Ton, als ein kleines Stück Stuhllehne, der leichte Schlagschatten auf der Wand, das Haar und die Augen. Im vollen Licht, weiß auf weiß gemalt, tritt die Gestalt und der liebliche Kopf doch körperlich plastisch aus der Bildfläche heraus. Die Malerei des Bildes ist dabei von einer solchen Einfachheit und Prätentionslosigkeit, zeigt einen solchen Verzicht auf alles Glänzen mit virtuoser Technik, daß man sie als solche kaum bemerkt oder doch völlig vergißt und einen Eindruck wie von dem lebendigen schönen Menschenwesen selbst und nicht wie nur von dem gemalten Abbilde eines solchen empfängt.

Gleichzeitig mit den Ehren, welche dies Werk seinem Maler erwarb, empfing er einen vielleicht noch überraschenderen Beweis der hohen Meinung, welche sich in seinem englischen Adoptivvaterlande wie in Bezug auf sein künstlerisches Schaffen, so auch über seine sonstigen Geistesgaben verbreitet hatte. Die Universität Oxford machte ihm die Mitteilung, daß sie ihn zu ihrem Professor ernennen und ihm einen Lehrstuhl zuweisen würde, wenn sie seiner Annahme desselben versichert sein könnte. Herkomer erklärte sich unter der Bedingung dazu bereit, daß die Wahl des Gegenstandes seiner Vorlesungen ihm vollständig überlassen werde. Er wisse weder Latein noch



Bildnis der Lady Helen Fergusson. Gemalt von H. Herkomer.

Griechisch und sei nur fähig, in einfacher Sprache andern die Gedanken mitzuteilen, die er sich über seine Kunst gebildet habe. Das sei gerade das, was man wünsche, war die Antwort; und so wurde er im Sommer 1885 erwählt. In feierlicher Sitzung der Universität hielt er seine Inauguralrede, nach deren Schluß er vom Vicekanzler Dr. Jowett aufs wärmste als Mitglied dieser altberühmten Hochschule willkommen geheißen wurde. Herkomer besitzt eine bei produktiven Künstlern nicht eben häufige außerordentliche Begabung für den freien Vortrag angesichts großer Auditorien. Diese winterlichen Vorlesungen über selbstgewählte Themata aus dem weiten Gebiet der Künste an der Universität Oxford zu halten, gewährt ihm einen nicht geringeren Genuß als seinen Hörern. Spricht er doch nur von solchen Gegenständen, die er aufs gründlichste und genaueste kennt, und beherrscht er doch das Instrument des Gedankenausdrucks, die Rede, mit sicherer Meisterschaft. Was seinen dortigen Vorträgen aber noch einen ganz einzigen Reiz, Wert und Eindruck verleiht, ist der Umstand, daß er ihn oft mit der Ausübung dessen, was er darin deduciert, vor den Augen des Auditoriums begleitet, vor diesem z. B. ein ganzes Bild oder Porträt vom ersten Entwurf bis zur letzten Vollendung, eine Radierung, ein Aquatintablatt bis zum Abzug des Drucks der geätzten Platte ausführt.

(Schluß folgt.)

Marie Riemann-Seebach.

Von Julius Hart.

Rascher als jeder andere Künstler wird der Schauspieler zu einer geschichtlichen Persönlichkeit. In jenen Jahren der Mittagshöhe des Lebens, da für den Dichter, den Maler und den Komponisten erst die Lehr- und Wanderjahre abgeschlossen haben, da der junge Meister sich zu entwickeln beginnt, in diesen Jahren hat der Schauspieler meistens schon längst ein Ruhmespatent in der Tasche; was er der Welt und Kunst sein kann, haben Welt und Kunst bereits erfahren, und ihr Urteil über ihn liegt fertig vor, ein Urteil, das keine Zukunft mehr ändern oder gar umstoßen kann. Was die Mitwelt über ihn sagt, muß, ob sie will oder nicht will, die Nachwelt unterschreiben, und der Schauspieler muß es sich schon gefallen lassen, daß er bei lebendigem Leibe einbalsamiert wird.

Seine Kunst führt meistens ein kurzes, aber dafür um so brennenderes Dasein, trägt oft Lenzblüten und doch keine Herbstfrüchte. Auch Frau Marie Riemann-Seebach gehört schon seit Jahrzehnten der Geschichte des Theaters an. Rüstig wirkt sie noch immer unter uns fort, und die Zeit ihrer Arbeit ist gewiß noch lange nicht abgeschlossen. Aber nicht die Künstlerin von heute, sondern die von gestern und vorgestern ist die Riemann-Seebach der Geschichte. Aus den Zügen der gereiften Frau müssen wir den Liebreiz und die Sanftmut ihrer Jugendschönheit herauslesen, das bestrickende Lächeln, welches ehemals alle Freunde des Theaters entzückte, und aus dem noch immer weichen Klang der Stimme die Süße und Milde des Organs heraushören, auf dessen Wohllaut einst die Verse der Goethe und Schiller dahinglitten; aus verblichenen Photographieen, Erinnerungen, aus Büchern und Zeitungen die schöne Gestalt aufsteigen lassen, welcher wir schwach nachempfinden wollen, was sie dem älteren Geschlecht unter uns gewesen ist.

Die jugendlich tragische Liebhaberin der fünfziger und sechziger Jahre, die poesieumflossene Darstellerin der herrlichsten Mädchengestalten der deutschen Dichtung, in denen sich unsere Volksideale aufs höchste verkörpert haben, das ist die Marie Seebach der Geschichte; der Ruhm ihrer Vergangenheit bildet den eigentlichen Ruhm der Nachwelt. Wohl steht auch die Künstlerin von heute noch als eine echte und wahre Künstlerin voll feiner und herzlicher Empfindungen da; die Gebilde, die sie vor uns hinstellt, müßten alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen, auch wenn eine so große Vergangenheit nicht hinter ihnen stände. Ein schöner abendlicher Sonnenschein leuchtet uns auch noch heute entgegen. Doch die Vergangenheit erdrückt die Gegenwart dieser Darstellerin, und bei dem Klange des Namens Marie Seebach vergißt man ganz, was sie heute ist und denkt nur zurück an das, was sie in ihrer Jugend der Dichtkunst und dem Theater gewesen.

Es ist auch etwas ganz besonderes um ihren Ruhm. Unter der nicht ganz kleinen Reihe berühmter junger tragischer Liebhaberinnen, welche die Geschichte des Theaters auf ihren Blättern verzeichnet hat, nimmt sie eine noch ganz eigene Stellung ein. Man vernimmt von all diesen jungen Künstlerinnen vielerlei Schönes und Wunderbares, von dem Zauber ihrer körperlichen Reize, von dem unbeschreiblichen Klang ihrer Stimme, der Gewalt des Auges oder der Tiefe der Empfindung; man hört, daß diese eine ausgezeichnete Ophelia und jene ein entzückendes Klärchen, eine dritte eine vortreffliche Luise Millerin war: aber allein von Marie Seebach erklären die Stimmen aller, welche sie in der Blütezeit ihrer Kunst sehen konnten, daß sie das Gretchen war, das Klärchen, die volle Verkörperung des dichterischen Gebildes, in welchem dieses bis auf den letzten Rest aufgegangen


Marie Seebach, 1856.

ist. Sie erschien ihrer Zeit als die Darstellerin des typischen Ideals der Mädchengestalten der klassischen Dichtung, und alles, was diese Zeit in ein Goethesches Gretchen hineinlegte und aus ihm herauslas, sah sie in dem Spiele unserer Künstlerin am vollkommensten ausgedrückt. Eine Schauspielerin aber, welche „das“ Gretchen und „das“ Klärchen zu verkörpern vermag, steht auf dem höchsten Gipfel ihrer Kunst, und wenn jene Stimmen der fünfziger und sechziger Jahre recht haben, dann muß die jugendliche Marie Seebach von allen tragischen Liebhaberinnen des deutschen Theaters die erste und vornehmste gewesen sein, dann war sie auch „die“ tragische Liebhaberin, der typische Begriff für alles, was diese Fachbezeichnung enthält.

Die Schöpfungen der Schauspielkunst sind, kaum geboren, auch schon dem Untergang geweiht. Aber auch eine späte Zukunft, der nichts als der Name der Künstlerin aufbewahrt worden wäre und von ihr sonst nichts wüßte, als daß sie einmal das vollendetste Gretchen gespielt hat, könnte sich doch schon aus so dürftiger Überlieferung ein Bild von ihr machen. Viel lebendiger noch steht dieses Bild heute da; die Bewunderung ihrer Zeit hat genügend reichen schriftlichen Ausdruck gefunden, daß auch das jüngere Geschlecht von heute, welches sie nicht mehr mit eigenen Augen in ihrer Gretchenjugend sah, die Eigenart ihrer Spielweise kennen zu lernen vermag. Für den Verfasser dieser Zeilen gehört ihre Darstellung der „Maria Stuart“ zu den ersten tiefen und unauslöschlichen Theatereindrücken: die Maria Stuart war ihre letzte, wahrhaft große monumentale Schöpfung, jahrelang die Lieblings- und Paraderolle ihrer zahlreichen und weitausgedehnten Gastspielreisen. Sie spielte die schottische Königin, wie diese in den Herzen unserer Frauen und Mädchen lebt, eine weiche rührende Dulderin, von höchstem Adel der Seele umflossen. Es kam dann eine Zeit, wo Marie Niemann-Seebach die Maria Stuart mit der Elisabeth vertauschen mußte. Aber die herrschsüchtige, kluge Engländerin hat ihr niemals gut „gelegen,“ denn ihre ganze künstlerische Persönlichkeit stand im Widerspruch zu der dichterischen Gestalt. Noch immer ist es das Anmutige und das Sympathische, das Liebenswürdige und Freundlich-Herzliche, in dessen Darstellung sie vor allem ihre Triumphe feiern kann, heute die Anmut des Greisenalters, früher die Anmut der Frau, und auf der Höhe ihrer Kunst der Liebreiz der liebenden Mädchenseele.

Auch Marie Seebach ist wie jede echte und große Künstlerin in ihrer Zeit eine Neuerin und Erneuerin gewesen, eine revolutionäre Natur, welche die Schranken des Herkömmlichen durchbrach und dem Zwang der Überlieferung sich nicht beugte. Sie ließ sich nicht von den „Mustern“ und Berühmtheiten ihres Tages abhalten, mit eigenen und darum auch mit neuen Augen die Gestalten der Dichter sich anzusehen, schlug sich zu ihnen und zu der Natur durch und fand so aus dem Theaterpathos den Weg zu der Einfachheit und Schlichtheit, der Natürlichkeit und Wahrheit, der echten Innerlichkeit, die man an ihren Schöpfungen hervorgehoben hat, und welche das eigentliche Wesen jeder echten und bedeutenden Kunst ausmachen. Die Dichtung und das


Marie Niemann-Seebach als Gretchen, 1860.

wahre Kunsttheater stehen in engen Beziehungen zu einander, und die Umänderungen, die sich im Gebiete der Poesie vollziehen, wirken auch immer nach in der Welt der Bretter. So steht Marie Seebach in der Zeit, da sie ihre größten und bekanntesten Gestalten schuf, mitten in der Bewegung, die litterarisch an die Namen von Gustav Freytag und Gottfried Keller, andererseits aber auch die von Geibel und Heyse anknüpft, sie ist eine schauspielerische Trägerin desselben Geistes, der sich damals in der Dichtkunst regte. Das Gemeinsame, worein sich alle fanden, war die Abwendung von der Tendenzkunst des jungen Deutschlands und der politischen Lyrik der vierziger Jahre; man fühlte sich in erster Linie wieder als Künstler und betonte, daß das innerste Wesen der Kunst in der Gestaltung, nicht in der einfachen Wiedergabe von Ideen und Gedanken liege. Es waren die besten und richtigsten Ideen, die zum Ausdruck kamen, an denen sich immer eine neue und bedeutende Kunst entzünden wird, wenn sich, was damals wohl nicht ganz der Fall, eine große schöpferische Originalität hinzugesellt. Jene Tage führten zu einem Rückbesinnen auf Goethe, dem vor kurzem noch so vielverketzerten, zu einem wirklich künstlerischen Realismus einerseits, der von dem nur stofflichen Realismus des jungen Deutschlands grundaus verschieden war, zu wesentlich formalistischen Bestrebungen andererseits, wie sie von Geibel und Heyse vertreten wurden.

Beides, das Realistische, wie das Formalistische, kam in der Spielweise von Marie Seebach gleicherweise zum Ausdruck, und das verlieh ihrer Darstellung der Mädchengestalten unserer klassischen Poesie in den Augen der Zeitgenossen einen so außerordentlichen Reiz und Zauber, daß sie diesen schlechterdings zum vollkommenen Gretchen und Klärchen wurde. Als Realistin hatte sie sich frei gemacht von dem halb opernhaften Gesang und dem Faltenwurfstil, all dem Gezierten und gesucht Bedeutungsvollen, wohin das Weimarertum gekommen war und kommen mußte, sobald der eigentliche lebendige Geist aus ihm gewichen und sobald zum Herkommen erstarrt war, was einst neu und selbsterſonnen gewesen. Sie suchte in den Gestalten wieder das einfache Menschliche auf, was die Dichter in sie hineingelegt hatten, fand sich zurück zu der deutschen Mädchengestalt, wie sie im Leben erscheint, und erblickte sie nicht durch die Brille der Bühnenüberlieferung. In diesem Streben nach dem Natürlichen und Wirklichen begegnete sie sich mit Dawison, aber es floß auch von dem Künstlerblute eines Emil Devrient ein reicher Strom in ihren Adern. Und damit kam sie an dem Harten, Scharfen und Eckigen vorüber, was dem Realismus leicht anhaftet. Das nur Charakteristische riß sich nicht die Herrschaft in ihrer Kunst an, sondern daneben hielt die Darstellerin in Geibelschem Geiste das Auge auf die äußere sinnlich gefällige Schönheitsform ge-





Marie Niemann-Seebach.

1882. 1888.

richtet, auf das Maß und die weiche Rundung aller Bewegungen, das musikalische wohltönende Ausklingen der Stimme auch in den Stürmen der Leidenschaft und der Erregung. Was an den Schöpfungen Marie Seebachs in den Tagen ihrer Jugendblüte immer wieder gerühmt wird, das ist die natürliche schlicht menschliche Auffassung der Mädchengestalten der Goethe, Shakespeare und Schiller, die Herzlichkeit ihrer Natur, die außerordentliche Wärme des Empfindens und die Wahrheit der Gefühle. Marie Seebach war vor allem eine Darstellerin der weichen Anmut, des Elegischen und Rührenden, der ergreifenden Trauer und des lächelnden Glücks — eine Darstellerin alles Harmonischen und Sanftabgetönten. Von dem Herzen mehr als von dem Verstande aus, aus der Empfindung heraus drang sie in die Geheimnisse der Dichtung ein, und was sie deshalb am meisten ausschöpfte, das war der Gefühlsgehalt der Figuren, welche sie verkörperte: ihre lyrische Seele, den ganzen Zauber der Stimmung brachte sie am lebendigsten zum Ausdruck. Und, um das zu können, war ihr ein wunderbar wohllautendes, weiches Organ von bestrickendem Zauber verliehen, von einer besonderen Schmiegsamkeit und Biegsamkeit; selbst heute noch kann man aus dem Klang der Stimme etwas von dieser musikalischen Schönheit von früher heraushören.

Als Sängerin glaubte denn auch die junge Künstlerin zuerst sich Ruhm erwerben zu können. In den Ostseeprovinzen, in Riga stand ihre Wiege. Ein echtes und rechtes Theaterkind hat sie in steter Verbindung mit der Bühne und dem Bühnenleben die beste Vorschule, die der Praxis durchgemacht, und in den ersten Jugendjahren schon gelernt, auf der Bühne sich zu bewegen. Ihre Bühnenlaufbahn beginnt bereits mit dem Jahre 1836. Damals spielte die kleine Marie Seebach Kinderrollen am Aachener Theater unter einem Direktor Mühling; der Vater glänzte als Komiker und Baßbuffo und auch die Mutter, Madame Seebach, gehörte noch zum aktiven Personal. Mit den Eltern teilt die Tochter das schauspielerische Wanderleben von Bühne zu Bühne. Bis zum Jahre 1845 bleibt sie dem Fache der Kinderrollen getreu, zuletzt in Köln, wohin ihr Vater als Regisseur engagiert worden war, und wo sie mit ihrer jüngeren Schwester Wilhelmine das dankbare Fach teilt. Dort blieb die Familie mehrere Jahre lang, und die angehende Künstlerin besuchte hier auch das Musikkonservatorium, um sich zur Opernsängerin ausbilden zu lassen. Ein Jahr später, 1846, in Nürnberg unter der Direktion von Ferdinand Röder, ist sie dann zu einer „großen“ Künstlerin herangewachsen, zu einer Demoiselle Seebach, für jugendliche Liebhaberinnen und Gesangspartieen engagiert. Als Soubrette wirkte sie dann zunächst in den vierziger Jahren mit Erfolg in Lübeck, Dessau, Danzig und Cassel, bis der Drang nach der Gestaltung höherer und idealerer Charaktere in ihr erwachte, die Sehnsucht, den niederen Soccus mit dem Cothurn zu vertauschen. 1852 trat ihr Stern zum erstenmale leuchtender am Theaterhimmel hervor. In diesem Jahre kam sie zu dem berühmten Talententdecker Chéri Maurice nach Hamburg ans Thaliatheater, und ein Jahr später wurde für dieselbe Bühne einer der genialsten Regisseure des deutschen Theaters, Wilhelm Marr, einer der erfahrensten und bedeutendsten Vertreter des Natürlichkeitsstiles gewonnen. Mit der Rolle des Gretchens im „Faust“ erzielte sie den größten Erfolg. Ein glänzendes Gastspiel am Wiener Burgtheater machte ihren Namen noch bekannter, und ihr Ruf als eine der ersten Künstlerinnen ihrer Zeit war befestigt nach den Beifallsstürmen, die sie 1854 in München erzielte, in den bekannten von Dingelstedt inscenierten Mustervorstellungen Lessingscher, Goethescher, Schillerscher und Kleistischer Dramen, zu denen der prunkliebende Veranstalter die ersten Künstler und Künstlerinnen der damaligen Zeit aus allen deutschen Gauen eingeladen hatte. Marie Seebach spielte damals an der Seite eines Emil Devrient, Döring, Anschütz, Hendrichs, La Roche, einer Amalie Haizinger, Julie Rettich, Luise Neumann u. s. w. Von Hamburg ging die junge Künstlerin an das Wiener Burgtheater, später nach Hannover, wo sie sich 1859 mit dem Sänger Albert Niemann vermählte; acht Jahre später wurde die Ehe wieder geschieden, und nach dem Engagement in Hannover, das 1866 gelöst wurde, war Marie Seebach auf lange Zeit hinaus vorwiegend auf Gastspielreisen unterwegs, die sich bis nach Amerika und Rußland ausdehnten. Erst seit 1886 gehört die Künstlerin wieder einem festen Verband an, dem des Kgl. Schauspielhauses in Berlin, als Nachfolgerin der Frieb-Blumauer.

Wohl hat sie diese Künstlerin nicht ersetzen können, denn zwischen den Welten und den künstlerischen Persönlichkeiten einer Frieb-Blumauer und einer Niemann-Seebach liegen Klüfte, die unüberbrückbar sind. Es sind wesentlich andere Gestalten, die Frau Niemann-Seebach heute vor uns hinstellt, nicht von dem körnigen, volkstümlichen Realismus, der komischen Fülle, welche ihrer Vorgängerin zu Gebote standen, aber in ihrer Art gleich, nur ganz anders vollkommene Gebilde: von einer gewissen aristokratischen Vornehmheit und Anmut, oft ernst und rührend, oft von einem sehr feinen, eleganten Humor durchdrungen. Als eigenartige und bedeutende Darstellerin lebt Frau Niemann-Seebach auch heute noch thätig, schaffend und arbeitend unter uns fort.







Die „Dame in Schwarz“. Gemalt von H. Herkomer.

Yolande von Blonay.

Ein Sang aus den Savoyerbergen.

Von Reinhold Fuchs.

(Abdruck verboten.)

Das Turnier.

In Turin im Herzogsschlosse,
Hei, welch helles Becherklingen!
An den braunen Eichentafeln
Sitzen rings viel wackre Kämpen,
Und mit mächtigen Silberkannen
Eilen flinke, schlanke Knappen
Hin und wider, flugs die Humpen
Neu mit Rebenblut zu füllen,
Die mit kräftigem Zug geleerten.
Hell ins frohe Trinkgelage
Schmettern Pauken und Drommeten,
Gilt's doch, würdig heut zu feiern
Des Gebieters Namenstag,
Der ein Festtag jedem Herzen
In Savoyens Bergrevieren! —
Rasch, wie leichtbeschwingte Schwalben,
Kreuzen sich die Scherzesworte,
Und der Geist von Astis Trauben
Blitzt aus jedem Augenpaar.
Aber stille wird's im Saale,
Als die Saiten seiner Harfe
Rührt der provenzalische Sänger
Aimeric von Montfaucon.
Und er singt in süßen Tönen
Von der Minne Glück und Leiden,
Von der Anmut seiner Schönen,
Seligem Finden, bangem Scheiden.
Und er singt von bittrer Reue,
Die manch falsches Herz verzehrt,
Und vom süßen Lohn der Treue,
Die sich bis zum Tod bewährt. —
Als er endet, preisen alle
Laut den edlen Troubadour;
Mancher Graukopf nickt ihm Beifall,
Eignen Jugendglücks gedenkend;
Mancher Jüngling neigt die Stirne
Schweigend, weil geheim im Herzen
Er den Pfeil der Minne trägt.
Nur Raoul von Corsant lächelt
Spöttisch, als das Lied verklungen,
Er, der schlanke, wilde Krauskopf
Mit den dunklen Feueraugen,
Der vor kurzem erst die goldnen
Rittersporen sich erworben,
Doch schon oft mit Schwert und Lanze
Seine Heldenkraft bewährt.
Und er spricht, das Bärtchen kräuselnd,
Das die Lippen ihm beschattet:

„Löblich war des Liedes Weise,
Das Freund Aimeric gesungen;
Aber thöricht will mich dünken,
Was er von der Minne sagte!
Will davon ein ander Liedlein,
Wenn Ihr's hören wollt', Euch singen.“ —
Lächelnd leert er seinen Humpen,
Trotzig blickt er in die Runde,
Und er trällert ins Gelage,
Auf den Schwertknauf leicht gelehnt:

„Frau Minne, lieblich prangen
Magst du, mit Rosenwangen
Und goldner Locken Schlangen
Bestrickend Herz und Sinn,
Mich nimmst du nicht gefangen,
Du schöne Teufelin!
Und klingt aus jedem Munde
Dein Preis auch in der Runde,
Und lockst zu seligem Bunde
Du Jüngling auch und Maid,
Auf deines Bechers Grunde
Als Hefe lauert Leid!
Ein Kuß im fröhlichen Jagen,
Der mag auch mir behagen,
Doch hör' ich Liebesklagen,
Lach' ich der eitlen Not;
Und sollt' ich Fesseln tragen,
Ich schämte mich zu Tod! —
Was Hoffen und was Harren!
Schwertklang auf Schildesſparren,
Gezäumter Renner Scharren,
Das labt mir baß den Mut;
Die Minne laß ich Narren,
Die zu nichts Besserem gut! —“

Als er endet, stößt das Schwert er
Klirrend auf den Estrich nieder,
Spöttisch nach dem Provenzalen
Blickend, der von seinem Sitze
Springt, das Antlitz zorngerötet.
Aber ruhig, ehe jener
Noch das rechte Wort gefunden,
Spricht der Bannerherr von Blonay,
Simon, der vor den Genossen
Mächtig ragt an Haupt und Schultern,
Zu Raoul, dem kecken Spötter:
„Wenn es Euch nach Streit gelüstet,

Junger Freund, den mögt Ihr haben,
Und ich denk' Euch zu beweisen
In den Schranken auf der Stechbahn,
Daß ich nicht des Muts verlustig
Noch der Lanzenkunde ging,
Ob ich gleich auf meinen Knieen
Schon der Söhnlein zwei geschaukelt,
Und daheim ein traut Gemahl mir
Haust auf meiner Väter Schloß. —
Werft Ihr mich aus meinem Sattel,
Mögt Ihr Euch aus meinem Stalle
Flugs den besten Renner ziehen,
Aber streck' ich Euch zur Erde,
Sollt Ihr reuig niederknieen
Erst vor unsrer edlen Herrin,
Vor der Dame von Savoyen,
Euer Unrecht laut bekennend,
Dann, die Alpen übersteigend,
Gleicherweise die Verzeihung
Meiner Trauten Euch erbitten,
Weil Ihr keck geschmäht die Minne,
Weil Ihr Hohn dem heiligen Ehstand
Habt gesprochen, dessen Ehre
Wider Euch ich will verfechten." —
„Topp!" so ruft Raoul mit Lachen,
„Einen bessren Gegner fänd' ich
Schwerlich in den Christenlanden;
Seid bedankt, Messire de Blonay!
Auf dem Burghof an der Linde
Harr' ich bei der dritten Stunde
Erstem Glockenschlag gerüstet,
Und ich weiß, Ihr werdet kommen!" —

II.

Um des Burghofs grünen Rasen,
Wo mit bunten Seidenschnüren
Abgesteckt des Zweikampfs Schranken,
Drängen Ritter sich und Knappen,
Eifrig Für und Wider wägend
Jenes wundersamen Streites,
Der beim Weine sich entsponnen,
Und des Kampfspiels ungeduldig
Harrend, drin sich soll erweisen,
Wer da führt die beste Lanze
In Savoyens kühnem Heerbann.
Aber auf den Galerieen
Blitzts und flirrts von Gold und Seide,
Leuchten rot und weiße Rosen
Aus der Epheuranken Grün,
Und manch silberhelles Lachen
Tönt im Kreis der holden Damen,
Die voll Neugier sich versammelt
Und voll Hoffnung, bald zu schauen
Der gerechten Sache Sieg,
Der im Herzen heimlich alle
Zugethan und zugeschworen,
Ob sie's ungern auch gestehn.
„Seht, das ist der Liebesleugner!
Seht, das ist der böse Corsant!" —
Läuft es flüsternd durch die Reihen,
Und manch blondes wie manch dunkles
Köpfchen beugt sich hastig vor,
Als im blanken Silberharnisch,
Hoch auf rabenschwarzem Renner
In den Kampfplatz sprengt Raoul.
„Und das ist der wackre Blonay,
Der den Frevler will bestrafen!"
Murmelt's, als auf mächtigem Braunen,
Von dem Haupt bis zu den Füßen
Eingehüllt in blauen Stahl,
Simon ruhig von der andern
Seite reitet in die Schranken.
Vor dem edlen Herzogspaare,
Das, von seidnem Baldachine
Überschattet, herrlich thront,
Hoch auf ragendem Altane,
Neigen jetzt die beiden Kämpen
Ihrer Lanzen bunte Fähnlein,
Wenden hurtig dann die Rosse,
Reiten an des Planes Enden,
Harrend, bis ein heller Hornruf
Giebt des Kampfs ersehntes Zeichen.
Trabend erst und dann in wildem
Jagen prallen sie zusammen,
Und mit wohlgezieltem Stoße
Treffen krachend sie die Schilde,
Daß der Speere Splitter schwirrend
Weithin durch die Lüfte stieben.
Aber fest im Sattel bleiben
Beide kampfgewohnte Recken,
Und bewundrungsvolles Murmeln
Regt sich in der Schar der Ritter
Und im Kreis der holden Frauen,
Wie ein Windhauch, der die Blätter
Und die Zweige rührt im Walde.
Aber schon zum zweiten Gange
Rüsten sich mit frischen Speeren
Jetzt die unerschrocknen Kämpen,
Und zum zweitenmale wirbelt
Unter ihrer Rosse Hufen
In der Rennbahn auf der Staub.
Welch ein Anprall jetzt! — Die Funken
Stieben aus durchrannten Schilden,
Aus der Brünnen lichtem Stahl;
Steilauf bäumt sich Corsants Renner
Einen Augenblick; — im nächsten
Überschlägt er sich, und rasselnd
Stürzen schwer in wuchtigem Falle

Roß und Reiter auf den Rasen.
Da, wie lautes Sturmestosen,
Hebt sich Beifall in der Runde,
Aber aus dem Sattel schwingt sich
Simon schon, mit eignen Händen
Aufzuhelfen von der Erde
Dem vom Sturze halbbetäubten,
Jugendlichen, wackern Feinde,
Dem im harten Niederstürzen
Sich vom Haupt der Stechhelm löste.
Schamrot färbt des Jünglings Wangen,
Und mit Zögern nur ergreift er
Blonays dargebotene Rechte,
Der mit freundlich-mildem Tone
Den Besiegten also grüßt:
„Nehmts nicht allzusehr zu Herzen,
Daß heut mir der Sieg verblieben,
Der noch oft Euch möge lächeln,
Seid Ihr doch der beste Gegner,
Den im Feld und in den Schranken
Jemals mir der Herr beschert!“ —
Schweigend neigt mit ritterlichem
Anstand sich Raoul dem Sieger,
Und gefaßt und lächelnd schreitet
Auf das Fürstenpaar er zu,
Läßt sich vor Savoyens Herrin
Nieder auf das rechte Knie
Und beginnt: „O hohe Dame,
Deren Tugend laut gepriesen
Wird in allen Christenreichen,
Wollt verzeihn in Eurer Milde,
Was ich unbedacht gefrevelt,
Als der Minne und dem heiligen
Ehstand keck ich Hohn gesprochen! —
Sehr nachdrücklich hat belehrt mich
Unser tapfrer Freund von Blonay,
Daß im Irrtum ich gewesen,
Solche schnöde Lästrung wagend,
Und mit Reue drum gelob' ich,
Mich fortan nach besten Kräften
Mit der Heiligen hohem Beistand
Eurer Gnade wert zu machen!“ —
Freundlich-lächelnd drauf entgegnet
Ihm die Fürstin, welche stattlich
Prangt in reifer Frauenschöne
Neben ihrem Ehgemahl:
„Edler Sire, als wackren Degen
Habt Ihr klärlich Euch erwiesen
Heut vor unser aller Augen,
Und kaum mindrer Ruhm gebührt Euch
Als dem ritterlichen Sieger!
Doch Ihr seid ein Schalk, das kündet
Eures Mundes schelmisch Zucken,
Und Ihr meinet, gute Weile
Könn' es mit der Bess'rung haben! —
Doch wir hoffen, Euch auch werde
Bald aus holden Frauenaugen
Lieblich die Erleuchtung tagen,
Daß Ihr kehrt als frommer Paulus,
Der ein Saulus Ihr geschieden!
Keinen bessern Reisesegen
Könnt' ich auf die Fahrt Euch spenden,
Lebet wohl und zieht in Frieden!“ —
Da erhebt Raoul sich, bindet
Sich aufs neue fest den Stahlhelm,
Dann mit leichtem Satze schwingt er
Keck sich auf des Renners Rücken,
Neigt sich einmal noch im Sattel
Vor dem hohen Fürstenpaare,
Und gefolgt von seinem Knappen,
Zieht durchs Burgthor er von dannen
Nordwärts, wo die Alpen ragen.

Auf Blonay.

Im hellen Sommersonnenschein,
Der Montreux' Vignen warm verklärt,
Ziehn bergwärts in das Land hinein
Zwei Reitersmänner, wohlbewehrt,
Doch müd' ist ihrer Rosse Schritt,
Bestaubt sind Helmbusch und Gewand,
Als kehrten sie von langem Ritt
Zurück aus weit entlegnem Land.
— — — — — — — — — —
Von weißen Weinbergsmauern prallt
Am Wegesrand das Sonnenlicht,
Das mit verdoppelter Gewalt
Den Reitern strahlt ins Angesicht.
Eidechsen huschen durchs Gestein
Vorm Rosseshuf gleich grünen Blitzen,
Und blinzeln in die Welt hinein
Behaglich aus den Mauerritzen.
Der Heimchen nimmermüd Getön
Durchschrillt die regungslose Luft,
Und schweigend schaun des Juras Höh'n
Herüber fern aus blauem Duft. —
Den Rebenhügeln angeschmiegt,
Tiefblau wie Stahl, zur Linken liegt
Der Genfer See, der Ufer Bild
Rückstrahlend friedevoll und mild,
Als ahnt' er nichts in seligem Träumen
Von Sturmgebraus und Wogenschäumen,
Die oft in schwüler Wetternacht
Sein Herz zu wildem Groll entfacht. —
Doch nicht nach Bergen, See und Matten
Schaun dort die müden Reitersmänner,
Als flüchtig im Kastanienschatten

Sie rasten lassen ihre Renner,
Nein, eifrig späht ihr Blick voraus,
Wo links der Weg hinüberzweigt,
Und stolz ein turmgekröntes Haus
Sich zwischen dunklen Wipfeln zeigt
Mit Erkern, Zinnen, Wall und Thor
Gar stattlich auf begrastem Hügel.
Bald stehn die Reisenden davor,
Da öffnen sich die braunen Flügel
Der Pforte schon, bevor sie noch
Einlaß begehrten mit Gepoch
Des Schwertknaufs oder Hornesruf,
Und klirrend scharrt der Rosse Huf
Das Pflaster auf Schloß Blonays Hofe,
Daß an die Fenster Knecht und Zofe
Flugs eilen, um mit Zischeln, Raunen,
Die fremden Gäste zu bestaunen.
Die schwingen rasch sich zu der Erde
Vom Rücken ihrer müden Pferde
Und schaun sich um im Hofesraum,
Drin dichtverzweigt ein Ulmenbaum
Ob einer Bank aus grauem Stein
Verbreitet kühlen Dämmerschein.
Da beut den Fremden sich zur Schau
Ein lieblich Bild, denn unterm Baume
Sitzt eine jugendholde Frau,
Ein Kindlein wiegend, das im Traume
Süßlächelnd, selig, unbewußt
Sich schmiegt an seiner Mutter Brust.
Ein schlichtes Kleid aus brauner Wolle
Hält knapp das junge Weib umfangen,
Doch zeigt die Stirn, die hoheitsvolle,
Der Blick, der mild, doch ohne Bangen
Die Reiter mustert nebst den Rossen,
Daß sie aus edlem Stamm entsprossen.
Mit höfischem Anstand grüßet sie
Der Ritter nun und beugt sein Knie:
„Raoul von Corsant ist mein Name,
Und seid Ihr Blonays edle Dame,
So lasset mich in Gnaden sagen
Die Botschaft, so mir aufgetragen.
Als drauf sie staunend nickt ihr „Ja!“
Berichtet er, was ihm geschah
In jenem Streite zu Turin,
Und was ihn ließ gen Blonay ziehn.
Mit Lächeln hört sie alles an,
Und heitern Sinnes spricht sie dann:
„Steht auf, Herr Ritter, denn Verzeihn
Laß ich hiermit Euch angedeihn
Und grüß als Blonays Gast Euch gern
Im Namen meines Eheherrn! —
Nicht minder gern wird Euch empfahn
Mein Ohm, der wackre Kastellan
Von Chillon, der an Simons Statt
Seit Monden uns behütet hat
Vor Überfall und Feindesbanden;
Auch trefft mein Bäschen Ihr, Yolanden,
Die von La Tour, dem festen Schloß,
Herrüberritt mit ihrem Troß.
Doch rat ich, junger Freund, Euch gut:
Nehmt Euer Herz gar wohl in Hut,
Denn manchen kenn ich, dem sein Stolz
Vor ihren Blicken jählings schmolz,
Indes, verspottend seine Leiden,
Sie kalt ihn sah von hinnen scheiden. —
Doch kommt und folgt mir in den Saal,
Wo bald uns winkt ein fröhlich Mahl,
Dieweil die Knechte Eurem Knappen
Entschirren helfen dort den Rappen.“ —
Sie sprichts und reicht ihr Kindlein hin
Der alten, treuen Wärterin,
Die sich genaht mit leisem Schritte,
Dann winkt sie leicht mit stummer Bitte
Dem Ritter, und in sichrer Ruh'
Geleitet sie dem Saal ihn zu,
Des Eingang treu bei Tag und Nacht
Ein Marmorlöwenpaar bewacht,
Auf hoher Treppenrampe lauernd
Wie sprungbereit und beutelauernd.
Doch kühl und traulich ist es drinnen
In Blonays hohem Ahnensaale;
Der Eichentisch mit schneeigem Linnen,
Die Silberkannen und Pokale,
Die reichgeschnitzten, schweren Truhen,
Sie künden: Fröhlich läßt sichs ruhen
Nach heißem Ritt im Sonnenschein
Mit Freunden hier beim Becher Wein.
Und bald, vom Reisestaub befreit,
An reicher Tafel sitzt Raoul
Auf Ritter Simons eignem Stuhl
Und neben ihm, im Festgeschmeid
Und goldbrokatnem Ehrenkleid
Des Schlosses Herrin Katharine.
Oft blickt mit freundlich-offner Miene
Herr Bertrand, Chillons Kastellan,
Den jungen Gast von Blonay an
Und streicht behaglich sich den Bart,
Der eisengrau sein Kinn umflicht,
Indes Raoul von seiner Fahrt
Und von dem Kampfe gibt Bericht,
Den er gefochten zu Turin,
Und der ihn zwang, davonzuziehn,
Vergebung seiner Frevelworte
Zu suchen an Schloß Blonays Pforte.
Wohl senkt er, stillbeschämt, den Blick,
Als er bekennt sein Mißgeschick,
Doch frei von Groll und argem Neid
Gesteht er, daß in rechtem Streit

Und ohne Trug des Sieges Ruhm
Errang des Gegners Heldentum. —
Da lacht Herr Bertrand: „Wer im Land
Mag halten wohl vor Simon stand? —
Ihr seid, bei Gott, ein wackrer Ritter,
Ging doch an Eurem Schild in Splitter
Sein erster Speer, und wenige Helden
Nur dürfen gleiches von sich melden.
Drum laßt, Freund Corsant, Euch zu Ehren
Mich diesen vollen Becher leeren!" —
Gar freundlich schaut zum Gaste hin
Von Blonay die Gebieterin,
Und lächelnd auch vernimmt Yolande,
Die junge Herrin von La Tour,
Was jüngst bei Hof im welschen Lande
Dem fremden Ritter widerfuhr,
Dem sie am Tisch genübersitzt. —
Wie hell das Augenpaar ihr blitzt,
Das edelstolz und azurblau
Ihr leuchtet unter dunkler Brau! —
Gleich lichtem Gold im Abendschein,
Der durch die Fenster lacht herein,
Wogt ihrer Locken reiche Fülle
Ihr üppig auf die Schultern nieder;
Tiefroten Samtes weiche Hülle
Umspannt die jugendkräftigen Glieder.
Unnahbar scheint sie jedem Werben,
Vom magdlichkühlen Stolz, vom herben,
Umhegt und doch so wonnereich,
Der trauten Liebesgöttin gleich,
Wie sie in hehren Marmorbildern
Die alten Meister mochten schildern,
Ja, schöner noch in ihrer Strenge
Als jene, der die Festgesänge
Erschollen einst in Paphos' Hain
Bei Rosenduft und Fackelschein. —
Bewundernd auf Yolande ruht
Der Blick Raouls wie festgebannt,
Und still durchrinnt ihn süße Glut,
Wie nimmer sie sein Herz gekannt,
Das nie der Schönheit heilige Macht,
Nein Kampflust nur und Wein entfacht. —
Doch ruhig spricht Yolande nun
Mit heitrer Miene, klarem Blick:
„Fürwahr, ein besseres Geschick
Verdiente, Ritter, Euer Thun
Und jene wackre Sinnesart,
Die zu Turin Ihr offenbart!
Als Vorbild möchtet hierzuland
Ihr dienen manchem jungem Fant,
Der, statt nach hohen Siegeskronen,
Nach Minneglück die Welt durchirrt
Und nächtlich unter den Balkonen
Sein weichlich Liebesliedchen girrt." —

Mit edlem Anstand neigt der Gast
Sein lockig Haupt, verlegen fast
Ob solchen Lobes und erstaunt,
Da ruft Herr Bertrand wohlgelaunt:
„Wie, schönes Bäschen, immer noch
Das alte Lied voll Spott und Hohn?
O käme bald der Rechte doch,
Dann sängst du wohl in andrem Ton! —
Und Euch, mein junger Tischgenoß
Von Corsant, hoff' ich noch zu schauen,
Wie heiß Ihr werbt mit Schild und Roß
Um einen Huldblick edler Frauen!" —
Da lacht Raoul: „Herr Kastellan,
Meint Ihr, es sei so leicht zu zähmen
Der Bergfalk, der gewohnt, die Bahn
Frei unterm Wolkenzelt zu nehmen?" —
Yolande wirft das Haupt zurück,
Und hell erglühen ihr die Wangen:
„Glaubt Ihr, Herr Ohm, nach Minneglück
Könnt' ich so sehnlich je verlangen,
Daß mit der Spindel ich vertauschen
Den Jagdspeer möchte, um zu lauschen
Im Fraungemach, im sittsam-stillen,
Auf Manneswort und Manneswillen? —
Nein, frei gedenk' ich zu bewahren
Die Hand mir, wer darum auch werbe,
Als Herrin der Vasallenscharen
Des Gutes, das mir fiel zum Erbe!
Drum mögt Ihr lang wohl harren, Ohm,
Bis mich die Minne mag bethören,
Denn eher wird der Rhonestrom
Den Lauf empor zur Quelle kehren!" —
„Kommt Zeit, kommt Rat!" Herr Bertrand spricht,
Und schelmisch zuckt's ihm im Gesicht,
Doch rasch, daß herber Worte Flug
Bei Tisch ihr keinen möge kränken,
Weiß Ritter Simons Hausfrau klug
Den Sinn nach andrem Ziel zu lenken,
Daß fröhlich, unter heitren Scherzen
Das Mahl, wie es begonnen, endet,
Bis spät, beim Flackerschein der Kerzen,
Yolande sich zur Heimfahrt wendet.
Gern gibt Raoul ihr das Geleit
Hinab nach ihrer Väter Schloß;
Im Mondlicht traben beide weit
Voran dem müden Pagentroß.
Sie plaudern viel auf ihrem Ritte
Von Welschlands Trachten, Art und Sitte,
Von Veveys buntem Winzerfeste,
Der Augenweide froher Gäste,
Von Falkenzucht und Steinbockjagd,
Und immer trefflicher behagt
Jedwedem bald die Sinnesart,

Die sein Gesell ihm offenbart.
Gar kurz bedünkt der Ritt die beiden,
Und als am Ziel sie müssen scheiden
Und sich erschließt des Thores Gitter,
Da spricht Yolande zu dem Ritter:
„Ihr seid ein Herr von wackrem Sinn,
Den Freund zu heißen, bringt Gewinn,
Und gerne säh' ich Euch zu Zeiten
Mit mir zum frohen Weidwerk reiten,
Solang Ihr weilt in Blonays Bann.
Drum, klopft an meinem Thor Ihr an
Nebst Eurem Knappen, seid willkommen! —
Doch eines merkt; — zu Eurem Frommen
Und meinem bitt' ich's Euch zu schwören:
Laßt mich kein Wort von Minne hören,
Auf daß zum unerwünschten Ende
Sich plötzlich nicht die Freundschaft wende,
Denn die in Liebesfesseln schmachten,
Werd' ich im Herzen stets verachten. —
Ich hoff', es wird der Schwur Euch leicht,
Da Euer Sinn dem meinen gleicht." —
Er schaut ihr prüfend ins Gesicht,
Draus wunderhold im Mondenlicht
Die klugen Augen nach ihm schaun,
Dann spricht er: „Edle Herrin, traun,
Gar manchem möchte wohl auf Erden
Beschwerlich solch Gelübde werden,
Doch schwör' ich gern, was Ihr begehrt,
Bei meinem ritterlichen Schwert,
Denn ferne liegt, wie Eurem Sinne,
Auch mir das Thorenspiel der Minne. —
Froh aber werd' ich, was da mein
An Gut und Blut, als Freund Euch weihn,
Da keine Frau mir noch erschienen,
Der ich so willig möchte dienen,
Denn höher als die Turteltaube,
Die zärtlich girrt, versteckt im Laube,
Acht' ich das Adlerweib, das kühn
Aufschwebt bei Sturm und Blitzesglühn. —
Lebt wohl! — In Gottes treue Wacht
Befehl' ich Euch!" — und durch die Nacht
Trabt er davon im Mondenschein,
Der träumerisch ruht auf Wies' und Hain. —
Der lauen Lüfte lindes Wehn,
Es flüstert leis: Auf Wiedersehn;
Das Bächlein, das zu Thale rinnt,
Es murmelt: Thor, wie warst du blind!
Und spöttisch blinzeln hoch die Sterne
Herab aus sichrer Himmelsferne,
Indes auf nächtlich öden Bahnen
Raoul hinauf gen Blonay reitet
Und oft, wie nahen Unheils Ahnen,
Es bang ihm durch die Seele gleitet.
— — — — — — — — —
Lang hört er drauf in stiller Nacht
Am Burgwall rauschen noch die Bäume,
Und rastlos, wie mit Zaubermacht,
Verfolgt, umrankt vom Mondenlicht,
Ein herrlich Frauenangesicht
Ihn lockend bis ins Reich der Träume.

Morgenfahrt.

Noch deckt die Dämmrung See und Land,
Und kaum im ersten Morgenbrand
Auftauchen hie und da wie Sterne
Savoyens Gipfel aus der Ferne,
Doch schweigend ruhn in blauen Schatten
Die Thäler noch und Wiesenmatten.
Der Frühwind flüstert in den Zweigen
Der Ulmen, die sich schauernd neigen,
Als ging' ein Ahnen durch sie hin
Vom Nahn der Tageskönigin.
Im Röhricht hebt das Leben an;
Der Rohrspatz bricht des Schweigens Bann;
Es regt der Schwan sich in den Binsen;
Flink rudert durch die Wasserlinsen
Ein drollig-nickend Taucherpaar,
Gefolgt von seiner Jungen Schar,
Indessen hoch ob Flut und Ried
Ein Fischaar seine Kreise zieht. —
Doch sieh, was durch den Wasserplan
Dort naht von Waadtlands Rebenstrand?
Das ist kein plumper Fischerkahn; —
Die weißen Segel straff gespannt,
Schießt eine Barke pfeilgeschwind
Dahin im frischen Morgenwind.
Im rosigen Frühlicht glänzt der Gischt,
Der ihren schlanken Bug umzischt;
Ein roter Wimpel fliegt vom Mast,
Und seltsam ist des Schiffleins Last:
Ein rüstiger Alter lenkt die Fahrt,
Von breitem Wuchs, mit grauem Bart,
Im schlichten Wams, des einzige Zier
Der Blonays trotzig Wappentier,
Der goldne Falk auf blauem Grund,
Des Trägers Würde machend kund,
Fulcos, der schon an dreißig Jahr
Der Jägerburschen Meister war,
Wenn über Hügel, Wald und Weide
Die Herren ritten zum Gejaide.
Am Backbord lehnt im Morgenglast
Dicht neben ihm Schloß Blonays Gast,
Im knappen, grünen Jagdgewand,
Die Armbrust prüfend mit der Hand,
Dieweil sein Blick in raschem Flug
Oft heimlich schweift voraus zum Bug,

Wo kühn und schlank auf weichem Pfühle
Yolande thront, indes der kühle
Seewind das Goldhaar unterm Hut
Ihr schelmisch kost voll Übermut.
Noch immer faßt Raoul es kaum,
Daß er so nah der Schönsten weilt
Seit Wochen, die gleich holdem Traum
Am Herzen ihm vorbeigeeilt;
Und daß ihm nimmer das Verlangen
Nach Heimkehr durch den Sinn gegangen.
Noch möcht' er sichs gestehen nicht,
Doch fühlt er's, daß ein Zauberbann
Sich sacht' aus blauer Augen Licht
Und goldnen Locken um ihn spann,
Und wie ein Alp bedrückt sein Leben
Das Wort, das vorschnell er gegeben
Am Schloßthor einst mit leichtem Sinne,
Zur Fehde fordernd keck Frau Minne. —
— — — — — — — — — —

Lang schaut Yolande unverwandt
Nach links hinüber zu dem Strand,
Wo um Schloß Chillons Mauerkranz
Verklärend schwebt der Morgenglanz,
Dann kehrt sie lächelnd rasch sich um:
„Mein Jagdgesell, weshalb so stumm?
Ihr seid ja sonst kein Grillenfänger;
Auch hört' ich rühmen Euch als Sänger.
Wohlan, mein Freund, singt uns ein Lied,
Damit die Zeit uns rascher flieht,
Denn ob auch flink das Schifflein gleitet,
Viel Wasser noch sich vor uns breitet." —
Der junge Ritter streicht den Bart:
„Gern kürzt' ich, Herrin, Euch die Fahrt,
Doch wißt Ihr, daß der Dichter Weisen
Fast stets das Glück der Minne preisen,
Davon zu reden Euren Ohren
Ich unbedachtsam jüngst verschworen!" —
— „Zu reden wohl! — Doch mag das Singen,
Mein Freund, uns keinen Schaden bringen,
Obwohl ein Lied von Streit und Jagen
Mir besser würde noch behagen." —
Gar schelmisch zuckts ihr um den Mund,
Doch durch der blauen Augen Grund
Irrt flüchtig ihr ein warmer Schimmer,
Wie ihn der Ritter sah noch nimmer,
Daß frohes Hoffen ihn durchloht. —
„Ich folge," ruft er, „dem Gebot!
Vernehmt denn eine holde Weise,
Die einst ich hörte auf der Reise,
Und die erfand ein Troubadour,
Der viel von Minneleid erfuhr." —
Nur kurze Weile sann er dann,
Bis rein und voll sein Lied begann:

Du schreitest lächelnd mir
Und stolz vorbei am Tage;
Vergeblich fleht zu dir
Der Blicke stumme Frage,
Doch kommt die Nacht geschlichen,
Ist all dein Stolz entwichen,
Vertraust den Sternen du des Herzens Klage.

Wie herb des Spottes Flut,
Du kannst mich nicht betrügen:
Ein Strahl der Liebe ruht
Versteckt in deinen Zügen,
Wie auf den Felsenzinnen,
Darum die Gletscher rinnen,
Alpröslein blühn in heimlichem Genügen. —

In Schmach und Kerkernot
Würdst du mir Trost gewähren;
Läg ich im Grabe tot,
Du netztest es mit Zähren; —
O komm, die Tage fliehen;
Laß an mein Herz dich ziehen,
Mein dunkles Leben wonnig zu verklären."

„Ein Thorenlied!" spricht, als er schweigt,
Yolande, doch verrätrisch steigt
Ins Antlitz ihr des Blutes Welle,
Da ruft Raoul: „Wir sind zur Stelle!"
Das Segel refft er ein gewandt,
Und auf Saint Gingolphs Ufersand,
Der frohen Jagdfahrt erstes Ziel,
Schießt knirschend nun des Schiffleins Kiel.
Dort steht als Führer schon bereit
Ein hochgewachsner Bergessohn,
Der kühnste Jäger weit und breit,
Der heißt mit bäurisch-biederm Ton
Willkommen froh die fremden Gäste,
Berichtet von der Gemsen Stand
Und von dem Lämmergeierneste,
Das im Geklüft er gestern fand.
Auf starke Schultern lädt er dann
Den Zwillichsack mit Wein und Speisen
Und schreitet wohlgemut voran,
Ins Hochgebirg den Pfad zu weisen.
Bald haben sie des Dörfleins Gassen,
Das kaum vom Schlaf erwacht, verlassen,
Das Rundsteinpflaster, holprig-rauh,
Mit Matten tauschend, drauf der Tau
Wie Perlen blitzt im Sonnenlicht,
Das durch die dichten Zweige bricht
Von mächtigen Kastanienbäumen,
Die stattlich rings die Berge säumen.
Doch steiler wird der Pfad; es klingen
Am Kalkgeröll die Bergstockzwingen,

Und wilder wird des Giesbachs Flucht
In seiner trümmervollen Schlucht;
Oft sprüht der Wasser weißer Schaum
Herauf bis an des Weges Saum,
Daß Genzian und Brombeerranken
Von ihrem eisigen Hauche schwanken.
Doch weiter schreitet unverdrossen
Yolande mit den Weggenossen,
Und alles wahrt im scharfen Steigen
Nach Jägersitte klüglich Schweigen.
Zwei Stunden dauert so das Wandern,
Da wirft der Führer ab die Last
Und lädt zu frohwillkommener Rast
Mit kurzen Worten ein die andern. —
Wo zwischen Alpenrosenkraut
Ein Steinblock eine Bank gebaut,
Vom steilen Grat mit Donnerkrach
Vor langen Jahren stürzend jach,
Gesprengt vom scharfen Winterfrost,
Letzt sich in fröhlichem Verein
Die kleine Schar am dunklen Wein
Und kernig-derber Weidmannskost.
Die Luft ist klar; im Frührotglanz
Ragt rings der Bergeshäupter Kranz,
Des Grammonts Wände, bräunlich-grau;
Der Nordwindhörner trotziger Bau;
Des Mittagshornes Felsenstirn,
Gekrönt von wolkennahem Firn,
Aufstrebend in des Himmels Blau
Im Gletscherschmuck, im silberblanken,
Gleich einem lichten Gottgedanken;
Dann fern der Berneralpen Zug,
Der kühn, wie wilder Schwäne Flug,
Die schimmernd durch den Äther gleiten,
Fortstrebt in dämmergraue Weiten.
Tiefdrunten aber, dunkelblau
Gleich einem Riesenstahlschild, glänzt
Der Genfersee; — o selige Schau! —
Von Rebenhügeln grün umkränzt. —

„O Vaterland, wie bist du schön!"
So ruft Raoul; „auf diesen Höh'n
Fühl' ich voll Stolz mich als den Deinen,
Und sollte je der Tag erscheinen,
Da Feindesmacht dir droht mit Ketten,
Wie wollt' ich gern dann helfen retten
Die Freiheit dir, das höchste Gut,
Müßt' ich auch lassen drum mein Blut!" —
Yolande schaut ihn freundlich an:
„Das heißt gesprochen, wie ein Mann!
Wohl mir, daß dann auch meine Hand
Versteht, wie man den Bogen spannt!" —
Entflammt vom edlen Rebenblut
Springt auf Pierre, der Führer, dann,
Und stimmt im hellen Übermut
Sein Gemsenjägerliedchen an:

Auf zackigen Felsen und ewigem Schnee,
Tief drunten zu Füßen den Alpensee,
Hoch droben zu Häupten den kreisenden Aar,
Lebt der Herr des Gebirges, der Montagnard!

Das Schneehuhn, das über die Klippen streicht,
Die Gemse, die flüchtigen Sprunges entweicht,
Willkommene Ziele bieten sie dar
Dem Herrn des Gebirges, dem Montagnard!

Und glühen die Firnen, dann steigt er zum See
Durchs Geklüfte hinunter nach Lovenay,
Da lächelt ein strahlendes Augenpaar
Dem Herrn des Gebirges, dem Montagnard!" —

Noch hallt im Felsgewänd der Ton
Des Liedes nach, und reisefertig
Steht kecken Muts Yolande schon,
Des kühnen Jägerspiels gewärtig.
Im frischen Bergwind fliegt ihr Haar;
Es zuckt voll Ungeduld die Lippe;
Rasch folgt ihr der Genossen Schar,
Verschwindend in dem Steingeklippe . . .

Die Gemsjagd.

O Jägerlust in Wald und Feld,
In Ried und Busch, in Moor und Heide,
Wem jemals du die Brust geschwellt;
Wer jemals zog im Weidmannskleide
Zur Spielhahnbalz im Fichtenhag
In grauer Dämmrung früh vor Tag;
Wer je im Hochwald auf der Birsch
Vernahm des Sechzehnenders Röhren,
Des Ebers wetzendes Geknirsch,
Der Rüden Anschlag in den Föhren;
Wer je auf weiter Bruchlands-Flur
Den grauen Falken steigen ließ;
Wem je des Wolfes zottige Schur

Als Beute hing am blutigen Spieß, —
O Jägerlust, der tauscht dich nicht
Um Becherfreuden, Spiel und Tanz,
Um goldner Königssäle Glanz;
Aus dessen Auge strahlt es licht,
Sobald ein Weidmann von dir spricht,
Und noch als Greis fühlt er sich jung,
Mahnt ihn an dich Erinnerung! —
Doch reicher als im Tieflandsforst
Erblühst du auf den Alpenzinnen,
Wo kühn der Adler baut den Horst,
Wo Bergmilch schäumt in Felsenrinnen;
Wo jeder Schritt am steilen Hang



Versammlung der Kuratoren des „Charterhouse“ in der



…kapelle zu gemeinsamer Andacht. Gemalt von H. Herkomer.

Wird abgekämpft dem Todesgrausen;
Wo wie ein heiliger Urweltsang
Die Wasser und die Winde brausen! —
— — — — — — — — — —

Hoch überm wüsten Felsenkar,
Wo tief im Grund ein Hochsee blinkt,
Wie Nixenaugen, grün und klar,
Aus dem das Bild der Gipfel winkt,
Die kahl und schroff, die wild und rauh
Aufragen in das Himmelsblau:
Dort haben ihren Stand gefaßt
Yolande und Schloß Blonays Gast.
Wo steil ein schmaler Gemsenpfad
Durchkreuzt den wildzerrissnen Grat,
Der von des Grammonts grauer Wand
Sich senkt, den Jägern wohlbekannt,
Erwarten sie, vom Fels gedeckt,
Das edle Wild, das aufgeschreckt
Von den Gefährten aus der Rast,
Sich flüchtet voller scheuer Hast,
Die Gletscherrunsen überspringend,
Gewandt von Block zu Block sich schwingend,
Hineilend an der Schluchten Saum,
Wo kaum ein Grashalm fände Raum,
Vor den Verfolgern angstvoll zitternd,
Doch auf der Flucht noch klüglich witternd
Und äugend, ob auch frei der Pfad,
Den Rettung suchend es betrat.
Schon rollen Steine von den Wänden;
Das Rudel naht. — Yolande hebt
Die Armbrust rasch mit beiden Händen. —
Wie jeder Nerv ihr leise bebt,
Wie sie den Atem lauschend hält
Im Busen, den die Jagdlust schwellt,
Indes im Auge hell ein Strahl
Ihr zuckt, wie Glanz von blauem Stahl! —
Stumm steht Raoul, versenkt ins Schaun;
Nie war so schön sie ihm erschienen;
Fast weht ihn an ein leises Graun
Vor ihren edelstolzen Mienen,
Doch liebestrunken rankt sein Blick
Sich um die Pracht des schlanken Leibes,
Und in den Bann des holden Weibes
Ergibt er sich und sein Geschick . . .
So steht er dort in wachem Traum
Und denkt des edlen Weidwerks kaum, —
Da schwirrt ein Pfeil an ihm vorbei,
Und hell erweckt ein Jubelschrei
Die Bergeswelt aus starrer Ruh:
„Das war ein Schuß! — Hallo, juhu!" —
Kühn schwingt zum steilsten Felsenrande
Sich siegesfreudig nun Yolande.
Rasch springt der Ritter ihr zur Seite;
Bergaufwärts braust des Rudels Flucht;
Der Leitbock nur, der todgeweihte,
Rollt zuckend rechts hinab zur Schlucht,
Wild mit den Läufen um sich schlagend,
Den scharfen Pfeil im Herzen tragend.
Sein Grab wird in der Tiefe sein,
Der ewig fremd der Sonnenschein;
Der Geier nur mit scharfen Fängen
Wird dort umkrallen seine Rippen, —
Doch nein! — im Sturze bleibt er hängen,
Gespießt von nadelscharfen Klippen,
Wohl sechzig Klaftern unterm Rand
Des Grats, wo er sein Ende fand.
— — — — — — — — — —

„Bei Gott, das nenn' ich Mißgeschick!"
So ruft Raoul, „die sichre Beute
Verliert Ihr just im Augenblick,
Da kaum das Jagdglück Euch erfreute!" —
„Verlieren?" drauf Yolande spricht
In fragend-vorwurfsvollem Tone,
Und leise zuckt's ihr im Gesicht
Von schlechtverhohlnem Spott und Hohne.
„Verlieren? — Ritter, meintet Ihr,
So leichten Kaufs gäb' ich verloren
Das seltne Wild, das edle Tier,
Das ich zur Beute mir erkoren? —
Wär doppelt schroff auch das Gestein,
So müßt' ich keine Blonay sein,
Könnt' ich beschämt, mit leeren Händen,
Mich heimwärts von der Jagdfahrt wenden.
Drum werd' ich selbst hinuntersteigen,
Wenn Euch der Bergwand Steilheit
schreckt!" —
— — — — — — — — — —

Aufzuckt Raoul; — wohl wahrt er Schweigen,
Doch flammt sein Blick, und Blässe deckt
Die Wangen ihm. — Den Alpstock preßt
Er in der Faust, dann plötzlich läßt
Er Stab und Armbrust niedergleiten,
Um rasch dem Abgrund zuzuschreiten.
Bald beut ein schmaler Felsenspalt
Dem Fuß des kühnen Klimmers Halt:
Bald glückt's ihm, einen spitzen Zacken
Mit schwertgewohnter Faust zu packen,
Daß hoch sein Körper ob der Kluft
Zu schweben scheint in freier Luft.
— — — — — — — —

Kaum wagt Yolande hinzuschaun,
Halb voll Bewundrung, halb voll Graun.
Gern riefe sie den Freund zurück
Vom schreckenvollen Unterfangen,
Vom frevelhaften Wagestück; —
Es weicht das Blut aus ihren Wangen,
Und bebend wird sie sich bewußt,
Wie teuer in geheimster Brust

Der kühne Jüngling schon ihr ward,
Dem ach, so nahe das Verderben! —
Da bricht ihr trotziger Mut in Scherben:
„Wie thöricht war ich, und wie hart,
Zu solcher That den Freund zu zwingen,
Die nur durch Wunder kann gelingen!
Wie wacker er, wie stolz und gut!
O nimm ihn, Herr, in deine Hut;
Vergib mir Spott und Ungeduld,
Und wahre mich vor Sündenschuld!" —
So klagt sie, an den Fels geschmiegt;
Ihr Atem stockt, ihr Pulsschlag fliegt;
Ein Frösteln schleicht ihr durch die Glieder,
Und bleich zur Tiefe starrt sie nieder. —
— — — — — — — — — — —
Schon ist des Ritters Weg gekürzt
Zur Hälfte — weh, da hallt ein Schrei;
Es rollt ein Stein; der Jüngling stürzt; —
O Gott, nun ist's vorbei, vorbei!
— — — — — — — — —
Gleich einer Riesenfaust umkrallt
Der Schreck Yolandens Herz und Sinn;
Wie eine schwarze Wolke wallt
Es überm Abgrund vor ihr hin,
Und Ohnmacht, nie gekannt zuvor,
Senkt auf ihr Hirn den dunklen Flor.
Sie wankt, — da packt sie eisenfest
Ein Arm, der sie nicht sinken läßt,
Sonst hätte wohl zum letztenmal
Sie heut geschaut der Sonne Strahl.
Sie rafft sich auf; sie starrt umher
Wie träumend noch: „Bist du's, Pierre,
Und Fulco, du? — Wie seid ihr bleich!" —
Da brummt der graue Jagdgeselle:
„Ein Glück ist's, daß wir sind zur Stelle! —
Das heißt, beim Kreuz, ein toller Streich!
Fürwahr, den Klettrer will ich loben,
Der den da drunten schafft nach oben!" —
Drauf weist mit erzbewehrtem Stock
Hinab er, und am Felsenblock,
Der schon des Wildes Last gefangen,
Sieht zwischen Erd' und Himmel hangen
Yolande nun, die schreckenbleiche,
Den Freund, — vielleicht als starre Leiche,
Denn ach, er rührt und regt sich nicht,
Abwärts gekehrt das Angesicht,
Indes die Rechte fest sich krallt
Am Gemsbock, dem sein Wagnis galt.
— — — — — — — — — — —
„O rettet ihn, wenn Gottes Huld
Euch wert in eurer letzten Stunde! —
Er ist gestürzt durch meine Schuld!" —
Yolande stöhnt's mit bleichem Munde. —
„Schwer ist es," spricht der Montagnard,
„Doch nahe liegt im Wildseekar
Die Steinbockalm; dort haust ein Senne,
Der Jacques, den ich seit Jahren kenne;
Der hilft uns wohl mit einem Seile. —
Lebt wohl für eine kurze Weile!" —
Und hurtig, wie die Gemse, setzt
Er übers Kalkgeschröffe jetzt
Und ist gar bald dem Blick entschwunden.
— — — — — — — — —
Wie qualvoll schleichen die Sekunden;
Wie bleischwer wälzen die Minuten
Sich auf Yolandens banges Herz!
Stillbetend starrt sie niederwärts;
Vielleicht muß dort der Freund verbluten,
Bevor sich noch die Hilfe naht! —
Da — Lob sei Gott! — der Felsengrat
Erdröhnt von wuchtigen Männertritten,
Und hastig kommt Pierre geschritten.
Ihm folgt ein Alter, hünenhaft,
Mit sehnigen Gliedern, deren Kraft
Im wilden, todesernsten Ringen
Den Bären möchte wohl bezwingen.
Im Bergwind fliegt sein graues Haar,
Der Mähne gleichend eines Leuen,
Doch drunter blicken klug und klar
Die Augen vor, die braunen, treuen. —
Vom Nacken werfen jetzt in Eile
Die beiden die gerollten Seile,
Und schweigend knoten sie die Enden
Zusammen mit geschäftigen Händen.
Am breiten Ledergurte dann
Knüpft fest Pierre das Tau sich an,
Und wie ein Bergluchs kühn, gewandt
Schwingt er sich über'n Felsenrand,
Dieweil die Fäuste Jacques', des Alten
Und Fulcos ihn am Seile halten.
Verwegen, doch bedächtig, strebt
Dem Ziele zu der Alpensohn,
Und zwischen Furcht und Hoffen schwebt
Yolandens Herz, allein kein Ton,
Kein Hauch verrät aus ihrem Munde,
Was sie bewegt in dieser Stunde.
— — — — — — — — —
Nun langt nach heißen Mühen an
Pierre bei dem gestürzten Mann;
Er hebt ihn sorgsam und gelind,
Wie eine Mutter hebt ihr Kind,
Und spricht: „Gottlob, er ist noch warm!" —
Dann schlingt er ihm um Brust und Arm
Das Seil, indem er mit der Linken
Ihn riesenkräftig hält umfaßt;
Drauf klimmt er mit der teuren Last
Des regungslosen Jagdgenossen
Empor die zackigen Felsensprossen.

Wohl will der Mut ihm manchmal sinken;
Sein Atem keucht; sein Knie erschlafft,
Doch endlich siegt des Bergsohns Kraft,
Die langgestählt auf rauhen Wegen; —
Sechs Hände strecken sich entgegen
Dem Wackern von des Abgrunds Rande; —
Ein Ruck, ein Zug, — nun steht er droben
Und sieht Raoul emporgehoben
Und bei dem Freunde knien Yolande.
Mit ihrem seidnen Gürtel stillt
Das Blut sie, das der Stirn entquillt
Raouls aus tiefgeschrammter Wunde.
Bang neigt die Maid sich zu dem Munde,
Um den's wie trotziges Lächeln schwebt,
Dann seufzt sie auf aus Herzensgrunde:
„Dank, Dank, Pierre! — Er lebt, er lebt!"

Dunkle Stunden.

Hoch im Wildseekar, im rauhen,
Wo nur magre Ziegen grasen
Zwischen wüstem Kalkgetrümmer;
Wo allein des Gießbachs Rauschen
Und der Pfiff der Murmeltiere
Aus den tiefen Felsenspalten
An das Ohr des Wandrers tönt,
Ragt die Hütte Jacques, des Alten,
Rohgezimmert aus den Stämmen
Wetterharter Arvenbäume
Und gedeckt mit grauen Schindeln,
Drauf, zum Trotz den Alpenstürmen,
Mancher wuchtige Steinblock ruht.
Vor der niedern Thür der Hütte
Rinnt ein silberklarer Bronnen
In den moosigen Lärchentrog,
Dran Marie, des greisen Sennen
Braungeäugtes Töchterlein,
Lehnt im kurzgeschürzten Kleide,
Einen weißen Zuber füllend
Mit des Bergquells kühler Flut.
Längst schon strömt die rasche Welle
Über aus dem vollen Eimer,
Doch die Maid bemerkt es nicht,
Denn zur Seit' ihr steht der Liebste,
Steht Pierre, der kühnste Jäger
Aus dem Alpenthal von Novel,
Mit der Linken ihre Hüfte
Traut umschlingend, mit der Rechten
Ihr ein Sträußlein Edelraute
An das schwarze Mieder heftend.
Warme Liebesworte flüstert
Er ins Ohr der schmucken Dirne,
Die mit ihrer Zöpfe dunkeln
Flechten tändelt, hold-verschämt.
Auf die roten Lippen drückt er
Einen Kuß ihr, rasch, verstohlen,
Drauf zum erzbeschlagnen Alpstock
Greift er, wendet sich und wandert
Raschen Schritts im Morgenlichte
Auf dem schmalen Wiesenpfade
Westwärts, dem Gebirg entgegen.
Lang noch schaut ihm nach Marie,
Bis er im Geklüft verschwunden;
Feucht erglänzt es ihr im Auge,
Und sie seufzt aus banger Seele:
„Mein Pierre, mein trauter Liebster,
Ach, wann wird die Stunde kommen,
Da in Novels altem Kirchlein
Uns der Pfarrherr gibt zusammen?" —
Drauf den vollen Zuber hebt sie
Leicht mit ihren kräftigen Armen
Auf das Haupt, und sichren Schrittes
Wandelt sie der Hütte zu.
Durch die Thüre tretend, sieht sie
An dem Herd den Vater schalten,
Der mit harzigen Wurzelknorren
Unterm Kessel schürt die Glut. —
„Sag, was säumtest du so lange?"
Brummt der Alte, „hattest sicher
Mit Pierre noch viel zu schwatzen,
Ob ich gleich dir's oft verboten? —
Zwar er ist ein wackrer Bursche;
Gestern hat er's neu bewährt ja,
Doch du weißt, nicht eine Scholle
Nennt er sein, darauf zu gründen
Einst für dich und sich die Heimstatt." —
Tief erglüht Mariens Wange,
Aber schweigend hebt vom Haupt sie
Ihre Last und trägt sie schweigend
Nach der Hütte dunkler Ecke,
Wo auf ihres Vaters schlichtem
Lager ruht der fremde Ritter,
Den die Männer von der Gemsjagd
Gestern brachten heimgetragen
Blutend ihr und regungslos.
Auch noch heut geschlossnen Auges
Liegt er, und auf seinen Wangen
Wechselt fahle Todesblässe
Oft mit jäher Fieberglut.
Ihm zur Seite lauscht Yolande,
Auf dem niedern Schemel sitzend,
Nach des Kranken Atemzügen,
Oft sich angstvoll niederbeugend.
Schüchtern naht ihr jetzt Marie;
Ihren Eimer niedersetzend
Spricht sie: „Herrin, hier das Wasser,
Das Ihr heischtet zum Verbande!" —

Und Yolande reicht die Hand ihr:
„Dank, du Gute, viele Mühe
Hast du deiner Gäste willen!“ —
Aber jene drauf: „O Herrin,
Gerne thu ich's Euch zuliebe
Und dem schönen, jungen Ritter,
Der so schwer die Kühnheit büßte,
Aus der Totenklamm den Gemsbock
Euch zu holen, den ihr fälltet. —
Einen wackern Herren hieß ihn
Selbst Pierre, der beste Steiger,
Den man kennt in unserm Hochthal.
Ist der Kranke Euch ein Vetter,
Oder sonstiger Anverwandter,
Daß Ihr sein so treulich pfleget
Und den Schlaf um ihn vergeßt?“ —
Nichts entgegnet ihr Yolande,
Doch in ihre blassen Wangen
Steigt verräterische Röte,
Während sie mit kühlem Wasser
In dem Eimer tränkt das Linnen,
Das sie sorgsam um die Stirne
Drauf dem kranken Freunde windet,
Der im Schlummer leise seufzt.
Horch, und nun im Fiebertraume
Lallt er, stöhnt er wirre Worte:
„Schöne Bergfee; — Sonnenaugen,
Lockt ihr, winkt ihr nach der Tiefe?
Ach, bei euch ist kein Erbarmen,
Und ihr wollt mich nicht verstehen! —
Fort vom Abgrund, fort, du Schöne!
Kalt und spöttisch ist dein Lachen,
Aber schad' ums Goldhaar wär' es,
Müßt' es im Geklüfte modern!“ —
Schmerzlich lächelnd greift der Träumer
Vor sich in die leeren Lüfte,
Dann mit bleichen Lippen summt er
Eines Lieds gebrochne Weise; —
Wie aus halbzerrissner Harfe
Tönt es, die der Windhauch rührt:

„In Schmach und Kerkernot
Würd'st du mir Trost gewähren;
Läg' ich im Grabe tot,
Du netztest es mit Zähren; —
O komm, die Tage fliehen“ . . .

Tieferschöpft nun schweigt der Kranke,
Aber in die weißen Hände
Preßt ihr Antlitz fest Yolande,
Weinend still und bitterlich. —
Mitleidvoll, der Scheu vergessend
Vor der Fremden hoher Abkunft,
Und im schmerzenreichen Weibe
Nur die Schwester noch erblickend,
Legt Marie die braune Hand ihr
Auf die Schulter: „Schöne Herrin,“
Spricht sie, „ach, gar wohl erkenn' ich
Nun, daß teurer als ein Bruder
Unser Kranker Eurem Herzen!
Aber tröstet Euch: der Heiltrank,
Den mein Vater ihm gemischt hat
Aus den Säften würziger Kräuter,
Hat gar manchem schon geholfen,
Der nicht minder siech als er war,
Denn die Fee vom heiligen Borne
Hat, so sagt man, in der Vorzeit
Selbst verraten unsrer Ahnfrau
Das Geheimnis jenes Trankes. —
Aber kommt, auf meinem Bette
Selbst ein Stündchen nun zu rasten,
Denn Ihr seid zum Tod ermattet,
Und die Ruhe wird Euch stärken.
Gern vertret' ich Eure Stelle
Bei dem Kranken, und ich weck' Euch
Schleunig, sollt' es nötig werden.“ —
Lange sträubt sich noch Yolande,
Doch auf ihren Lidern lastet
Bleischwer dumpfe Müdigkeit,
Und gleich einem Kinde folgt sie,
Die gewohnt, mit ihren Winken
Stolzen Männern zu gebieten,
Endlich doch der schlichten Bergmaid
In ihr ärmlich Kämmerlein.
Kaum gesunken auf das Lager,
Das gefüllt mit duftigem Wildheu,
Fühlt sie von des Schlummers Banden
Fest und fester sich umstrickt.
Noch einmal in wirren Träumen
Muß sie schauen, was seit gestern
Sie durchlebt an Angst und Qualen:
Finstre Schluchten sieht sie schaurig
Gähnen rings, wohin sie schaut,
Und aus grauen Nebelschleiern
Starrt ein wohlbekanntes Antlitz
Traurig lächelnd ihr entgegen
Mit geschlossnen Augenlidern,
Auf der Stirn die Wunde tragend,
Draus die dunkelroten Tropfen
Warm auf ihre Hände träufeln,
Die sie betend hält gefaltet.
Aber schau, — die blutigen Tropfen
Wandeln sich zu dunkeln Rosen; —
Hell im goldnen Morgenlichte
Glänzt der blaue Heimatsee,
Und in ihres Herzens Tiefe
Widerhallt, wie ferne Glocken,
Süßen, sehnsuchtsvollen Klanges

Ihr des Freundes Minneweise:
„O komm; die Tage fliehen,



Laß an mein Herz dich ziehen,
Mein dunkles Leben wonnig zu verklären“..

Vom verlornen Thal.



Auf dem Herd der Steinbockalpe
Glühn die Scheite, sprühn die Funken,
Und aus rostiger Eisenklammer
Leuchtet traut der Kienspan nieder
Auf das Grauhaar Jacques und Fulcos,
Auf Yolandens goldne Locken
Und die braunen ihres Freundes,
Der, noch bleich vom schweren Siechtum
Und ums Haupt die Binde tragend,
Aber glücklich-lächelnd, sitzt
An der Seite der Geliebten
Auf der altersbraunen Herdbank,
Während in des kleinen Kreises
Reden aus dem nahen Stalle
Dann und wann das helle Glöckchen
Einer Geis herübertönt.
Von der Wolfsschur, die zum Sitz ihm
Auf ein Lärchenscheit gebreitet,
Hebt sich Fulco nun, den vollen
Ahornbecher in der Rechten,
Drinnen goldner Firnwein funkelt,
Und der Alte neigt sich sittsam,
Während schalkhaft sich ein Lächeln
In den grauen Bart verliert,
Vor dem edelstolzen Paare,
Vor Yolanden und Raoul,
Und er spricht: „Bei Sankt Hubertus,
Wem wohl möcht' ich diesen Becher
Würdiger weih'n, als meiner Herrin,
Der mit Leib' und Seel' ich diene,
Und dem ritterlichen Gaste,
Der sein Leben kühnlich wagte,
Ihren Dank sich zu verdienen,
Und mit Gottes und der Heiligen
Gnädigem Beistand nun genesen? —
Möge Glück und langes Leben
Blühn den beiden, mancher Kernschuß
Auf der Jagd sie noch erfreuen,
Und was sonst sie sich erwünschen,
Lieblich in Erfüllung gehn!“ —
Lächelnd thut Raoul Bescheid ihm,
Doch errötend nickt Yolande
Ihrem treuen Diener Dank,
Und zu Jacques, dem würdigen Sennen,
Der an einem Axtstiel schnitzelt,
Kehrt sie sich, um klug zu bergen,
Was ihr Inneres hold bewegt:
„Vater Jacques, ich hab vernommen,
Daß ihr reich an schönen Sagen,
Wie die Hirten sie erzählen
In den hohen Bergrevieren!
Wolltet Ihr die Abendstunden
Uns mit einer Mär verkürzen
Aus der grauen Vorzeit Tagen,
Würden gerne wir Euch lauschen!“ —
Sinnend streicht der Senn' den Bart sich:
„Reich, o Herrin, sind die Berge,
Sind die Thäler unsrer Heimat,
Wie an Kräutern, wie an Blumen,
Auch an mancher Vorzeitkunde,
Doch wovon soll ich Euch melden? —
Wollt Ihr hören von der Vouvra,
Von dem erzgeschuppten Drachen,
Der im Evolenerthale
Mit Gebrüll die Herden schreckt,
Oder von dem treuen Grafen,
Der verkleidet einst im Pfynwald
Aus der Räuber blutigen Händen
Die entführte Braut erlöst? —
Lieber noch vielleicht vernehmt Ihr
Vom verlornen Thal die Sage,
Wie die Muhme sie beim Spinnrad
Mir als Knaben hat vertraut:
War ein Jäger einst im Sesiathale,
Drob des Monte Rosa Silberhörner
Funkelnd aus der Gletscherwüste tauchen;
War der schönste Bursch, der beste Schütze
Von Alagna bis zur Alm von Jazza,
Und gar manches dunkle Mädchenauge
Strahlte wärmer, wenn am Heiligenfeste
Zum Altar er schritt in Sant' Antonio.
Aber keine von des Thales Töchtern
Konnte rühmen sich, daß ihr zuliebe
Je der braune Krauskopf, der Francesco,
Einen Schritt gethan, das Haupt gewendet,
Oder nur ein freundlich Wort verloren,
Denn mit Gleichmut oder spöttischem Lächeln
Sah er, wie sich um die schmucken Dirnen
Oft beim Tanz die jungen Burschen mühten,
Aber wenn beim Ringen auf den Rasen
Mann für Mann die Sennen er geworfen,
Oder auf dem Schießplan mit dem Bogen
Wiederum gethan den besten Treffer:
Dann erglühten höher ihm die Wangen,
Und voll stolzer Freude warf das Haupt er
In den Nacken, den vor keinem Menschen
Er in Demut jemals noch gebogen. —
Aber lieber als bei Zechgelagen
Sich zu tummeln oder Waffenspielen
Auf des Dorfes grünem Schützenanger,



Schweift' er einsam auf des Steinbocks Fährten
Taglang in den höchsten Bergrevieren,
Die kein Fuß vor seinem je betreten.
In der Thalschaft ging von ihm die Rede,
Einen Schatz dort hoff' er aufzuspüren,
Den die Zauberfrau der Alp von Pile,
Den die greise Checca ihm verheißen.
Und die Hexe hatte wahr gesprochen:
Eines Tags auf übereisten Felsen
Hoch am Lyskamm, in der ersten Frühe,
In der totenstillen Gletscherwildnis
Klomm Francesco einem Grat entgegen,
Der schon zweimal seiner Kühnheit trotzte,
Aber diesmal wie von Zauberkräften
Fühlte sich durchloht der Alpenjäger,
Und getragen wie von Geisterhänden,
Sah er plötzlich sich an seinem Ziele.
Aber staunend rieb er sich die Augen:
Statt der Firnen, der vereisten Kare,
Die er einzig hier zu schau'n erwartet,
Lag ein grünes Thal zu seinen Füßen,
Lieblich wie ein Paradies auf Erden.
Zögernd nur betrat, mit scheuen Schritten,
Endlich er den sammetweichen Rasen.
Fremde Blumen lachten ihm entgegen,
Goldig, azurblau und purpurfarben,
Süßgeheimnisvolle Düfte hauchend.
Bunte, nie geseh'ne Vögel sangen
In den Zweigen früchtereicher Bäume,
Und beim Klang von klaren Silberglöckchen
Grasten weiße Lämmer in der Runde.
Weiter schritt der Jäger wie im Traume,
Bis ihn eine sanfte Stimme grüßte:
„Heil dir, junger Fremdling, sei willkommen;
Tausend Jahre mußt' ich deiner harren!“ —
Licht, wie eine zarte Sommerwolke,
Einen Kranz von Edelweiß im Goldhaar,
Das, bestrahlt vom ersten Sonnenglanze,
Bis zum Gürtel ihr herniederwallte,
Sah er eine Jungfrau vor sich stehen,
Und ein Schauer ungeahnter Wonnen
Rann aus ihren blauen Augensternen
Tief hinab in seine trotzige Seele.
Voller Sehnsucht streckt' er schon die Arme
Nach der Holden, sie ans Herz zu ziehen,
Von der Schönheit heiliger Macht bezwungen,
Aber ernsten Tones sprach sie weiter:
„Kühner Jäger, glücklich du vor vielen,
Denn nur einmal darf in tausend Jahren
Dieses Thal ein Menschenaug' erblicken,
Willst du treu mich lieben bis zum Tode
Hier im Frieden dieses stillen Thales,
Nimm den Goldreif hin aus meiner Rechten; —
Aber willst du bei den Menschen drunten
Groß, berühmt und reich und mächtig werden,
Wie auf Erden wenige noch geworden,
Nimm den Blutrubin aus meiner Linken,
Nimm ihn hin und — lebewohl auf ewig!“ —
Zweifelnd steht Francesco, tieferschrocken,
Und wie Föhnsturm in des Bergwalds Wipfeln
Rast der grimme Kampf von Lieb' und Ehrsucht
Durch die Brust ihm, daß ihm stockt der Atem.
Aber endlich, abgewandten Hauptes,
Zögernd erst, doch dann mit jähem Rucke,
Streckt die Hand er nach dem Blutrubine,
Der dämonisch gleißt im Sonnenlichte. —
Plötzlich, wie der Hall von tausend Donnern,
Dröhnt's um ihn; die Bergeshäupter schwanken;
Schwarzer Nebel hüllt ihm ein die Augen,
Und er schlägt besinnungslos zur Erde. —
Als er aufwacht, sieht er kahle Felsen
Grau und mürrisch in der Runde ragen,
Und der kalte Spätwind von den Firnen
Streift die bleiche Stirne des Verstörten,
Der sich fröstelnd seiner selbst erinnert. —
Höhnisch, wie ein funkelnd Teufelsauge,
Scheint der rote Stein ihn anzustarren,
Dem er seines Lebens Glück geopfert,
Eitlen Tand dafür sich einzutauschen,
Der ihn wertlos dünkt wie Spreu und Asche,
Seit sein Herz erkannt, was er verloren,
Und mit Abscheu schleudert in den nahen
Abgrund er den glitzernden Verführer.
Heißer, hoffnungsloser Sehnsucht Qualen
Trug von Stund' an er im tiefsten Herzen,
Und von Tag' zu Tag, von Stund' zu Stunde
Ward sein Leben nun ein rastlos Suchen
Nach dem Frieden des verlornen Thales,
Nach der blauen Augen Wundersternen,
Deren Strahl sein trotzig Herz bezwungen.
Doch vergeblich blieb sein heißes Mühen,
Bis ihn Hirten einst an einer Felswand,
An des Lyskamms übereisten Hängen,
Tot, zerschmettert im Gerölle fanden. —
Keiner Seele ward seit jenen Tagen
Mehr vergönnt die holde Fee zu schauen,
Deren Bann Francesco war verfallen;
Manchmal nur in mondenhellen Nächten
Hören leis, wie windverwehte Seufzer,
Es die Jäger aus den Schluchten tönen,
Wenn sie einsam im Gebirge streifen,
Und mit stiller Wehmut dann gedenken
Sie der Sage vom verlornen Thale.“ —

Frau Minne.

Der Alte schweigt, und in die Nacht
Schleicht sich hinaus Yolande sacht;
Ihr Aug' ist feucht, ihr Herz bewegt;
Drin wogt's von Wonnen und von Weh,
Wie wenn der Föhn die Flut erregt
Auf ihrer Heimat tiefem See.
Ihr eignes Los ließ ja sie schauen
Die Sage, die der Hirt erzählte.
Weh', wenn sie den Rubin erwählte!
Sie denkt's, und sie erbebt vor Grauen.
Aufs Bänklein draußen sinkt sie nieder
Und schaut durch thränenfeuchte Lider
Empor, wo sich in ewigem Schweigen
Die Sterne drehn im goldnen Reigen.
In zarten Silberschleiern stehen
Die Berge um das Menschenkind;
Die Quelle rauscht; es kost der Wind
Die Wangen ihr mit leisem Wehen.
Da zieht ein Friede, den zu nennen
Kein Wort vermag, ins Herz ihr ein;
Die Schranken, so die Menschen trennen,
Wie scheinen thöricht sie und klein,
Und tröstend tagt ihr das Erkennen:
Kein Glück, als treu geliebt zu sein,
Für Liebe leben, leiden, sterben,
Läßt sich auf Erden hier erwerben! —
Und als sie aus den Himmelsweiten
Die Blicke läßt herniedergleiten,
Die Brust voll sanfter Harmonieen,
Da sieht Raoul sie vor sich knieen,
Der auch den Freunden ist entwichen
Und sehnsuchtsvoll ihr nachgeschlichen
Treu dem Gelöbnis, schweigt sein Mund,
Doch thun ihr sein Geheimnis kund
Die Augen, die an ihren hängen
Mit flehender Bitte, heißem Drängen.
Da flüstert dem geliebten Mann,
Wie unter holden Zaubers Bann,
Sie zu, kaum ihrer selbst bewußt:
„O komm, die Tage fliehen;
Laß an mein Herz dich ziehen!" —
Und schluchzend wirft sie sich an seine Brust.

— — — — — — — — — —

Ein selig Wunder dünkt es ihn,
Daß er mit Armen darf umfangen
Sein Glück, das unerreichbar schien
Der Sehnsucht glühendstem Verlangen,
Gleich einem goldnen Himmelssterne,
Der lockend winkt aus dunkler Ferne.
Und wonnebebend hält er fest
Sein Lieb ans tapfre Herz gepreßt,
Als dürft' er immer noch nicht glauben,
Was er so lang erhofft vergebens;
Als könnt' ihm jeder Windhauch rauben
Die Freudenrose seines Lebens. —
Wie liegen hinter ihm so weit
Sein Knabenstolz, sein Groll und Gram!
Wie glüht die jüngst so kühne Maid
Vor ihm in lieblich-holder Scham,
Als er den ersten Kuß beglückt
Ihr auf die warmen Lippen drückt!

— — — — — — — — — —

„Vergieb mir, was ich dir gethan,"
Tönt's ihm ins Ohr mit süßem Klange,
„Mein Trotz war nur ein eitler Wahn;
Im Herzen war ich dein schon lange.
Und hätt' ich dich verloren dort,
Wo dich beschirmte Gottes Gnade,
Kein Lächeln hätte mir hinfort
Erhellt die dunklen Lebenspfade.
Mit Schmerzen hab' ich oft bereut
Den Schwur, zu dem ich dich gezwungen,
Und den zu lösen, keck ich heut'
Der Sitte Schranken übersprungen." —
Aufs neue schließt Raoul ihr zu
Den roten Mund mit heißen Küssen
Und flüstert: „Böses Liebchen du,
Wie lange hab' ich warten müssen!
Doch wär' mir recht geschehn, dem Thoren,
Wenn Glück und Leben ich verloren,
Weil frevelnd einstmals ich verhöhnt
Die hohe Minne, die allein
Die Stirn uns Erdenkindern krönt
Mit reinster Wonnen Glorienschein!
Wie war ich arm und ahnt es nicht,
Als ich mit meiner Freiheit prahlte,
Bis hell mir der Erkenntnis Licht
Aus deinen lieben Augen strahlte!
Der mich geworfen in den Sand,
Dein wackrer Ohm, er sei gepriesen,
Weil er mit seiner starken Hand
Den Weg zum Glücke mir gewiesen.
Und reit' ich einst an seiner Seite
Fürs Vaterland und dich zum Streite,
Soll mich, — bei Gott! — mein Meister ehren
Als würdigen Jünger seiner Lehren!" —

— — — — — — — — — —

So flüstern dort die zwei vertraut
Vorm Hüttlein hoch im Wildseekar,
Und freundlich auf sie niederschaut
Der Sterne friedevolle Schar.
Dann schweigen sie, und Hand in Hand,
Und Wange lehnend dicht an Wange,
Aufs mondbeglänzte Alpenland
Beseligt blicken sie noch lange.

— — — — — — — — — —

Da sehn sie übern Wiesenplan
Ein ander Paar im Mondschein nahn,
Und bald, erfreut, erkennen sie
Pierre, den Jäger, und Marie.
Gesenkten Hauptes gehn die beiden,
Und oftmals, wie vor schwerem Scheiden
Es zweier Liebsten traute Sitte,
Verkürzen zögernd sie die Schritte.
Doch endlich, vor des Hüttleins Pforte
Anlangend, hören sie die Worte:
„Grüß Gott! — ei, ei, Marie, mir scheint,
Du habest heute gar geweint?" —
Erstaunt, verlegen brummt Pierre:
„Grüß Gott! — Die Gräfin und der Herr! —
Was haben die so spät zu thun,
Wenn andre in den Federn ruhn?" —
Da lacht Raoul und schlingt den Arm
Um die Geliebte traut und warm:
„Mein wackrer Freund, mir scheint, wir trieben
Dasselbe just, was euch erbaut!
Bei uns im Thale heißt man's ‚lieben;'
Wohlan, hier seht ihr meine Braut!" —
Da reicht dem froh-erstaunten Paar
Yolande beide Hände dar
Und spricht, eh' jene Worte finden:
„Ich weiß gar wohl, auch euch verkettet
Der Minne lieblich Rosenband,
Dich, der mein Liebstes du gerettet,
Und dich, die mir zur Seite stand
In jenen qualvoll bangen Stunden,
Da treulich wir gepflegt den Wunden.
Tief stehn wir noch in eurer Schuld,
Und freudig will ich Gottes Huld,
Die Reichtum mir verliehen, preisen,
Weil ich den Dank euch darf beweisen. —
Bei Châtelard, dem festen Schloß,
Nenn' ich ein Rebengütchen mein,
Das soll, befreit von Zins und Schoß,
Ihr Guten, euer eigen sein!" —
„Und du," so hebt Raoul nun an,
„Der du das Leben mir erhalten,
Als Wildvogt sollst in unserm Bann
Du über Flur und Forsten walten.
Kehrst abends mit dem Jagdgewinn
Du heim, vergiß des Tags Beschwerde
Im Arme deiner Försterin
Am traulich-warmen Heimatsherde!" —
Da werfen die beglückten Zwei
Sich vor dem Brautpaar auf das Knie,
Pierre mit lautem Jubelschrei,
Doch Freudenthränen weint Marie.
Kaum finden sie des Dankes Ende
Ob solch' unfaßlich reicher Spende,
Begreifend kaum, wie es geschehn,
Daß sie so nah' dem Ziel sich sehn,
Das fern und unerreichbar ihnen
In trüben Stunden oft erschienen.
Gerührt ins Auge sinnend schaut
Raoul der edlen, holden Braut;
Sie fühlen, wie vom fremden Glücke
Die schöne Stunde wird geweiht,
Und wie die Seelen eine Brücke
Verbindet für die Ewigkeit. —

— — — — — — — — — — —

Vier Seelen floh in jener Nacht
Der Schlummer auf der Steinbockalm,
Doch als der junge Tag erwacht,
Und hell der Tau in Demantpracht
Erglänzt ringsum auf jedem Halm,
Da zieht ein Wandrertrupp zu Thal
Im goldnen Sommermorgenstrahl,
Mit Alpenrosen reich geschmückt
Die Brust, den Hut, des Bergstocks Enden,
Und Genzianen, die gepflückt
Marie mit froh-geschäftigen Händen.
Der Herdenglocken sanft Geläute
Hallt von den Almen in der Runde,
Leis mahnend zwei beglückte Bräute
Wie eine holde Zukunftskunde. —

— — — — — — — — — — —

Vorm Hüttlein an der Felswand Fuß
Steht Vater Jacques mit seinem Kind,
Die lassen hoch, zum Abschiedsgruß,
Die bunten Tücher weh'n im Wind.
Noch einmal, eh' den Blick er flieht,
Macht nun der Zug der Wandrer Halt,
Da singt Raoul sein Scheidelied,
Das hell herauf zur Höhe schallt:

Einst hob ein Falk die Schwingen
Zum Flug durch Meer und Lande,
Der sprach: ‚Nie soll's gelingen,
Mit Ketten und mit Schlingen
Zur Knechtschaft mich zu zwingen;
Das wär' mir ewig Schande!

O Freiheit, rauhe, wilde,
In dir nur kann ich leben;
Was soll mir Fried' und Milde? —
Beim Klang der erznen Schilde
Will hoch und kühn ich schweben!"

Kaum war sein Wort verklungen,
Da fühlt' er Zauberbande
Um Hals und Fuß geschlungen
Und seinen Stolz bezwungen. —
Wie heißt sie, der's gelungen?
Yolande, Schön-Yolande!"



Vornehme Venetianerin.
Nach dem Pastell von Rosalba Carriera in der kgl. Gemäldegalerie zu Dresden.

Was Berlin ißt und trinkt.

Von Hanns von Zobeltitz. Mit Bildern von Werner Zehme.

„Das ist alles ganz gut und schön, aber einen Hammelrücken, wie ihn uns Hamburgern der kleine Pforte macht, kennt Ihr klugen Berliner doch nicht. Ihr habt eben das Fleisch dazu nicht.“

„Aber erlauben Sie, Verehrtester“ — wollte ich einwerfen. Schon unterbrach mich jedoch mein zweiter Tischgenosse, indem er sagte: „Man ißt ja in der That jetzt ganz gut in Berlin, ein Roastbeef indessen, wie wir es in unserem Klub bekommen, findet man doch nur in London. Ihr habt eben das Fleisch nicht dazu.“

Wahrhaftig, die Worte der guten Freunde, mit denen ich armer Berliner in einem unserer besten Restaurants mein Mittagsmahl einnahm, bedeuteten einen recht trüben Anfang für ein gutes Diner, einen um so trüberen Beginn, als ich wohl wußte, daß meine Freunde Kenner allerersten Ranges waren. Worte nutzten ihnen gegenüber sicher spottwenig, ich hätte mir höchstens die beliebte Belehrung zugezogen: „Natürlich, Ihr Berliner wollt ja alles am besten haben; der Kreuzberg ist Euch lieber und schöner, als die Jungfrau, und Euer Weißbier dünkt Euch besser als eine Flasche Stout. Man kennt das schon.“ Ich schwieg also fein still und beschloß, die Thatsachen reden zu lassen Und siehe da, die Gesichter und die Gemüter klärten sich schon sichtbar auf, als auf silberglänzendem Wagen die mächtige Rinderbrust hereingerollt wurde, und die erste Scheibe des unvergleichlich saftigen Fleischstücks, das man heute mit Recht als eine Berliner Spezialität bezeichnen darf, auf dem Teller lag. Kurz und gut, meine ver-



Abb. 1. Lukullische Aussichten.

wöhnten Freunde schieden befriedigt. Mich aber wurmten, wie dies einem ordentlichen Berliner wohl ansteht, ihre herben Urteile noch nachträglich; ich fragte mich, ob diese denn doch nicht am Ende irgend einen guten Grund hätten, und beschloß endlich, mich selbst einmal recht gründlich über die kulinarischen Verhältnisse meiner guten Vaterstadt zu unterrichten, gründlicher, als dies durch gute Diners geschehen kann; ein solches beweist in seinem mehr oder weniger internationalen Charakter ja eigentlich spottwenig für die allgemeinen Küchenzustände in einer Stadt. Ich begab mich daher auf Reisen, d. h. auf Reisen innerhalb des Weichbildes von Berlin. Ich suchte nacheinander mit deutscher Gründlichkeit unsere Bierpaläste auf, um die Kost unseres besser situierten Mittelstandes kennen zu lernen, ich ging nach jenen Lokalen, in denen der Student mit knappem Wechsel sein Mittagbrod einnimmt, und ich dehnte meine Studien bis zu den Quellen aus, von denen aus des Leibes Nahrung und Notdurft über Berlin sich verteilt: dem Central-Vieh- und Schlachthof und den Markthallen. Der Erfolg übertraf meine kühnsten Erwartungen. Ich sammelte eine Fülle neuer Beobachtungen — ich lernte eigentlich erst recht kennen, „was und wie Berlin ißt und trinkt!"



Abb. 2. Milchmädchen aus Berlin.

Man macht sich im allgemeinen meist ganz falsche Vorstellungen davon, welche Anforderungen der Riesenmagen solch einer Millionenstadt stellt. Die Bedürfnisse der oberen Zehntausend sind noch am leichtesten zu erfüllen; dazu gehört nur Geld und noch einmal Geld und zum drittenmale Geld. Für sie kommt ja nicht die Masse, sondern nur die Erlesenheit in Frage. Die Masse aber ist es, welche der Verproviantierung einer Großstadt die größten Schwierigkeiten in den Weg stellt und den gewaltigen Apparat erforderlich macht, der mit der Regelmäßigkeit eines ungeheuren Uhrwerkes tagaus-tagein zur Heranschaffung und Verteilung von Speise und Trank in unseren modernen Emporen arbeitet, der früh, wenn die ganze Stadt noch schläft, schon aushebt und bis spät in die Nacht hinein ununterbrochen pulsiert in ewiger Rast- und Ruhelosigkeit. Mir ist bei meinen Wanderungen und Studien oft der Gedanke gekommen, daß die Versorgung der auf kleinem Raum zusammengehäuften Millionen eigentlich nur durch unsere heutigen vortrefflichen Verkehrsmittel möglich erscheint, und ich legte mir unwillkürlich die Frage vor, wie denn die Verproviantierung der antiken Großstädte überhaupt ausführbar gewesen sei? Erst wenn man weiß, wieviel Brot eine Bevölkerung von anderthalb Millionen Menschen täglich braucht, kann man die Sorge ermessen, mit der die römischen Konsuln auf die Kornflotten Siziliens, oder die Cäsaren auf die Nachrichten über den Ausfall der ägyptischen Getreideernte harrten.

Ja wieviel Brot und sonstiges Gebäck wird denn in Berlin eigentlich verzehrt? Daß wir 1378 Bäcker und 213 Conditoren in Berlin haben, kann ich verraten, aber die obige Frage selbst vermag ich nicht zu beantworten — es kann sie, so merkwürdig es klingt, überhaupt niemand erledigen. Die Stadt Berlin besitzt zwar ein eigenes statistisches Büreau, und die Herren auf demselben, die auch ein eigenes Jahrbuch herausgeben, haben mir in bereitwilligster Weise all ihr Material zur Verfügung gestellt — aber wieviel Brot ihre statistischen Objekte im Jahre verbrauchen, das wußten sie nicht zu sagen. Und daß sie es nicht können, ist eigentlich sehr natürlich. Die Stadt erhebt nämlich keine Schlacht- und



Abb. 3. Bäckerjungen.

nicht nur den Bedarf der lieben Berliner umfassen, sondern zum Teil auch den der Bewohner der Vorstädte und — der unzähligen Fremden, die mit gutem Appetit und vollem Beutel die Reichshauptstadt mit ihrem Besuch beglücken.

Haben Sie in Berlin schon einmal einen Fleischerladen gesehen? Natürlich, und wer ihn sich ordentlich, nicht nur von außen, sondern auch von innen betrachtet hat, der ist stets entzückt von der Sauberkeit, die in ihm herrscht. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß sich die nicht tadellos gehaltenen Schlachterläden in Berlin an den zehn Fingern herzählen lassen — kaum daß man die zweite Hand dazu brauchen dürfte. Selbst in den äußersten Vorstädten decken bunte Fließen den Fußboden, das Hackeholz glänzt vor Sauberkeit, die unheimlich langen Messer glitzern auf dem Ladentisch, und die Schürzen des Herrn Meisters und vor allem der Frau Meisterin schimmern auch wochentags in sonntäglicher, schneeiger Weiße. Sie wissen es beide, „Accuratesse“ ist die Grundbedingung des Erfolges in ihrem blutigen Geschäft. Daß das Geschäft ein so blutiges ist, sieht man ihnen fast nie an; der Schlächtergeselle trägt häufig noch die Merkmale seiner mordenden Thätigkeit auf der Physiognomie — ja aus diesen Gesellen rekrutiert sich ein Teil des böſesten Gelichters der Hauptstadt — der Meister und die Meisterin aber sind mindestens äußerlich durchaus harmlose Naturen. Fortgesetzt bestrebt, die Nichtigkeit der Vegetarianer-Irrlehren am eignen Leibe zu demonstrieren, legen sie sich sehr bald ein hübsches Embonpoint zu, und wohlgenährte Menschen sind ja an sich meist sanftmütiger Art. Die Frau Meisterin zumal ist ein Musterbild von Güte und dadurch häufig die Seele des ganzen Geschäftes. Die Liebenswürdigkeit, mit der sie hinter ihrem Ladentisch ihre

Mahlsteuer an ihren Thoren, es fehlt daher über die eingeführten Produkte, soweit sich nicht andere Quellen erschließen lassen, jede statistische Kontrolle. Erfahrungsmäßig stellt sich nun aber in Deutschland der Verbrauch an Weizen auf rund 67,5 Kilogramm, an Roggen auf rund 138,5 Kilogramm jährlich pro Kopf der Bevölkerung — wem's also Spaß macht, der kann sich mit Leichtigkeit ein vielleicht annähernd richtiges Exempel aufthun.

Mir liegt aber schließlich weniger an trockenen Zahlen. Ich will ja nicht die einzelnen Pulsschläge des Verpflegungsorganismus zählen, sondern ich möchte in großen Umrissen ein lebendiges Bild dieses Organismus selbst geben. Die Zahlen beweisen, soweit sie sich beschaffen lassen, in unserem Fall auch weniger, als man glauben sollte. Weniger schon deshalb, weil sie

— pardon, die Eisbeine ihres Fabrikats anzupreisen weiß oder das Heraufgehen der Preise mit den „nichtsnutzigen Gesetzen“ begründet, ist fascinierend, und die Langmuth, welche sie säumigen Zahlern gegenüber zu entwickeln pflegt, so lange sie es nämlich für angebracht hält, ist staunenswert. Im allgemeinen gelten die Schlächterläden für Goldgruben, und waren es auch bis vor einigen Jahren durchweg, bis nämlich die „leidige“ Konkurrenz der Markthallen emporkam und dafür sorgte, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Aber auch jetzt nährt das Geschäft noch immer seinen Mann. Der reich gewordene Schlächter ist eine typische Berliner Figur. Wenn man am Sonntag Nachmittag die Equipagen im Tiergarten mustert, kann man die meist vortrefflich bespannten Wagen der Herren fast stets heraus erkennen: die behäbige Madame, die dann gern in Feinheit und Bildung macht, ist ebenso unverkennbar, wie das feiste Antlitz ihres Gemahls, der tief in den Fond zurückgelehnt, falls er nämlich nicht selbst kutschiert, seine Habanna mit dem Bewußtsein schmaucht, etwas Ordentliches hinter sich gebracht zu haben.

Der Schlächter, der in der Stadt seinen Laden hat, ist aber nur in den seltensten Fällen selbst — Schlächter, selbst wenn er sich ausdrücklich „Rind- und Schweineschlächter“ nennt. Er ist eigentlich nur Zwischenhändler. In ganz Berlin darf nämlich — abgesehen von den Roßschlächtereien, die jährlich etwa 8000 Hottehühs morden — nur an einer Stelle geschlachtet werden, im städtischen Schlachthof. Dadurch hat sich mit der Zeit der Betrieb des Schlächtergeschäfts derart verschoben, daß das Schlachten selbst sich ganz in den Händen einer Anzahl von Großschlächtern konzentrierte, von denen die Ladenbesitzer ihr Fleisch beziehen, um es dann im einzelnen an den Mann oder, richtiger, an die Hausfrau zu bringen oder zu Wurst zu verarbeiten. Notabene — die Berliner Wurst läßt häufig zu wünschen übrig, und zwar nicht nur diejenige, die der Mann mit den „warmen Wienern“ auf der Straße verkauft (s. Abb. 4). Es findet daher ein ganz kolossaler Import dieser angenehmen Mischmasch-Ware aus den von altersher berühmten wurstigen Orten Braunschweig, Gotha, Rügenwalde u. s. w. statt.

Der Schlachthof ist ein Appendix des Centralviehhofs. Einem Berliner Witzwort zufolge nimmt man, um zu ihm zu gelangen, am zweckmäßigsten ein Retourbillet nach Küstrin — es ist nämlich in der That eine kleine Tagesreise bis zu den großen Fleischversorgungsanstalten Berlins, die, im äußersten Nordosten der Stadt gelegen, ein ungeheueres Areal bedecken und der ganzen Gegend einen eigenartigen Charakter aufgeprägt haben. Wenn man hinausfährt, begegnet man schon eine Viertelstunde, ehe die langgestreckte Umfassung des Viehhofes selbst auftaucht, fortgesetzt den hohen Fleischtransportwagen, mit denen das ausgeschlachtete Fleisch der Stadt



Abb. 4. Der Mann mit den „warmen Wienern!“



Abb. 5. Im Central-Viehhofe: Der Viehmarkt.

zugeführt wird, und oft ganzen Trupps von robust ausschauenden Gesellen, die, auf dem Kopf die Ballonmütze, der Stätte ihres Wirkens zustreben. Zahlreiche Gasthäuser haben sich dort draußen für die auswärtigen Viehhändler aufgethan, und noch zahlreichere Kneipen der verschiedensten Gattung erzählen davon, daß das Geschäft kein übles sein kann.

Meine wiederholten Besuche auf dem Viehhof gehören zu den interessantesten Episoden meiner Studienreisen durch Berlin. Und das nicht nur des lieben Viehs halber, welches ich in kaum je vorher gesehener Mannigfaltigkeit, Schönheit und Fülle — Fülle im wörtlichsten Sinne des Wortes — bewundern konnte, sondern nicht minder um der Menschentypen willen, denen ich dort draußen begegnete. Wöchentlich zweimal findet ein großer Viehmarkt statt, und zumal an diesen Tagen sammelt sich in der Börse, an welche sich unmittelbar ein umfangreicher Restaurationssaal anschließt, ein buntes Volk. Unmittelbar neben dem in einem kostbaren Gehpelz gehüllten Engrosschlächter steht der zerlumpte Viehtreiber aus dem äußersten Osten Deutschlands, die Peitsche noch in der schwieligen Rechten und zwischen den Lippen eine schmierige Pfeife; der polnische Jude schiebt sich schachernd und feilschend zwischen den stämmigen Gestalten der Stadtschlächter hindurch, die eleganten Kommissionäre stehen inmitten dichtgedrängter Gruppen, und an den Tischen wird genau wie an der Fondsbörse nicht nur die eigentliche Marktware, sondern es wird nebenbei ein buntes Allerlei von allen möglichen und unmöglichen Allotrias gehandelt.

„Ein Ringelchen gefällig, werter Herr? So gut wie echt-feinster Simili.“

„Lotterielose — bei mir hat noch niemand sein Geld verloren. 10 % unterm

Werte geb' ich sie Ihnen ab, bester Herr. Oder wollen Sie lieber ein Theaterbillet — der Tanzteufel bei Adolf Ernsten — jroßartig, sage ich Ihnen."

Eins aber unterscheidet die Händler an der Viehbörse grundsätzlich von den Herren auf der Fondsbörse in der Burgstraße. Diese haben stets einen verdorbenen Magen — jene jedoch entwickeln einen wahrhaft beneidenswerten Appetit. Ich kann's aus eigener Erfahrung bestätigen — die Portionen am Buffet dort sind wahrhaft viehhofsmäßig.

Rings um die Börse ziehen sich die ungeheuer ausgedehnten Verkaufshallen und Ställe hin (s. Abb. 5): beiläufig bemerkt, Rinderställe, in denen etwa 8000 Häupter gleichzeitig Unterkunft finden können, Schweinehallen für ebenso viele Vorstentiere, Kälberhallen für 2000 Stück und Unterkunftsräume für gegen 45 000 Hammel. 45 000 Schafe — man denke! Und dabei ist keineswegs Überfluß an Raum vorhanden, denn im Sommer kommen Märkte mit einem Auftrieb von 40 000 Hammeln durchaus nicht selten vor. Wurden im ganzen im Jahre 1890 doch nicht weniger denn 233 392 Rinder, 600 673 Schweine, 140 745 Kälber und 804 053 Hammel, Summa summarum 1 778 863 Stück Vieh aufgetrieben (s. Abb. 6), dessen Marktwert in dem officiellen Bericht des leitenden Direktors, Ökonomierat Hausburg, auf 137 638 155 Millionen Mark geschätzt ist. Da wir einmal bei dem leidigen Kapitel Zahlen sind, darf ich vielleicht gleich einschalten, daß der Berliner sich im Durchschnitt jährlich — Wild und Geflügel nicht gerechnet — gegen 77 Kilogramm Fleisch genehmigt. Er scheint danach zu den Carnivoren allerersten Ranges zu gehören, denn nach dem berühmten Werk des Professor Gobin — ‚Produits alimentaires‘ — begnügt sich selbst der an der Spitze aller Fleischesser marschierende Brite im Durchschnitt jährlich mit 47,6 Kilogramm.



Abb. 6. Viehauftreiben am Schlachthaus.



Abb. 7. Auf dem Schlachthof: Beim Schlachten.

Die Einrichtungen des Viehhofs erscheinen nach jeder Richtung hin mustergültig. Die Sauberkeit ist tadellos, die sanitären Maßregeln werden mit ebenso großer Umsicht wie Strenge durchgeführt. Man braucht nur die großartige Desinfektionsanstalt gesehen zu haben, um dies bestätigen zu können. Wöchentlich kommen etwa 20 Extrazüge mit gegen 550 Waggons auf der Station Central-Viehhof an, die stets innerhalb zwölf Stunden gereinigt werden müssen; dazu sind u. a. allein 90 000 Liter fassende Warmwasserreservoirs vorhanden, aus denen die Wagen gereinigt und dann mit heißer Sodalauge ausgespült werden. Vor allem ist die tierärztliche Viehbeschau aber eine äußerst strenge und sorgfältige. Schon auf dem Viehhof unterliegen alle Tiere der Kontrolle der von zwölf Tierärzten ausgeübten Veterinärpolizei, während die eigentliche Fleischbeschau dann auf dem Schlachthof stattfindet.

Ich bitte die Nerven freundlichst zu Hause zu lassen, möchte ich jedwedem empfehlen, der sich zum Besuch des Schlachthofes rüstet. Es geht so menschlich dort zu, wie nur möglich, aber daß der bewußte homo sapiens im Grunde genommen ein grausames Ungeheuer ist, dem Eindruck kann man sich als Zeuge der Massenschlächterei an jener blutigen Stätte nicht entziehen, auch wenn man keiner übertriebenen Humanitätsduselei huldigt. Die Prozedur des Schlachtens selbst geht auch bei den stärksten Tieren zwar überraschend schnell vorüber. Ein kurzer, kräftiger Schlag, und der massige Ochse stürzt betäubt zu-



Abb. 8. In der Central-Markthalle.

sammen. Die an besonderen Apparaten ausgebildeten Gesellen haben eine solche Treffsicherheit und solche Übung, daß schon der erste Schlag fast nie seine volle Wirkung verfehlt, und die Todesqualen der Tiere wirklich nach Möglichkeit abgekürzt erscheinen. Aber es bleibt trotzdem immer noch genug übrig, was einem nach dem alten Märchenwort das Gruseln lehren kann (s. Abb. 7). Das Enthäuten, Abspülen, Schaben und Zerteilen der Kadaver, schon die gewaltigen Fleischmassen an sich gewähren einen Anblick, der für den Vegetarismus stark Propaganda zu machen imstande

ist. Wiederum höchst erfreulich wirkt dagegen die geradezu peinliche Sauberkeit des Ganzen und die sorgsam durchgeführte Fleischbeschau. Ich bin z. B. wiederholt in den Sälen für Trichinenschau gewesen und habe die angenehme Überzeugung mit nach Hause genommen, daß die jungen Mädchen, denen die Untersuchung obliegt, mit einer Verve präparieren und mikroskopieren, die kaum je ein mit den kleinen, unheimlichen Ungeheuern behaftetes Borstenvieh durchschlüpfen lassen kann.

Das in Berlin zu Markt kommende Fleisch ist im Durchschnitt nicht billig, es wird sogar, wie mir scheinen will, vor allem durch den hohen Profit des Zwischenhandels häufig recht teuer, aber es ist fast durchweg von ausgezeichneter Qualität. Meinen Hamburger Freund überraschte es nicht wenig, daß er erfahren mußte, welche großen Massen ausgeschlachteter Tiere — ganz besonders auch Kalbsrücken — wöchentlich vom Berliner Schlachthof nach der verwöhnten Alsterstadt gehen, noch merkwürdiger aber dürfte die Thatsache erscheinen, daß fast täglich ein ganzer Eisenbahnzug mit geschlachteten Hammeln nach — Paris exportiert wird. Wer wie ich 1870 den vielgeliebten, vielgehaßten Gigot sich in Frankreich bis zum Überdruß gegessen, gönnt den Parisern gewiß den Braten.

Ein großer, ja wohl der größte Teil des auf dem Schlachthof schon zu appetitlichen Rindervierteln, Hammelrücken oder Kalbskeulen zurecht gehauenen Fleisches geht nebst den Lebern, Lungen u. s. w. zu den Ladenschlächtern, ein großer Teil indessen auch in die Markthallen.

Es gab anno 1882 einen Schrei des Entsetzens unter den Berliner Hausfrauen, als der wohllöbliche Magistrat der Stadt die Markthallenfrage aus dem Bereich der langjährigen theoretischen Erwägungen in das Gebiet der Praxis überzuführen begann. Und der Schauder der verehrlichen Hausfrauen wurde von den braven Marktweibern redlichst genährt. — „Na, Madameken, da werden Se aber wat erleben. De Oogen wern Se überjehn, als ob Se ne Stunde lang Bollen jeschnipselt hätten.“ So hieß es damals auf allen Wochenmärkten in allen nur erdenklichen Tonarten. „Det wird Sie ne Theirung jeben. Wenn ick det theire Standjeld in de Markthalle berappen muß, muß ick's natierlich uff de Waare rufpacken. Det is Sie aberst de Herrn Stadtväter janz eenjal — Rabenväter sind's.“

Wo ist sie geblieben, die Marktfrau jener Tage, vor deren massiver Unpoliertheit weder die eleganteste Dame noch der grobkörnigste Küchendragoner, ja oft nicht einmal der gefürchtete, sonst so allmächtige Schutzmann sicher war? Man munkelt zwar, daß an der äußersten Peripherie der Stadt noch einige wohlkonservierte Exemplare vorhanden sein sollen, im allgemeinen ist die originelle Gestalt des robusten, den Elementen, wie allen Bestimmungen der Polizei trotzenden Marktweibes aber doch mit dem Verschwinden der offenen Wochenmärkte untergegangen. Oder richtiger, die braven Weibsen haben sich, dem Zuge der Zeit folgend, verwandelt. Es ist das freilich nicht mit einemmale geschehen, wie weltbewegende Veränderungen ja stets einer gewissen Zeit bedürfen, ehe sie zur allgemeineren Anerkennung gelangen. Zuerst wollte es den Marktfrauen gar nicht recht gelingen, den Ton würdiger Damen der Halle anzunehmen, allmählich übte der Tausch zwischen wachsleinenem Schutzdach und geschlossenen Räumen indessen doch seinen Einfluß aus, zumal die Marktpolizei die Gelegenheit gern und energisch benutzte, ihren alten Widersacherinnen einmal gründlich Mores beizubringen. Ich will nicht gerade behaupten, daß der Handel und Wandel in den Berliner Markthallen sich immer genau nach den Vorschriften von Albertis Komplimentierbuch abspielt, im großen und ganzen zeichnet er sich aber heute doch durch Ruhe und Anstand aus. Daß irgend eine Geflügelhändlerin einmal zu einer Kundin, welche ein junges Hühnchen zu teuer findet, sagt: „Ach, Madamken, Se wollten wohl eejentlich een Ei koofen“ — das kann freilich heute auch noch vorkommen. Es wäre ja aber geradezu schade, wenn der Markthumor ganz aussterben sollte.

Für die Verproviantierung Berlins kommt in erster Linie die Central-Markthalle in Betracht (s. Abb. 8). Der riesige, dicht bei dem Bahnhof Alexanderplatz der Stadtbahn belegene, augenblicklich in einer umfangreichen Erweiterung begriffene Bau dient, wenn auch nicht ausschließlich, so doch hauptsächlich dem Großhandel mit Lebensmitteln und hat demselben vielfach ganz neue Wege gewiesen. Hier

laufen während der Nachtstunden die langen Eisenbahnzüge ein, die frisches Gemüse aus Süddeutschland oder Italien, Obst vom Rhein, Seefische von unsern Meeresgestaden und Wild aus allen Teilen des Reiches, aber auch aus Rußland und Böhmen bringen.

In der Central-Markthalle liegt das Geschäft im wesentlichen in den Händen von etwa 500 privaten Großhändlern und einer kleinen Anzahl städtischer Verkaufsvermittler. Durch die letzteren soll nicht nur den Händlern, sondern vor allem auch den Produzenten Gelegenheit gegeben werden, ihre Erzeugnisse durch eine streng reell nach bestimmten Statuten geregelte Vermittelung angemessen zu verwerten. Eine derartige Einrichtung, wie man sie in Paris und London seit langen Jahren kannte, fehlte ehedem in Berlin gänzlich, und ihre Einführung hat sich sowohl für die Käufer, wie für die Verkäufer auf das Beste bewährt.

In früher Morgenstunde hebt der Großhandel in der Central-Markthalle aus. Die Verkäufer aus den Detailhallen decken ihren Tagesbedarf, die Kleinhändler aus der Stadt machen ihre Einkäufe oder suchen bei den Auktionen der Verkaufsvermittler eine besonders günstige Gelegenheit zu erspähen (s. Abb. 9); Hausierer kommen und gehen, um ihre Körbe und Körbchen möglichst wohlfeil zu füllen, und die großen, mit einem Massenkonsum rechnenden Restaurateure halten Umschau.

Über das, was Berlin ißt, gewährt eine Wanderung durch die Central-Markthalle einen fast vollständigen Überblick — natürlich insofern man von den feineren und feinsten Delikatessen absieht.

Wir müssen wohl oder übel ein kleines, freilich bei weitem nicht auf Vollständigkeit Anspruch machendes Warenverzeichnis aufstellen.



Abb. 9. In der Central-Markthalle: Wild- und Geflügelauktion.

Da spielt zunächst das Geflügel eine bedeutsame Rolle. Die Zeiten, in denen der Bedarf Berlins aus der näheren Umgebung gedeckt wurde, sind längst vorüber, und das Hamburger Huhn, der böhmische Fasan, der steirische Kapaun, das russische Schneehuhn sind — jedes zu seiner Zeit — stehende Verkaufsartikel in der Markthalle geworden. Der größte Konsum findet in Berlin aber in Gänsen statt; gilt „eene jut jebratne Jans“ dem Spreeathener doch von



Abb. 10. Fischausladen vor der Central-Markthalle.

altersher als „ne besonders jute Jabe Jottes“, die er hoch über den sonst mit Recht so allgemein beliebten Konsistorialvogel, die Pute, stellt, ja von welcher er sogar sagt, sie müsse eigentlich „mit ner joldnen Jabel jejessen“ werden.

Berlin ist ohne Zweifel der größte Gänsemarkt der Welt. Nicht nur, daß es selbst jährlich gegen zwei Millionen Gänse verzehrt, es ist auch die Durchgangsstation auf dem Gebiet des Gänsehandels zwischen dem produzierenden Osten und dem kaufenden Westen. In dem im Osten der Stadt gelegenen Vorort Rummelsburg, wo sich übrigens auch ein gewaltiger Markt für Magerschweine befindet, liegt der sogenannte Gänsebahnhof, auf welchem in der Hauptsaison täglich in großen Etagenwagen Tausende und aber Tausende der Kapitolshüter eintreffen. Die altberühmten Zuchtstätten der Mark Brandenburg, der Provinz Preußen und zumal Pommerns liefern heute nur einen Bruchteil des Bedarfs, das Hauptquantum kommt von weither, aus Galizien, Ungarn, Polen und dem westlichen Rußland. Die lange Reise hat die Tiere oft bedenklich abgemagert, und man gewährt ihnen daher in großen Buchten und auf der blauen Fläche des Rummelsburger Sees Gelegenheit zu einer kurzen Erholung, ehe sie nach dem Westen, bis nach Paris hin, weiterbefördert werden. Hier in Rummelsburg kaufen aber auch vor allem die Berliner Händler die Magergänse ein, die dann meist in den südlichen Vororten fett gemacht werden. Und wie werden die armen Tiere gemästet.

Die sparsame Berliner Hausfrau des Mittelstandes steht noch auf dem kulinarisch schrecklichen Standpunkt, eine recht fette Gans für etwas besonders Gutes anzusehen; sie will nicht einen ergiebigen Braten allein, sie verlangt auch, daß die Sonntagsgans den Speisezettel der halben Woche deckt. Das Gänseklein, ein specifisch Berliner Gericht, das Gänseschwarzsauer, die geliebten Gänsegrieben sollen möglichst ausgibig sein, und so erscheinen in den Markthallen denn nicht selten Ungeheuer von 20, ja 30 Pfund Schwere. Eine Berliner Madame alten Schlages eine fette Gans einhandeln zu sehen, ist ohne Zweifel ein weit größerer Genuß, als solch einen feisten Braten essen zu müssen; wie Frau Lehmann das Tier überlegend wieder und wieder in der Hand wägt, wie sie mißtrauisch prüft, ob die Hökersche, die sie natürlich als ihre geborene und geschworene Feindin ansieht, die Gans auch nicht etwa künstlich beschwert hat, wie sie dann endlich handelt und feilscht — das ist köstlich anzuschauen.

Neben dem Geflügel beansprucht das Wild einen breiten Raum. Allerdings ist das Wild in Berlin weniger Volksnahrungsmittel, als an manchen andern Orten. Höchstens der Meister Lampe erscheint in den richtigen Hasenjahren, wenn die Jagd besonders ergibig war, auch auf dem Tisch des kleinen Mannes, der aber im übrigen einem ordentlichen Stück Rindfleisch entschieden den Vorzug gibt. Trotzdem ist der Wildbedarf der Hauptstadt ein ganz gewaltiger. Die Eröffnung der Rebhuhnjagd und die Tage, an denen die Hasenjagd aufgeht, bedeuten die ersten großen Wendepunkte im Jahreslauf des Berliner Wildhandels, der seine Haupttrumpfe dann in der Blütezeit des gesellschaftlichen Lebens, in den Monaten Januar und Februar, ausspielt. Leider ist es ganz unmöglich, auch nur annähernd die Zahl der Rebhühner anzugeben, die in Berlin jährlich verzehrt werden, aber sie muß enorm sein. Zwei, ja drei Wochen lang darf das Rebhuhn nicht von der Speisekarte eines Restaurants, welches einigermaßen auf Renommee hält, verschwinden, und es ist ein öffentliches Geheimnis, daß einige echte Bierpaläste, die durch besonders gute Küche excellieren, in dieser Zeit absichtlich mit Verlust arbeiten. Ich kenne ein altberühmtes Lokal in der Mitte der Stadt, in dem während der ersten Tage nach dem Aufgehen der Jagd täglich gegen 300 Hühner gegessen werden — das Stück einschließlich Kraut für eine Mark. Und da spricht man nun von dem teueren Berlin!

In der Gesellschaftssaison dominiert neben dem Fasan, der in großen Massen aus Schlesien und vor allem auch aus Böhmen kommt, das zarte Reh. Neuerdings hat sich aber ein früher ganz fremder Gast eingefunden, das Renntier nämlich; der Renntierrücken — ich muß gestehen, doch nur ein mäßiger Ersatz für unser einheimisches Wild — wird auf den Berliner Gasttafeln ungemein geschätzt. Daneben behauptet jedoch auch das Wildschwein seinen Platz, zumal wenn die königlichen Jagden plötzlich eine große Anzahl Tiere auf den Markt werfen. Die Zeiten sind längst vorüber, in denen die Hofkammer um den Absatz der Jagdbeute in Verlegenheit war — jene Tage, in denen König Friedrich Wilhelm I. den Überschuß zwangsweise zu von ihm selbst festgesetzten Preisen der Berliner Judenschaft überwies, die ihre ganz absonderliche Freude an dem königlichen Befehl gehabt haben soll.

Besonders interessant erschien mir in den



Abb. 11. „Grünkram“-Händler auf der Straße.

Markthallen stets der Fischhandel (s. Abb. 10). Der Berliner ist ein leidenschaftlicher Fischesser — in seiner Art wenigstens. Er ist in dieser Beziehung wählerisch, vielleicht bisweilen übertrieben wählerisch. Den toten Fisch, und sei derselbe noch so frisch, sieht er nicht recht für voll an, sein Fisch muß ihm in dem Marmorbassin der Markthalle erst noch ein kleines Menuett vorzappeln, ehe er sich zum Kauf entschließt. Aber dann verzehrt er seinen Schlei in Dill, den so allgemein beliebten grünen Aal oder zur Weihnachtszeit den Karpfen polnisch auch mit dem Behagen des sachverständigen Gourmets. Ein Stück alten Wendenbluts steckt wohl doch noch in ihm.

In meiner Jugend war der Seefisch in Berlin eine fast unbekannte Größe, die eigentlich nur für die Wohlhabenden, ja vielleicht sogar nur für die Reichen in Frage kam — von den geräucherten Fischen und dem edlen Harung natürlich abgesehen. Der Durchschnitts-Berliner kaufte eben den toten Fisch selbst dann nicht, wenn er wirklich preiswert war. Allmählich haben gerade die Markthallen hierin einigen Wandel geschaffen. Der Seefischkonsum steht allerdings noch lange nicht auf der Höhe, die wünschenswert wäre, er hat sich aber immerhin wesentlich gehoben, seit die großen Auktionen und die verbesserten Transportverbindungen mit unseren Küsten den Hausfrauen das vortreffliche Volksnahrungsmittel wieder und immer wieder vor Augen führen. Im ganzen rechnet man, daß jährlich etwa 21 Millionen Kilogramm Fische nach Berlin eingeführt werden.

Eine besondere Bedeutung hat der Berliner Krebshandel. Er ist ähnlich wie der Gänsehandel eine Specialität unserer Stadt, ja Berlin erfreute sich seiner Zeit sogar eines Krebskönigs. So wurde nämlich in der Geschäftswelt allgemein der Inhaber der Firma Micha genannt, dessen rastlosen Bemühungen es gelungen war, dem Berliner Krebsgeschäft seine heutige Ausdehnung zu geben. Ehedem waren die Gewässer der Mark ungemein krebsreich, die Krebspest hat aber leider unter den angenehmen Krustentieren gerade in den Flüssen in größerer Nähe von Berlin arg gehaust. So kommen denn heute die Hauptsendungen aus pommerschen und in erster Linie aus preußischen Gewässern, und der Name Oderkrebs ist zum Teil nur eine fingierte Flagge. In der Nähe von Berlin, bei Hoppegarten, besitzt die Firma Micha umfangreiche Anlagen, in denen die von auswärts anlangenden Schaltiere nicht nur aufbewahrt, sondern auch gemästet werden, ehe sie auf den Markt kommen oder in großen Ladungen gen Westen gehen, vorzüglich nach Paris, dessen Feinschmecker die deutschen Krebse ganz besonders bevorzugen. Es ist übrigens doch ein höchst merkwürdiges Zusammentreffen, daß jene Krebsparks gerade in Hoppegarten angelegt wurden, an der Stätte unsers klassischen Turfs. Die schnellsten Vollblüter und die Rückwärtskriecher — wie reimt sich das zusammen?

Wahrhaft ungeheuerlich ist, was der Riesenmagen Berlins an Gemüsen verzehrt. Mich überlief ein kleiner Schauder, als ich jüngst auf dem Bahnhof der Centralmarkthalle eine lange Reihe Waggons sah, welche nur direkt aus Italien kommenden Blumenkohl enthielten, und eine noch größere Zahl, die lediglich mit Weißkohl gefüllt waren. Und das alles deckte noch nicht annähernd den Bedarf auch nur auf einen Tag. Ich habe mir ausgerechnet, daß allein auf den Bahnen und auf dem Wasserwege jährlich gegen 95 Millionen Kilogramm Kartoffeln nach Berlin gelangen — die „Toffel“ spielt ja naturgemäß auf den Speisezetteln der Stadt eine Hauptrolle — welche Quantitäten sonstiger Gemüse gebraucht werden, läßt sich leider gar nicht ermitteln. Und doch wäre es äußerst spaßhaft, etwa feststellen zu können, was an dem angeblichen deutschen Nationalgericht, an Erbsen und Sauerkohl, jährlich an der Spree verzehrt wird. Thatsächlich erscheint dies Gericht während der Winterszeit wöchentlich mindestens einmal — traditioneller Weise meist Donnerstags — auf mehreren hunderttausend Berliner Tafeln.

Im Gemüsegeschäft hat sich übrigens neben den Markthallen immer noch der Kleinhändler auf der Straße (s. Abb. 11) und im Laden zu behaupten gewußt. Der Grünkramladen ist eine typisch Berliner Erscheinung: ein kleiner Keller mit einer bescheidenen Auslage, in der neben etlichen Kohlköpfen regelmäßig einige Bierflaschen und ein Häuflein Seifenstücke prangen. Darin eine geschäftige Frau und ein gähnender Mann, der hauptsächlich nur für den Einkauf eine Rolle zu spielen scheint.



Abb. 12. Bei den „Werderschen.“

im Laden aber höchstens dazu da ist, mit den vorsprechenden Küchenfeen ein zartes Scherzchen zu machen. Das Letztere ist allerdings von der größten Wichtigkeit, denn diese Miniaturläden hängen wesentlich von der Gnade der Köchinnen ab. Verstehen es die Leute, sich bei den kochlöffelschwingenden Grazien in Gunst zu setzen, dann kann die Hausfrau sich auf den Kopf stellen, Minna deckt den Küchenbedarf doch nicht, wie die Herrin es wünscht, in der Halle, sondern im Grünkramkeller. Es ist dieselbe Geschichte, wie sie sich in den Kolonialhandlungen abspielt. Ein Kommis, der das Wohlgefallen der Küchendragoner zu erringen und sich zu erhalten weiß, ist bisweilen wichtiger als die beste Ware.

Von den Sorgen, welche die Hausfrau auf dem Lande in der Winterszeit häufig wegen der Zusammenstellung des Küchenzettels hat, ist die Berlinerin — vorausgesetzt, das ihr Gatte ihr das Wirtschaftsgeld so liberal zumißt, wie es einem wohlerzogenen Ehemann zukommt — leidlich frei. Frische Gemüse gibt es, ganz abgesehen von den sich immer mehr einbürgernden Konserven, eigentlich während des ganzen Jahres. Auch wenn man von den Delikatessen, unter denen neuerdings die japanische Kartoffel besonders beliebt ist, ganz absieht und den Kohlsorten nur einen beschränkten Raum einräumt, bleibt noch eine überreiche Auswahl. Da sind die hochgeschätzten Teltower Rübchen, die im Verein mit Maronen dem Sauerkohl an Beliebtheit den Rang streitig machen und ebenfalls zu den Berliner Specialitäten gerechnet werden müssen, da ist die Schwarzwurzel, und da sind endlich die Artischokken, die man in meiner Jugend noch für etwas ganz besonders Feines hielt, für etwas so Feines, daß die wenigsten Menschen sie mit Anstand zu essen verstanden, die heute aber in den Markthallen zu oft überraschend billigem Preise zu haben sind.

Die schönste Zeit für den Gemüsehandel bleibt aber doch der liebe Frühling. Die Primeurs der Saison tauchen schon im April auf. Zuerst zeigen sich die zarten Carotten neben dem hellgrünen Spinat und den jungen Kartoffeln, und dann bricht, allseitig freudigst begrüßt, die Spargelflut herein. Man darf mit Fug und Recht von einer Spargelflut sprechen, denn ganz Deutschland sendet, des Absatzes sicher, seinen Spargel nach der Reichshauptstadt. Da schimmern nicht nur die Stände in den Markthallen schneeweis von den verlockenden Riesenstangen, auch alle Kolonialwaarenhandlungen bauen die Kisten und Körbe aus Braunschweig und den sonstigen Spargelemporen vor ihren Auslagen auf. Ja, wie in der Weihnachtszeit unzählige Läden lediglich für den Pfefferkuchenverkauf gemietet werden, so entstehen jetzt zahlreiche neue Geschäfte, welche sich ausschließlich der Versorgung Berlins mit Spargel widmen. Es gibt Jahre, in denen die Zufuhr so groß ist, daß die Preise geradezu minimal werden, und die Hausherrn mittags zu stöhnen anfangen: „Aber, Frauchen, schon wieder Spargel?“ Und das will bei der Passion, mit welcher der Berliner Spargel in jederlei Gestalt — Stangenspargel, Spargel mit holländischer Tunke, Spargelsalat ißt, schon etwas besagen.

Auf den Spargel folgen dann schnell die übrigen kulinarischen Sendboten des Königs Mai, die jungen Schoten, die Morcheln, der Kohlrabi. Es ist eine Freude, in diesen Tagen durch die Markthallen zu wandern. Mit Kunst und oft wirklich nicht ohne Geschmack bauen die Händlerinnen ihre Stände auf, und hinter den bunten, zarten Gemüsen machen sich ihre alten, wettergebräunten, jetzt aber doch auch frühlingsleuchtenden Gesichter ganz absonderlich gut. Das ist die Zeit — unsern Hausfrauen wird die Thatsache interessant sein — in der man in Berlin Kalbsnieren ohne den sonst unweigerlich dazu gehörigen Braten zu kaufen erhält. Der Bedarf an Kalbskoteletten ist in diesen Tagen, in denen jedermann sein Kotelett mit Spargel oder Schoten haben will, nämlich so groß, daß selbst die Braten zu der Gemüsebeilage zerschnitten werden müssen.

Dem Gemüse darf ich vielleicht das Obst unmittelbar anreihen. Von den feineren und feinsten Sorten und von den Apfelsinen und Weintrauben abgesehen, hat Berlin zwei Hauptquellen für die ungeheueren Massen Obst, die alljährlich in seinen Mauern ihren Beruf erfüllen. Einmal die Umgegend von Potsdam und dann Böhmen.

Der Sommer und Herbst gehört der altberühmten Obstzucht von Werder, dem sich neuerdings die Nachbarorte Geltow, Glindow und Caput würdig angereiht haben. Auf eigenen Dampfern und Schleppkähnen kommen die Erzeugnisse der ehemals völlig wüsten Sandberge in den Feldmarken dieser Orte die Havel und Spree herauf nach Berlin, wo in der Markthalle Dorotheenstraße ein besonderer Obstmarkt ihrer harrt. Wer Obstfreund ist — und wer wäre es nicht? — sollte nicht versäumen, den dort ausgestellten Werderschen Schätzen einen Besuch abzustatten. Es lohnt sich wirklich, denn die Fülle und Schönheit derselben ist erstaunlich. Erstaunlich von den Tagen an, in denen die ersten Erdbeeren, Kirschen und Stachelbeeren einpassieren, bis zu jenen, in denen die Tinen mit duftenden Pfirsichen und den edelsten Birnen gefüllt sind. In mittleren Jahren bringt die Umgegend von Potsdam zwischen 7 und 8 Millionen Liter Obst auf die Berliner Märkte (s. Abb. 12).

Im Herbst und zu Wintersanfang aber stellen sich die Böhmen ein, die in erster Linie Äpfel bringen. Der böhmische Obstimport hat mit der Zeit eine ganz eigene Form angenommen. Die Händler kommen nämlich nicht lediglich, wenn auch in erster Linie des Obstes halber, sie handeln vielmehr vielfach auch mit ihren Schiffsgefäßen. Im Lande der Böhmaken ist das Holz noch relativ billig, und die Zillen (s. Abb. 13), mit denen jene durch Elbe, Havel und Spree nach Berlin gelangen, sind es auch. Der Händler verkauft daher, an Ort und Stelle angelangt, nicht nur seine Ladung, er schlägt vielmehr auch sein schwimmendes Haus in Berlin los und dampft, die Geldkatze mit eitel Golde gefüllt, vergnügt per Bahn nach dem Czechenlande zurück.

Nach dem alten Berliner Wort — „Saure Jurken sind ooch Kompot“ — kann ich füglich an das Obst die edle Gurke anschließen, die wiederum eine Berliner Specialität genannt zu werden verdient. Sind Sie einmal von Görlitz nach Berlin gefahren? Man kommt auf dieser sonst nicht

sonderlich abwechselungsreichen Reise durch die kleine Stadt Lübbenau und erlebt hier das wunderliche Schauspiel, daß einem auf dem Bahnhof, wie etwa in Eberswalde Spritzkuchen oder in Wittenberg Apfeltorte, unweigerlich eine saure Gurke aufoktroyiert wird. Und das mit Fug und Recht, denn die Umgegend von Lübbenau ist das Gurkenland par excellence. Von hier aus gehen im Sommer und Herbst Millionen der krummen Früchte, teils frisch, teils schon zu sauren oder Senfgurken verarbeitet, nach Berlin und über Berlin hinaus in alle Welt.



Abb. 13. Zillen auf der Spree.

Die Milch ist für die Ernährung einer Großstadt — wer wollte das leugnen — von besonderer Wichtigkeit. Es wäre sicher gut, wenn mehr Milch — und weniger Spirituosen getrunken würden.

Ich erinnere mich noch deutlich der Zeit, in der es in deutschen Landen fast sprüchwörtlich war, wie schlecht es mit der Versorgung Berlins mit Milch bestellt sei. Die Berliner Milchfrau stand in dem wohlbegründeten Renommee, daß ihre Hauptthätigkeit im Taufen bestehe. Und sie verstand es wirklich aus dem ff, den geduldigen Pumpenschwengel in Bewegung zu setzen. Man sprach damals mit der allen Menschen angeborenen Vorliebe für das Gruselige gar zu gern von ihren Taschenspielerkunststücken und Hexereien — die Verwandlung eines Quarts harmloser Kuhmilch in zwei Quart gährend Drachengift war für sie eine Kleinigkeit. Aber die Zeiten, in denen der ehrsame Bürger sich morgens schaudernd von seinem Frühkaffee abwandte, der selbst durch die größten Quantitäten sogenannter Milch, nicht weiß werden wollte, sind längst vorüber. Das Nahrungsmittelgesetz, welches auf allen Gebieten der Verproviantierung Berlins einen so überaus segensreichen Einfluß ausgeübt hat, die unausgesetzte Kontrolle der Polizei — es wurden z. B. im Jahre 1889 allein 8584 Liter Milch als zu leicht wiegend beanstandet und vernichtet — und nicht zuletzt die segensreiche Konkurrenz von Klingelbolle, Grub u. a. haben den Milchplantschern das Handwerk gründlich gelegt.

Wer Klingelbolle ist, brauchte ich für norddeutsche Leser kaum besonders zu erörtern, hat doch sogar der Kladderadatsch sein Loblied in poetischer Form gesungen —

„Wenn des Morgens Bolle klingelt,
Und des Frührots heller Schein
Hoch hinauf zum Himmel züngelt,
Dann, Geliebte, denk' ich dein.“

Herr Bolle — unseren Lesern außer-



Abb. 14. „Klingelbolle."

fehlbar ihr Herz ausschüttet, wenn die Gnädige mit ihr gezankt, und dem es Minna unter reichlichen Thränen klagt, daß ihr Kürassier ihr die Freundschaft gekündigt, trotzdem sie doch erst letzten Sonntag für ihn bei Happoldts in der Hasenheide warm Abendbrot bezahlt hat.

Die Bollesche Meierei, welche sich jetzt in Moabit — Berlin NW. — befindet, ist eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, eine Anstalt, die in jeder ihrer Abteilungen Zeugnis für das große Organisationstalent des Besitzers ablegt, die aber auch über ihren engeren Rahmen hinaus auf die Produktionsverhältnisse der Milch ungemein günstig eingewirkt hat. Die sorgsame Untersuchung der einlaufenden ungeheueren Quantitäten — es finden in dem Laboratorium der Anstalt jährlich gegen elftausend Milchuntersuchungen statt — die Kontrolle der Kühe in allen liefernden Ställen durch besondere Reiseinspektoren, nicht zuletzt

halb Berlins sei's gesagt — ist der Besitzer der größten Berliner Meierei, einer Musteranstalt im besten Sinne des Wortes. Im Jahre 1881 gründete der unternehmungslustige Mann am Lützower Ufer diese Meierei und schuf gleichzeitig für den ganzen Milchhandel Berlins eine völlig neue Organisation, indem er die Milch im Großen von den Rittergütern und Bauergehöften der Provinz bezog und sie, alle Nebenprodukte sorgsam ausnutzend, in bald mehr als hundert eigenen Wagen unter absoluter Garantie der Reinheit den Konsumenten in allen Stadtteilen zuführte. Der Bollesche Wagen mit dem uniformierten Kutscher, der zugleich der Verkäufer ist, und mit dem die Ankunft des Gespanns durch die weithinschallende Klingel ankündenden Jungen ist eine Erscheinung geworden, ohne die man sich das Straßenleben gar nicht mehr denken konnte (s. Abb. 14). Sobald die Klingel ertönt (s. Abb. 15), strömen die Küchenfeen von allen Seiten auf die Straße, um ihre Töpfe und Töpfchen füllen zu lassen — und womöglich einige Minuten mit den stets ausgesucht adretten Wagenführern zu verplaudern. Der Kutscher steht sich mit allen Rieken und Minnas gleich gut, da er keine bevorzugt — weder in seinen wohlgesetzten Worten, noch in der verabfolgten Milch, der Butter oder den verschiedenen Käsesorten, die er zum Verkauf mitführt. Gerade darum ist er der allgemeine Vertraute, dem Rieke un-


Abb. 15. Der Bollesche Klingeljunge.

die peinliche Sauberkeit in der Meierei selbst, gewährleisten eine auch in gesundheitlicher Beziehung tadellose Ware. Seit der Begründung der Bolleschen Meierei hat, wie sich zahlenmäßig nachweisen läßt, die Kindersterblichkeit in Berlin in der erfreulichsten Weise abgenommen: wenn dabei natürlich auch andere Ursachen mitgewirkt haben, z. B. die in dieselbe Zeit fallende Durchführung der Kanalisation, so ist es doch ganz unzweifelhaft, daß die heute auch den weniger bemittelten Klassen mögliche Beschaffung des wichtigsten aller Kindernahrungsmittel in tadellosem Zustand den Gesundheitsstand unserer lieben Kinder in der günstigsten Weise beeinflußt hat.

Wer die Moabiter Meierei besucht, wird sich indessen nicht nur über deren mustergültige technische Einrichtungen freuen, er wird ohne Zweifel auch die Überzeugung mit fortnehmen, daß Herr Bolle es wie wenige Leiter eines großen Betriebes verstanden hat, Mitarbeiter heranzuziehen. Es überschreitet vielleicht die Grenzen dieses Artikels, aber ich muß wenigstens kurz erwähnen, wie vortrefflich sich dort draußen — eine seltene und darum doppelt erfreuliche Erscheinung in unserer Zeit — das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gestaltet hat. Stetige Fürsorge und Strenge zur rechten Zeit halten die große Arbeiterschar, die Jungen wie die Alten, für welche der Besitzer eine ganze Reihe von trefflich geleiteten Wohlfahrtseinrichtungen schuf, fest zusammen.

Für die Kleinsten unter den Kleinen, die Miniaturbabies, ist in der Reichshauptstadt übrigens noch besondere Vorsorge getroffen. Da hat u. a. am Kreuzberg, unweit der Stätte, wo der Garden wuchtiger Schritt über das historische Paradefeld der Hohenzollern stampft, Herr Ökonomierat Grub, ein Süddeutscher, in seinem Viktoriapark eine treffliche Milchquelle erschlossen, die fast lediglich für unsere Jüngsten und für Kurzwecke bestimmt ist, und deren Anlage mit Recht als mustergültig gerühmt wird. Daß Milch Medizin sein kann, ist ja seit langer Zeit bekannt, jedenfalls mundet sie aber besser und kostet weniger, als die Mittel aus den Apotheken. Man sagt, daß manche Berliner Ehemänner ihren Frauen auf dem Umweg über den Hausarzt mit Vorliebe Milchkuren verordnen — um sie hübsch milde zu stimmen. Und das soll bisweilen nötig sein.



Abb. 16. Ein Bierfahrer.

Die Milch spielt indessen doch nur eine beschränkte, wenn auch hochbedeutsame Rolle unter der Rubrik: „Was Berlin trinkt?“ Man erwartet gewiß „besseres“ von mir, als Mitteilungen über einen so harmlosen Stoff, den man ja kaum noch unter die Getränke rechnen darf. Ich will aus derselben Erkenntnis heraus daher auch möglichst schnell über das Wasser hinweggehen, zumal ich nicht anzugeben imstande bin, wieviel der Durchschnittsberliner von den etwa 65 Litern des edlen Nasses, die er täglich verbraucht, auch wirklich durch die Kehle gleiten läßt. Im Vertrauen gesagt, ich glaube, es sind nur ganz verschwindende Bruchteilchen, obwohl unser Freund im übrigen einen ganz phänomenalen Durst entwickelt.

Über das Kapitel Wein ließe sich ein eigenes Buch schreiben, ja es müßte wohl ein mehrbändiges sein, wollte man dem Was? Wie? Wann? und Wo? nur einigermaßen gerecht werden. Ich will mir aber weder den Zorn der Gegipsten, noch des einen „großen“ Ungegipsten zuziehen und mich daher



Abb. 17. Bei der „kühlen Blonden.“

mit dem weisen Ausspruch begnügen, daß auch der Berliner guten Wein lieber als schlechten trinkt; es soll sogar einen festen Stamm von Vaterlandsfeinden in Berlin geben, die eine Flasche Röderer immer noch für angenehmer und bekömmlicher halten, als ein Fläschchen deutschen Schaumweins, der sich im übrigen freilich aller Herzen erobert hat; überhaupt macht die Vorliebe für unsere heimatlichen Weine, zumal für den Traubensaft von der Mosel — je saurer, desto besser, könnte man manchmal fast sagen — sichtliche Fortschritte. Daran wird auch die jetzt in Aussicht stehende Invasion der italienischen Bundesbrüder nichts ändern, so es nämlich dem lieben Gott gefällt, unseren Rebenbergen Sonnenschein und Regen in der richtigen Verteilung zu senden. Einige recht gute Weinjahre, wir könnten sie wirklich brauchen! Auch wir Berliner, sonst dürften die acht Liter, die unser bekannter Durchschnittsfreund nach statistischen Berechnungen ungefähr jährlich zu beanspruchen hat, sich bald, mindestens in der Qualität, in unerfreulicher Weise verschlechtern.

Es wäre sehr interessant zu wissen, wie stark der Konsum an Spirituosen im engeren Sinne in Berlin ist. Leider wirft die Statistik aber unter dieser Rubrik trinkbares und nicht trinkbares zusammen, und es macht uns nicht klüger, wenn wir erfahren, daß die Einfuhr an Spiritus, Branntwein und Essig aller Art auf den Kopf der Bevölkerung berechnet die Ausfuhr um 15 bis 20 Liter jährlich übersteigt. Thatsächlich ist der Branntweingenuß in der Reichshauptstadt ein ungeheuer großer, wie es auch Thatsache ist, daß die „Destille“ als eins der einträglichsten Geschäfte gilt, und der Besitz einer Schankkoncession fast stets seinen Mann nährt. Man würde aber fehl gehen, wenn man nur unseren unteren Klassen eine ungebührliche Vorliebe für das gebrannte Wasser nachsagen wollte. Wer sich für den Kasus interessiert, dem empfehle ich eine kleine Wanderung durch die in den letzten Jahren entstandenen Schankstätten der holländischen Liqueurfabrikanten. Diese „Cavaliers- oder Cylinder-Destillen,“ wie der stets bereite Volkswitz sie getauft, werden nie leer und haben ebenso ihre Stammgäste, wie etwa eine ihrer inferioren Kolleginnen in der Frankfurter Allee. Wenn es vor fünf Jahren Mode war, den Abend mit einer Tasse Schwarzen im Café Bauer zu beschließen, so genügt das heute kaum noch, man setzt vielmehr einen Cherry-Brandy bei Bols oder einen Curassao bei Focking darauf.

Daß Berlin die Stadt der Bierpaläste ist, ist bekannt. Wie die Pilze wachsen die dem Gambrinus geweihten Stätten überall aus der Erde, die eine immer prächtiger als ihre Vorgänger, scheinbar ohne jede Rücksicht auf den enormen Wert des Bauplatzes und der Baukosten. Als ich jung war, gab es in ganz Berlin, wenn ich mich recht erinnere, und ich hatte damals doch auch ein gewisses Interesse an der Sache, nur vier echte Bierquellen, die uns älteren wohl ewig in weihevoller Erinnerung bleiben werden: der schwere Wagner, Klette, Olbrich und vor allen der noch heute florierende Siechen. Wer zählt aber jetzt all die Lo-

kale und Lokälchen, in denen Münchener, Nürnberger, Würzburger, Kulmbacher geschenkt wird? Es ist ihrer einfach Legion, und das Merkwürdigste ist, daß sie mit vereinzelten Ausnahmen alle zu gedeihen scheinen. Seit Jahren sagt man schon, daß die Motten in die Bierpaläste kommen sollen, es hat aber allem Anschein nach noch lange Beine damit. Bisher ist der Konsum eben noch immer im Wachsen geblieben, so daß nicht nur die Einfuhr von Jahr zu Jahr erheblich steigen konnte, sondern auch die 103 Berliner Brauereien, deren Stoff sich erfreulicher Weise seit den Jahren der „Dividendenjauche“ wesentlich verbesserte, ihre Rechnung fanden. In den letzten fünf Jahren, über welche mir statistische Nachweisungen vorliegen, wuchs der Verbrauch um reichlich 20 Liter auf den Kopf und dürfte heute jährlich gegen 200 Liter betragen. Wahrlich eine recht anständige Durchschnittsleistung, wenn uns die Münchener auch immer noch um das doppelte überlegen sind. Ja selbst das einheimischste aller einheimischen Biere, die Berliner Weiße, behauptet ihre Position (s. Abb. 17); die konservativen Stammgäste von Clausing und Genossen bleiben ihrer Weißen „mit oder ohne“ nicht nur selbst treu, sie ziehen auch immer neue Generationen zu ihren gemütlichen runden Tischen heran, an denen neben dem Getränk und dem Schmorbraten die hohe Politik die Hauptrolle spielt.

„Was Berlin ißt und trinkt“: Das Thema wäre unerschöpflich, wie es der Hunger und Durst der Riesenstadt selbst ist. Mit der Sättigung ist es aber eine eigne Sache — auch mit der litterarischen Sättigung. Wie ein gutes Diner nicht zu lang sein darf, so soll man sich auch zu beschränken wissen, wenn man von Speis' und Trank spricht. Ich schließe daher schleunigst und — wünsche wohl gespeist zu haben!



Spruch.

Von Ilse Frapan.

Erinnerung ist wie ein edler Wein.
Tauchst du nur tief, recht tief in sie hinein,
Wie blüht Vergangenes auf, und Totes lebet!
Für Wirklichkeit — Erinnerung! Holder Tausch!
Dir bleibt der Freude Kern, ein süßer Rausch,
Der süße Rausch, der uns zum Himmel hebet!



Ahnung.

(Abdruck verboten.)

Ein linder Hauch geht durch die Welt,
Ein Hauch von Duft und Wonne.
Es küßte auf dem Wiesengrund
Die Blumen wach die Sonne.

Mir ist so wunderleicht zu Sinn,
Wie pocht das Herz im Mieder!
Singt denn die Lerche heute nicht
Besonders lust'ge Lieder?

Ich mein', es wär' ein Festtag heut',
Ich mein', es kämen Gäste.
Wohl ziemte mir ein ander Kleid,
Das schönste und das beste!

Da steh' ich vor der Thüre nun
In unserm kleinen Garten
Und lug und lug so vor mich hin,
Als müßt' ich was erwarten.

Wer kommen sollte, wüßt' ich wohl,
Doch wag' ich's kaum zu denken.
Der liebe Herrgott weiß es auch,
Der wird's zum Guten lenken.

W. Graf Bülow von Dennewitz.



Ahnung. Originalzeichnung von Moritz Roebbecke
zu dem Gedicht von W. Graf Bülow von Dennewitz.

Der letzte Schüler.

Von Hermine Villinger.

Wie alt waren sie doch, wie häßlich und wackelig, die zwei Fräulein Augentrost, wenn sie des Morgens punkt elf Uhr im Konzertsaal erschienen, um der Generalprobe der Symphoniekonzerte beizuwohnen. Des Abends, in die Aufführung, getrauten sie sich nicht mehr.

„Ich weiß nicht, was das ist," sagte die Achtzigjährige zu der um zwei Jahre jüngeren Schwester, „aber es benimmt mir plötzlich ein wenig den Atem, die vielen Menschen, die heiße Luft — was dich aber nicht zu ängstigen braucht, Thereschen, denn ich halte es für einen durchaus vorübergehenden Zustand."

Und die Schwester nickte: „Es ist mir auch lieber, Trudchen, wir bleiben des Abends zu Hause, ich weiß nicht, was das ist, warum mir mit einemmale die Lichter so konfus vor meinen sonst so guten Augen flimmern, ich muß mich erkältet haben. Jedenfalls aber darf man nicht klagen über das bißchen Geflimmer, solang man noch in seine Generalprobe gehen kann."

Geschah's im Laufe der Zeit, daß die neunte Symphonie aufgeführt wurde, hörte sie das ältere Fräulein Augentrost nie anders als stehend, fest auf den Stock gestützt, mit an; das hagere Profil mit dem alle Jahreszeiten überdauernden Strohhut dem Orchester zugewandt und offenen Mundes gleichsam Ton um Ton einschlürfend — so lauschte sie „ihrer Neunten". Denn diese „Neunte" war der Hauptgenuß ihres Lebens, ihres Herzens höchste Seligkeit; an dem Tag, an dem sie ihre Neunte gehört, schwebte sie trotz ihrer Achtzig himmelhoch über der Alltäglichkeit.

Die Schwester war nicht eines so hohen Fluges fähig; sie hatte zwar auch *ihre* Symphonie — die erste — aber deren Klänge entrückten sie nicht der Erde, so daß sie ganz gelassen auf ihrem Stuhle sitzen blieb, freilich das alte Gesicht mit einem fast jugendlichen Lächeln verschönt, dem allerdings der hervorstehende einzige und letzte Zahn ein wenig Abbruch that.

Kaum jedoch waren die Beethovenschen Symphonien zu Ende, und das Orchester stimmte andere Töne an, stolperten die alten Wesen über Hals und Kopf zum Saal hinaus, denn die moderne Musik war ihnen ein Greuel, und keine Macht der Welt hätte die alten Fräuleins zum Anhören derselben vermocht.

Sie wohnten im Hinterhaus beim Schlossermeister Schrack, über der Werkstätte, in zwei kleinen Stuben. Im Musiksaal, wie das größere Zimmer, in dem ein Flügel stand, genannt wurde, hatten die Schwestern ein halbes Jahrhundert lang den Klavierübungen ihrer Schüler und Schülerinnen beigewohnt. Nicht daß sie den Unterricht aufgegeben, weil sie zu alt waren oder sich müde gefühlt hätten; von Alter oder Müdigkeit war zwischen ihnen nie die Rede.

Eines Tages aber bemerkte Fräulein Thereschen, daß der Schwester Schülerin es sich angelegen sein ließ, die etwas eigentümlichen Handbewegungen der Lehrerin auf das übertriebenste nachzuahmen, ohne daß Trudchen mit ihren halberblindeten Augen dies zu sehen imstande gewesen wäre.

Darüber wurde Fräulein Thereschen sehr nachdenklich, Tag und Nacht sich damit beschäftigend, auf welche Weise sie das Betragen der Schülerin besprechen könne, ohne die Schwester zu verletzen.

Es war gerade um diese Zeit, als das ältere Fräulein Augentrost plötzlich bemerkte, mit welchem Vergnügen der Schwester Schülerin die etwas hohe und gedehnte Sprechweise der Schwester nachzuäffen strebte.

Nun wurde auch das Fräulein Trudchen nachdenklich, und eines Abends beim Lämpchen kam sie plötzlich mit der Betrachtung heraus:

„Ich weiß nicht, was das ist, aber mit den Simpelfranzen ist ein anderer Geist in die Köpfe der Jugend gefahren; es waren andre Kinder, ganz andre, als sie noch ihr Nest hinten am Kopf trugen, oder ihre Schneckennudeln rechts und links an den Schläfen; die Jugend von heutzutage ist keck und ohne Pietät."

„O Gott, Trudchen," rief die jüngere Schwester aus, „was sagst du doch immer für vortreffliche Sachen!"

Und sie kamen überein, sich von ihrer Thätigkeit zurückzuziehen — wie gesagt, nicht



Sehnsucht. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.

um ihrer Gesundheit oder ihres Alters willen, sondern weil sie mit einer Jugend ohne Pietät nichts mehr zu schaffen haben wollten.

Aber wie sie ihn genossen, den endlichen, redlich verdienten, im geheimen lang ersehnten Ruhestand! Jetzt brauchten sie nicht länger ihre letzten Kräfte für die Stunden aufzusparen, um nach denselben, beinahe zusammenbrechend, mit einem erkünstelten Lächeln einander zu versichern, sie seien gar nicht, aber auch gar nicht müde.

Jeder Tag war nun ein Sonntag; sie durften, so lange sie Lust hatten, bei ihrem Morgenkaffee sitzen, ohne daß der Schlag der alten Rococouhr sie mehr aufzuschrecken brauchte.

Ach und der halbstündige Spaziergang des Morgens in die Anlagen!

Unterhalb der schmalen Holztreppe war die Werkstätte Meister Schracks, die immer offen stand. „Guten morgen, Herr Schlossermeister,“ riefen die beiden Fräulein regelmäßig in die Werkstätte hinein. „Morgen,“ tönte es in grobem Ton zurück, „Vogelscheuchen —“

Das letzte Wort verstanden die Schwestern nicht, wenigstens blieben sie immer gleich freundlich, und der Meister, der eigens, um den Anblick der alten Wesen zu vermeiden, mit dem Rücken gegen die Thüre saß, vergalt ihnen so täglich gutes mit bösem. Ohne übrigens auch nur im geringsten ein schlechter Mann zu sein — im Gegenteil, hätte er es nur dabei bewenden lassen, so wie der liebe Gott sein Inneres beschaffen, denn er hatte ein gutes und weiches Herz. In seinem Kopf aber saß ein arger Widerspruchsteufel, und so lag dem Mann nichts Wichtigeres im Sinn, als vor der Welt hart, grob und unzugänglich zu gelten.

Nachdem er seine junge Frau begraben, und die Gesellen dem in die Werkstätte zurückkehrenden Witwer neugierig in das verweinte Gesicht starrten, erklärte er mit seinem rauhen kurzen Auflachen: „In ein paar Wochen ist wieder Hochzeit!“

Aber die Wochen gingen hin und Monate und Jahre folgten, der junge Witwer machte seine Worte nicht wahr. Im Haushalt waltete die Mutter der verstorbenen Frau, und wer des Meisters Reden über Schwiegermütter und deren Regiment mit anhörte, dem mußte das Los der alten Frau im höchsten Grade erbarmungswürdig vorkommen. Allein, wie gesagt, Meister Schracks Thun stimmte mit seinen Reden nicht überein, und so fand sich jeder in sein Geschimpfe, da er im übrigen nicht schlecht dabei fuhr.

Im größten Zwiespalt aber lebte der Schlossermeister mit seinem einjährigen Sohne Nepomuk. Der wurde jeden Morgen in einem Korb in die Werkstätte gesetzt, damit er sich ja beizeiten mit dem Handwerk vertraut mache und zum tüchtigen Meister heranwachse. Aber Nepomuk gefiel es nicht in der Werkstätte; er konnte noch nicht sprechen, aber er fühlte bereits, daß ihm hier eine Gewalt angethan würde, gegen die er alles Recht hatte sich aufzulehnen. Also schrie er in seinem Korb, was seine Lungen hergaben, und ließ nicht nach, der Vater mochte ihm die schwärzliche Faust noch so lang unter die Nase halten.

Eines Tages machte Nepomuk kurzen Prozeß und ließ sich ohne alle Rücksicht für seinen dicken Kopf über den Rand des Korbes kollern, um im nächsten Augenblick auf allen Vieren zur Werkstätte hinauszukriechen.

Nun ging der Kampf erst recht los; zwanzigmal im Tag wurde der Ausreißer zurück geholt, worauf allemal eine heftige Prügelei zwischen Vater und Sohn stattfand, bei der der Meister durchaus den kürzern zog. Im Innersten seines Herzens nämlich freute er sich nicht wenig über seinen unbändigen Buben, ja das Herz lachte ihm geradezu im Leibe, als der Sohn zum erstenmal auf seinen säbelkrummen Beinchen das Weite suchte. Der Vater ließ ihn sogar ein ganzes Weilchen die Freude seiner jungen Freiheit genießen. Als er ihn aber auf der Treppe des Hinterhauses fand, wo er, laut keuchend, mit Anstrengung all seiner Kräfte auf allen Vieren den Tönen nachstrebte, die von dort oben herunterkamen, da wurde der Schlossermeister ordentlich zornig. „Was,“ schrie er den Buben an, „willst du mir von den alten Vogelscheuchen weg bleiben — potz Wetter noch einmal, auf dem Weg laß dich nimmer ertappen, wenn dir deine Ohren lieb sind.“

Eines Tages, als das Schwesterpaar eben mit seinem Morgengruß an der Werkstätte vorbei wollte, kam mit eins Nepomuk herbei gewackelt und streckte Fräulein Trudchen, die hinter der Schwester ging, die

Hand hin mit den Worten: „Duten Tag, Fäulein Vogelseus.“

Das alte Fräulein beugte sich entsetzt über den Kleinen.

„Mußt nicht mehr so sagen,“ flüsterte sie, „sonst hört es die Schwester.“

Der Schlossermeister aber fuhr seinen Nepomuk an: „Was ist das für eine dumme Höflichkeit — untersteh' dich und streck' ihnen noch einmal die Patsch hin, daß wir da jeden Morgen ein Gekräh vor der Werkstätte haben — ja wohl! haben ein Gethu' wie ein paar Fürstinnen und können auf der Welt nichts als Klimpern — Hungerleiderei! überhaupt, sind nur da, die alten Vogelscheuchen, um vernünftigen Menschen den Platz wegzunehmen.“

Kaum erschien am anderen Tag das Schwesterpaar auf dem Vorplatz, als Nepomuk schnell wieder herbeikam, diesmal dem jüngeren Fräulein Augentrost die Hand hinstreckend mit den Worten: „Duten Tag, Fäulein Vogelseus.“

„Um Gottes willen, Mukchen,“ flüsterte Fräulein Thereschen, „sage das nicht mehr, es würde meine Schwester kränken.“

Der Kleine schaute eine Weile höchst verdutzt drein, mit eins kehrte er sich mit dem Gesicht gegen die Thürecke und fing an loszuschluchzen, so bitterlich und herzzerbrechend, daß es dem Schlossermeister geradezu in die Seele schnitt; denn bisher hatte er sein Kind nur aus Zorn und Ingrimm weinen sehen, und das war ganz anders als diese schmerzlichen, aus tiefstem Herzen kommenden Thränen. Er nahm den Buben auf den Arm und fragte und fragte und hatte eine Engelsgeduld, bis endlich der Kleine auf das immerwiederkehrende: wo fehlt's denn? mit der Antwort herausrückte: „Weil mir immer Vogelseus sagen.“

„Herrgott, ist das ein dummer Bub,“ rief der Schlossermeister aus und setzte ihn unsanft auf die Erde.

Das Wort Vogelscheuch aber war von der Stunde an wie verschwunden von der Tagesordnung.

Inzwischen nahm Nepomuks Selbständigkeit von Tag zu Tag zu, und der Meister, der arbeiten mußte, ließ ihn in Gottesnamen laufen. Nur verbot er ihm alle Tage, unter Ankündigung tüchtiger Schläge, die Treppe zu den beiden Fräulein hinauf zu steigen.

Aber Nepomuk trat mit rührender Ausdauer jeden Morgen seine Reise in den zweiten Stock an; da oben zu sitzen und dem Klavierspiel zu lauschen, war die höchste Wonne seines Daseins. Manchmal schlief er auf seinem Treppenabsatz ein und merkte gar nicht, daß ihn die Großmutter holte und auskleidete und zu Bett brachte.

Einmal geschah's, daß er ganz leise und zaghaft an der Thür zu kratzen begann, hinter der die schöne Musik gemacht wurde.

Fräulein Thereschen öffnete mit der Bemerkung: Es muß ein Tierchen hier sein.

Statt dessen erblickte sie den viereckigen Kopf des Schlossermeistersbuben.

„Gott,“ rief sie aus, „es ist Mukchen, soll ich ihn herein lassen?“

„Gewiß!“ ließ sich die tiefere Stimme der Schwester hören, „er ist zwar ein entsetzlich unbändiges Kind, aber wie dem auch sei, die rührend kleine Miete, die uns sein vortrefflicher Vater zahlen läßt, verpflichtet uns, gut gegen das Kind zu sein.“

Also wurde die Thüre geöffnet, und Mukchen stolperte herein; er bekam sofort ein Schemelchen mitten in die Stube geschoben und mußte hier sitzen, damit man ihn ja recht im Auge behalten konnte. Gebannt von einem Gefühl tiefster Hochachtung vor all den ehrwürdigen Gegenständen, die den Hausrat der Schwestern ausmachten, wagte Mukchen kaum zu atmen, geschweige sich zu bewegen.

Bald aber saß er Tag für Tag ein paar Stunden auf seinem exponierten Plätzchen, der Schwestern Thun und Treiben mit immer gleicher Bewunderung verfolgend. Das ältere Fräulein fror leicht am Kopf und trug daher einen türkischen Bund von alten verblichenen Tüchern ums Haupt geschlungen, was ihr ein höchst phantastisches Aussehen verlieh, noch dazu, weil sie für zu Hause ihre Locken ablegte, um sie zu schonen.

Neben dieser hochaufgetürmten Persönlichkeit, mit dem langen schmalen Gesicht, saß die Schwester, klein und rund wie eine Kugel, denn sie litt an Rückenschmerzen und trug daher stets fünf oder sechs Pelerinen der verschiedensten Farben und Längen übereinander.

So saßen sie und spielten ihre Symphonien, Trudchen, die taktfeste, musikalischere, beständig bemüht, die hastende, sich leicht überstürzende Schwester mit ihrem eins zwei — eins zwei zurückzuhalten, wobei

sie dann und wann ihr altes steifes Händchen, das einmal schön gewesen, mit bewußter Grazie hin und her bewegte.

Die Beiden hatten keine Ahnung, daß sie in Mukchen mit seinen weit abstehenden Ohren und über den Knien gefalteten Händchen eigentlich einen kleinen Märtyrer beherbergten, der seine Liebe zur Musik allabendlich mit Schlägen zu büßen hatte.

Einmal, als die Schwestern eben ihren Flügel verließen, kam Mukchen leise auf den Zehenspitzen über den Teppich gegangen und erlaubte sich, ganz sachte und vorsichtig, mit einem Erglühen bis unter die Haarwurzel, einen Ton anzuschlagen.

Da sah ihn das ältere Fräulein Augentrost mit einem Blick großen Wohlwollens an. „Es ist Pietät in ihm,“ sagte sie, „der wäre der Schüler geworden, wie wir ihn uns wünschten.“

„Wollen wir's noch einmal versuchen?“ fragte Thereschen.

Die Schwester seufzte: „Es hätte mir große Freude gemacht, unsern guten edlen Schlossermeister damit zu überraschen, daß ich sein Kind unterrichte, allein es ist mir in der letzten Zeit nicht so recht wohl, ein wenig Atemnot, wie dies bei ältern Leuten“ —

„Aber ich bitte dich, Trudchen,“ fiel ihr die Schwester ins Wort, „rede doch nicht vom Alter bei deinem Aussehen! wenn dirs recht ist, fange ich mit Mukchen an, bis dir wohler ist — du weißt, die ersten Fingerübungen habe ich immer auf mich genommen, denn dafür warst du mir stets viel zu gut.“

Nun also saß Mukchen am Flügel und ließ seine ungeschickten Fingerchen über die Tasten gleiten. Seine Lehrerin hatte eine Engelsgeduld; die Schwester hörte vom Schlafzimmer aus die Übungen mit an; sie lag zu Bett, das hagere Gesicht mit den glanzlosen Augen dem Flügel zugewandt, von Zeit zu Zeit das Händchen erhebend, mit der alten, bewußt graziösen Taktbewegung.

„Thereschen,“ hatte sie vor ein paar Tagen zur Schwester gesagt, „du wirst staunen, wie kindisch ich bin, aber ich weiß nicht, ich muß in der letzten Zeit so oft daran denken, wie gerne ich doch in meinem Leben oftmals des Morgens ausgeschlafen hätte, und habe es so selten dürfen; nun überkommt mich plötzlich der Wunsch, einmal das Versäumte nach Herzenslust nachzuholen und liegen zu bleiben, bis ich genug habe.“

„O du faules Trudchen,“ schalt die Schwester mit Augen, die voller Thränen standen, „aber versuche es nur, du wirst bald genug haben, das weiß ich schon im Voraus.“

Und sie pflegte die Schwester Tag und Nacht, immer dergleichen thuend, als sei alles nur Spaß, und Trudchen machte es ganz ebenso und versprach jeden Abend: Morgen steh' ich auf.

Wenige Tage später geschah's, daß Meister Schrack seinen Buben, der eben wieder den gewohnten Treppenweg unternehmen wollte, plötzlich hinten bei den Höschen packte.

„Halt, Kerl, jetzt hört das Hinaufschleichen auf, jetzt geht's in die Schul' und da wird was gelernt!“

„Ich will aber nichts lernen als Musik,“ erklärte Nepomuk.

„Was,“ schrie der Meister, „so ein Gedudel willst' anfangen wie die alten Hutzeln — das will ich dir austreiben, Bursch.“ Und er hob die Faust und schaute seinen Buben an.

Nur zu, drückte dessen eigensinnige, unter struppigen Haaren hervorspringende Stirne aus, bin's gewöhnt, thu' doch, was ich will.

Sein Vater hätte ihn aufessen mögen, so stolz war er auf sein Ebenbild.

„Komm,“ sagte er, den Buben bei der Hand nehmend, „werd' selbst mit ihnen reden droben — wollen sehen, ob sie dich noch länger einschlachten, wenn ich vom Kündigen red', da werden sie wie die Spatzen zusammenkreischen.“

Er klopfte an der Schwestern Thüre, da aber drinnen gespielt wurde, wartete er nicht lang auf ein Herein und trat mit seinem Buben über die Schwelle.

Die jüngere der alten Damen saß am Flügel, so eifrig bei der Sache, daß sie die Eintretenden weder zu hören noch zu sehen schien; ihr ganzer Körper bebte unter der Anstrengung des Spielens, denn ihre alten steifen Finger trommelten darauf los, als handle sich's um die höchste Eile.

O ja, sie hatte Eile, das bleiche Gesicht der Kranken im Nebenzimmer sah schon wie das einer Verklärten aus, und das welke, durchsichtige Händchen fiel zurück bei seinem letzten Versuche, den Takt anzugeben.

„Eins zwei — eins zwei —“ zählte

Fräulein Thereschen in heiserm Ton, die Augen, aus denen ungezählte Thränen rannen, auf das Antlitz der Schwester gerichtet. Wie leuchtete es noch einmal auf in den blassen, wächsernen Zügen, als die Jubelklänge — Freude, schöner Götterfunken, — das niedrige Gemach erfüllten!

Auch den Meister durchschauerten sie seltsam; er hatte beim Hereinkommen gleich losreden wollen, aber es war ihm vergangen; ungeschickt zog und zerrte er seine aufgestülpten Ärmel herunter und preßte dann seinen Buben an sich, ohne recht zu wissen, was er that.

So stand er, regungslos, dem friedlichen Hinscheiden des alten Fräuleins beiwohnend, das, kaum daß es zu bemerken war, still und leise seinen letzten Seufzer aushauchte.

Die Schwester aber hielt aus, gleichsam als wünsche sie die Seele der Entschlafenen in ihrem letzten Fluge weiter zu begleiten bis in die selige Heimat.

Nach dem Schlußaccord schloß sie den Flügel und wankte zum Totenbett; unter leisem Schluchzen drückte sie der Schwester die Augen zu.

„Warum weint sie denn?" fragte Mukchen mitten in die feierliche Stille hinein.

„Gott, verzeihen Sie, Herr Schlossermeister," sagte das Fräulein, aus seinem Schmerz auffahrend, „ich habe ganz vergessen — sie hat es sich immer gewünscht, wissen Sie, unter diesen Klängen hinüber zu schlafen — und Gott sei Dank, daß dieser höchste Wunsch ihres Lebens in Erfüllung gegangen ist! nun liegt sie da, selig gestorben."

„Ja," nickte der Meister, „so sterben wenig Leut'."

Und Fräulein Thereschen schluchzte: „Ich werd' einmal ganz allein sein — mir spielt niemand meine ‚Erste'."

„Doch," rief der kleine Nepomuk, das alte Wesen ungestüm in seine beiden Ärmchen nehmend, „ich spiel' sie dir, gelt Vater, ich?"

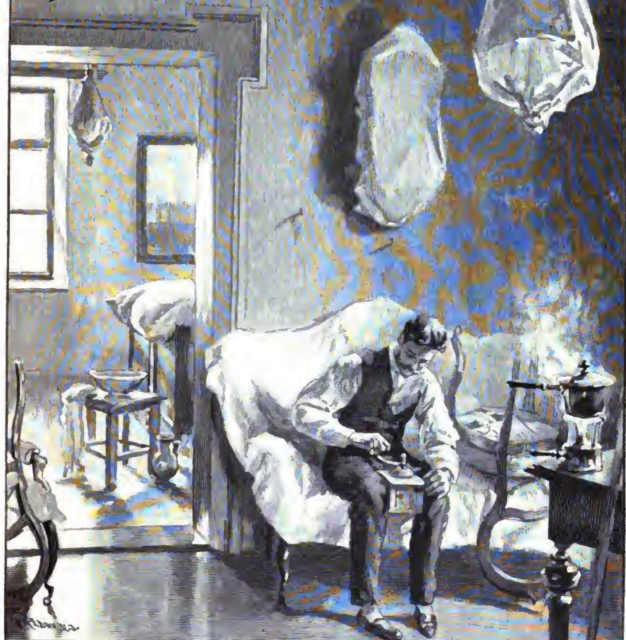
„In Gottesnamen," sagte dieser, „wenn Sie dem Buben Stunde geben wollen — mir kanns recht sein — aber wissen Sie, ich bin ein Mann, der's mit der Ordnung hält — geschenkt nehm' ich nichts — Sie zahlen jetzt zweihundert für die Miete — sagen wir hundert in Zukunft — aber mehr, liebes Fräulein, unter keiner Bedingung — mehr geb' ich für das Gedudel nicht aus."

Er war schon an der Thüre, aber das alte Fräulein ebenso hurtig hinter ihm her!

„O Herr Schlossermeister," rief sie ihm nach, „sehen Sie, wie recht die Schwester hatte — sie hat immer so unendlich viel von Ihnen gehalten."



Im Freien. Silhouette von Johanna Beckmann.



Blätter aus einem Sommertagebuch.

Von Balduin Groller.

Bilder von August Mandlick.

Wien, 1. Juli.

Weh' dir, daß du ein — lächerlich! Es mag ein tragisches Geschick sein, ein Enkel zu sein; ich gebe es zu, weil ich

nicht streiten will. Man sagt so; große Männer behaupten es; es wird also auch wahr sein. Um so schöner von mir, wenn ich auch dieses Schicksal mit männlicher Ergebenheit trage. Also, ich bin ein Enkel; aber daraus würde ich mir furchtbar wenig machen, wenn ich nicht nebenbei auch noch Gatte und Vater und leider auch Philoso — nein, Schwiegersohn wäre. Darüber hat noch kein großer Mann gejammert, und das ist ein Unrecht. Denn daß man ein Enkel wird, dagegen kann man nichts machen. Das ist ein Schicksal, das über einen kommt wie ein Platzregen, mit dem man sich auch nicht in Unterhandlungen einlassen kann. Man steht da wie begossen, und man kann einfach nichts dafür. Wenn ich mir aber zu der Würde eines Schwiegersohns, eines Gatten und Vaters verhelfe, so entspreche ich schon — ach, wie beglückend ist so etwas! — höheren ästhetischen Anforderungen; ich bin brauchbar für die klassische Dramaturgie; denn ich erscheine mit einer tragischen Schuld belastet auf dem Plan. Da habe ich nicht mehr die ganz undramatische Ausrede: ich kann nichts dafür.

Ich bin also Gatte und Vater — den Schwiegersohn lassen wir einstweilen beiseite, wir werden noch auf ihn zu sprechen kommen aus Anlaß der Schwiegermutter, der ein — heiliges Kreuzdonnerwetter aufs Dach fahren möge, haben Sie vielleicht geglaubt. Falsch! Ich bin nicht so; ich habe meine Grundsätze und möchte nicht verkannt werden; — der ein — eigenes Kapitel gewidmet werden soll, habe ich sagen wollen.

Also Gatte und Vater! In unser geliebtes Deutsch übertragen heißt das: Ich bin zu einer Geldauftreibungsmaschine geworden. Der Mechanismus ist ein sehr einfacher. An jedem Ersten eines Monats drückt die Gattin auf den Knopf des Automaten, eine Brieftasche springt auf, und das sog. Monatsgeld ist da. Das sogenannte Monatsgeld; denn erstens ist das überhaupt kein Geld, wie die Gattin findet; gar kein Geld für einen Monat, und dann ist auch gar keine Rede davon, daß es für den Monat reichen würde. Man hat zwar der Maschine versprochen, den Knopf nur einmal im Monate drücken zu wollen, aber es kommen dann immer noch Nachtragsdrückereien, die jeden Freund eines geregelten Maschinenganges auf das tiefste betrüben müssen. Sonst hat doch jede Maschine das Recht, gelegentlich einmal den Dienst zu versagen. Man hat da entweder zu wenig geheizt oder zu wenig geschmiert, oder sie will einfach nicht, das ist auch ein Grund und ein ausreichender. Leider hat man es aber in der Maschinenbaukunde noch nicht so weit gebracht, daß auch der Mechanismus unserer Geldherbeischaffungsmaschine sich solche Kunstpausen gestatten könnte. Es gibt Puppen, die Papa sagen müssen, wenn man sie auf den Bauch drückt; es thut ihnen vielleicht weh, aber Papa müssen sie sagen. Unserer Maschine thut es ganz gewiß weh, aber das hilft nichts. Wenn gedrückt wird, muß sie herhalten; und wenn es mit dem Drücken gar nicht mehr geht, dann hilft ein Blick, ein Lächeln oder eine Thräne. Die Mitmaschine möchte ich sehen, bei der das nicht geholfen hätte.

Die praktischsten Automaten sind jene, bei welchen man das Geld oben hineinwirft und bei denen dann unten — nichts herauskommt. Die meisten Automaten, die ich kenne, sind in diesem Sinne äußerst praktisch, nur ich bin leider noch nach einem unpraktischen System konstruiert. Bei mir wirft man nichts hinein, und doch muß ich alles herausgeben; die Einrichtung ist zu dumm!

Kein Wunder, wenn ich von Maschinen phantasiere; ich habe ja gerade eine in der Arbeit — die Kaffeemühle. Wie ich das Ding zwischen den Beinen halte, überkommen mich die trübsten Gedanken; ich meine, der Genius der Menschheit müßte sein Antlitz verhüllen, wenn er mich so sieht. Hundert Jahre nach Lessing, am Ausgange unseres Jahrhunderts, das sich rühmt, ein Jahrhundert des Fortschritts gewesen zu sein, an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts, sitze ich noch immer mit einer solchen Kaffeemühle da! Es ist ja möglich, daß ich sie nicht ganz nach den Vorschriften der Wissenschaft behandle; vielleicht muß sie sich nicht gerade in dieser Weise spießen, vielleicht kann sie einen runderen Gang haben, vielleicht — ich weiß es nicht, ein Schandfleck des neunzehnten Jahrhunderts bleibt sie doch.

Wieso ich erstlich zu so überaus belehrenden Betrachtungen, zweitens zu einer Kaffeemaschine komme? Wieso? Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an — weil

ich ein Strohwitwer bin. Damit ist alles gesagt, und ich brauche gar nichts mehr zu sagen.

Genau so wie zur Kaffeemaschine, komme ich auch in die Litteratur hinein — alles nur durch das Strohwitwertum — es ist keine Zauberei dabei. Man hat mich auf den Bauch gedrückt, was, gedrückt! — getreten, und man hat sich den Mietzins für die Landwohnung herausgedrückt. Meine Geschäfte gestatten mir nicht, mit aufs Land zu gehen. Die Maschine muß weiter arbeiten, und dann ist es auch besser, wenn jemand den Sommer über in der Wohnung bleibt. Die Motten fühlen sich doch einigermaßen geniert durch die persönliche Anwesenheit des Hausherrn, und dann ist es doch immer sehr beruhigend, wenn bei einem etwaigen Einbruch irgendwer da ist in der Wohnung.

Ich genieße also eine wahrhaft schrankenlose Freiheit und einen Teil derselben benutze ich dazu — ein Tagebuch zu schreiben. Ich bitte um stilles Beileid. Wer ein fühlendes Herz in der Brust hat, wird ungefähr ermessen können, wie weit es mit mir gekommen ist, wenn ich nun meine Mußestunden dazu benutze, ein Tagebuch zu schreiben. Das ist ja das Niederträchtige an dem traurigen Heldentum des Strohwitwers, daß er um so vieles besser ist als sein Ruf. Leider! sage ich aus den tiefsten Gründen meiner schwarzen Seele heraus. Man steht unter dem Verdachte, ein verfluchter Kerl zu sein; man ist in die interessante Beleuchtung eines Genußmenschen und Lebemannes gerückt, eines „Sklaven, wenn er die Kette bricht," und in Wirklichkeit sitzt man da und dreht eine Kaffeemühle, die Gott in seinem Zorn geschaffen hat, und stellt tiefsinnige Betrachtungen an über einen Rockknopf, der abgesprungen ist, und über das dunkle Welträtsel, wie man den wieder hinbringt, wo er hingehört, und wo er, wenn es eine Gerechtigkeit auf der Welt gäbe, annoch sitzen müßte.

Ach, ja! Man könnte ja auch einmal einen Seitensprung versuchen, einmal über die Schnur hauen, und objektive Geschichtsforscher werden es vielleicht noch an den Tag bringen, daß das hie und da auch



„. . . und stellt tiefsinnige Betrachtungen an über einen Rockknopf . . ."

wirklich geschehen sei, aber — erstlich hat der Krug schon einen Sprung gehabt, als er mir geliehen wurde, zweitens hat der Prozeßgegner mir überhaupt keinen Krug geliehen, und drittens war der Krug ganz und ohne Sprung, als ich ihn zurückgegeben habe! Diese ganze forensische Rede könnte ich zur Verteidigung auf meine Seitensprünge anwenden. Erstens mache ich überhaupt keine Seitensprünge — u. s. w., aber ich verteidige mich nicht. Denn ich bin schuldlos, und die Unschuld muß siegen auch ohne erstens, zweitens und drittens. — Ich gebe zu, daß man über den Wert meiner Unschuld verschiedener Meinung sein kann,

und wenn der heilige Antonius von Padua nicht härteren Anfechtungen ausgesetzt gewesen ist, dann hat er seinen Heiligenschein eigentlich recht billig erworben.

Ich tauge einfach nicht mehr für Seitensprünge. Ich bin nicht mehr jung und nicht mehr dumm genug dazu. Wenn man eine brave, ehrbare, liebe kleine Frau und ein Töchterlein hat, wie es nach der mit sich selbst übereinstimmenden Ansicht der Großmama seinesgleichen auf dem weiten Erdenrund nicht mehr gibt, dann wird man schon so von selber, man weiß eigentlich nicht recht, wie's kommt, so ungeheuer anständig und man möchte sich nicht gegen sein respektables Heim versündigen. Wenn ich also ein Mustermensch bin, so bitte ich, das nicht ausschließlich mir zur Last zu legen. Die Frau und das Kind haben mit Teil daran; und ich habe mir so lange eingebildet, sie beide zu erziehen, bis ich dabei glücklich selber ganz gut erzogen worden bin.

* * *

2. Juli.

Heute mich nützlich gemacht für die Familie. 5 Meter Anstoßschnur, ein Miederband, $7^3/_4$ Meter Futterstoff, $1^1/_2$ Kilo Feigenkaffee, 5 Kilo Würfelzucker, 6 Spulen Nähzwirn, diverse, Marke Elefant, eine Schachtel Reismehl, eine Zahnbürste und zwei Meter Sommerloden, doppeltbreit, nach Muster, der Gattin geschickt. Sie hätte zwar alles dort an Ort und Stelle kaufen können, aber — man bedenke nur! — dort auf dem Lande kostet der Meter Anstoßschnure sieben Kreuzer, verstehen Sie wohl, sieben Kreuzer, während man in Wien, wenn man nur die richtige Quelle kennt, den Meter für fünf Kreuzer kriegen kann. Ist das nicht unerhört?! Erstens also das und dann noch etwas anderes. Meine Gattin ist das lieblichste und herzigste Geschöpf auf der Welt, aber wenn sie mich nicht gelegentlich in einer Geldfrage niederrennen kann, ist ihr nicht wohl. In Mondsee hätte sie sich die Anstoßschnur und den Sommerloden, doppeltbreit, selber bezahlen müssen, während so ich den Vorteil habe, liebenswürdig sein zu können. Ich nehme mir also einen Fiaker und suche mir die Quellen, wo die Anstoßschnur wirklich nur fünf Kreuzer kostet. Ich habe die Genugthuung, auch bei Zwirn, Marke Elefant, sechs und beim Sommerloden, doppeltbreit, nach Muster, vierzehn Kreuzer erspart zu haben. So kleine Ersparnisse freuen einen doch; aus kleinen Ersparnissen bilden sich die großen Vermögen.

Dem Fiaker habe ich bezahlt zwei Gulden vierzig Kreuzer; Packpapier zehn Kreuzer, Siegellack zehn Kreuzer, Bindfaden zehn Kreuzer, zwei Frachtbriefe und Stempel zwölf Kreuzer, zwei Postpakete sechzig Kreuzer, dem Dienstmann, der die Pakete auf die Post trug, vierzig Kreuzer.

An Zeit verbraucht zum Einkauf und Einpacken drei Stunden.

* * *

3. Juli.

Draußen regnet's. Ich bin mehr ans Zimmer gefesselt, als mir lieb ist. Wenn mein Bureau gesperrt wird, weiß ich mit mir nichts mehr anzufangen. Eigentlich gemütlich ist's in meiner Wohnung doch nicht. Der Salon, die gute Stube — infandum renovare u. s. w.! Mir gibt es immer einen Stich, und die Galle möchte mir übergehen, wenn ich an unsern Salon denke. Unsere schönsten Möbel stehen darin, aber ich muß es mir an dem Bewußtsein genügen lassen. Im Winter bleibt er abgeschlossen und wird nicht geheizt. Auf dem Brüsseler Laufteppich liegt ein großer Streifen Sackleinwand, die persischen Teppiche liegen zusammengerollt da, die Möbel sind mit den Überzügen zugedeckt. Ich könnte ein wunderbares, durch die Annehmlichkeiten eines künstlerischen Lebensgenusses verfeinertes Dasein in jenem Zimmer führen, aber dazu müßte es, im Winter wenigstens, geheizt werden, das aber ist wieder unmöglich, ganz und gar unmöglich, wie die Gattin behauptet und wie die Frau Schwiegermutter nicht müde wird, es zu bestätigen. Es geht nicht, und zwar geht es, wie mir ausdrücklich versichert wird, aus tausend Gründen nicht. Tausend Gründe sind viel; dagegen läßt sich nichts machen.

So habe ich denn im Winter von diesem Zimmer nichts als einen verfeinerten Kopfrheumatismus, wenn ich doch einmal durch das kalte Zimmer gehen muß, und dann auch zur Abwechslung einen sehr ausgiebigen Schnupfen, wenn wir einmal Besuch bekommen. Da wird nämlich schnell geheizt, aber warm wird es natürlich nie oder höchstens, wenn der Besuch schon längst

wieder fort ist. Dann werden auch wieder Sackleinwand und Überzüge hervorgeholt, die beim Erscheinen des Besuches rasch verschwinden mußten. Kurz, wenn ein Besuch kommt, haben wir alle Hände voll zu thun und alle haben wir den Kopf verloren, alle; es muß so sein, es geht nicht anders.

So im Winter; im Sommer aber — ah, da ist es ganz anders, nämlich noch viel schlechter. Da sind die Teppiche überhaupt nicht mehr in der Wohnung, sondern bei der „Mottenfraß-Versicherungs-Anstalt." Die Versicherung ist eine verläßliche, wir

Der gütige Rat, den mir da ein Nicht-Eingeweihter geben möchte, ich solle mich doch in ein anderes Zimmer setzen, mag wohl recht gut gemeint sein, aber er hilft mir nicht. In den anderen Zimmern sieht es nämlich gerade so aus.

Wir haben einen so bequemen Waschtisch mit so einer schönen Marmorplatte! Ich schwöre, ich würde keinen Sprung in die schöne Platte hineinwaschen, aber auch der Waschtisch muß geschont werden. Es wird mir ein Küchenstuhl zum Bett hingestellt, das ist mein Waschtisch. Es



„. . . und da habe ich mir den Jüngling ‚zu leihen genommen . . .'"

kriegen sie immer mit Motten zurück, die wir dann immer wieder mit großer Kunstfertigkeit wegbringen. Die Möbel bleiben verhüllt, und es werden nun nur die Bilder, der Lustre, der Spiegel, die Uhr, die Vasen, die Büsten, die Lampen auch noch verhüllt und in Säcke eingebunden, die Fenster hermetisch geschlossen, die Jalousien heruntergelassen, die Vorhänge aufgerollt, die hundert kleinen Nippsachen, welche eine Wohnung erst wohnlich und heimlich machen, „aufgehoben", — und in dieses Zimmer wurde ich dann als Strohwitwer hineingesetzt.

geht so auch und es sieht's ja doch niemand!

Inmitten dieser verhüllten Herrlichkeiten sitze ich nun des Morgens und koche mir meinen Kaffee. Was das für eine schwere Kunst ist, das Kaffeekochen! Ich finde, daß Köchinnen, die im Besitze dieser Kunst sind, eigentlich viel zu schlecht bezahlt werden. Ich habe diese Kunst jedenfalls arg unterschätzt. Das Bitterste bei dieser edlen Beschäftigung ist, daß ich dann den Kaffee, den ich mit heißem Bemühen gekocht habe, auch selber trinken muß. Man gewöhnt

sich schließlich an alles. Ich hätte auch nie gedacht, daß ich mir je einen Knopf würde annähen können, und schließlich ist es doch gegangen, allerdings nachdem erst ein bedenklicher Kunstfehler gut zu machen war. Ich hatte den Rock ganz kunstgerecht auf meine Knie gebettet, als ich die schwierige Operation an ihm vollzog, und dabei passierte mir das Unglück, daß ich zwar nach entsprechender Anstrengung den Knopf allerdings an den Rock annähte, aber leider auch gleich die Hose mit. Ich habe einmal gelesen, daß ein Gelehrter zwanzig Jahre seines Lebens daran wandte, eine außerordentlich genaue Karte der Gestirne zu zeichnen. Und als er fertig war, da war seine Arbeit wertlos, weil inzwischen einer das Verfahren erfunden hatte, solche Karten, die noch viel genauer waren, im Wege der direkten Photographie herzustellen. So ungefähr muß dem Manne zu Mute gewesen sein, wie mir, als ich das große Werk vollendet glaubte und dann einsehen mußte, daß die ganze furchtbare Arbeit umsonst gethan war.

* * *

4. Juli.

Seien wir billig; das Essen ist zu Hause auch nicht immer, wie es sein sollte, und ich weiß eigentlich nicht, warum wir im Gasthause gar so anspruchsvoll sind. Die sittliche Empörung über eine versalzene Suppe ist im Gasthause eine viel tiefere und grimmigere, als zu Hause. Das läßt sich einmal nicht leugnen. Vielleicht hat man zu Hause nicht immer die nötige Courage, vielleicht, wahrscheinlich; — aber eines ist gewiß: das Schafsgesicht von so einem Kellner wirkt entschieden aufreizender, als die erschrockene Miene der Gattin. Das heißt — gar so erschrocken ist die Miene gewöhnlich nicht einmal. In der Regel ist die Miene eine durchaus unschuldige und harmlos lächelnde; denn die Suppe ist gar nicht versalzen, „nicht wahr, Elly (so heißt nämlich meine Tochter), gar nicht versalzen," und ich bilde mir das nur ein.

Ich mag schon nicht besonders gut gelaunt in das Wirtshaus gekommen sein, und als die Kellner da herumlungerten und sich nicht um mich bekümmerten, da schrie ich einen an, er solle mich doch endlich fragen, was ich wünsche.

Oh, hätte ich nie gewünscht! Ein solches Schlangenfutter, das eine entmenschte Wirtshausköchin mir da vorsetzen zu lassen die eherne Stirn hatte, war mir allerdings noch nicht vorgekommen. Die Höhe meiner Entrüstung ward nur noch überboten durch die Höhe der Preise auf der Speisekarte. Der Kellner wird an mich denken! Er war zwar redlich bemüht, in sein dummes Gesicht so viel Unschuld zu legen, als darauf nur immer Platz hatte, aber das rettete ihn nicht. Ich wollte für mein Geld wenigstens etwas haben, und da habe ich mir den Jüngling „zu leihen genommen."

Wenn man Pech hat! Auf so ein schmählich mißratenes Mittagessen glaubte ich mir wenigstens für den Abend eine kleine Entschädigung schuldig zu sein. Also ich sehe mir die Plakate auf den Anschlagssäulen an, ob irgendwo für den Abend etwas los sei. Ich bin nämlich so unschuldig, daß ich auswendig nicht einmal weiß, ob und wo etwas los ist. Natürlich segeln in demselben Momente, wo ich die verwegensten Dinge studiere, zwei Freundinnen meiner Gattin vorbei! Bei der pythagoräischen Verschwiegenheit, welche von jeher Freundinnen von Gattinnen ausgezeichnet hat, kann man nun schwören darauf, daß meine Gattin von der Überzeugung durchdrungen vom Landaufenthalt heimkehren wird, daß ich die sämtlichen Nächte meines Strohwitwertums außer Hause zugebracht habe.

Heute einen Korb Obst expediert. Auch das Obst ist nämlich in Wien billiger als auf dem Lande. Am meisten verdrossen hat mich der Korb selbst, den man doch nicht aufessen kann, den ich aber doch kaufen und bezahlen mußte. Etwas Umständlicheres, als eine Adresse auf so einen Korb zu siegeln, hat es noch nicht gegeben. Natürlich sind die ganz Gescheiten gleich wieder bei der Hand: ich hätte die Adresse aufkleben sollen. Wo nehme ich Unglücksmensch aber einen Kleister her!

* * *

5. Juli.

In meiner Wohnung werden — die Beruhigung habe ich — alle Bacillen getötet. Ich möchte auch den Bacillus kennen, der es in einem so mörderischen Gestank aushalten kann. Ob nun Naphthalin besser ist oder Kampher, ich weiß es nicht, aber daß beides abscheulich ist, das weiß ich zur Genüge. Der Geruchssinn ist der unglück-



„. . . Natürlich segeln in demselben Momente, wo ich die verwegensten Dinge studiere, zwei Freundinnen meiner Gattin vorbei . . .“

lichste Sinn des Menschen; man ist ihm ganz wehrlos ausgeliefert. Wenn ich nicht sehen will, so schließe ich die Augen; wenn ich nichts hören will, stopfe ich mir Watte in die Ohren; wenn ich etwas nicht betasten will, so greife ich es eben nicht an, und ich beiße einfach nicht hinein, wenn ich nicht wissen will, wie so ein von der Wirtshausköchin schmachvoll zu Grunde gerichteter Lungenbraten schmeckt. Was thue ich aber mit meiner Nase, um mich zu retten? Ich kann sie doch nicht auch mit Watte verstopfen!

Es müssen unglaubliche Mengen von Naphthalin und Kampher gewesen sein, die meine Frau zur Anwendung gebracht hat. Zu denken, daß dieser Gestank auch noch von meinem Gelde bezahlt worden ist, und daß gar niemand anders, als nur ich und immer wieder nur ich etwas davon haben soll, das ist in der That, um aus einem Lamm irgend etwas zu machen — ich erinnere mich an die poetische Stelle nicht mehr ganz genau — ich glaube, es war eine Hyäne.



„. . . Dazu mußte ich die Frau Schwiegermutter erst von ihrem Sommersitz in Grinzing abholen . . .“

* * *

8. Juli.

Ich bin kein grundsätzlicher Gegner der Schwiegermütter; im Gegenteil, ich gehöre zu ihren getreuesten Paladinen. So oft ich einen der so furchtbar bequemen Schwiegermütter-Witze in den „Fliegenden Blättern“ lese, möchte ich mit der Faust auf den Tisch schlagen. Ich weiß nicht, wie es bei anderen Völkern zugeht, aber dieser endemische Schwiegermutter-Humor ist eine Schande für die deutsche Nation. Wenn ein Kerl schon gar keinen Witz mehr zusammenbringen kann, über die Schwiegermutter drückt er doch noch einen heraus, und je abgeschmackter und je roher, desto besser, desto mehr wird ihm Beifall gejohlt. Und wenn einer sich berühmt, an einer Erfindung zu arbeiten, die allen Schwiegermüttern auf der Welt alle Knochen im Leibe zerbrechen soll, so hat er damit auch schon einen großartigen Witz gemacht!

Wer ist denn nun die Schwiegermutter? Gewöhnlich eine alte Frau. Und das zartsinnigste Volk der Welt, das deutsche, zählt es zu seinen National-Eigentümlichkeiten, mit rohem Gassenjungengespött hinter alten Frauen, die Mütter und Großmütter sind, herzulaufen. Etwas Gedankenloseres hat es noch nicht gegeben. Der Begriff Mutter ist dem Deutschen heilig, und das Großmütterchen ist mit der Glorie deutscher Poesie gekrönt; nennt man aber diese selbe Mutter und Großmutter mit anderem Namen, wird es Schwiegermutter ausgesprochen, dann werden von der Straße die Kotballen aufgelesen, und es beginnt ein abscheuliches Haberfeldtreiben. Hat das Sinn und Verstand?

Die Ursache für eine solche Verwilderung und Verrohung des Geschmackes ist



„. . . Diese Liebe drückt sich aber in hundert Paketen und Vogelhäuseln aus, die ich alle im Schoß halten muß . . .“

nicht schwer zu entdecken. Die deutschen Lustspieldichter, die ja der gerechte Gott doch einmal nach Gebühr strafen wird, die sind an allem schuld. Wie sie uns mit dem nirgends existierenden, nirgends möglichen Backfisch beglückt haben, so haben sie uns auch mit der haarsträubenden Figur der komischen Alten beschenkt. Da steckt die Wurzel des Übels. Es meint ja gar niemand die eigene Schwiegermutter, gar niemand die ehrwürdige Großmutter seiner Kinder, die als ein guter, zärtlicher, sorgender Geist im Hause waltet, sondern jeder nur die unmögliche Megäre, der er tausendmal im deutschen Lustspiel, im Leben selbst aber niemals begegnet ist.

Man hat eine liebe gute Mutter, eine reizende Frau, eine herzige Tochter — ich erlaube mir in dieser Lage zu sein, — man glaubt Ursache zu haben, glücklich zu sein. Unsinn! Rattengift für alle drei! Die eine ist schon Schwiegermutter, die beiden anderen werden es noch werden. Und so wird im Handumdrehen aus dem Gegenstande reinster Verehrung ein Gegenstand des brutalen Hohnes. Unsinn, du siegst!

Wenn ich nun auch im allgemeinen so über die Schwiegermütter denke, — ich glaube mich doch deutlich genug ausgedrückt zu haben, so möchte ich doch nicht so weit gehen zu behaupten, daß es zu den größten Entzückungen des Daseins gehört, mit einer Schwiegermutter eine Reise zu machen. Schön ist es ja, mein Gott — ja, aber das Wahre, das Eigentliche ist es eigentlich doch nicht.

Die Gattin hatte geschrieben, daß ich die Mama mitbringen solle, wenn ich zu ihr hinaufgefahren käme. Dazu mußte ich die Frau Schwiegermutter erst von ihrem Sommersitz in Grinzing abholen. Zu einer Fahrt nach Grinzing und zurück benutze ich sonst gern einen Fiaker, und ich weiß, daß das die Frau Schwiegermama, sie kann es, Gott sei Dank, thun, am liebsten ebenso hält. Trotzdem wird, wenn ich zu ihr fahre und dann mit ihr in die Stadt zurückkehre, doch immer der Omnibus, dieser schreckliche Marterkasten, der wahre Boneshaker, benützt. Ich thue es, um nicht einen vielsagenden Blick zu riskieren, der fast so viel ist, wie eine Verhängung der Kuratel wegen gerichtlich erhobener Verschwendungssucht; und sie thut es, um mir ein edles und großes Beispiel in der Sparsamkeit zu geben.

Warum ich nun trotz meiner enormen Vorliebe für die Schwiegermutter doch nicht gar so besonders gern mit ihnen reise, das kommt daher, daß die Schwiegermütter unendlich viel mehr Liebe und Sorglichkeit im Herzen tragen, als andere Menschenkinder. Diese Liebe und Sorglichkeit drückt sich aber in hundert Paketen und Vogelhäuseln aus, die ich alle auf dem Arm tragen oder im Schoß halten muß. Und darin bin ich nun komisch; das bereitet mir durchaus nicht jenes ungeheure Vergnügen, das sich die Frau Schwiegermama davon versprochen haben mag. —

* * *

9. Juli.

Also, daß ich weiter erzähle. Ich komme mit der Frau Schwiegermutter bei meinen Leuten an, und die Freude war eine große und allseitige. Meine Frau sah prächtig aus, sie ist nämlich wirklich sehr hübsch, wie ich wohl als beeideter Fachmann zu konstatieren berechtigt bin, und das Töchterlein war in der guten Landluft trefflich weiter gediehen, ein Knöspelein, das eine schöne Blüte verheißt. Es wäre nun alles ganz schön und gut gewesen, wenn sich meine Gattin nicht in den Kopf gesetzt hätte, mich an dem einen Tage, den ich bleiben konnte, mit allen landschaftlichen Merkwürdigkeiten der Umgebung bekannt zu machen. Ihr hatte alles so gut gefallen, und nun sollte ich auch eine Freude haben. Namentlich den Hirschensprung, den mußte ich sehen! Mein Sinn stand gerade nicht danach, es war mir vollkommen gleichgültig, daß da irgendwo irgend ein historischer Hirsch einen historischen Sprung gethan. So was kann ja vorkommen, aber es geht mich nichts an. — Es mußte sein, wir rückten also los.

Den Hirschensprung habe ich nicht gesehen, aber naß sind wir alle geworden, naß bis auf die Knochen; wir hätten uns alle zum Trocknen aufhängen können. Wenn ich mir überschlage, was mich dieser nicht gesehene Hirschensprung kostet; für die Gattin Hut, Kleid und Sonnenschirm, für Elly Hut, Kleid und Blouse, für mich — genug, eine Wut kommt über mich und wehe ihm, wenn ich den erwische, der den Hirschensprung erfunden hat!



„. . . aber naß sind wir alle geworden, naß bis auf die Knochen . . .“

Daß die Frau Schwiegermutter auch naß geworden ist, und zwar am allermeisten von uns allen, das ist zwar auch recht schmerzlich, aber mich persönlich berührt es doch weniger. Sie hat ja selbst mit zugeredet zu dem Hirschensprung, und dann wird sie naß auf ihre Gefahr und ihre Unkosten, und wie bereits erwähnt, sie hat es, Gott sei Dank, und sie kann sich dieses Vergnügen auch öfter gönnen.

Man kann sich denken, daß ich nicht in der besten Laune nach Wien zurückgekehrt bin. Zu meiner gänzlichen Aufheiterung wird jetzt

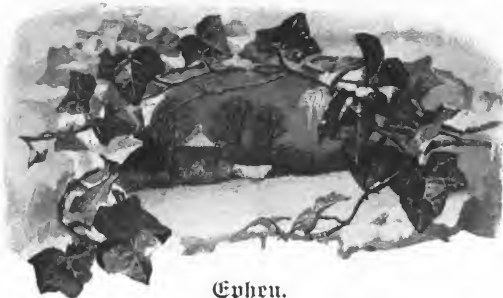


„. . . Für ein bloßes Reinlichkeitsbedürfnis ist das entschieden zu viel und zu stark . . .“

auf Befehl der Gattin wieder einmal reingemacht in der Wohnung. Ich soll möglichst viel dabei sein, damit doch Wer in der Wohnung sei. Der ‚Wer‘ muß nämlich immer ich sein. Ich bin also möglichst viel dabei. Ach, du meine Güte, ist das ein Vergnügen! Das Stubenmädchen, das unter meine Eskorte gestellt worden war, schlägt wie besessen auf die Möbelstücke los.

Im Prater steht die Figur eines großen Affen mit einem gutbelederten Gesicht. Dem darf jeder um den Preis von zwei Kreuzern eine Ohrfeige geben, so stark er nur will und kann. Ein Uhrwerk zeigt dann die Wucht der ausgeteilten Ohrfeige an. Ein Vergnügen kann ich mir bei dieser Unterhaltung nur denken, wenn einer Phantasie genug hat, sich an Stelle jenes ausgepolsterten Affen einen unausgepolsterten Menschen vorzustellen, dem man con amore die Hand ins Gesicht legen möchte. Ich will nicht behaupten, daß ich mich so an unserem Stubenmädchen rächen möchte, ich habe sie aber stark im Verdachte, daß **sie** den wilden Rachegefühlen eines beleidigten Herzens auf diese Weise Luft macht — daß sie den Seidenüberzug meines Fauteuils für eine blaue Militärhose hält, in der aber jemand drinsteckt, — sonst könnte sie unmöglich gar so unmenschlich zuschlagen. Für ein bloßes Reinlichkeitsbedürfnis ist das entschieden zu viel und zu stark.

Und dabei soll ich auch noch ein Tagebuch schreiben?! Nein, das ist kein Geschäft für mich; dieses Geschäft wird aufgegeben. Schluß!



Epheu.

(Abdruck verboten.)

Sieh', wie der Sturmwind jagt die Wolkenfrau'n,
Wie der Verfolgten Zähren niedertau'n.

Nun liegt der Garten öd', in feuchtem Leid;
Doch einen Trost gebar die trübe Zeit.

Dort, wo der Baum entlaubt im Winde schwankt,
Sieh', wie der Epheu um die Wurzeln rankt.

Kaum hat dein Blick im Sommer ihn entdeckt;
Von Laub und Blumen war er ganz versteckt.

Als Blüt' und Laub im Sturme niedersank,
Ward frei des Epheus üppiges Gerank'.

Der Regen kam und ließ vergeh'n das Laub;
Vom Epheu wusch er nur des Sommers Staub.

Und sieh', er schwillt in immergrünem Flor
Und rankt sich Blatt um Blatt am Stamm empor.

O nimm von seinem Laub ein zart Gewind',
Daß es um deiner Liebsten Bild sich spinnt!

Ein volles, dunkelgrünes Blatt brich ab
Und leg' es nieder auf der Mutter Grab.

Vor deinem Werktisch pflanz' ein Epheureis,
Und wenn die Arbeit dir versagt den Preis,

Wenn dir im Tiefsten bangt, vernimm sein Wort:
Was gläubig ausharrt, grünt im Winter fort!

Ernst Lenbach.





Auf der Wanderung. Nach



[...]em Gemälde von H. Hartwich.



Venetianische Gläser. Von Salviati.
(Aus der Niederlage von C. Harsch & Co. und der Sammlung des Kgl. Kunstgewerbemuseums, beide zu Berlin.)

Venetianisches Glas.

Von Hasso Harden.

Wer nach Venedig kommt, lenkt, sobald er der Gondel entstiegen ist und im Gasthaus einen sicheren Port gefunden hat, seine Schritte unzweifelhaft zuerst nach dem Markusplatz, und von tausend Fremden, welche dort ihren Taschenchronometer nach dem Weiser des alten Uhrturms stellen, besuchen 999 die großartigen Verkaufsräumlichkeiten von Salviati, sei es nur, um die wunderbaren Erzeugnisse der venetianischen Glasindustrie und der musivischen Kunst kennen zu lernen, sei es, um irgend eines der entzückenden Gläser, der duftigen Zierschalen, der Spiegel oder Kronen als Andenken an die Lagunenstadt zu erstehen.

Leider läßt sich die Mehrzahl damit begnügen. Venedig bietet mit seinem eigenartigen Gesamteindruck, seinen Palästen, Kirchen und Kunstsammlungen so viel des Fesselnden, daß die meist nach des unvermeidlichen Bädeker Vorschrift als genügend angesehene Frist von vier Tagen wie im Fluge verstreicht, und der abgehetzte Durchschnittstourist am Schluß der halben Woche noch weniger denn vorher einen romanischen von einem Renaissancebau oder einen Bellini von einem Tizian unterscheiden kann. Für ein eingehenderes Studium bleibt an sich fast nie Zeit, von einer Beschäftigung mit der venezianischen, im frischen Aufblühen begriffenen, originellen Industrie kann gar nicht die Rede sein. Die Zahl derer, welche die Glasfabriken in Murano besuchen oder die Räume der Salviatischen Mosaikfabrik am Canale Grande durchwandern, ist sicher sehr gering. Es erscheint das wirklich recht bedauerlich, denn es handelt sich hier um Kunstgewerbe, die auf der ganzen Welt eigentlich nicht ihresgleichen haben, und die doppelt interessant dadurch sind, daß sie nach gänzlichem Erlöschen durch das Verständnis und die Umsicht eines Mannes erst in neuerer Zeit wieder zur Entfaltung gebracht wurden.

Der Ursprung der venetianischen Glasindustrie liegt sehr weit zurück. Wenn ich recht unterrichtet bin, so befanden sich die Glashütten bis in das XIII. Jahrhundert hauptsächlich in Venedig selbst, wanderten jedoch gegen Ende jenes Jahrhunderts, als man den Fabrikanten wegen der mit dem Betrieb verbundenen Feuersgefahr Schwierigkeiten machte, mehr und mehr nach der nahen Insel Murano aus, die heute der fast ausschließliche Sitz der ganzen Industrie ist. Unzweifelhaft kam das vorzügliche Rohmaterial, welches sich im Sande des Seebettes an der Küste von Murano findet — ein unvergleichlicher Quarzsand — der Entwickelung der Glashütten sehr zu gute, die sich schon frühzeitig nicht nur durch ihre leichte, geschmackvolle Formengebung, sondern auch durch den Schmelz ihrer gefärbten Gläser auszeichneten: sie traten die Erbschaft von Byzanz an, gestalteten dieselben aber vielseitig und selbständig aus. Die

Phioleri de Muran waren weithin angesehene Leute, welche in einer scharf gegliederten Zunft lebten und arbeiteten; sie galten als Künstler, die den Patriziern von Venedig gleichstanden und den casa di coltelli, die Scheide mit zwei Schwertern, tragen durften; die Ämter der Republik standen ihnen offen, und ihre Töchter heirateten oft genug in die stolzesten venetianischen Familien. Spiegel und Fensterglas, köstliche geblasene Trinkgefäße, künstliche Perlen und Edelsteine, Glaspasten aller Art, wie sie die musivische Kunst bedurfte, wurden in Murano gefertigt, dessen Ruhm im XVI. und zu Anfang des XVII. Jahrhunderts seinen Gipfelpunkt erreichte. Acht Millionen Dukaten Jahreseinkommen bezog damals die Republik aus der kleinen Insel, deren Erzeugnisse in alle Welt gingen.

Allmählich sank die muranesische Industrie indessen von ihrer Höhe herab, und die Ebbe erfolgte schneller, als die Flut. Trotz aller Verbote verpflanzten einzelne Arbeiter einige Zweige der Glasbläserei in das Ausland, zumal nach Böhmen; der allgemeine Niedergang des Kunstgeschmacks machte die Glashütten weniger einträglich, die sich steigernde Vorliebe für das schwerere Kristall schränkte den Absatz noch mehr ein. Schließlich ging den muranesischen Glasbläsern die Kenntnis des Verfahrens ihrer Voreltern verloren, sie sanken von Künstlern zu plumpen Handwerkern herab, und es ist bezeichnend, daß man um die Mitte unsers Jahrhunderts in Venedig und Murano vergeblich nach passenden Glasemaillen suchte, als es sich darum handelte, die schadhaft gewordenen Mosaiken in der Markuskirche wieder auszubessern. Wenn man von der immer noch schwunghaften Fabrikation künstlicher Perlen absah, so konnte man die venezianische Glasindustrie in ihrer Eigenart füglich für erloschen ansehen.

Da war es einem Manne, der ursprünglich der Glasmacherei völlig fremd gegenüberstand, beschieden, die versunkene und vergessene Kunst zu neuem Leben zu entwickeln. Dr. Salviati, seinem Beruf nach Advokat in Venedig, widmete sich zunächst in seinen Mußestunden dem Studium der alten Meisterwerke und begann von 1859 an in Verbindung mit dem Muranesen Lorenzo Radi praktische Versuche zur Herstellung der verloren gegangenen gefärbten Glasflüsse anzustellen, wie sie für Mosaiken erforderlich sind. Nach manchem Fehlschlag gelang ihm nicht nur, die Glasemaillen in allen denkbaren Farben herzustellen, sondern er vervollkommnete auch das alte Verfahren der musivischen Kunst wesentlich und ging dann zur Wiederbelebung der Glasbläserei im engeren Sinne über: es war keine leichte Aufgabe, die muranesischen Glasbläser für seine Ideen zu gewinnen und sie die plumpen und ungeschickten Erzeugnisse vergessen zu machen, an welche ihre Hände im Lauf des letzten Jahrhunderts sich gewöhnt hatten, die zierlichen Formen wiedereinzuführen, welche sich damals nur noch in einzelnen Sammlungen vorfanden, die Fülle der Farbengebung und den Gestaltenreichtum wiederzufinden, der einst Venedigs Glasindustrie ausgezeichnet hatte. Aber auch dieses zweite Ziel wurde nach vieljähriger, unermüdlicher Arbeit erreicht, und schon 1862 sahen Kunstkenner auf der Londoner Weltausstellung mit Staunen die eigenartigen, oft bizarr geformten Kelche und Gläser, die originellen, aus buntem Blattwerk zusammengesetzten Spiegelumrahmungen, welche man bis dahin nur als selten käufliche Prunkstücke großer Kunstsammlungen zu bewundern gewohnt war.

Um das Verdienst Salviatis recht zu würdigen, müssen wir also daran festhalten, daß er nach zwei allerdings verwandten Richtungen hin schöpferisch vorging: er belebte einmal die Kunst Glasmosaiken herzustellen neu, und er fand (es war in der That fast eine neue Erfindung oder noch richtiger eine Summe von Erfindungen) die verloren gegangenen Verfahrungsarten der muranesischen Glasbläser wieder. Ernste antiquarische Forschung mit rastlosen, vor keinem Mißerfolg zurückschreckenden Versuchen gepaart, dann weiterhin die unermüdliche Bildung der Arbeiter durch besondere Zeichenschulen und Ateliers für Modelleure, wie durch praktische Übung gehörten dazu, um diese schönen Erfolge zu erreichen. —

Durch ein Gewirr schmaler, winklicher Gassen, führte mich der mir aus den Verkaufsräumen von Salviati mitgegebene Begleiter bis zum Canale Grande; auf schwanker Gondel überquerten wir die Hauptverkehrsader Venedigs, um zu der in den oberen Stockwerken des Palazzo Bernardo untergebrachten Mosaikfabrik zu gelangen. Vor meinen guten Empfehlungen an den



Zigeunerin. Glasmosaik von Salviati in Venedig.



Venetianisches Glas von Salviati. 40 cm hoch.
(Aus der Niederlage von C. Harsch & Co. zu Berlin.)

jüngeren Herrn Salviati, den Sohn und Nachfolger des verstorbenen Meisters, öffneten sich die Pforten der Ateliers und Werkstätten, die sich dort in langer Flucht aneinanderreihen, und ich vermochte im Lauf einiger Stunden einen ziemlich gründlichen Einblick in die hochinteressante Industrie zu gewinnen.

Es ist wohl kaum notwendig noch einmal besonders zu betonen, daß es sich bei den Salviatischen Arbeiten lediglich um Glasmosaik handelt, wohl zu unterscheiden von der antiken Steinmosaik; während bei dieser das wiederzugebende Bild aus kleinen Marmorstücken zusammengesetzt wird, sind die letzteren hier durch in der Masse gefärbte und somit unveränderliche Glaswürfelchen ersetzt. Die Fabrikation dieser Emaillen geschieht in Murano; die Farbengebung wird im allgemeinen durch Zusatz von Metalloxyden bewirkt, und nur metallglänzende Gläser und Gold- und Silberemaillen werden auf abweichende Weise erzeugt. Bei ihnen legt Salviati auf die entweder undurchsichtige oder in irgend einem Ton gefärbte Grundmasse ein dünnes Metallhäutchen auf, vereinigt dasselbe mit jener durch einen Schmelzprozeß und bedeckt das Ganze wieder durch eine zweite Glasschicht, welche beliebig gefärbt werden kann, um verschiedene Abtönungen des Metalls hervorzurufen. Nur durch dieses Verfahren gelang es Salviati und Lorenzo Radi, die Emaillen vor der zerstörenden Einwirkung der Atmosphäre zu schützen und ihnen jene Unverwüstlichkeit zu geben, welche die Glasmosaik zu der vielleicht beständigsten aller bildnerischen Künste macht.

Die Emaillen kommen in Gestalt dünner Platten in die Fabrik und werden hier zunächst zu kleinen viereckigen Würfeln zerschnitten. In mehreren großen Räumen, auf mächtigen Regalen in handliche Kistchen geordnet, stehen diese Würfel in vielen Tausenden von Farbentönen und Nüancen zum Gebrauch der Artisten bereit. Man hat mir gesagt, und ich glaube es gern, daß die muranesischen Glashütten über 5000 verschiedene Farben, jede einzelne Farbe in 12 bis 15 Nüancen vertreten, liefern. Nur durch diesen ungeheuren Reichtum der Tönungen läßt sich die malerische, ungezwungene Gesamtwirkung der Mosaiken erklären.

An die Vorratsräume schließen sich die eigentlichen Ateliers an, die lichtdurchfluteten Zeichensäle, die geräumigen Werkstätten für die Zusammenstellung der Mosaiken selbst. Auch hier offenbart sich wieder Salviatis schöpferisches Vermögen, das sich nicht damit begnügte, eine alte Kunst neu zu beleben, sondern sie selbständig fortzuentwickeln wußte. Während jede Mosaik nämlich ehedem an Ort und Stelle ausgeführt wurde, so daß der Künstler die einzelnen Steinchen oder Würfelchen auf dem Platz, an der Wandfläche, welche geschmückt werden sollte, auf der zementartigen Unterlage aneinander fügte, können nach dem Salviatischen Verfahren die Mosaiken in der Fabrik fertig gestellt werden. Treffend bezeichnete er selbst seine eigenartige Methode als die der „Umkehrung“ (alla rovescia).

Sie ist von überraschender Einfachheit. Auf der Wand des Arbeitsraumes ist das wiederzugebende, farbige Bild in natürlicher Größe ausgespannt; es stellt gleichsam die Generalvorlage dar. Dasselbe Bild in gleicher Größe, aber umgekehrt, gewissermaßen als Spiegelbild auf Papier behandelt, ist in kleine Teile zerschnitten den Arbeitern zugeteilt, deren jeder auf seinem Werktisch also ein Bruchstück — dieser etwa eine Hand, jener ein Stück des Ge-

sichts, der dritte ein Teil Gewandung — vor sich hat. Jeder einzelne Teil ist sorgsam numeriert.

Der Arbeiter wählt nun aus dem reichen Vorrate solche Glaswürfel aus, deren Farbe seiner Vorlage genau entspricht, und befestigt sie mit Klebstoff auf dem Papier, wobei er auf kleinen bereitstehenden Schleifmaschinen die Glaspasten, wenn erforderlich, zurechtschleift, so daß sie scharf aneinander passen. Sind die Einzelteile vollendet, so werden sie auf die Generalvorlage aufgeklebt; diese kann dann wieder in Stücke zerschnitten, in Kisten gepackt und in alle Welt versendet werden. An Ort und Stelle wird die Mosaikschicht in den frischen Zementbelag eingedrückt; ist sie angetrocknet, so löst man das Papier ab, und das Mosaikbild enthüllt sich in seiner ganzen Schönheit.

Aus der langen Reihe der größeren Kunstwerke, welche aus den Salviatischen Werkstätten hervorgingen, seien hier nur die Ausschmückungen der St. Pauls Kathedrale und der Westminsterabtei in London, der Siegessäule zu Berlin, der Kuppel des Aachener Münsters genannt, Werke von unvergleichlicher Schönheit und Frische, von wahrhaft monumentaler Wirkung, die sich den besten mittelalterlichen Arbeiten vollwertig zur Seite stellen, ja dieselben an Ebenmäßigkeit und Ungezwungenheit vielleicht übertreffen. —



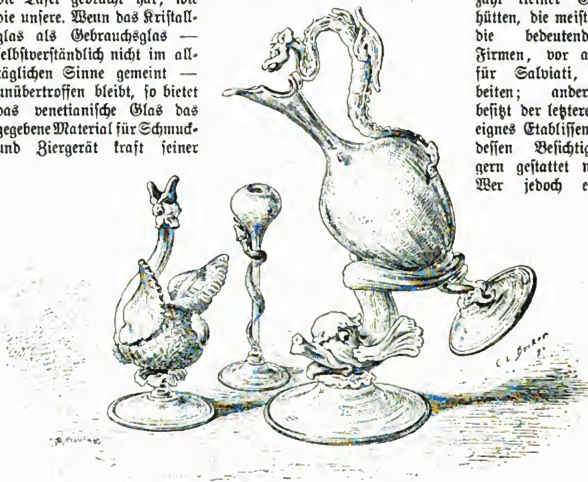
Venetianisches Glas von Salviati. 27 cm hoch. (Aus der Niederlage von C. Harsch & Co. zu Berlin.)

Auf ein ganz anderes Gebiet führt uns die Betrachtung des zweiten Hauptzweiges des Salviatischen Betriebes. Es kann dem äußeren Anschein nach kaum etwas Verschiedeneres geben, als die wuchtigen der Zeit und dem Wetter trotzenden Mosaiken und die leichten, zierlichen Erzeugnisse der venetianischen Glasblasekunst. Man ist fast geneigt ganz zu vergessen, daß beide denn doch auf dasselbe Grundmaterial zurückzuführen sind, daß beide dem Hafen des Glasofens ihre Entstehung verdanken. Nicht unzutreffend kann man diese beiden Verwendungsarten wohl überhaupt als die Grenzgebiete der so überaus vielgestaltigen Glasfabrikation bezeichnen.

Die venetianische Glasindustrie im engeren Sinne steht in ihren Erzeugnissen aber auch den böhmischen und deutschen, den englischen, belgischen und französischen Gläsern schroff gegenüber. Während diese mehr oder minder den Kristall imitieren und ihre Schönheit in Durchsichtigkeit und Brechungsvermögen, in Klarheit und Glanz suchen, während ihr Reiz sich am naturgemäßesten durch den Schliff erhöhen läßt, strebt die venetianische Industrie danach, andere Eigenschaften des Glases auszunutzen: für sie kommt in erster Linie dessen Leichtigkeit, Bildsamkeit und die Möglichkeit, die Glasflüsse fast beliebig färben zu können, in Betracht. Salviati selbst geht freilich entschieden zu weit und urteilt einseitig, wenn er sagt: „es hieß die Natur verkehren, indem man aus dem Glase einen Pseudokristall machte; man raubte ihm die höchsten seiner Reize, indem man die Masse schwer und kalt gestaltete, um ihr Durchsichtigkeit und Glanz zu verleihen!“ Beide Richtungen haben vielmehr ihre volle Berechtigung nebeneinander. Ich kann mich nicht nachdrücklich genug dagegen verwahren, das venetianische Glas, welches seiner ganzen Art nach dem antiken, musivischen Glas verwandt ist, etwa über das Kristallglas zu stellen. Noch vor zwei Jahrzehnten zeigte das letztere allerdings fast nur plumpe,

bisweilen widersinnige Formen und sah in der Politur sein einziges Kunstelement; heute ist das anders geworden, die Formen der Karaffen, der Trinkgläser und aller sonstigen Geräte haben sich an Mustern der antiken Kunst und der Renaissance veredelt, die Ornamente, der figürliche Schmuck ist reicher und mannigfaltiger geworden. Es ist wirklich kaum zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß noch keine Zeit gleich schöne und edle Trinkgefäße auf die Tafel gebracht hat, wie die unsere. Wenn das Kristallglas als Gebrauchsglas — selbstverständlich nicht im alltäglichen Sinne gemeint — unübertroffen bleibt, so bietet das venetianische Glas das gegebene Material für Schmuck- und Ziergerät kraft seiner Gabe, durch Form und Farbe auf die Phantasie zu wirken. Selbstverständlich schließt dies keineswegs aus, daß die Muranesen einzelne treffliche Tafelgläser fertigen, ebenso wie wir aus dem Kristallglas auch die herrlichsten Prunkschalen und Ziergeräte entstehen sehen. —

Die Insel Murano ist mit der Barke in einer knappen halben Stunde von Venedig aus zu erreichen. Der Weg führt von der Piazetta unter der Seufzerbrücke hindurch, an den Kirchen S. Maria Formosa und



Venetianische Gläser von Salviati.
19 cm 16 cm 33 cm hoch.
(Aus der Niederlage von C. Harsch & Co. zu Berlin.)

S. Giovanni e Paolo vorbei und streift dann die Gräberinsel, den großen venezianischen Friedhof. Murano selbst macht den Eindruck starken Verfalls; die Zeit, seit welcher die wiederaufblühende Industrie neues Leben in das kleine Städtchen gebracht hat, ist noch zu kurz gewesen, um die Wirkungen der mehr denn ein Jahrhundert währenden, gewerblichen Ebbe zu heben.

Es gibt auf der Insel eine ganze Anzahl kleiner Glashütten, die meist für die bedeutenderen Firmen, vor allem für Salviati, arbeiten; anderseits besitzt der letztere ein eignes Etablissement, dessen Besichtigung gern gestattet wird. Wer jedoch einen fabrikmäßigen Betrieb im großen Maßstab erwartet, dürfte gründlich enttäuscht werden. Ein verhältnismäßig kleiner Werkstättenraum mit einem einzigen Schmelzofen in der Mitte; ein halbes Dutzend Arbeiter oder vielmehr Künstler, wie sie genannt sein wollen und auch genannt zu werden verdienen: das ist alles.

In diesem kleinen Rahmen aber sehen wir mit der ganzen Frische unmittelbarer Anschauung vor unseren Augen jene wunderbaren, überaus zarten und dünnwandigen,

phantastisch gestalteten Prunkgefäße entstehen, die Gebilden aus der Märchenwelt gleichen: die hohen Kelche, um welche sich schillernde Drachengestalten als Griff und Henkel legen, die buntschimmernden blumenumrankten Schalen, die zierlich gewundenen, im Goldglanz strahlenden Flügelgläser, die herrlichen Lüstres, die Spiegel mit den Rahmen von bunten Glasblumen und ewig wechselndem Blattwerk! Alle die alten, einst vom Schleier des Geheimnisses umwobenen muranesischen Künste gelangen hier wieder zur Verwendung: da wird das „resticello" hergestellt, das zarteste Spitzenmuster wiedergibt, das „Aventurin" mit seinem Goldglanz entsteht aufs neue, das gestreifte „ritorto" oder das wie aus Fäden gewundene „festoncino" formt sich aus der weichen, glühenden Masse.

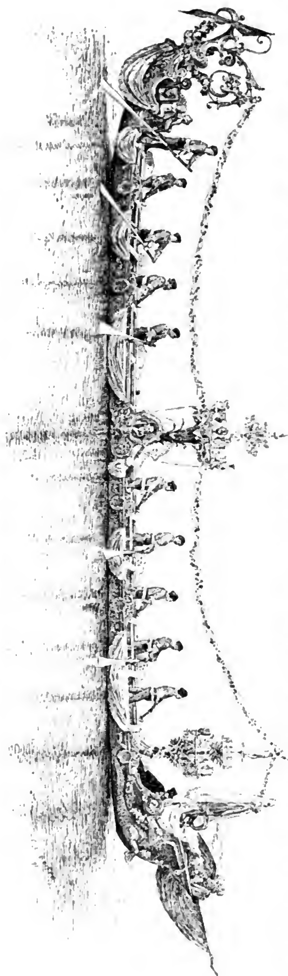
Der Schmelzofen enthält meist mehrere Tiegel mit verschiedenfarbigem Glase, aus denen der Künstler nach Bedarf entnimmt, sei es, daß er verschiedene Tönungen unmittelbar in seinem Werke vereinigen, sei es, daß er das weiße Glas farbig „überfangen" will. Die Werkzeuge, welche von den Künstlern gebraucht werden, sind wenig an der Zahl und von überraschender Einfachheit. Die bekannte Glasbläserpfeife, eine große Schere, ähnlich den gewöhnlichen Schneiderscheren, eine Kneipzange, einige Meßinstrumente und ein ziemlich langer, etwa fingerdicker Eisenstab, das sind die Werkzeuge, welche den geschickten Händen für die Herstellung selbst der kompliziertesten und prächtigsten Stücke genügen.

Sehen wir uns nun einmal die Anfertigung etwa eines größeren Prunkgefäßes an.

Das Ende der Blasepfeife wird in einen der Tiegel mit geschmolzenem Glase getaucht, von welch' letzterem ein Teil am Ende des Stabes haften bleibt. Wesentlich ist es dabei, daß die Menge des anzuklebenden Glases der Größe des darzustellenden Gegenstandes entspricht; ist sie zu gering, so wird das Stück selbst später zu klein, ist sie zu groß, so wird dasselbe die angemessene Größe überschreiten. Diese Masse flüssigen Glases wird nun auf der Marbelplatte (einer einfachen Tischplatte) leicht gerollt, dann von dem Arbeiter schwach aufgeblasen und in dem Schmelzofen wieder erhitzt. Dies Verfahren wiederholt sich jedesmal, wenn der Gegenstand eine bestimmtere Form angenommen hat, bis nach wiederholtem Erhitzen und Blasen der Hauptteil des Ganzen, der Rumpf, fertig ist. Jetzt schreitet der Künstler zur Bildung des Fußes, der inzwischen von einem zweiten Arbeiter im Groben bereits erblasen wurde. Beide Teile werden, solange sie noch im weichen Zustand sind, aneinandergeklebt, das ganze Stück wandert darauf wieder in den Schmelzofen und wird hier heiß erhalten, aber fortwährend gedreht, damit es seine Gestalt nicht verliert.

Es ist nur die Grundform, das außerordentlich dünnwandige Glas selbst, welches bis jetzt fertig gestellt wurde. Nun schreitet der Maestro, der erste Künstler, zur Anfertigung des phantastischen Beiwerks. Er nimmt mit dem Blasrohr wieder einen kleineren Teil gleich- oder andersfarbiger Glasmasse aus dem Ofen, dreht und windet denselben einige Male, kerbt ihn mit der Zange ein, stutzt ihn mit der Schere zurecht, und ehe man es sich versieht, ist der langgezogene Körper eines kleinen Drachens oder eines Greifs vollendet. Schon hat währenddessen ein zweiter Arbeiter in ähnlicher Weise das Flügelpaar des graziös sich windenden Ungeheuers fertig gestellt, ein kurzer Griff, und die beiden Schwingen haften auf dessen Rücken fest. Der Glaskörper wird wieder aus dem Ofen gezogen, der noch biegsame Drachen um den Kelch gelegt; zwei Tropfen Rubinglas deuten seine Augen an, mit einigen Griffen der Zange erhält der pendelnde Schweif noch eine besonders kühne Wendung, und das Kunstwerk kann in den Kühlofen gestellt werden, den es nach etwa 24 Stunden verläßt.

So einfach das Verfahren der Beschreibung nach vielleicht erscheint, so kompliziert ist es in Wirklichkeit. Die Arbeit muß mit großer Schnelligkeit vor sich gehen, damit das Glas stets seine Geschmeidigkeit, den halbflüssigen Zustand behält, der für jedes Anheften eines neuen Schmuckteils notwendig ist. Oft wandert es dreißig bis vierzig Male hintereinander in den Schmelzofen zurück und wird ebenso oft wieder hinausgenommen, bis alle Einzelheiten vollendet sind, und vier Arbeiter sind an einem einzelnen Gegenstand häufig mehrere Stunden beschäftigt. Es handelt sich, wie wir sehen, nicht um einen fabrikmäßigen



La Bissona, 25 Meter lang, Barke Salviatis in der Regatta des Geographischen Kongresses zu Venedig, abgehalten am 18. September 1881.

Betrieb nach der Schablone, sondern um die Herstellung wirklicher kleiner Kunstwerke. Der muranesische Glasbläser verfährt, auch wenn er nach Vorlagen arbeitet, nie mechanisch, er ist mit echt künstlerischem Empfindungsvermögen begabt, und fast jedes seiner Erzeugnisse kann eine gesonderte Würdigung beanspruchen.

Das oben geschilderte Verfahren erfährt nun aber, sobald es sich um reicher geschmückte Stücke handelt, noch wesentliche Abwandlungen. Ganz besonders ist dies der Fall, wenn anstatt des eintönigen Glasflusses die eigenartigen Farbenmischungen in einem Glase zur Anwendung kommen sollen, die unter den Namen reticello, ritorto, filagree &c. bekannt sind. Dann bereitet der Künstler sich die Masse aus schmalen, langen, farbigen Streifen vor, überfängt sie mit klarem Glase, läßt sie im Ofen aneinanderschmelzen, formt aus ihnen einen Cylinder und verfährt schließlich, wie vorhin beschrieben. Besonders kompliziert und langwierig ist die Herstellung des millefiori, bei welchem die Nachahmung des antiken musivischen Glases, des Zusammenschmelzens bunter Glaspasten, noch schärfer hervortritt. Hier findet, kann man wohl sagen, die Kunst der Glasmosaik wieder einen Berührungspunkt mit der Kunstfertigkeit des Glasbläsers.

Es ist eine Freude, die Muranesen an Glasöfen zu sehen. Stundenlang habe ich ihnen zugeschaut und immer aufs neue ihre Geschicklichkeit, die Leichtigkeit, mit welcher sie arbeiten und die so ganz dem Charakter ihrer Erzeugnisse entspricht, bewundert. Die einzelnen Künstler, oft durch Familienbande eng verbunden, arbeiten in vollkommener Harmonie; immer ist der eine bereit, dem Nachbar zu helfen, jeder kennt genau die besonderen Fähigkeiten des anderen und läßt ihm, sobald diese in Frage kommen, ohne weiteres den Vortritt. Handelt es sich um einen Gegenstand von außergewöhnlicher Größe, so fällt er dem Manne zu, der die stärksten Lungen besitzt; sollen besonders zierliche, zarte Formen gestaltet werden, Delphine, Greifen, Schmetterlinge, so springt der Künstler ein, welcher die schnellste und leichteste Hand hat; wird das schwierig herzustellende goldschimmernde Aventurin verlangt, so zieht man einen der wenigen Meister hinzu, die mit dem eigen-



Abgeblitzt. Nach dem Gemälde von Emanuel Spitzer.

artigen Verfahren völlig vertraut sind. Dabei beseelt die Leute augenscheinlich ein brennender Ehrgeiz: mit sichtbarem Vergnügen folgen sie dem Fortschreiten jedes Gegenstandes, und wenn ein besonders kunstvolles Stück einem von ihnen so recht trefflich gelang, wenn eine neue Farbenzusammenstellung, ein reizvoller Kelch aus dem Ofen kommt, dann jubeln sie vom jüngsten Knaben bis zum ältesten Manne. Ich habe die Empfindung aus Murano hinweggenommen und es ist mir überall bestätigt worden, daß die Muranesen bei ihrer anstrengenden Thätigkeit so glücklich sind, wie wenig andere Arbeiter. Die Kunst verschönert ihr Leben.

Leider lastet dennoch auf dem fröhlichen Volk ein bitteres Schicksal. Es ist eine Thatsache, daß sich nach einigen Jahrzehnten das Augenlicht der muranesischen Glasbläser fast stets in beängstigender Weise verschlechtert, im Alter von 50 Jahren sind einzelne der Blindheit nahe. Die starke Hitze, vor allem aber der übermäßige Glanz der offenen Schmelzöfen verursacht dieses Leiden, dem zu begegnen nicht gelang. Zum Glück haben sie, wenn das schwere Los sie trifft, wenigstens keinen Mangel zu befürchten, denn ihr Arbeitslohn ist hoch, und sie legen bei ihrer einfachen Lebensweise meist beträchtliche Summen für das Alter zurück.



Springbrunnen aus Glas von Salviati.

Die venetianische Glasindustrie nach auswärts zu verpflanzen, die Eigenart ihrer Erzeugnisse nachzuahmen, ist vielfach versucht worden, aber nirgendwo gelang das letztere völlig: die Leichtigkeit und Anmut der Gläser, die gefällige Form und Farbengebung der Muranesen ist ihr Eigentum geblieben, obwohl ihre Technik an sich längst von dem Schleier des Geheimnisses entkleidet wurde. Ich fürchte nur, selbst die größeren venetianischen Firmen begnügen sich allzusehr mit dem Ruhm, den ihnen die Meisterschaft Dr. Salviatis erwarb; der frische Drang des Vorwärtsstrebens, der in diesem seltenen Manne lebte, erstirbt, und die muranesischen Künstler werden, da ihnen die Anregung von außen fehlt, mit der Zeit einseitig werden. Es will mir scheinen, als ob diese Gefahr schon heute bezüglich der Spiegelrahmen und auch der Lüstres besonders scharf hervortritt — die Zier- und Prunkgläser freilich zeigen noch ganz die alte bewundernswerte Frische und Schönheit.

Herbstreise.

(Abdruck verboten.)

So will ich denn noch einmal fahren
Den Rhein hinab zur grauen Stadt;
Die Heimat grüß ich, wo vor Jahren
Mein Herz geliebt, geblutet hat.

Rauch hüllt die Dächer, in den Scheiben
Spätsommersonne sinkend loht,
Mit süßem Laut die Schwalben treiben
Im schrägen Flug durchs Abendrot.

Es steigt des Domes Schattenmasse
Mit Blumenzier und Turmesknauf
Weltflüchtend aus dem Lärm der Gasse,
Verleuchtend flammt der Tag darauf.

Von Liebchens Haus im Abendschimmer
Das rote Weinlaub fliegt und nickt,
Allein der Sonne Glutgeflimmer
In fremde Frauenaugen blickt.

Auch keine Freunde gilt's zu finden,
Sie schlafen längst, wie's Gott gewollt;
Auf ihren Grabstein schütten Linden
Der braunen Blätter Raschelgold.

Und fremde Kinder jubeln, lachen,
Ein neues wachsendes Geschlecht,
Nicht hab ich Träumer unter Wachen
Und Lebensfrohen Heimatsrecht.

Studenten zechen in den Lauben
In hellen Haufen, buntgereiht.
Schon rötet früher Frost die Trauben,
Bald naht die große Wanderzeit.

Im Süden lenkt im Heimwehtriebe
Ein Kranichheer den Flug gemach;
Auch du, mein Herz, ziehst deiner Liebe
Und deinem ew'gen Lenze nach.

Prinz Emil von Schoenaich Carolath.



Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Im Maiheft des vorigen Jahrganges habe ich eines Bandes von dem Sohne Joseph Viktor von Scheffels herausgegebener nachgelassener Gedichte mit ziemlicher Zurückhaltung gedacht. Das Durchstöbern einer litterarischen Hinterlassenschaft, welche der Autor nicht selbst für die Veröffentlichung bestimmt hat, fördert selten viel Wertvolles zu Tage, und daß der Öffentlichkeit die erste dem Verfasser selbst nicht druckreif erschienene Fassung eines Gedichtes, ein paar Gelegenheitsverse, die er sich abgequält hat, oder eine Strophe, mit der er dem Empfänger ein Privatvergnügen machen wollte, bekannt werden, scheint mir gleichgültig. Anders kann ich mich zu dem Bande „Episteln" von J. V. von Scheffel stellen, der mit einem Porträt, welches den Dichter in den ersten Mannesjahren darstellt, geschmückt, im Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart erschien. Keine Charakterstudie könnte die Gestalt des jungen Scheffel leibhafter wiedererstehen lassen, als es diese an seine Eltern, seine Schwester und den Heidelberger Verein der „Engeren" gerichteten Episteln thun, — die ersteren aus seiner kurzen Rechtspraktikantenzeit in Säkkingen stammend, die anderen Reisebriefe aus Italien und Tirol. Daß besonders in den ersteren sich zahlreich skizzenhafte Umrisse finden, die zu lebendigen Bildern ausgestaltet später im „Trompeter von Säkkingen" Verwendung gefunden haben, mag den Reiz der Lektüre erhöhen; er beruht indessen keineswegs auf solchen litteraturgeschichtlichen Anregungen, sondern ist ein vollkommen unmittelbarer, aus der Frische der Darstellungsweise entspringender. Selbst in den Familienbriefen, ursprünglich nur zu dem Zweck geschrieben, lieben Angehörigen über das Leben in Säkkingen Nachricht zu geben, kommt der Dichter ganz zum Wort, der unwillkürlich die Menschen charakterisiert, mit denen er amtlich zu thun hat und auf die er gesellschaftlich angewiesen ist, der die kleine Stadt und ihre Umgebung malerisch skizziert, und der dann unbeabsichtigt, aber wie ein echter Briefschreiber soll, selbst mitten darin steht in ganzer Figur, jugendfrisch, voll burschikosen Humors, zum Schwärmen angelegt, einem guten Trunk nicht aus dem Wege gehend, — in jeder Zeile der Dichter des „Trompeter," des „Ekkehard" und des „Gaudeamus." Bewußter vielleicht schon tritt der Humor in den an den Verein der „Engeren" gerichteten Episteln hervor, in denen Scheffel von den Schicksalen seiner italienischen Reise erzählt, und mit denen er in diesem geschlossenen Kreise wohl auch nach einem litterarischen Erfolg gezielt haben mag, der ihm sicher nicht versagt geblieben ist. Der archaistische Stil, in dem sie geschrieben sind, steht ihnen gut, denn er stimmt zu dem Bilde eines fahrenden Schülers, dem Scheffel auf dieser Reise wohl nach mancher Richtung geglichen haben mag. Aus dem Buch möchte ich die drastische Schilderung Livornos herausgreifen, die gewiß nicht nur damals den „Engeren" ein helles Lachen ablockte, sondern auch heute noch den Leser mit kräftigem Behagen erfüllt: „So eyner es vermeiden kann, den Fuß in der Hafenstadt Livorno ans Land zu setzen, so soll er es kecklich thun und wird es nit bereuen. Denn es ist zwar kein Kleines, eyne Nacht bei unruhiger See auf dem mittelländischen Meer herumzufahren, und wie ich in die Kajüt eyntrat, sprach ich denselben Spruch, den bereyts eyn märkischer Graf Itzenplitz in das Beschwerdebuch auf der Post zu Langensalza mit Unterschrift seynes Namens eyngetragen: „Pfui Teufel, wie stinkt's hier!" — lieh mir also eynen rauhhaarigen Schiffermantel und legte mich die Nacht auf das Verdeck und schaute zu den Sternen, und wurde mir sehr klar, daß die Erd sich um die Sonne drehe und nit stille stehe, und wurde mir auch das alte Lied von Hennecke dem Knecht klar, wie selber in Bremen Schiffsdienst genommen, aber gar balde sich zurückgesehnet nach dem festen Land, „wohl zwischen Distel und Leine." Dennoch aber ist im Seehafen von Livorno der erst Wunsch nit nach eynem festen Frühstück und sonstiger Atzung eines seemüden Leichnams —

vielmehr nach einem knorrigen Hagedornstock, um all den Tagedieben, so dort wie eyne ägyptische Landplag über den fremden „Gastfreund" herfallen, eynen verdienten Rekompens auszuzahlen. Und wannen eynmal die groß Rechnung in der Welt ausgetragen wird, so wären in Livorno mit Hagedorn zu berücksichtigen: der Gondolier, so vom Dampfschiff bis in Hafen rudert, — die Facchini, so den Reiseranzen von dort in die dogana tragen, die ganz Zollwächterei in selbem „Freihafen," die Facchini, so den Reiseranzen von der dogana an den Fiaker tragen, die Fiaker selber, der Wirt zum albergo reale samt seinem Oberkellner und dem vornehmen Hausknecht, so die Päß in der Welt herumträgt, — die ganz Zollwächterei am andern End desselben „Freihafens," so eynen zum zweytenmal visitieren, — item die Plombierer vor dem Eisenbahnhof, so eynen zum drittenmal molestieren, item die Facchini, so von dort das Gepäck auf die waggones tragen. Und hab ich schließlich nit anderes mehr gesprochen, als was der Engere als Gruß nach Frankfurt geschickt hat, und bin schleunigst gen Pisa gefahren." — Wie dieser Gruß gelautet hat und aus welchem Grunde der „Engere" auf Frankfurt nicht besser zu sprechen gewesen ist als Scheffel auf Livorno, kann ich dem Leser nicht verraten, aber mir scheint, daß mich meine Unwissenheit vor einem Überschreiten der Grenze der in diesen Heften gestatteten derben Natürlichkeit schützt.

Von dem toten Dichter zu einem lebenden. Ich vermute, daß den meisten Lesern sein Name ziemlich unbekannt klingen wird, trotzdem er ihnen auch in diesen Heften bereits mehrfach zu Gesicht gekommen ist: Er heißt Carl Weitbrecht. Fremd wird ihnen auch der Titel seines neuesten Buches ins Ohr klingen, vielleicht auch nicht gerade verlockend: „Phaläna. Die Leiden eines Buches." (Zürich. Th. Schröter.) Was verspricht der Titel? Wenn man sich überhaupt etwas darunter denken will, die Klage eines mit Unrecht oder mit Recht verkannten Dichters darüber, daß seine Bücher nicht gekauft werden. Dieser Klage steht das Publikum ziemlich teilnahmlos gegenüber, und ich persönlich schließe mich im allgemeinen dem verehrten Publiko an, schon deshalb, weil ich nur ein Mittel kenne, diesem Notstand abzuhelfen, und weil ich ganz genau weiß, daß dieses eine Mittel niemals anwendbar sein wird. Es hätte denn als Paragraph I der neuen Verlegerordnung, über deren Wert und Notwendigkeit die Parteien noch immer streiten, geheißen: „Keinem Verleger ist es gestattet, andere als gute Bücher zu verlegen." Wer die Autorität dafür sein könnte, zu bestimmen, ob ein Buch ein gutes Buch sei, wüßte ich allerdings nicht zu sagen. Jedenfalls ist das Publikum entschuldigt, wenn es einem Wettbewerb von sechzehntausend und mehr Schriftstellern gegenüber die Segel streicht, und seine Bücherauswahl dem Leihbibliothekar oder freundlichen Geschenkgebern überläßt. Daß diese Auswahl gerade das beste häufig verfehlt, ist eine Thatsache, die sich leider nicht ändern läßt. Am wenigsten können die Klagen der Schriftsteller dazu beitragen, sie zu ändern, denn Massenklagen verfehlen gewöhnlich einen tieferen Eindruck zu machen, und um so sicherer, je häufiger sie wiederkehren, — den Schriftstellern wird man nächstens ins Gesicht lachen wie den Landwirten, wenn sie des Morgens nach dem Himmel sehen und das Wetter ihnen nicht nach Wunsch ist. Aber was im allgemeinen keine Berechtigung hat, kann sie im Einzelfalle ganz gewiß haben. Und deshalb thäte es mir leid, wenn das Publikum auch Carl Weitbrecht gegenüber sich auf die Besitzer von Leihbibliotheken und freundliche Bücherschenker verließe; die ersteren pflegen keine Bücher zu führen, die man ungern wieder aus der Hand gibt, und den letzteren ist der Name des Verfassers vielleicht noch nicht bekannt genug. Um das „Nichtgekauftwerden" handelt es sich allerdings in Carl Weitbrechts neuestem Buche, wie der Titel richtig und vielleicht unvorsichtiger Weise vermuten läßt. Auch um eigene Schmerzen des Verfassers; wer es nicht aus jeder Zeile des Buches heraus liest, dem sagt er es ausdrücklich in der an seinen Bruder gerichteten Widmung: „Eine andere Frage wird sein, wie das liebe Publikum und die hochachtbare Kritik" (das „hochachtbar" ist sehr ironisch gemeint, aber es soll mich nicht genieren) „dies Büchlein aufnehmen werden. Ich fürchte, es wird ihm nicht viel anders ergehen als seinen älteren Geschwistern oder der „Phaläna" des Herrn Paulus Wikram." Herr Paulus Wikram ist nämlich der Held des Buches von Carl Weitbrecht, ein Dichter, der einen Band Gedichte „Phaläna" (Nachtschatten) veröffentlicht hat, und die Leiden des Buches bestehen darin, daß es von Hand zu Hand wandert, eine „Ansichtssendung," die immer wieder zu dem Sortimenter zurückkehrt. Die Leiden des Buches aber sind die Leiden des Herrn Paulus Wikram selbst, nicht die Leiden, sondern das große Leid, das einzige, das er noch empfinden kann und das er noch zu überwinden hat, ehe er aus dem Leben scheidet, das ihn als einen Narren des Glücks behandelte. Er überwindet auch das:

„Wenn ich Abschied nehme, will ich leise geh'n,
Keine Hand mehr drücken, nimmer rückwärts seh'n.
In dem lauten Saale denkt mir keiner nach,
Dankt mir keine Seele, was die meine sprach.
Morgendämmrung weht mir draußen um das Haupt,
Und sie kommt, die Sonne, der ich doch geglaubt.
Lärmt bei euren Lampen und vergeßt mich schnell!
Lösche meine Lampe! Bald ist alles hell."

So lauten die letzten Verse des Dichters Paulus Wikram, welche unter dem Kopfkissen seines Sterbebettes gefunden werden; hinzuzufügen, daß er sich nicht feige aus dem Leben davonschlich, sondern abwartete, bis ihm sein Ziel gesetzt war. Möglich, daß auch der Tote noch zu den Narren des Glücks gehören wird — es gibt ja Leute genug, die von den Leichen erster Klasse unter den Dichtern leben, indem sie ihre Namen ausschreien, und wenn Paulus Wikram in Bezug auf irdische Unsterblichkeit etwas „idealistischer" dächte, hätte er sich in seinen letzten Versen mit der Sonne des Nach-

ruhms ein wenig aufheitern können. Carl Weitbrecht wird es hoffentlich nicht ergehen wie seinem Helden; dazu erscheint er viel zu kampfes- und zu schaffensfroh, und nicht nur froh, sondern auch kräftig. „Das ist die Kraft, die das Leben zwingt und das Leiden" — das läßt Paulus Wikram von einem jungen Mädchen denken, die ich als die Heldin des Weitbrechtschen Buches bezeichnen möchte, da ich weiß, daß Leser und Leserinnen Bücher verschmähen, in denen es nicht einen Helden und eine Heldin gibt. Den gleichen Eindruck gewinnt man von Carl Weitbrecht selbst — ein Mann, der das Leben und das Leiden zwingt, und der, da er ein Dichter ist, schließlich auch das Publikum zwingen wird. Das will ja nicht nur gezwungen, es will auch gelockt sein. Was ich bisher über Carl Weitbrechts „Phaläna. Die Leiden eines Buches" gesagt habe, könnte den Lesern den Eindruck machen, als würde ihnen darin zugemutet, sich nur mit Reflexionen abzuquälen, wennschon ich wohl noch niemals den Eindruck gemacht habe, daß mir des Gedankens Blässe allein furchtbar imponierte. Am wenigsten imponiert sie mir dann, wenn der Dichter für das, was er zu sagen hat, die Form des Romans wählt. Weitbrechts Buch ist ein Roman, wenn auch keiner im landläufigen Sinne, mit einer spannend durchgeführten, aber rein äußerlichen Handlung. Eine Liebesgeschichte kommt zwar auch darin vor, sogar mehrere, aber die Geschicke der Liebespaare stehen nicht im Vordergrunde. Im Vordergrunde steht vielmehr wirklich Paulus Wikrams „Phaläna," und wie sich das Publikum zu dieser Gedichtsammlung verhält. Das würde voraussichtlich dem Leser ganz gleichgültig bleiben, wenn es Carl Weitbrecht nicht verstände, ihn für Paulus Wikram selbst zu interessieren und ihn daran glauben zu machen, daß in ihm ein wirklicher Dichter an der Teilnahmlosigkeit des Publikums zu Grunde gegangen ist. Und nun dieses Publikum selbst! Das sind lauter Typen, jeder einzelne mit ganz individuellem Leben erfüllt, lauter Menschen, denen man begegnet ist oder doch jeden Augenblick begegnen könnte. Und wenn Carl Weitbrecht auch in der schon erwähnten Widmung bekennt, daß seine Dichterphantasie ihm „Zorn und Sehnsucht, Leid und Kummer und wohl auch ein bißchen Freude" in Bilder und Gestalten umwandelt, so muß man doch zugestehen, daß diese Mischung, in der die Bitternis überwiegt, nicht im geringsten ihn zur Karikatur verführt hat. Sein Zorn ist ein heiliger Zorn, weil er ein berechtigter ist, und Zorn, Sehnsucht, Leid und Kummer sind ihm fruchtbar gewesen wie allen groß angelegten und schöpferischen Naturen — Beweis: „Phaläna. Die Leiden eines Buches," nicht nur ein Buch, sondern eine That.

Charlotte Niese ist dem großen Publikum bisher wahrscheinlich noch weit unbekannter geblieben als Carl Weitbrecht. Auch mir tritt ihr Name zum erstenmale entgegen auf einem Buche, das den Titel trägt: „Aus dänischer Zeit" (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow). Wer die „Bilder und Skizzen" dieses Bandes gelesen hat, dem wird der Name der Verfasserin in Zukunft im Gedächtnis bleiben, trotzdem er nichts enthält wie Erinnerungen einer in dem kinderreichen Honoratiorenhause einer holsteinischen Kleinstadt unter dänischer Herrschaft verlebten glücklichen Kinderzeit. Die „dänische" Zeit spielt dazu noch eine geringere Rolle in dem Buche, als der Gesamttitel vermuten läßt; sehr erklärlich, da die Verfasserin noch ein Kind war, als der schleswig-holsteinische Krieg die Herzogtümer von Dänemark losriß, und Kinder noch nicht durch die Beschäftigung mit Politik ihren Charakter zu verderben pflegen. Die Erwachsenen sind sicher ganz anders von den Ereignissen in den letzten Jahren vor und während der Entscheidung in Anspruch genommen gewesen, aber ich glaube nicht, daß das Buch gewonnen haben würde, wenn Charlotte Niese die Grenze ihrer Kindheitseindrücke durch künstliche Annahme des Standpunktes der Erwachsenen zu erweitern sich bestrebt hätte. Für das Kind hat es keinen Gegensatz zwischen Dänen und Deutschen gegeben, nur etwas Fremdes, und zu dem Bewußtsein dieses Fremden ist es auch wohl nur durch gelegentliches Anhören der Reden Erwachsener gekommen. Wer also von schleswig-holsteinischen Nöten unter dänischer Herrschaft allerlei in dem Buche zu finden erwartet, wird sich enttäuscht fühlen. Was er dagegen findet, sind mit entzückender Feinheit ausgeführte Kleinstadtbilder und Charakterköpfe — eine ganze Galerie von Originalen, eine Art von Menschen, die nach der Behauptung vieler am Aussterben sein sollen. Für den unbefangenen Beobachter gibt es deren nicht weniger als früher, nicht einmal in der Großstadt, sicher nicht in der Kleinstadt. Da die Unbefangenheit der meisten Menschen mit den Jahren abzunehmen pflegt, ist es allerdings erklärlich, wenn man zu jeder Zeit über das Aussterben der Originale geklagt hat — die ältere Generation ist es, die darin den Ton angibt. Die Sicherheit, mit der Charlotte Niese diese Bilder und Skizzen gezeichnet hat, ist bewundernswert. Anziehender aber noch wirkt der Hauch der Liebenswürdigkeit, der über ihrer Darstellung ruht. Und noch ein drittes ist es, was mir wenigstens die Lektüre dieses Buches zu einer ganz außergewöhnlich genußreichen gemacht hat: das Auftauchen eigener Kindheitserinnerungen, die sich unwillkürlich, veranlaßt durch eine Ähnlichkeit, eine Situation, eine Empfindung, neben diejenigen der Verfasserin stellten. Ich vermute, daß es den meisten Lesern nicht anders gehen wird — es ist der Zauber des Intimen, der das Intime weckt.

Herzlich unbefriedigt, wenn auch nicht enttäuscht, habe ich den Roman „Eva Siebeck" von Bertha von Suttner (Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag) aus der Hand gelegt. Nicht enttäuscht, weil meine Erwartungen nicht gerade hochgespannt waren; ältere Leser wissen, daß ich keineswegs zu den Bewunderern des vielgenannten Romans „Die Waffen nieder" der Verfasserin gehöre, und dieses neueste Werk hat mich erst recht nicht gezwungen. Frau von Suttner hat den Ehrgeiz, sich ihre Ziele höher zu stellen, als sie ihr erreichbar sind; in der Kunst hat indessen nur das Erreichte, nicht das

gewollte Geltung. Was Frau von Suttner in ihrem Roman „Eva Siebeck“ gewollt hat, ist mir außerdem nicht recht klar geworden; aber davon bin ich überzeugt, daß sie keinen Sensationsroman schreiben wollte und doch nur einen, nicht einmal einen guten, geschrieben hat. Eva Siebeck ist ein armes Mädchen, für eine „Partie“ erzogen. Edel von Natur, heiratet sie trotzdem den jungen Grafen Siebeck nicht, weil er eine „Partie“ ist, sondern weil sie ihn zu lieben und sich von ihm geliebt glaubt — erste Sensation. Graf Siebeck heiratet sie indessen nicht aus Liebe, sondern weil er intime Beziehungen zu der Gattin seines Regimentskommandeurs verbergen will, in dessen Haus Eva als Gast weilt — zweite Sensation. Das junge Ehepaar Siebeck zieht sich auf die gräfliche Besitzung zurück, und Eva lernt in ihres Mannes Vater einen höchst konservierten Herrn kennen, den sie Vater zu nennen sich nicht entschließen kann und den sie deshalb „König“ nennt — dritte Sensation. Der „König“ und Eva merken, daß sie niemals Vater und Tochter sein können — vierte Sensation. Der junge Graf Siebeck entpuppt sich als ein Mensch von unerhörter Brutalität — fünfte Sensation. Der „König“ und Eva merken, daß sich zwar niemals ein normales, wohl aber leicht ein sehr unnormales Verhältnis zwischen ihnen anspinnen könnte — sechste Sensation. Eva schließt ihrem Gatten die Schlafzimmerthür und reist dem „König“ nach, der dem Verhängnis zu entfliehen sucht — siebente Sensation. Den „König“ übermannt die Leidenschaft und gleichzeitig entflieht ihm das Geständnis, daß sein Sohn gar nicht sein Sohn ist — achte Sensation. Mit einem Chek von vierzigtausend Gulden in der Tasche entflieht Eva ihrem Mann und ihrer Leidenschaft an die Riviera — neunte Sensation. Der Doktor mit den Beweisen, daß Graf Siebecks Sohn nicht Graf Siebecks Sohn ist, erscheint auf der Bildfläche — zehnte Sensation. Eva fürchtet sich, an plötzlichen Schwindsuchtserscheinungen zu sterben, noch ehe der Knoten gelöst wird — elfte Sensation. Zur zwölften Sensation allerdings reicht es dann nicht mehr, denn daß ihre Ehe für ungültig erklärt wird, daß ihr Blutspucken nur auf ein gesprengtes Äderchen zurückzuführen ist, daß sie des Schwiegervaters Gattin wird, das alles ist nur der selbstverständliche Schluß, der gar keine Sensation mehr auf denjenigen macht, der sich bis dahin durchgelesen hat. Trotz aller dieser Sensationen gibt sich Bertha von Suttner redliche Mühe, Eva Siebeck als die Blüte holder Weiblichkeit und ihren Schwiegervater und späteren Gatten als das Muster edler Männlichkeit hinzustellen, was mir als Beweis gilt, daß sie unbeabsichtigt einen Sensationsroman geschrieben hat. Leider ist es der Verfasserin nur gelungen, ihre Heldin als ein höchst oberflächliches und dabei zu Gefühlsübertreibungen geneigtes Mädchen zu kennzeichnen, und das Muster edler Männlichkeit ist ihr vollends mißglückt. Es ist dem Leser nicht gut möglich, den „König“ in ihm zu sehen, den Eva Siebeck in ihm sieht. Die stattliche Erscheinung mag man der Verfasserin ja gerne glauben, aber im übrigen ist er einer der fürchterlichsten Blender, der jemals durch die Welt der Romane gewandert ist. Sein Sohn ist nicht sein Sohn, trotzdem er der Sohn seiner Frau ist — zugegeben, daß das passieren kann. Diese Frau ist dem Grafen Siebeck gestorben, im frühzeitigen Wochenbett, und auf dem Totenbett hat sie ihm bekannt, daß sie ihn betrogen hat, kurz bevor sie mit ihm die Ehe schloß — sie war eine Dorfschöne von des Grafen Gütern, — gegen Thatsachen läßt sich nichts sagen, auch wenn sie häßlich sind. Daß Graf Siebeck diesen Sohn als seinen Sohn gelten läßt, ist höchst unwahrscheinlich. Daß er ihn ganz sich selbst überläßt, wenn er ihn doch als den Erben seines Namens und seiner Güter sehen will, ist ganz unmöglich. Unmöglich wenigstens, wenn Graf Siebeck nicht ein ganz kleiner, sondern nur ein Mensch von Mittelmaß ist. Statt den Jungen aus seinem Hause zu weisen, oder ihn wirklich zu einem würdigen Erben zu erziehen — das erste wäre das Natürliche, das andere könnte man unter Umständen bewundern — geht dieser Mustermann selbst aus dem Hause, treibt sich in der Welt umher, läßt sich von den Frauen anschwärmen, genießt das Schöne, wo es Schönes gibt und kommt zurück, mit der „Bildung“ und dem Unbefriedigtsein des typischen Weltbummlers angefüllt, gerade rechtzeitig, um Eva Siebeck die ernste Aufgabe aus der Hand zu nehmen, die er selbst als seine Aufgabe hätte betrachten müssen, wenn er den Unberechtigten im Haus behalten wollte — aus ihm etwas Ordentliches zu machen.

Ich mag nicht weiter auf die Geschichte eingehen. Wunderlich nur ist es, wie eine offenbar hochgebildete, geistvolle Frau, wie Bertha von Suttner, der es auch im einzelnen an einem kräftigen Gestaltungsvermögen nicht fehlt, glauben kann, daß mit einem Mäntelchen von liberalen Phrasen sich aus einem ganz rückgratlosen Menschen ein Mann gestalten läßt. Liberal ist nämlich Graf Siebeck, liberal bis auf die Knochen, geaicht auf den politischen Standpunkt der „Neuen Freien Presse.“ Natürlich gibt es auch auf diesem Standpunkt Charaktere, denn das politische Glaubensbekenntnis macht nicht den Mann. Aber diesen Genußmenschen in des Wortes verwegenster Bedeutung um seines Liberalismus willen als ein Muster aufzustellen und ihm gegensätzlich einen Fürsten zu zeichnen, der von seinem rechtsseitigen Standpunkt aus sich redlich abarbeitet, das kann doch nur den Erfolg haben, den Liberalismus zu diskreditieren, auch wenn dieser Fürst nicht mit einem besonderen Maß von Intelligenz ausgestattet ist.

Einen auch nicht ganz sensationsfreien Stoff behandelt Hermann Sudermann in einer Erzählung: „Jolanthe's Hochzeit“ (Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger). Jolanthe heiratet, um aus höchst unerquicklichen häuslichen Verhältnissen herauszukommen, einen älteren, gutherzigen Gutsnachbarn, der den Zauber des Mädchens ziemlich ungläubig und nur gerade so tief, wie seine angeborene Junggesellennatur es erlaubt, auf sich hat wirken lassen. Mit der jungen Frau auf seinem Gute angelangt, entdeckt er, daß sie nicht ihn liebt, sondern einen

jungen Freund von ihm, und daß zwischen Beiden ein heimliches Einverständnis herrscht, in den Tod zu gehen. Da gibt er die Gattin frei und sorgt selbst für ihre bis dahin für unmöglich gehaltene Vereinigung mit dem Geliebten. Das Seltsame des Stoffes in seinen Voraussetzungen hat Sudermann durchaus glaubhaft zu machen verstanden; aber mir scheint, daß er sich in der Behandlung des Stoffes vergriffen hat. Er läßt Jolanthes ersten Gatten die Geschichte selbst erzählen — das scheint mir ein starker Mißgriff. Denn der Ton des biederen Junggesellen paßt nicht zu dem gewichtigen Stoff, und die Tonart, so charakteristisch sie für den, dem die Geschichte passiert ist, im allgemeinen sein mag, doch nicht für ein Ereignis, von dem er, ein vornehmer Charakter bei aller Derbheit der äußeren Form, überhaupt nicht sprechen würde; wenn er doch dazu gezwungen wäre, aber sicher nur unbeholfen und nicht mit dem Behagen, mit dem er vielleicht durch eine Jagdgeschichte sich und seine Zuhörer amüsiert.

Eine deutsche Übersetzung des bekannten Cirkusromans „Die Brüder Zemganno" von Edmond de Goncourt, deutsch von Signor Domino, dem vortrefflichen Kenner des Artistenlebens, erschien im Verlag der Hofbuchhandlung von S. Fischer, Berlin. Ein Roman, der künstlerisch bedeutend genug ist, um einer Übersetzung wert zu sein, und der bei der Eigenart des behandelten Stoffes auf ein ganz besonderes Interesse rechnen kann. Zudem hat das Artistenleben ganz dieselbe Färbung in Frankreich wie in Deutschland oder anderswo — es würde nur einer kleinen und für den Stoff ganz gleichgültigen Änderung der Scenerie bedürfen, um den Roman in Deutschland spielen und ihn im Cirkus Renz etwa ausklingen zu lassen. Ich weiß nicht, ob viele Leser mein Interesse für die Artistenwelt teilen, aber ich hoffe, daß diejenigen, die den Roman Edmond de Goncourts lesen, in dem poetischen Bilde die Züge nüchternerer Beobachtung wiederfinden werden, mit denen ich in meinen im vorigen Jahrgange dieser Hefte veröffentlichten „Bildern aus dem Cirkusleben" weitverbreitete unrichtige Anschauungen über die den meisten nur im elektrischen Licht der Vorstellungen bekannt gewordene Cirkuswelt zu korrigieren unternahm.



Studienkopf von Eduard Grützner.

Zu unsern Bildern.

Der „David" Antonin Merciés gehört zu den vornehmsten Werken moderner Bildhauerkunst; den einen Fuß auf das Haupt des getöteten Goliath gesetzt, stößt der künftige König Israels eben das Schwert in die Scheide — in jeder Linie der Typus edler jugendlicher Männlichkeit. Ein Charakterkopf ist das Brustbild der Negerin aus Algier, zu dem im stärksten Gegensatz sowohl die vornehme Venetianerin von Rosalba Carriera wie das als Sehnsucht idealisierte Mädchenporträt von Gabriel Max stehen. W. Homers „Echo" stellt eine Scene von der felszerrissenen Küste der Normandie dar, drei junge Fischermädchen, die dem Widerhall ihrer Stimmen an der Felswand lauschen. Die Frau auf dem Bilde „Auf der Wanderung" von H. Hartwig mag sich wohl nicht nur nach dem Wege, sondern auch nach der Entfernung ihres Zieles erkundigen, — die kleine Faule, die ihr Auskunft gibt, scheint es ihr schon in der Ferne zu weisen. Der unternehmungslustige Toni auf dem Bilde „Abgeblitzt" von Emanuel Spitzer ist offenbar an eine stachelige Pflanze geraten; sie scheint ihm ordentlich „heimgeleuchtet" zu haben, und seiner Keckheit ist damit ganz recht geschehen.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Chamberlain, Houston Stewart. — Das Drama Richard Wagners. Eine Anregung. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Compte rendu du V. Congrès international des Sciences Géographiques tenu à Berne du 10. au 14. août 1891. Schmid, Francke & Cie., Berne.

Daheim-Kalender für das Deutsche Reich auf das Gemeinjahr 1893. Herausgegeben von der Redaktion des Daheim. Reich illustriert. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Dekorative Vorbilder. Eine Sammlung von figürlichen Darstellungen und kunstgewerblichen Verzierungen für Zeichner, Maler, graphische Künstler, Dekorateure, Bildhauer, Architekten. IV. Jahrgang Heft 4. Julius Hoffmann, Stuttgart.

Fontane's Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Lfg. 1 der wohlfeilen Ausgabe. Wilhelm Hertz, Berlin.

Holzamer, Wilhelm. — Meine Lieder. Gedichte. Ernst Ackermann, Konstanz.

Kleinpaul, Dr. Ernst. — Poetik. Die Lehre von der deutschen Dichtkunst. Ausgeführt für Dichter und alle Freunde der Poesie von Wilhelm Langewiesche. 9. Aufl. In 3 Teilen. M. Heinsius Nachfolger, Bremen.

Meurer. Julius, Präsident des österr. Touristen-Club. — Illustrierter Führer durch die Ostalpen. I. Westlicher Teil. Tirol, Vorarlberg, bayr. Hochland. Mit 56 Illustr., 28 Karten 2c. A. Hartlebens Verlag, Pest.

Meyer's Kleines Konversations-Lexikon. Fünfte, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Aufl. (cplt. in 66 Lieferungen oder 2 Bänden mit mehr als 100 Beilagen, Karten und Bildertafeln in Holzschnitt, Kupferstich und Chromodruck). Heft 11 bis 15. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Micheiko, Victor. — Wie photographiert man? Kurze Anleitung zum Selbstunterricht in den Anfangsgründen der Photographie. A. Hartlebens Verlag, Pest.

Nehrling, Heinrich. — Die nordamerikanische Vogelwelt. Unter künstlerischer Mitwirkung von Prof. Robert Ridgway, Prof. A. Göring und Gustav Mützel. Heft 13 (Schluß). F. A. Brockhaus, Leipzig.

Ott, Arnold. — Rosamunde. Trauerspiel in fünf Akten. W. Kaiser, Bern.

Pfohl, Ferdinand. — Führer durch Richard Wagners deutsche Nationaloper: Die Meistersinger von Nürnberg. Ein Essay. Fedor Reinboth, Leipzig.

Pichler, Adolf. — Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit. A. G. Liebeskind, Leipzig.

Polenz, Wilhelm von. — Die Unschuld und andere Federzeichnungen. E. Piersons Verlag, Dresden.

Praeger, Ferdinand. — Wagner, wie ich ihn kannte. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Schmitz, Dr., Maximilian. — Kaiser Wilhelm I. und sein schriftstellerisches Eingreifen bei entscheidenden Fragen und Abschnitten seiner Zeit. Heusers Verlag, Neuwied a/Rh.

Stern, Maurice Reinhold von. — Nebensonnen. Neue Gedichte. Illustriert von Ernst Schlemo und Willy Oertel. E. Piersons Verlag, Dresden.

Tanera. — Durch ein Jahrhundert. Drei kriegsgeschichtliche Romane. I. Aus schwerer Zeit. Max Babenzien, Rathenow.

Waltershausen, L. von. — An des Wahnes Faden. Sechs Novellen. E. Piersons Verlag, Dresden.

Wedel, Heinrich von. — Gedichte. Bernhard Hermann, Leipzig.

Witte. Prof. D. theol., Leopold, Superintendent und geistlicher Inspektor der Landesschule Pforta. — Friedrich der Große und die Jesuiten. C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung, Bremen.

Wolff, Franz. — Gedichte. Mit fünf Bildern nach Zeichnungen von Leopold Berger. Oswald Mutze, Leipzig.

Wolzogen, Hans von. — Thematischer Leitfaden durch die Musik zu Richard Wagners Parsifal. 10. Aufl. Fedor Reinboth, Leipzig.

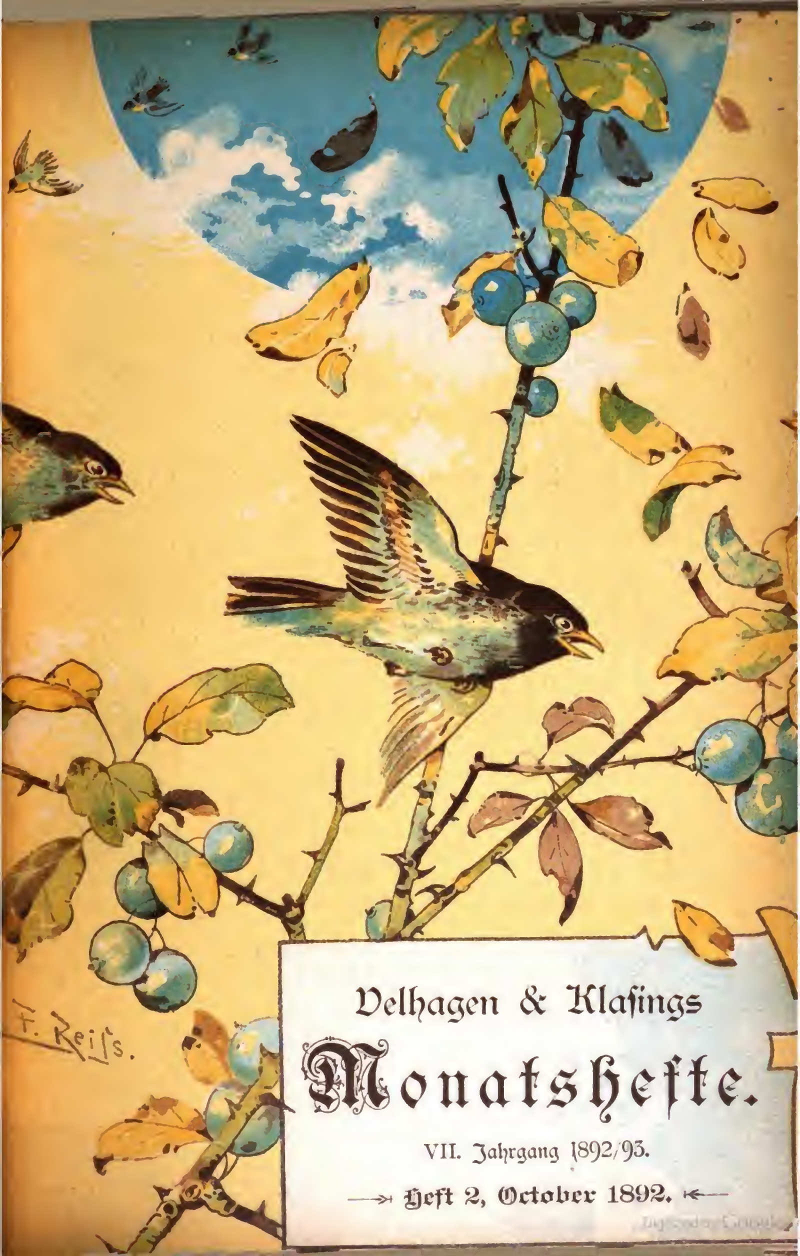
*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



F. Reiss.
Velhagen & Klasings
Monatshefte.
VII. Jahrgang 1892/93.
Heft 2, October 1892.



Herkomers Vater mit den ältesten Enkelkindern Siegfried und Elsa
Nach dem Ölgemälde von Hubert Herkomer

Velhagen & Klasings Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepanski.

VII. Jahrgang 1892/93. Heft 2, Oktober 1892.

Sieben Schwerter.

Roman von Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)



Herr Scharnikow erzählte stets, daß man ihn allgemein für einen Registrator oder Rechnungsrat halte. Er war geborener Berliner, als solcher hielt er sich berechtigt, über alles mitzusprechen, an allem Kritik zu üben. Sonntags ging er stets mit seiner Frau ins Theater, und sein Kunsturteil war ein so sicheres, daß er jede andere Ansicht als die baare Unbildung verlachte. Fiel Schnee, rechnete er vor, was der Stadt der Schneefall koste, und war stolz auf die Höhe der Summe. War Schmutzwetter, besprach er den Etat der nächtlichen Straßenreinigung und nahm es als sein persönliches Bürgerverdienst mit in Anspruch, daß das Straßenreinigungswesen so großartig sei.

Hatte er im Sommer bei Touren an den Bahnhöfen fast lebensgefährliche Kämpfe zu bestehen, sah er den kolossalen Zudrang als einen Triumph ohnegleichen an. Auf die Markthalle war er so stolz, als habe er sie selbst gebaut, und für die zu kleinen Verhältnisse der Stadtbahn wußte er die besten Mittel zur Abhilfe. Passierte ein Versehen im öffentlichen Leben, schalt er wie mit seinen Nähmädchen wenn sie eine schiefe Naht gemacht hatten, und die Schutzleute auf der Straße redete er oft zurechtweisend an.

Lars versuchte sich einzubilden, daß die Gesellschaft dieses Mannes ihm Gelegenheit zum „studieren“ sei. Oft war es ihm wie ein Traum, und so auch heute wieder, wenn er dasaß, mit den Scharnikows inmitten einer zahllosen Menge, die trank, rauchte, lachte und sprach, Tisch an Tisch, Stuhl an Stuhl gedrängt, während durch die blaudunstige Luft die Militärmusik den Marsch aus „Carmen“ oder die „Scharwache“ schmetterte. Ihm war es später in der Erinnerung, als habe er immer nur diese beiden Stücke gehört.

War er darum entflohen, um in der Gesellschaft von guten, aber tief unter seinem Horizont stehenden Menschen zu leben, wo ihm daheim schon die Atmosphäre zu eng, zu kleinbürgerlich gedeucht?

Und durch die räucherig wogende Luft über den Köpfen der Menge drang eine Stimme zu ihm her, die Stimme der Mutter, die ihn streng bei seinem Namen rief.

Er hatte ein schlechtes Gedächtnis für Töne, das Organ seiner Mutter war ihm ganz entschwunden gewesen. Mit einem Mal hörte er den klaren, festen Klang ihrer Stimme ganz genau.

„Ich leide an Hallucinationen,“ sagte er sich unwillig und wandte sich seiner Gesellschaft mit Eifer zu.

Herr Scharnikow saß seitwärts auf seinem Stuhl, den Arm auf die Lehne gestützt, und sprach zu einem vor ihm stehenden Bekannten. Frau Scharnikow hob gerade ihren Seidel zum Mund; ihre volle Gestalt war in ein pralles Jackett von gelbgrauer Farbe ge-

zwängt, dessen Stoff mit rauhen Streifen in derselben Farbe wechselte.

Und Lolla Hohenheim saß lässig zurückgelehnt da, von ihren Schultern hatte sie den mit Federsaum besetzten Dolman gleiten lassen, das Haupt mit dem Kranz von wogenden Federn hielt sie etwas geneigt. Sie sah Lars an.

Den ärgerte der Blick, die Menschen, der Rauch, die Musik und am meisten der Seidel am Mund der Frau und wie sie ihn nun hinsetzte und mit der Geste eines geübten Trinkers den Deckel zuklappte.

Lars wollte aufspringen und davon laufen.

Der sonderbare Blick dieser Lolla hielt ihn fest.

„Sie haben ein Drama geschrieben?“ fragte sie, sobald sie bemerkte, daß ihr nächtiges Auge ihn zu beunruhigen begann.

„Ja.“

„Darf ich es lesen? Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich ein Engagement am Nordendtheater annehme. Wenn eine Rolle für mich darin ist, könnte ich es zur Aufführung durchsetzen,“ sagte sie in gönnerhaftem Ton.

Über Lars' Gesicht wetterleuchtete hochmütiger Spott.

„Ich danke sehr,“ sprach er, „ich zöge es vor, mein Drama gar nicht, als an einer Vorstadtbühne aufgeführt zu sehen.“ — „Und durch Protektion von Herrn Scharnikows Cousine,“ fügte er still bei sich hinzu.

Nun sagte Lolla mit derselben zudringlichen Heftigkeit im Gebahren wie im Blick. „Sie werden sich eines anderen besinnen. Das kenn' ich. Die Herren Dramaverfasser werden nach jeder Ablehnung bescheidener. Und jetzt schreiben Sie einen Roman?“

„Ja.“

„Erzählen Sie mir doch was davon,“ befahl sie.

Und nun ging es ihm wunderbar. Er fühlte, daß ihr der Inhalt seines Romans ganz egal sei, daß sie nur wolle, er möge zu ihr gewandt sprechen, damit sie ihm voll und gerade immer ins Angesicht schauen könne. Und trotz dieser Erkenntnis sprach er. Zuletzt sprach er sinnlos, und die Gedanken verwirrten sich ihm.

Da schlug helle Röte in sein Gesicht und, den Blick abwendend, schwieg er plötzlich.

Nach einigen Minuten empfahl er sich. Die Hohenheim sagte ihm noch:

„Also denken Sie an mich — das Drama und der Verfasser sind mir stets willkommen.“

Diese dunklen Augen folgten ihm durch die Menge, er ahnte es und um sich zu vergewissern, daß diese Ahnung nicht trüge, wandte er sich noch einmal um und begegnete in der That dem aufflammenden Blick Lollas.

„Ein bezaubernder Mensch. Und so aristokratisch, das lieb' ich,“ sagte die Cousine des Herrn Scharnikow.

Lars aber träumte die ganze Nacht von den schwarzen Augen.

Das verstimmte ihn so gegen sich selbst, daß er beschloß, diese Lolla ganz zu meiden, denn er fühlte, daß sie sich eines Übergewichtes bewußt sei und daß er wie ein Spielzeug für sie wäre.

Weder sein Hochmut noch seine Herrschsucht waren gesonnen, jemals das Joch einer Frau zu tragen.

Die nächsten Tage widmete er seinem Drama, das er nochmals durcharbeitete, ehe er es in Druck gab. Von seinen Genossen wurde er beneidet und angestaunt, daß er im Besitz von so viel Geld sei, um das zu können. Die ganze Gruppe junger Menschen wurde von Neugier erfaßt, wie die Kritik das Drama aufnehmen werde.

Inzwischen hörte Lars, daß Lolla Hohenheim in der That das Engagement am Nordendtheater bekommen habe. Aber weil ihr Äußeres ungefähr den Typ rumänischer oder ungarischer Frauen trug: das dunkle Haar und Auge, die unregelmäßige Nase, der schöne aber große Mund mit weißen Zähnen und der brünette Teint — so hatte ihr der Direktor anempfohlen, einen entsprechenden Namen zu wählen. Und da das „Hohenheim“ noch keinerlei künstlerischen Ruhm besaß, trotzdem die Trägerin sich seit einigen Jahren am Theater befand, so hatte Lolla nichts dagegen, sich fortan Lolla Vanescay zu nennen.

Lars mußte lachen, als er eines Tages zufällig bei den Scharnikows die Visitenkarte mit diesem Namen fand. Sie schickte ihm zu ihrem ersten Auftreten eine Freikarte. Er ging nicht hin.

Doch als sein Drama gedruckt vor ihm lag, ein ganzer Stoß sauberer, heller Bro-

schüren, dachte er, daß es wohl höflich sei, ihr eine zu senden.

Er saß an seinem Tisch und machte Kreuzbänder, zwanzig, dreißig auf einmal. Seit vielen Tagen hatte er sich darauf gefreut wie auf eine weihevolle Handlung. Und sein Gemüt liebkoste den Gedanken, die erste, die allererste Adresse an die Eine, Hohe, schmerzlich um ihn Leidende zu schreiben.

Was sie empfinden würde! Ein Werk ihres Sohnes — das erste Unterpfand künftiger Größe, der erste Schwertstreich seiner geistigen Ritterschaft. Freude würde auf ihren Wangen erblühen, Stolz ihr Herz pochen machen. Den Glauben an den ihr gefährdet scheinenden würde sie zurückgewinnen und seine Flucht nachträglich preisen, auch die Anleihe gutheißen, welche er eigenmächtig von ihr entnommen.

Nun waren die Kreuzbänder fertig, vor ihm lag die Liste von Redakteuren und Zeitschriften. Er überflog sie nochmals.

Er tauchte die Feder ein und schrieb. Dann schrak er zusammen.

„An Fräulein Lolla Vanescay."

„Was meine Feder und die Gedankenlosigkeit mir für einen Streich spielt," murmelte er und erglühte in der Einsamkeit seines Zimmers.

Mit zitternder Hand schrieb er den Namen seiner Mutter auf das zweite Heft und um vor sich selbst das Geschehene wieder gut zu machen, trug er dies Heft ganz allein zum nächsten Postkasten. Seine Absenderadresse stand auf dem Kreuzband, die Mutter konnte ihm schreiben.

Aber Tag um Tag verging, und keine Kunde kam. Seine Mutter schwieg, schwieg. Dies Schweigen war fürchterlich. Er zermarterte sein Gehirn, er hätte sein Leben darum hingegeben, wenn er dadurch zu erfahren vermocht haben würde, was sie dachte, wie sie urteilte.

Auch die Zeitungen schwiegen. Niemand nahm Notiz von seinem Stück, nur brachte endlich ein süddeutsches Blatt, welches ausschließlich von Lars Freunden gelesen wurde und einer kleinen umwälzungstrunkenen Gruppe von Litteraturbeflissenen als Organ diente, eine sehr lobende Besprechung — aber sie war von Lars nächstem Freund geschrieben.

Er geriet in einen Zustand grübelnder Erbitterung.

Und da klopfte es eines Tages an seine Thür. Monate waren inzwischen vergangen, Lars befand sich längst wieder in höchster Not.

Lolla Vanescay trat bei ihm ein. Er sprang errötend auf. Sie blieb in der Nähe der Thür stehen, bohrte die silberne Spitze ihres weißen Tüllschirmes in die Dielen und stemmte sich auf die dicke Silberkugel, die den Griff bildete.

Sie sah ihn an: überlegen, wohlwollend, wie jemand, der einem Kinde ein Unrecht verzeiht. Sie war sehr elegant; ihr blaßlila Kleid erschien nach neuester Mode, ihr weißer Strohhut war von einem förmlichen Lager lila Blumen bedeckt.

„So," sagte sie, „also der Berg muß zu Mahomed kommen."

„Sie sind sehr gütig," stammelte er.

„Als ich Ihr Drama bekommen hatte, erwartete ich Sie nachher selbst. Wer nicht kam, waren Sie. Dann gab's Ferien, ich hatte ein Sommerengagement, war in Kissingen am Theater. Dort faßt' ich dann den Entschluß, Sie aufzusuchen, sobald ich heimkäme," erklärte sie.

Lars schob ihr seinen Stuhl hin.

Sie machte mit der rechten Hand die verneinende Geste der Italiener. Sie hatte das an einer berühmten italienischen Kollegin beobachtet, die in Kissingen zur Kur gewesen.

„Keine Zeit, mein Bester. Alles kam so," begann sie wieder. „Ich habe hübsche Erfolge am Nordendtheater, aber keinen schreienden großen Erfolg — wissen Sie, so was Tolles, wovon die ganze Welt spricht, so was, wovon man mit einemmal berühmt wird, wie die Sarah Bernhardt. Als ich Ihr Stück las, dachte ich: das kann's geben — ein paar Änderungen muß der Lars Steiner machen — so noch 'ne rechte Scene für mich hinein, wo ich mich ausrasen kann. In Kissingen gab ich's dem Rotkreuz zu lesen. Der war auch der Meinung. Na und da bin ich. Der Rotkreuz meinte auch, wenn ich die Angelika spiele, kann's mir nicht fehlen."

„Rotkreuz — wer ist das?" fragte Lars und hoffte einen Theaterdirektor nennen zu hören.

„Graf Thilo von Rotkreuz? Oh, das

ist ein furchtbar guter Junge — ein bissel was hochnasig freilich — aber viel Interesse für die dramatische Kunst. Er möchte gern, daß ich an ein großes Theater käme, denn er sagt, es sei so schade, ich hätt' ein enormes Talent."

Rotkreuz — Rotkreuz — es war Lars, als habe er den Namen schon gehört — bei Gerd zu Rakitsch — oder damals, als er das Geschlecht suchte, dem seine Mutter entsprossen.

„Der Rotkreuz," fuhr Lolla fort, „verspricht sich viel für mich davon. In der Angelika ist so alles: erst der famose Leichtsinn im Lebenswandel ohne Skrupel, dann die große Liebe zu dem Retter, dann der Kampf mit dessen spießbürgerlicher Familie und endlich in der Ehe die schnelle Rückkehr zum Einstgewohnten. Und die Sprache ist so echt. Kleiner, wo haben Sie denn die Frechheit hergenommen, das so zu schildern?"

„Also wirklich — Sie wollten die Angelika spielen?" stammelte Lars.

„Wenn Sie mir die eine Scene noch machen — ja. Wissen Sie, es muß eine Scene sein, wo ich eine große Balltoilette tragen kann."

„Wann — wann könnte es sein?"

„Na — vor Weihnacht. Eher nicht."

„Ich komme zu Ihnen, um Ihnen Bescheid zu bringen."

„Schön," sagte Lolla wohlgefällig, „also auf Wiedersehen."

Sie streckte ihm die Hand hin, von welcher sie zuvor langsam die schwedischen Handschuhe gestreift, und blickte ihn lächelnd an.

Mit demselben sichern Blick der Überlegenheit wie damals.

Er faßte die weiche, warme Hand und hielt sie fest.

Lolla kam ihm in diesem Augenblick vor wie die Güte und Schönheit in Person. Durch sie würde er angeregt werden zu neuem Schaffen. Durch sie eröffnete sich ihm die Bahn des Ruhms, nachdem alle Welt ihn durch Nichtbeachtung verworfen hatte.

Er nahm das, was seine Adern durchströmte, für heiße Dankbarkeit und nach stummem Anschauen von vielen Sekunden küßte er ihr die Hand.

5.



Ja, Josephine hatte das Buch ihres Sohnes erhalten, es war einige Zeit nach Walburgas Konfirmation.

Und die Röte der Freude, von welcher Lars geträumt, sie hatte sich auf ihren Wangen entzündet, um ach — nur zu schnell zu erblassen.

In der friedlichen Stille ihres Zimmers saß die Frau und las.

Das Ringen einer jungen Seele, die Unreife eines hochfliegenden Geistes hatte sie erwartet, sie war auf hohen, zu hohen Pathos in Vers oder Prosa gefaßt, auf Ritter oder Römer, auf donnernde Reden gegen Zwang von Vätern auf Söhne geübt, auf ein thörichtes Aufbäumen der jungen Generation gegen die vorige, die noch herrschende. Auf einen Lars, der sich selbst in phantastischer Verkleidung in Scene gesetzt hatte.

Und sie war in ihrem Mutterherzen bereit, alles zu vergeben und sich nur an das Goldkorn von Talent zu halten, wenn sie es finden würde. Ihre Seele jubelte der Hoffnung entgegen, ihren Sohn entschuldigen zu können für das, was er gethan.

Aber ihre Wange erblich, als sie statt der Ritter oder Römer, statt eines kämpfenden, überschwenglichen Jünglings ein freches Frauenbild fand, das aus dem Schmutz kam und dahin zurückkehrte.

Das Weib und die Mutter fühlte sich beleidigt.

Ihre Seele erbebte und warf die Rätselfrage auf, wie ihrem Sohn, der nur Tugend und Pflicht gesehen, die Lust am Niedrigen kam.

Denn in den Gebilden der Kunst offenbart sich die Seele ihrer Schöpfer und das, was diese am meisten beschäftigt. Nur wenige mögen hiervon ausgenommen sein, denen die priesterliche Gabe verliehen ist, die Sünden aufzudecken mit der Kraft sie zu bessern.

Und zu solchem Priestertum war ihr Sohn noch zu jung. Ihn trieb noch nicht der heilige Wunsch, kranken Seelen Heilung und Halt und Rettung zu bringen.

Ihn trieb die Lust, das Böse kennen zu lernen und zu erforschen.

Als die Frau das Buch zu Ende gelesen hatte, stand sie auf und ging mit festen Schritten hinaus. Ihr Angesicht war ernst wie immer und unergründlich wie immer.

Sie kam in die Küche. Niemand war darin. Durch das Fenster kam die Sonne und blinkerte im kupfernen Theekessel, der auf dem Herde kochte. An der weißen Fließenwand über dem Herd hingen am Haken die Ringe des Feuerloches.

Auf dem weißgescheuerten Küchentisch unter dem Fenster standen schon Kaffeekanne und Tassen bereit. Lars Kinderbecher war dabei. Ein dicker weißer Porzellanbecher mit einem blauen L. vorn; der eine Pensionär trank jetzt daraus. Die Frau sah ihn zufällig, als ihr Blick dem Fenster zuschweifte, ob auch niemand sie beobachte.

Und mit einem Male war's ihr, als säße Lars am Tisch, blond, pausbackig, schön, den reinen Kinderblick zärtlich zu ihr erhoben. — —

Sie faßte den heißen Griff des Kessels an, hielt ihn schwebend eine Sekunde lang über dem Feuerloch, und in dieser Sekunde sank, rauschend seine Blätter auffaltend, das Werk ihres Sohnes in die Flammen.

Dann setzte sie krachend wieder den Kessel auf das Feuerloch.

Von der hohen Flamme unter ihm brauste es gewaltig kochend im Kessel auf.

„Mutter,“ rief Walburgas Stimme.

„Ich bin hier,“ sagte Frau Josephine ruhig.

Walburga erschien auf der Küchenschwelle. Ihr Angesicht glühte, der schwarze Strohhut saß ihr etwas schief auf dem Kopf. In ihrer herabhängenden Linken trug sie eine kleine Schulmappe mit so schwerem Bücherinhalt, daß die Pappwände der Mappe sich auseinanderbogen. Denn Walburga kam aus der Nachmittagsschule ihres Vorbereitungskursus! Der Vater war dabei geblieben, daß sie ihr Examen machen müsse, und Walburga, die ohnehin doch keinen Ausweg sah, auf welche Weise sie ihren Gegenwillen hätte durchsetzen können, getröstete sich der Gewißheit, daß sie doch durchfallen werde.

„Mutter,“ sagte sie halblaut, „wir kriegen Besuch. Von der Stadt her ging ein wunderhübscher und riesig eleganter Herr immer so fast neben mir. Es wurde mir schon ordentlich genant, denn ich wußte ja nicht, was dies Mitgehen für einen Zweck hatte. Und zuletzt fragte er mich, als der Weg sich teilte, wo man gehen müsse, um zur Mühle zu kommen, und ob ich wisse, wo in deren Nähe ein Doktor Steiner wohne. Na, da sagte ich denn: ‚kommen Sie nur mit.‘“

Josephine konnte sich recht genau vorstellen, wie ihre Tochter in kindlichster Unbefangenheit den Fremden immer wegen seines Mitgehens von der Seite beobachtet haben mochte und wie sie ihn dann ganz vertraulich aufgefordert haben würde, nur mit ihr zu gehen.

„Was will der Herr denn und hat er dir seinen Namen gesagt?“ fragte sie.

„Van Holten heißt er und ein Vetter ist es von Lude und Fiedti. Wir müssen ihm wohl eine Tasse Kaffee anbieten. Inzwischen habe ich ihn in deine Stube gelassen und Vater gerufen.“

„So mache den Kaffee und bringe ihn in mein Zimmer,“ entschied Frau Josephine und ging davon.

Sie strich sich mit der Hand über die Stirn, als schmerze sie da etwas. Es war ihr so schwer, jetzt mit einem Fremden über Gleichgültiges sprechen zu müssen.

In dem Gemach mit den schönen Erbmöbeln fand sie dann ihren Mann im verbindlichen Gespräch mit einem Fremden, der sich tief vor ihr verneigte, indem er sich selbst vorstellte:

„Heribert van Holten.“

Dann setzte er gleich artig hinzu, daß man ihm die Zudringlichkeit vergeben möge, aber er habe endlich, nachdem er seit mehr als einem Jahre in hiesiger Stadt ansässig sei, die Pflicht mahnend empfunden, sich nach seinen kleinen Vettern umzuthun.

Doktor Steiner war von der Angst erfaßt, daß dies „umthun“ einen Hintergedanken habe und daß die Familie van Holten ihm die beiden Erziehungsobjekte rauben wolle. Deshalb entwickelte er eine ungewohnte Verbindlichkeit und, ohne die beiden Rangen zu beschuldigen, erläuterte er ihre frühere Verwahrlosung und ihr lebhaftes Temperament, was beides eine besonders sorgsame Erziehung nötig mache, deren Früchte abzuwarten seien und deren zu verhoffende Resultate ganz in Frage

gestellt werden könnten durch einen Wechsel im System.

Derweilen besah Josephine sich den Gast, Es war ein schlanker, schöner Mensch, sein Gesicht hatte blasse Farben, sein Haar war dunkel, sein Auge ebenso. Doch schien es Josephine, als ob ein unruhiger Glanz in ihnen flackere. Noch war es ihrem forschenden Auge nicht gelungen, einem freien, festen Blick zu begegnen. Seine Kleidung mißfiel ihr, allzusehr schien in ihrer modischen Sorgfalt das Bestreben zu liegen, den schönen und eleganten Mann ins hellste Licht zu setzen.

Van Holten hörte mit einer etwas herablassenden Miene zu. Seine Vettern, deren Unarten und Wohlergehen langweilten ihn herzlich. Er wartete darauf, den Vortrag Steiners unterbrechen zu können.

Endlich fand sich hierzu Gelegenheit, als Steiner erwähnte, daß auch seine Tochter Walburga sich schwesterlich der mutterlosen Knaben annähme.

„Also Walburga heißt Ihr bezauberndes Fräulein Tochter," rief van Holten; „meine gnädigste Frau, ich beglückwünsche Sie, die Mutter des schönsten Mädchens in der ganzen Stadt zu sein."

„Walburga ist noch ein Kind," sagte Frau Josephine kühl, „sie fordert noch keinerlei Beachtung."

„Ein Kind," wiederholte van Holten, „wie dürfen Sie das sagen, verehrte Frau! Diese stolze, herrlich entwickelte Erscheinung muß jeden Kenner von Frauenschönheit ja geradezu blenden. Und dabei diese bezaubernde Naivität. Sie hätten nur sehen sollen, wie neugierig sie mich so seitwärts anäugte, als ich desselben Weges mit ihr ging — ein Zufall, dem ich nicht dankbar genug sein kann."

„Eben, das unbefangene Gebahren bekundet das Kind. Bislang habe ich ihr die Unbefangenheit nicht gestört, weil ich der Ansicht war, sie verteidigt sich selbst und ist keinen Mißdeutungen ausgesetzt," sprach Frau Josephine mit eisiger Ablehnung.

„Eine unbehagliche Frau," dachte van Holten und fühlte sich in seiner Sicherheit denn doch etwas erschüttert.

Steiner sah seine Frau mißbilligend an. Zum Glück kamen hier die beiden Knaben, welche inzwischen sehr gewachsen waren und sich in der vollen Blüte ihrer Flegeljahre befanden. Sie begrüßten den Vetter, den sie früher nur einmal gesehen, mit lärmender Freude und kamen sich sehr wichtig vor, daß ein so „nobel" aussehender Verwandter sie besuchte. Ihnen erzählte Heribert van Holten denn, damit bei dieser Gelegenheit die Steiners es hörten, daß er hier seit einem Jahr als Kaufmann etabliert sei, daß seine maßlos vielen geschäftlichen und gesellschaftlichen Verpflichtungen es ihm bislang unmöglich gemacht hätten, seine Verwandten zu suchen, von deren Anwesenheit hier ihm der Vormund gesprochen. Nun aber sollten sie ihn doch öfters besuchen, auch hoffte er, zuweilen hierher kommen zu dürfen.

„Aber es ist uns eine Ehre," sagte Herr Doktor Steiner mit innerem Mißvergnügen, da er sich störender Einflüsse in seiner Erziehung versah.

Josephine schwieg und sah nur immer still den jungen Mann an.

Dieses helle, strenge Auge fing an, ihm die gute Laune zu versalzen.

Doch da kam Walburga mit dem Theebrett voll gefüllter Kaffeetassen und bot artig erst der Mutter, dann dem Gast und endlich dem Vater die Platte dar.

Während van Holten, der deshalb aufgesprungen war, sich bediente, suchte er einen Blick Walburgas zu erhaschen. Und das war nicht schwer, denn sie sah jeden Menschen heiter und frei ins Gesicht.

Heute aber schlug sie rasch die Lider nieder, denn der suchende, dunkle Blick machte sie jäh befangen. Aber diese Befangenheit huschte nur wie eine Wolke über ihr klares Angesicht.

Fiedti und Ludi profitierten mit heimlichem Kichern frech von der Gelegenheit; sie forderten und tranken dreimal Kaffee, von der Annahme ausgehend, daß man ihnen in Gegenwart ihres Vetters nichts abschlagen werde. Und Frau Josephine war zu abgelenkt, um ihrer Unart zu achten, während Steiner sich vor Ärger verzehrte, aber nichts zu sagen wagte.

„Halloh," sagte Walburga mit einemmal lachend. „Ihr da! Nun gibts nichts mehr. Euer Herr Vetter hat gewiß nicht die Absicht, der unschuldige Anlaß zu eurer Unbescheidenheit zu sein. Stellen Sie sich vor, Herr van Holten, daß es sonst nur einmal Kaffee gibt."

Herr van Holten lachte.

„Sie müssen strenger mit den Jungens sein."

„Dazu hab' ich kein Talent. Ich gab ihnen eine Weile Nachhilfestunden, Vater fand, ich müsse mich aufs Lehren vorbereiten, aber es ging nicht, ich war nicht strenge genug," erzählte Walburga.

„Ha," machte Fiedti triumphierend, „du hast uns bloß immer was Verkehrtes gelehrt."

„Das auch," gab Walburga vergnügt zu.

„Wozu wollen Sie sich denn aufs Lehren vorbereiten?" fragte van Holten, „schon die Schulmappe in der Hand einer erwachsenen jungen Dame fiel mir sehr auf."

„Ich soll mein Lehrerinexamen machen," erklärte Walburga mit einem Seitenblick auf ihren Vater.

„Unmöglich — Sie! Das wäre ja sündhaft — ein Frevel an Ihrer holden Jugend," rief van Holten.

Walburga sah ihn dankbar an.

Aber Frau Josephine, die selbst innig hoffte, Walburga möge nicht dazu kommen, schien nun einmal geneigt, jede Äußerung des jungen Mannes mit einem zurückweisenden Tadel zu beantworten.

„Wir sind nicht vermögend. Unsere Tochter könnte, wenn wir davon gehen, angewiesen sein, sich selbst zu ernähren," sagte sie kühl, „da ist der Lehrerinberuf der edelste und angemessenste, den sie erwählen kann."

Steiner sah seine Frau an — sein Herz wallte dankbar auf. Immer stand sie fest neben ihm. Noch nie hatte sie ihn verleugnet.

Doch Josephine hielt den Blick gesenkt. Nun fand van Holten es an der Zeit, aufzubrechen. Er ermahnte die Knaben, ihn morgen zu besuchen, nach der Schule. Sein Familiensinn schien sehr rege, er betonte sehr sein Anrecht an die Knaben.

Diese begleiteten ihn denn auch eine gute Wegesstrecke.

„Ein sehr angenehmer Mensch," sagte Steiner hinter ihm her. Denn Steiner war dankbar und durch die Erkenntnis erleichtert, daß van Holten ihm die Knaben offenbar nicht fortnehmen wolle, noch seine Erziehungsmethode zu bekritteln dachte.

„Nein," sprach Josephine, „ich mag ihn nicht. Ich mag ihn so wenig, daß ich darauf dringen müßte, die Knaben fortzugeben, wenn er durch sie häufiger hierher käme."

„Aber Josephine," rief Steiner durch die eiserne Entschiedenheit ihres Tones erschreckt.

„Mutter," sagte Walburga lachend, „ich finde ihn riesig nett. Denke nur: er findet es sünd- und frevelhaft, daß ich Lehrerin werden soll. Der Mann muß ja einen guten Charakter haben."

„Schweige — du —" rief Steiner böse.

Von diesem Tage an hatte Walburga plötzlich in Lude und Fiedti warme Freunde. Die Knaben waren nie mehr frech zu ihr, sondern kicherten und blinkten ihr oft zu, als bestände ein geheimes Einvernehmen zwischen ihnen. Walburga dachte ganz richtig, daß der Vetter ihnen die Ungezogenheiten gegen eine junge Dame verwiesen habe und fühlte sich ein wenig gehoben durch das Bewußtsein, daß also schon einige Menschen in ihr eine vollgültig Erwachsene sahen. Oft brachten die Knaben auch Grüße mit von Vetter Heribert. Dieser schenkte ihnen zuweilen Chokolade und Konfituren, immer dann drei Schachteln, so daß es selbstverständlich erschien, daß sie Walburga eine abgaben. Lude und Fiedti waren „gerissen," wie sie von sich zu sagen pflegten; sie verstanden, daß die zwei Schachteln ihnen nur wurden wegen der einen, dritten, zu verschenkenden und gaben diese ehrlich ab.

Walburga nahm sie freudig an.

„Du, Mutter," sagte sie einmal, „der Vetter Heribert ist zu nett. Er läßt mich auch immer grüßen, und die Jungens geben mir stets von der prachtvollen Chokolade ab. Da — koste mal."

„Danke, mein Kind, danke," sagte Josephine sanft ablehnend.

Darnach flog ihre Nadel wie gehetzt durch den Stoff, welchen sie gerade zu einem Kleid für Walburg verarbeitete. Immer wenn ihre Gedanken rastlos waren, nähte sie mit einer mechanischen Hast, so daß nachher ihr Rücken schmerzte.

„Was soll ich beginnen," dachte sie, „wie mein Kind warnen, ohne ihre kleine Seele zu beunruhigen. Ihr sagen: der Mann hat dich jüngst mit begehrlichen Blicken angesehen; ihr sagen: diese Grüße, diese Chokolade sind Mittel zu einem Zweck, zu dem Zweck, seine Person dir vertraut zu machen — heißt das nicht, ihr das köstliche Gut

der Unbefangenheit rauben? Bin ich selber nicht mißtrauisch? Ist mein wundes Herz nicht wie ein angstvoller Mensch, der nachts Gefahr fürchtet und nun im Ohr hundert Geräusche hört, die keine Wirklichkeit sind? — Thue ich diesem Manne nicht Unrecht? Und sind seine Wünsche nicht vielleicht ehrlich — trachtet er vielleicht, sich Walburga einst zum Weib zu erwerben? Darf ich ihm, darf ich ihr das wehren? Wie mir dieser Mann unangenehm ist — — Oh, so sehr — ist ein Mutterherz nicht hellsehend? Muß ich der Stimme nicht gehorchen, die mir zuruft, sie vor diesem Mann zu schützen?"

Sie faltete die Hände nicht zum Gebet, ihre Nadel ging emsig weiter auf und nieder, aber in ihrer Seele stieg ein heißes Flehen zum Höchsten empor.

„Du kennst das reine Herz und den lauteren Sinn dieses edlen Kindes. Wenn meine Hand zu schwach, mein Verstand zu kurz ist — schirme du sie. Laß ihren jungen Fuß auf reinen und dornenlosen Pfaden wandeln. Laß sie — sie laß glücklich werden."

Und ihre von den steten, leisen und doch so unaussprechlich drückenden Quälereien des Daseins ermattete Seele verlor sich in finsteren Befürchtungen und bäumte sich auf.

Ein hadernder Gedanke flammte in ihr empor.

„Gott, ich habe mit dir gehandelt! Mit eherner Stirn habe ich meine Pflicht gethan, damit du mein Kind glücklich werden lassest. Du rächest die Sünden der Väter an den Kindern — du mußt auch an den Kindern lohnen, was eine Mutter um ihretwillen strebte."

Das Kind aber, um dessentwillen diese Mutter so rang, ging heiteren Sinnes in den Sommertag hinein.

Walburga mußte noch zur Stunde und die Schulmappe schlenkernd, ging sie wohlgemut unter den hohen Linden der Allee dahin, welche zur Stadt führte. Ihr helles Kattunkleid floß ihr bis auf die Füße nieder und schloß dort mit einer dunkelblauen Kante. Das Leibchen war blusenartig an einen dunkelblauen Koller angekraust und um die schlanke Taille trug sie einen Ledergürtel. Mit dem Hut hatte sie stets Not, auf den dicken Flechten, die blond ihr Haupt umkränzten, saß er immer schief. Sie ging im kindlichen Spiel in Schlangenwindungen die rechtsseitige Linie der Allee entlang, so daß ihr einmal ein Baumstamm links, einmal einer rechts blieb. Es fehlte nicht viel und sie hätte ein Liedchen vor sich hingesungen. Sie achtete auf niemand, der vorbeiging oder daher kam und so rannte sie ganz unverhofft mit Heribert van Holten zusammen. Sie lachte vor Vergnügen über dieses Gegeneinanderprallen, dem ihrerseits ein unwillkürliches Zurückweichen folgte.

Heribert stand vor ihr, die Hacken zusammengeschlagen, den gelüfteten Hut mit strammem Arme hochhaltend.

„Schneidig und elegant," dachte sie, beinahe mit einem Zusatz von Bewunderung. Schöne Kleider und höfliche Manieren gefielen ihr stets sehr.

„Wohin des Weges, mein Fräulein?" fragte er, der von seinen Vettern über ihre Schulstunden ganz genau unterrichtet war.

„Zur Stunde. Latein!" sagte sie mit dem Ton jemandes, der eine schreckliche, aber unumstößliche Wahrheit vorträgt.

„Darf ich eine Strecke mit Ihnen gehen?"

„Natürlich — gern," antwortete sie, denn für solche Fälle war sie mit keinerlei Weisung versehen und fand die Begleitung Heriberts ebenso selbstverständlich, wie etwa die einer Schulbekannten.

So ging sie denn neben ihm, ganz wie vorher, die Mappe mal ein bischen schlenkernd und dann und wann dem Hut einen kleinen Ruck gebend.

„Ich kann mich gleich bei Ihnen bedanken," hob Walburga an, „für etwas, was Sie gewiß garnicht wissen und mir garnicht zugedacht haben. Die Jungens haben mir schon dreimal Chokolade geschenkt, die von Ihnen kam."

„Aha," dachte er, „sie kommt mir schlau entgegen. Diese kleinen Mädchen von heute haben eine Gewandtheit . . . ."

„Aber Fräulein Walburga — verzeihen Sie, Ihr Name ist mir durch die Knaben so vertraut — Sie werden doch erraten haben, daß umgekehrt meine Vettern nur Ihnen diese Süßigkeiten verdanken und daß meine Freigebigkeit an die unartigen Rangen nur den Zweck hat, einen Weg zu Ihnen zu bahnen," versicherte er mit Eifer.

„Ach," sagte Walburga und machte ein wirklich dummes Gesicht.

„Und warum soll ich es Ihnen ver-



Singende Knaben. Studie von L. Bokelmann.

hehlen," fuhr er fort, „um Ihretwillen allein bin ich in Ihr Haus gekommen. Ich hatte mich wohl gehütet, mich um die mir völlig gleichgültigen Vettern zu kümmern. Da sah ich Sie auf der Straße. Viele Male bin ich Ihnen begegnet — nachgegangen. Aber Sie zeigten eine so merkwürdige Ahnungslosigkeit und schienen mich nicht zu bemerken. Ich fragte ein Dutzend Menschen — wer ist das schöne Mädchen? Endlich fand ich jemand, der mir sagte: es ist die schöne Walburga Steiner, aber ihre Eltern führen ein Einsiedlerleben, und der Doktor Steiner ist ein Tyrann, er war mein Klassenlehrer. — Steiner? Steiner? fragte ich mich und entsann mich, daß dort die kleinen Vettern in Pension sein sollten. Schon am andern Tag kam ich zu Ihnen, und daß ich meinen Besuch nicht so schnell wiederholte, war Klugheit — reine Vorsicht."

Walburga stand still. Sie waren vor dem Thor angekommen, und der schwarz-rote Backsteinbau mit seinem blau-grauen Dach stand bunt vor dem klaren Sommerhimmel. Rechts und links vom viereckigen Turme des Thorgebäudes zogen sich klotzig und

dräuend die dicken, rundausbauschenden Stadtmauern hinab, hier zum nahen Hafenquai an den Fluß, der als Handelsstraße dem Meer zufloß, dort zur stillen Wasserfläche eines seeartigen Binnenflüßchens, auf welcher man ein weißes Segel streichen sah. Und auf dem schmalen hohen Landrücken zwischen den hier hart aneinander rückenden Flüssen grünte und blühte die Pracht des Frühlings. Vor den rotgrauen Mauern standen zwei uralte Kastanienbäume, auf deren Gezweig weiße Blütenkerzen steil emporstanden. Durch die kleinen runden Thorbogen sah man in die Stadt hinein. Dort lag Sonnenschein auf dem Pflaster und gerade kam die Pferdebahn von drinnen her und rollte durch den mittelsten Thorbogen wie ein wirkliches Spielzeug.

Heribert van Holten sah nach seiner langen Rede Walburga an und erwartete ein glückliches geschmeicheltes Lächeln, vielleicht auch ein seliges Erröten.

Aber, wie aus tiefstem Erstaunen erwachend, sagte sie nur: „Da sind Sie ja mit einer Lüge in unser Haus gekommen! Mein Gott, wie kann man nur den Mut haben, meine Mutter zu belügen.“

Heribert war wie auf den Mund geschlagen. Diese unerwartete Antwort konnte denn doch unmöglich der „Gewandtheit“ entspringen, welche er bei den jungen Mädchen „von heute“ vorauszusetzen pflegte.

Sein Herz klopfte. Eine leise Zagheit kam über ihn, der Respekt vor der Majestät der Unschuld.

Zugleich aber wuchs sein Verlangen, sich diese völlig unberührte Seele zu erobern, der erste zu sein, welcher sie zum Leben, zur Liebe erwachen ließ.

„Lüge! das ist ein hartes Wort, Fräulein Walburga,“ begann er mit einem besonderen Ton, der nach Bescheidenheit und Innigkeit klang, „nennen wir es eine kleine List, eines von jenen Hilfsmitteln, die wohl in der ganzen Welt vom Manne gebraucht werden, wenn es sich darum handelt, die heißersehnte Bekanntschaft eines holden Wesens zu machen.“

Walburga haschte nach einem Kastanienblatt, welches ihr an den tiefgesenkten Zweigen erreichbar war, brach es und während sie den Stengel mit den fächerartig gewachsenen Blättern wirbelnd zwischen den Fingern drehte, sagte sie mit beginnender Verlegenheit:

„Ach was ist denn an mir viel kennen zu lernen. Ich bin doch nur ein dummes Mädchen. Und durchfallen werde ich beim Examen obendrein.“

„Das hoffe ich,“ sagte er lächelnd.

„Wie so das?“

„Nun Sie, Fräulein Walburga, sind doch zu etwas Besserem bestimmt, als Kindern das ABC beizubringen. Anstatt der Schulmappe sollten Ihre schönen Hände nur das Scepter eines Fächers halten; dieses stolze Haupt scheint mir bestimmt mit Brillanten geschmückt zu werden, und Ihre hoheitsvolle Gestalt sollte in königliche Gewänder gekleidet sein.“

Walburga staunte ihn an. Sekundenschnell gings ihr durch den Kopf, wie sie als ganz kleines Mädchen schon gewünscht hatte, eine Schleppe tragen zu dürfen und wie sie sich die Küchenschürze der Magd als Krönungsmantel umgebunden. Ja, die waren zu beneiden, welche auf den Höhen der Gesellschaft geboren wurden und dies alles haben durften.

Aber die Mutter sagte oft, Glanz mache nicht glücklich und hinter hohem Titel und äußerer Pracht verberge sich oft Sorge. Und das fiel Walburga auch ein.

„Mutter sagt oft,“ sprach sie weise, „daß Glanz nicht glücklich mache.“

„Aber die Liebe macht glücklich und der Reichtum, den ein liebender Mann für seine Herzenskönigin erwirbt,“ rief er.

Walburga sah ihn unsicher an. Was für sonderbare Reden er doch führte. Es regte sich leise, leise in ihr etwas wie Furcht. „Wenn es Mutter nur recht ist, daß ich hier mit ihm spreche,“ dachte sie plötzlich.

Da nahm Heribert van Holten die Hand, welche das Kastanienblatt hielt. Und zugleich dachte Walburga ganz erschreckt und unaussprechlich geniert: „Wenn er nur das Loch im Zwirnhandschuh nicht sieht.“

Und sie drückte den kleinen Finger, in welchem das unglückliche Loch war, fest in die Handfläche.

„Fräulein Walburga — Walburga, könnten Sie ein bischen gut von mir denken?“ bat er und suchte ihren Blick.

Aber ihre Blicke flogen hin und her. Eine Angst bemächtigte sich ihrer, daß sie hätte weinen mögen.

„Man muß gut von allen Menschen denken,“ stammelte sie, „wirklich ich muß

nun aber laufen — ich komme zu spät," fügte sie weinerlich hinzu.

„Nicht so allgemein. Könnte ich Ihnen teurer werden — teurer als alle auf Erden, so daß ich Ihnen mehr wäre als Vater und Mutter?" fragte er.

Nun fand sie mit einemmal ihren kindlichen Gleichmut wieder. Sie entriß ihm ein wenig derbe ihre Hand und sagte geringschätzig:

„Reden Sie doch keinen Unsinn. Teurer als meine Mutter! Ha ha — was für 'ne komische Idee. Der Vetter von Lude und Fiedti mir teurer als Mutter — — adieu."

Sie ging rasch davon. Heribert sah ihr nach.

„Wie ein junger Neufundländer," dachte er, „es wird schwer sein, die zu bezähmen. Diese Naivität grenzt schon an Borniertheit. Aber wie sie schön ist."

Und er sah, wie Walburga voll unbewußter Hoheit in stolzer Haltung dahinschritt und vom Schatten des Thorbogens einige Sekunden umdüstert war, wie sie dann auf dem grellbesonnten Asphalt in die Straße hineinschritt, immer kleiner werdend, bis die Biegung sie verschwinden ließ.

Aber Walburga dachte doch während der ganzen Stunde an dies Gespräch zurück. Sie beschloß, es der Mutter lieber nicht zu sagen, vielleicht ärgerte diese sich und dann würde sie die Entfernung der Knaben verlangen und das ging doch wegen des Pensionsgeldes und wegen des Papa nicht. „Ich muß nun als erwachsener Mensch auch einmal selber für etwas verantwortlich sein, sonst hätte es ja mit dem ganzen Erwachsensein keinen Sinn," sagte sie sich.

Es gab viele Tadel in dieser Stunde. Walburga träumte vor sich hin. Es schien ihr, als ob die dunklen Augen sie ansahen — mit so merkwürdigem Ausdruck, wie sie vordem noch nie in einem Menschenauge bemerkt. Das war so ein Ausdruck, der verlegen und unruhig machte.

Also ihretwegen war er nur gekommen? Grade als ob sie eine junge Dame wäre, zu welcher die Bewerber sich drängen — — Ja, wenns erst so weit sein würde — aber dahin kam es nie. Andere Mädchen, die freilich schön, klug und vornehm waren, machten reiche Heiraten — wo es dann Dinge gab, wie Heribert geschildert. Auf dergleichen konnte Walburga Steiner nicht rechnen.

Herrlich müßte es aber doch sein, so viel Geld zu haben, als man wollte, und immer kochen lassen zu können, was man mochte. Dies vor allem erschien Walburga der Vorzug einer reichen Heirat. Auch schöne Kleider und einen vornehmen Rang achtete sie nicht gering; besonders der letztere erschien ihr etwas so Schönes, daß sie dafür selbst schlechtes Essen in den Kauf genommen hätte.

Die Saat war gesät, Heribert konnte zufrieden sein; aber er erfuhr es nicht vorerst, denn Walburga sagte andern Tags tapfer zu den Knaben, die Süßigkeiten und einen Blumenstrauß brachten:

„Laßt Euren Heribert seine Bonbons behalten. Ich mag keine mehr. Und da sind die Blumen — ich hab selber genug auf meinem Beet."

Heribert bekam es wortgetreu zu hören. Und er fühlte seine Eitelkeit beleidigt, seinen Ehrgeiz angestachelt, seine Leidenschaft wachsen.

Nun begannen seltsame Wochen für Walburga. Sie fing an, zum erstenmal in ihrem Leben Langeweile zu fühlen und über den Unterschied nachzudenken, der zwischen der Art ihres Daseins und derjenigen vieler Mitschülerinnen bestand. Da waren einige, deren Eltern ein geselliges und vielgesuchtes Haus machten und die daher von einem Fest zum andern flogen. Andere gingen in jeden Ferien mit ihren Eltern auf große Reisen und wußten nicht genug von der schönen Welt zu erzählen. Wieder andere hatten eine Unzahl von Verwandten und es gab stets festliche Familienzusammenkünfte. Ja selbst ihre jetzigen Mitschülerinnen, die gleich ihr das Lehrerinexamen machen wollten, hatten es vergnüglicher als Walburga. Ganz abgesehen von den jungen Damen, die das Examen nur so aus Sport machen wollten — ein für Walburga unbegreiflicher Einfall — hielten auch diejenigen, welche später ihr Brot verdienen sollten, frohen Verkehr untereinander.

Walburga hatte längst gemerkt, daß ihre Mutter für sie keine Mädchenfreundschaften wünschte, so blieb sie allen „Kränzchen" und „Leseabenden" fern. Weiter sah Walburga, daß ihre Eltern keinen Verkehr mit den Kollegen des Vaters und deren Frauen

unterhalten wollten, und da sie auch weder in der Stadt noch auswärts Verwandte hatten, lebten sie in völliger Einsamkeit dahin.

Das Wort Vergnügen war im Steinerschen Hause offenbar unbekannt.

Ein leiser Trotzgedanke begann sich in Walburga zu regen, und sie fragte sich manchmal, ob ihre Eltern es ihr denn nicht schuldig seien, sie ihre Jugend genießen zu lassen.

Doch schnell wich solche Aufwallung stets tiefer Beschämung, wenn sie die Mutter sah, die unverdrossen ihrem Tagewerk nachging. All die hübschen Kleider, welche Walburga trug, nähte die Mutter; all die besonderen Speisen, welche die immer zarter werdende Gesundheit des Vaters zur Pflege forderte, kochte die Mutter.

Wie sehr hätte sie verdient, einmal in Ruhe und Sorglosigkeit aufzuatmen. Und kaum gönnte sie sich Sonntags einen Spaziergang in Gottes freie Natur. Walburga fühlte so recht ihre eigene Verdienstlosigkeit und bereute schmerzlich ihre unzufriedenen Gedanken. Nach solcher Einkehr arbeitete sie stets einige Tage mit Eifer an ihren Aufgaben.

Heribert van Holten begegnete ihr die erste Zeit nach jenem Gespräch gar nicht wieder, so daß sie sich schon neugierig zu fragen begann, ob sie ihn ganz erzürnt habe und was er wohl für ein Gesicht machen würde, wenn man sich einmal träfe.

Aber als sie sich endlich trafen, machte er gar kein „Gesicht“, sondern ging mit ernstem Gruß fremd vorüber. Walburga ärgerte sich sehr und hätte es „passender“ gefunden, wenn er ihr ein höfliches Wort gesagt haben würde.

Wieder nach einiger Zeit machte Heribert van Holten einen Besuch bei Steiners. Er kam wie das erste Mal zur Kaffeestunde, benahm sich sehr höflich und ernst, unterhielt sich hauptsächlich mit Doktor Steiner über Fragen, die diesen interessierten, und nahm von Walburga kaum eine andere Notiz, als daß er sie flüchtig ansah und verbindlichst dankte, als sie ihm den Kaffee anbot.

Sie zuckte spöttisch mit den Lippen, aber ihr noch so kindischer Sinn war tief gekränkt, das Rot verletzter Eitelkeit machte ihre Stirn erglühen.

Doch hatte sie nicht lange Zeit darüber nachzudenken, denn in den nächsten Tagen erschien eine Sorge als Gast in der Familie. Der Vater fühlte sich so elend, daß man den Arzt rufen mußte.

Doktor Hillermann, ein älterer Herr mit einem immer gütigen Lächeln und einer beschwichtigenden Stimme, schüttelte erwägend sein weißes Haupt, sah mit seinen fröhlichen Augen Josephine an und meinte:

„Einer Kur in Kissingen werden wir kaum entgehen. Aber wenn wir hübsch vorsichtig sind, kommen wir gesund und arbeitsfröhlich wieder.“

Als er ein trauriges Lächeln um den Mund der stillen Frau spielen sah, klopfte er ihr väterlich auf die Schulter, wobei er freilich die Hand emporheben mußte, und fügte hinzu:

„Verzagen wollen wir nicht. Es wird immer viel besser, als wir uns vorher denken. Das hat der alte Hillermann schon hundertmal gesehen. Nur immer Courage.“

So reiste Steiner nach Kissingen ab, es war schon in der zweiten Hälfte der Ferien, und er mußte einen Nachurlaub verlangen und einen Stellvertreter bezahlen. Damit ging denn gerade die Summe verloren, welche man sonst seit zwei Jahren zurückzulegen vermocht hatte.

Walburga begleitete ihren Vater zum Bahnhof. Es war ein schöner Sommerabend, Steiner dachte die Nacht durchzufahren, um Zeit und Geld zu sparen. Noch auf dem Bahnhof beschäftigte er sich angstvoll damit, wie seine Tochter wieder nach Haus kommen solle, und bereute, ihre Begleitung angenommen zu haben.

„Aber Vater, sei doch nur ruhig. Ich gehe bis zum Markt und fahre von da mit der Pferdebahn beinahe bis nach Hause.“

Ihre Augen waren naß, als der arme Papa mit den scharfen Zügen und dem gelblichen Teint noch einmal zum Fenster hinausnickte. Und als sie so langsam vom Bahnhof der Stadt zuging, sagte sie zutraulich bei sich: „Nicht wahr, lieber Gott, du läßt meinen armen Vater genesen?“

Es war schon ganz dunkel, und Walburga fand es sehr unterhaltend. Sie blieb einige Augenblicke auf der Brücke stehen, die den Fluß überbaute und die Stadt mit dem Bahnhof verband. Sie guckte ein bischen ins träg fließende Wasser hinab,

sah die Lichterketten am Quai hinauf und hinab an und ließ den Verkehr von Menschen und Wagen wie ein ungefährliches Schauspiel an ihr vorbei ziehen. Dann ging sie ganz gemächlich die Straße hinauf, die zum höher gelegenen Marktplatz führte, und fand richtig, daß die Pferdebahn fort war, welche sie bei schnellerem Schritt hätte erreichen können.

„Mutter hat ganz recht, ich trödele manchmal," dachte sie einsichtsvoll und spazierte wohlgemut auf dem Markt hin und her.

Der Halbmond stand am Himmel, Walburga guckte zu ihm empor, indem sie am steinernen Brunnenrand lehnte und gedankenlos dem zagen Rinnen des Wassers lauschte, das in dünnen Strahlen von den Abstufungen der hohen Brunnenkrönung niederplätscherte.

Der Mondschein blinkerte auf den schwarzglasierten Backsteinen der Rathauswand. Der gewaltige Bau umschrankte eine Ecke des Marktes, vor seiner Dachlinie standen die spitzen Türmchen. In den vielgeteilten Glasscheiben der Fenster hatte der Mond silberne Lichter entzündet, so daß die Fenster beinahe aussahen wie blanke Metallplatten. Hinter der Häuserreihe, die sich an den Rathausbau anschloß, ragten die Doppeltürme der Kirche auf und es hatte von hier aus den Anschein, als wollten sie nach rückwärts sinken. Die hohen spitzen Kupferdächer der massig viereckigen Türme schimmerten rötlich im blassen Licht.

Walburga seufzte tief. Alle schönen alten Geschichten fielen ihr ein, die sie gelesen, und sie dachte, auf wie viel Erlebnisse diese stolzen Mauern schon herabgesehen hatten. Sie allein, die arme Walburga, würde nie etwas Großes, Schönes erleben, wenn es denn auch mit Thränen und Leid endete; sie konnte ewig so draußen unter der Mühle sitzen, dem Summen des Windes zuhören und dumme Aufsätze machen. — Sie seufzte voll unbestimmter Sehnsucht in die Sommernacht hinein, die sie lau und ermattend umfing.

„Guten Abend, Fräulein Walburga," sagte leise jemand neben ihr. Es war Heribert van Holten.

Sie stieß einen kleinen Schrei aus und wurde sehr blaß. Er stand vor ihr und sah sie mit frohem Lächeln an.

„Sie haben Ihren Vater zur Bahn gebracht," begann er.

„Sie wissen . . . ."

„Stets alles, was Sie thun," sagte er mit einer Ruhe, als handle es sich um eine Selbstverständlichkeit.

Walburga zitterte. Ihre sorglose Unbefangenheit war dahin, nun wußte sie sich nicht zu benehmen.

„Was soll ich sagen? Was soll ich machen?" dachte sie verzweifelt und sagte plötzlich: „Meine Pferdebahn kommt gleich."

Er lächelte.

„Erlauben Sie mir doch, Sie hinaus zu begleiten, der Abend ist so schön."

„Nein, dann komme ich zu spät."

„So wollen wir eine Droschke nehmen."

Walburga seufzte. In einer Droschke fahren war ihr höchstes, leider so seltenes Vergnügen.

„Keinenfalls," sagte sie aber, „ich glaube es klingelt — die Pferdebahn — adieu."

Er faßte ihre Hand und hielt sie.

„Fräulein Walburga," sprach er sehr ernst, „ich lasse Sie nicht allein nach Hause und ich fordere von Ihnen die Erlaubnis mitgehen zu dürfen. Ich habe Ihnen allerwichtigstes zu sagen. Ich muß mit Ihnen sprechen, ich muß!"

Wenn Walburga doch nur geschwind die Mutter hätte fragen können: was thut man in solchem Fall?

Schließlich konnte man einem Menschen nicht das Wort verbieten.

Ihr kleines ehrliches Herz lag ihr immer auf der Zunge:

„Ich weiß nicht, ob Mutter das richtig fände," sagte sie.

„Vor Ihrer Mutter will ich die Verantwortung übernehmen. Sehen Sie — da kommt die Pferdebahn, und lauter Männer stehen hinten darauf. Kommen Sie."

Heribert nahm ihren Arm, und sie ging neben ihm her. Wenn er es der Mutter sagen wollte, daß es richtig so war, fielen alle Bedenken fort.

Nun kam sie sich ganz wichtig vor — am Arm eines so schönen Kavaliers — gerade als wenn sie schon eine Dame wäre. Ja, sie dachte dankbar: er meint es wirklich gut mit mir.

Sie gingen rasch, und Heribert vermied die Hauptstraße. Vor dem Thor unter den Lindenbäumen der Allee wurden die Schritte

immer langsamer. Und nach langem Schweigen begann Heribert zu sprechen. Dies Schweigen war berechnet gewesen, es sollte Walburga neugierig und beklommen machen. Aber es hatte gerade umgekehrt auf Walburga gewirkt und ihr kindliches Herz ganz beruhigt.

„Ich muß Ihnen unerklärlich gewesen sein in der verflossenen Zeit," sagte er und drückte ihren Arm ein ganz klein wenig an sich.

„Garnicht," antwortete Walburga fröhlich, „ich war nicht sehr nett gewesen mit Ihnen und ich dachte, Sie wollten es mich fühlen lassen."

„Nein — nicht so." Seine Stimme war ein wenig unsicher, er fürchtete wieder von ihr ausgelacht zu werden. „Ich will Ihnen offen mein ganzes Herz ausschütten."

„Ach bitte, das geht mich nichts an und ich verstehe doch noch nichts von Herzensangelegenheiten," wehrte sie etwas ängstlich ab.

„Es geht Sie nichts an? Gerade Sie und nur Sie. Denn Sie allein sind es, teure Walburga, mit welcher mein Herz sich seit Monaten beschäftigt. Ich liebe Sie, Walburga," rief er leise und faßte mit seiner Linken ihre Hand, die auf seinem rechten Arm lag.

Walburga erschrak so, daß ihr die Füße schwer wurden, und der Atem stockte. Ein Brausen und Wallen entstand in ihrem Kopfe, sie schloß die Augen und stand schwankend still.

Ein Mann liebte sie. Er sprach ihr ernsthaft und feierlich davon. Das ungeheure Wort, davon alle Mädchen träumen, als von dem Beginn eines neuen, schönen, geheimnisvollen Lebens, es war zu ihr gesprochen worden.

In den Tumult ihrer Gedanken sprach aber seine Stimme schon wieder hinein:

„Es schien mir, nach Ihrem ablehnenden Benehmen gegen mich, als ob ich keinerlei Hoffnung habe, daß jemals Ihre Neigung für mich erwachen werde. Und das ist es, was ich Ihnen endlich sagen mußte und Sie endlich fragen wollte: glauben Sie, Walburga, mich lieben zu können?"

Er hielt ihre Hände mit starkem Druck fest.

Und das arme Kind, sich selbst ein Rätsel, stammelte unter Thränen: „Ach, ich weiß es doch nicht."

Seine Augen brannten auf ihrem Gesicht.

„Ich will Ihnen Zeit geben, so viel Zeit, als Sie wollen, um zur Klarheit zu kommen. Nur erlauben Sie mir, Sie manchmal zu sehen, mich an dem Anblick Ihres lieben schönen Gesichtes zu berauschen. Darf ich?"

Walburga weinte stärker.

Oh wie sehr wünschte sie in diesem Augenblick wieder ein Kind zu sein. Wie ernst, wie schwer war das Leben — wie schrecklich, eine Verantwortlichkeit zu haben, für sich und andere. Nun sollte sie mit einem kleinen Ja oder einem kleinen Nein für immer über sich und diesen Mann entscheiden. Sie fühlte plötzlich, daß das Glück oder Unglück ihres ganzen Lebens davon abhängen könne. Dabei konnte ihr selbst die Mutter nicht helfen.

„Es verpflichtet Sie ja zu nichts, wenn Sie mir nur das Eine gestatten," beschwor er sie.

Und da sagte sie denn leise: „Ja."

Er küßte ihr die Hände. Sie gingen weiter, Walburga war besinnungslos.

„Sie sind zu jung noch — ich fühle es, Ihr Herz schlummert. Aber es wird für mich erwachen — ich weiß es gewiß. Und ich werde dies süße Erwachen in Ihren Augen lesen."

„Aber," stotterte Walburga, „aber — nicht immer davon sprechen — bitte . . ."

Sie wußte nicht genau, was es für ein Gefühl war und wie sie es in bittende Worte kleiden sollte. Aber ihr war, als müsse jedesmal die schreckliche Aufregung wiederkehren, wenn er von Liebe spräche, und das konnte sie nicht ertragen.

„Sie sollen mit mir zufrieden sein," versprach er, „nichts soll Sie mit Wort und Blick an diese Stunde mahnen, nur tief im Herzen soll sie Ihnen immer gegenwärtig sein. Und ich werde es schon wissen und fühlen, wenn die Zeit da ist, daß ich wieder fragen darf: Walburga, liebst du mich?"

Sie waren aus der Allee auf die Höhe gekommen, und die Mühle stand wie ein schwarzes Ungeheuer mit weit ausgestreckten Armen vor dem Nachthimmel.

In wenig Minuten sollten sie vor das Angesicht der Mutter treten. Trotz ihres reinen Bewußtseins war es Walburga, als müsse sie sich schämen, — oder doch ver-

legen werden — die Mutter würde vielleicht ungläubig lächeln, es nicht für denkbar halten, daß ihre kleine Walburga schon geliebt wurde.

„Gehen Sie nicht mit hinein,“ sprach sie schnell, „ich will es Mama schon erklären, weshalb Sie mich begleiteten.“

Gerade hatte Heribert erwogen, wie er sich der Begegnung entziehen könne, die er gar nicht gewollt hatte, trotz seiner darauf bezüglichen Bemerkung. Nun kam Walburga ihm so entgegen. Sie war also nicht so „unglaublich naiv“, wie er gedacht. Er hatte sogar gefürchtet, sie werde ihr Gespräch der Mutter erzählen. Also die Kleine verstand doch, Heimlichkeiten zu haben! Sofort wurde sein Ton zutraulicher, als er nun Abschied nahm; er küßte immerfort die Hände, die sich sträubten und zurückziehen wollten. Er riet Walburga nun auch, seiner lieber garnicht zu erwähnen. Sie aber verstand nichts mehr, sie hatte nur den einen Wunsch, zur Mutter zu kommen, sich auf ihren Schoß zu setzen und ihr alles, alles zu sagen. Wenn Heribert nicht dabei stand, mußte es viel besser gehen. In seiner Gegenwart kam es ihr gegenüber der Mutter wie eine Ungehörigkeit vor, geliebt zu werden. Aug in Aug mit der Mutter konnte Walburga jedes Wort und alle ihre Erregungen klar wiedergeben.

Sie lief die wenigen Schritte über den Mühlplatz auf das Haus zu. Die Thür stand angelehnt, die Knaben waren noch draußen und rauchten heimlich Cigaretten.

Walburga schlüpfte hinein und riß die Thür zum ersten Zimmer auf.

Wie angewurzelt blieb sie stehen.

Ihre Mutter hatte das Haupt tief auf die Arme gebeugt, welche verschränkt auf der Wachstuchplatte lagen, und man sah es, heftiges Weinen erschütterte ihren Körper.

Ihre Mutter weinte!

Das hatte Walburga noch nie gesehen. Der Anblick machte sie erbeben, wie der Anblick eines ungeheuren Elends.

Und jetzt, wie wenn der Nachhall eines Geräusches ihr in Erinnerung kam, hob sie das Haupt und sah Walburga an.

Mit einem Schrei stürzte das Kind zu den Füßen seiner Mutter hin und weinte, weinte, als wolle die junge Seele hinfließen.

Josephine umschloß mit gefalteten Händen das Haupt der Tochter. Sie sammelte sich, ihr Angesicht ward wieder wie immer. Die Fugen ihres Grams, die einmal, endlich einmal in der ersten unbewachten Stunde auseinandergewichen waren, um Thränenfluten den Weg zu lassen, sie schlossen sich wieder. Das Kind sollte nicht sehen, daß die Mutter litt.

Walburga aber hatte es gesehen; ein Blick in das gramzerstörte Angesicht, das sie nur ruhig und still gekannt, hatte es sie gelehrt.

Ihre Thränen flossen unaufhaltsam. In ihrer Seele entstand der Vorsatz, nicht noch mit ihren eigenen Zweifelssorgen das Herz der Mutter zu beschweren. Ganz allein und verständig besonnen, wie es einem erwachsenen Menschen ziemt, wollte sie sich prüfen.

6.



ie Frauen lebten ebenso still dahin wie sonst. Die Briefe des Vaters aus Kissingen waren fast das einzige Ereignis. Sie sprachen von erheblichem Besserbefinden des Schreibers. Einmal entlockte der Inhalt des einen Josephinen ein herbes Lächeln. Ihr Gatte schrieb, daß das Hauptgespräch der Badegäste die offenkundige Verehrung sei, welche ein Graf Thilo von Rothkreuz, Sohn des Grafen Rothkreuz auf Zembowitsch, einer gewissen Schauspielerin namens Lolla Vanescay widme.

Der Sohn ihres Bruders. Wie gleichgültig konnte ihr das sein. Und doch — wieder und wieder las sie gerade diesen Brief. Ob Thilo wohl den Namen Steiner kannte? Schwerlich, denn in der Familie verschwieg man der jungen Generation ihre Heirat.

Steiner kam wieder und erzählte, daß man die Vanescay die künftige Gemahlin des Grafen genannt.

„Das wäre eine zu bittere Strafe für den Vater Thilos,“ sagte Josephine.

„Kennst du diese Familie?“ fragte Walburga erstaunt.

„Ich war ganz kurze Zeit dort Hauslehrer,“ antwortete Steiner.

Seltsam, jetzt wurde Walburga die Zeit nie lang. Das Bewußtsein „ich habe einen Bewerber“ vergiftete oder versüßte all ihre Tage.

Bekam sie vom Vater Ausschelte über flüchtige Arbeiten, dachte sie: wenn ich Heribert heirate, ist diese Frage mit dem Examen für immer gelöst.

War von Einschränkungen die Rede, um Ersparnisse zu machen, dachte sie: wenn ich Heribert heirate, ist ein Esser weniger da, für meine Zukunft ist gesorgt, und ich könnte etwas für die Eltern thun, falls Papa nicht mehr unterrichten kann.

Sie nahm nämlich ohne weiteres an, daß Heribert „furchtbar reich“ sei, weil — er so elegant war und weil seine Vettern einen reichen Vater gehabt hatten.

Thaten die Mitschülerinnen wichtig vor ihr mit gehabten Vergnügungen, dachte sie: wenn ich Heribert heirate, kann ich alles auch haben.

Kein Handeln gab es mehr, kein Denken ohne diese Nebenvorstellung.

Dabei wurde ihr der Gedanke immer vertrauter, und ihr Herz klopfte immer mehr, wenn sie Heriberts ansichtig wurde. Er begegnete ihr täglich und sprach stets einige Worte mit ihr, deren gleichgültiger Inhalt von heißflehenden Blicken begleitet wurde.

Manchmal kam er hinaus und trank den Kaffee mit der Familie, wobei er durch großen Ernst das Wohlwollen der Frau zu erringen suchte. Aber Josephine blieb bei ihrer eisigen Zurückhaltung.

Es wurde Herbst und Winter, und Walburga fing an sich zu quälen, ob Heribert wohl die bewußte Frage bald thun werde, oder ob er, wie ihr manchmal schien, anderen Sinnes geworden. — Sie wurde im Wesen verständiger, legte viele burschikosen Ausdrücke ab, die sie sonst leicht im Munde führte, lief nicht mehr tobend mit den Knaben um die Wette und anstatt sich mit ihnen zu balgen, wußte sie ihnen Gehorsam abzunötigen.



Im Hühnerhof. Studienblatt von Adolf Menzel.

Josephine sah das mit Rührung und Wohlgefallen. Sogar Steiner bemerkte, daß seine Tochter im Begriff war, eine stolze Schönheit zu werden. Oft weilte sein Blick mit besonderem Ausdruck auf ihr. Seine Seele litt, denn sein Kind trug das Haupt hoch, wie die Rothkreuze pflegten, und ihr Gesicht hatte jener Familie alle Züge abgelauscht. Sie erschien ihm oft wie aus einem der Rahmen entstiegen, die im Ahnen-





Während des Strikes. Nach dem Ölgemälde von H. Herkomer.

saal auf Zembowitsch die Frauenbildnisse umschlossen. Auch war sie hochgewachsen und stand neben der Mutter, ohne von ihr überragt zu werden.

Zur Weihnachtszeit erhielt Josephine zwei Briefe, welche einen tiefen Eindruck auf sie zu machen schienen. Walburga sah, daß auf dem einen die Handschrift Beheims stand und daß gerade dieser Brief die Wangen ihrer Mutter entfärbte. Ein neuer Zorn gegen den Jugendgefährten erfaßte sie — was brauchte er an die Mutter zu schreiben, wenn er nur unangenehmes wußte!

Die Handschrift auf dem andern Brief kannte Walburga nicht. Er war von Gerd zu Rakitsch und er schrieb:

„Teure Josephine! Zürne mir nicht, daß ich schreibe, Deinem Verbot trotzend. Aber immer sehe ich das schöne Kind vor mir, wie es auf dem Felde stand, die blau und gelben Blumen in der Hand. Sie erschien mir wie lebendig gewordene Erinnerung an Deine und meine Kindheit. Sende mir ein Bild von Deiner Tochter. Und wenn Du nicht dabei schreiben willst, so schweige. Ich ehre und verstehe alles, was Du thust.

Noch sagen will ich Dir, daß Deines Bruders Geldverhältnisse immer verworrener werden. Seine Frau ist tot, ihr Vermögen völlig verzehrt. Thilo kommt ihm stets mit neuen Schulden — man sagt, er opfere seinem „Kunstenthusiasmus“ für eine gewisse Vanescay ungeheure Summen. Kein Wunder, daß die Gesundheit Deines Bruders immer schlechter wird.

Es wäre so banal zu sagen: alles rächt sich auf Erden und Gott weiß zu strafen. Aber es gibt eine Rache und eine Strafe, die sich aus den Charakterfehlern der Sünder selbst entwickelt — falls diese nicht in reumütiger Strenge an sich zu arbeiten wissen.

Und das haben die Rothkreuze nie verstanden. Bis auf Dich, Du edle, die heftig zu handeln, aber besonnen zu tragen verstand!

Leb wohl. Immer Dein Gerd.“

Alles war Wohlthat, was von diesem Manne kam. Sein Wesen war immer das eines unaufdringlichen Trösters. Josephine dankte ihm stumm in ihrem Herzen, das gerade jetzt so wund war.

Zu Walburgas Erstaunen ging die Mutter mit ihr zum Photographen. „Es wird doch nicht für Beheim sein,“ dachte das Mädchen beunruhigt. Sie gönnte dem einst so Gehaßten auch heute noch keine Freundlichkeit. Als das Bild fertig war, erwachte eine kleine Eitelkeit in ihr, und sie konnte es garnicht begreifen, daß sie das sein sollte. Und als nach einigen Tagen wirklich ein Bild von den bestellten dreien fehlte, war sie überzeugt, Beheim habe es bekommen.

Beheims Brief aber lautete:

„Meine teure mütterliche Freundin! Seit dem Februar dieses Jahres habe ich nichts von mir hören lassen. Damals schrieb ich Ihnen, daß ich Lars traf, daß er schwer um sein Dasein kämpfe und Sie bäte, den Glauben nicht zu verlieren. Inzwischen hätte ich nur von mir zu berichten gewußt und wie unbescheiden wäre es von mir, von Ihrem so kummervollen Herzen noch Anteilnahme zu verlangen für den einstigen Pflegesohn. Mein stiller Studiengang bietet außerdem so wenig, was des Berichtens wert wäre. Es gleicht einer stetigen und ununterbrochenen Wanderung nach einem Ziel, und dies hoffe ich Ostern zu erreichen. Dann werde ich mir die Freiheit nehmen, mich Ihnen als Doktor der Philosophie wieder vorzustellen.

So garnichts habe ich von mir, desto mehr von Lars zu sagen. Seit ich Berlin verließ, bin ich in steter Verbindung mit dort geblieben. Ein guter Freund von mir ist seit einiger Zeit dem Kreis junger Litteraten nahegetreten, zu welchem auch Lars gehört. Und mein Freund weiß, daß eine Mutter um Lars zittert, und so schreibt er mir in lebhaften Schilderungen alles, was er von diesem hört und sieht.

Vor allen Dingen, teure Frau Doktorin, dies frohe: Lars hat auskömmlichen, ja beinahe reichlichen Verdienst und lebt ohne Aufwand doch wie ein Mann aus guter Gesellschaft. Im Beginn der Saison wurde — freilich an einer Vorstadtbühne — sein Drama „Angelica“ aufgeführt. Über das Stück lassen Sie mich schweigen, ich billige es nicht, sehe es aber als eine Jugendverirrung an, die man verzeihen kann. Trotz des wenig erhebenden Inhalts wurde das Drama als Beweis von hohem Talent angesehen; man verdammte es, man zischte es aus, aber man hatte doch einen neuen Schriftsteller entdeckt. Findige Redakteure und Verleger näherten sich Lars; weil sein Stück der Gegenstand heftiger Zeitungs-

debatten geworden war, blieb Lars Name acht Tage lang in aller Mund. Das ist in Berlin sehr viel — Zeit genug für einen entschlossenen Menschen, in den Sattel zu springen, wenn er sonst reiten kann. Ein Umstand kam ihm noch besonders zu statten.

Die Angelica wurde von einer Schauspielerin namens Vanescay gespielt; dieselbe hatte persönlich eine Art Erfolg, den ein Beschützer ihrer Kunst, Graf Thilo Rothkreuz, gleich ausnutzte, um ihr ein Engagement an einer großen Bühne zu verschaffen. Nun darf es aber weder diese große Bühne, noch die Vanescay, noch Graf Rothkreuz von sich sagen lassen, daß dies Engagement im Grunde nur durch die Protektion des Grafen geschah. Da liefen denn durch sämtliche Blätter Notizen wie: Lolla Vanescay, die Schauspielerin, welche bekanntlich in dem Drama „Angelica", jener genialen Verirrung des jungen Schriftstellers Lars Steiner, solchen Erfolg hatte, ist von Herrn Direktor Müllensiefen engagiert. Oder: wenn das jüngst aufgeführte Drama „Angelica" auch berechtigterweise eine totale Niederlage erlitt, so hatte doch Lars Steiner gerade in der Gestaltung der Heldin ein bedeutendes, wenn auch noch auf Abwegen wandelndes Talent bewiesen. Und wir haben dieser Jugendsünde einem neuen Stern am Theaterhimmel zu danken: die Darstellerin der Angelica, die schöne Lolla Vanescay, ist vom stets auf neue Talente fahndenden Direktor Müllensiefen gewonnen. Und so weiter und so weiter!

Lars aber war dem Augenblick gewachsen. Er merkte auch vielleicht nicht, daß man immer seinen Namen brauchte, um das Engagement der Vanescay zu erklären. Er that, was ich im Grunde nicht von ihm erwartet: er machte Concessionen. Das heißt, wie er meinem Freund erklärte, er schreibt Artikel und Novelletten, welche sich noch eben für die Feuilletons der Tagesblätter eignen. Er verbirgt da seine auf den Umsturz gerichteten Ansichten, verdient rasch und viel Geld, macht sich einen Namen und hofft dann einen Verleger zu finden für seine „wahrhaftigen" Werke.

Aber das, meine hochverehrte Frau, braucht Sie noch nicht zu beängstigen. Schon manchen sah man als Revolutionär gegen die Gesellschaft ausziehen, den Dolch im Gewande, der nachher, bei erworbenem bürgerlichem Wohlbehagen zu bequem wurde, den Dolch zu lockern. Lars wird so lange „Concessionen" machen, bis er bei männlicher Reife einsieht, daß das *Verhöhnen* der bestehenden Sitten nicht ein *Verbessern* der Sitten ist! Und daß es nur dem Maßvollen gegeben ist, förderliche Wahrheiten zu sagen.

Der edle Kern in ihm, der Geist des ehrenhaften Vaters, der Stolz seiner herrlichen Mutter wird auch in ihm eines Tages zum Durchbruch kommen. Dann wird sich zu seinem jetzigen Erfolg erst der rechte und wahre gesellen: der Beifall seiner Mutter.

Ich darf Sie nun noch fragen, wie es Herrn Doktor, wie es Ihnen geht? Und könnte der Name Walburga fehlen — wenn ich Ihnen schreibe? Das trotzige, fröhliche ehrliche Kind — wie ich es noch immer vor mir sehe. Sie liebte mich nicht sehr, die kleine Walburga, aber gerade das gibt mir Hoffnung, daß die große Walburga desto besser von mir denken wird. Eine seltsame Hoffnung, ich gesteh es mir.

Leben Sie wohl, teuerste Frau, ich küsse in Ehrfurcht Ihre Hände.

Ihr Viktor Beheim.

Doktor Steiner erfuhr nichts von diesen Briefen, die ihn tödlich erregt hätten. Die Post kam, wenn er schon zur Schule gegangen war, und so konnte Josephine, trotz der Enge ihres Hauswesens, ihm Beheims Briefe verhehlen.

Also Lars verdiente Geld. Die unglückliche Frau fühlte in ihrem Herzen die letzten zarten Keime der Hoffnung verdorren. Lars verdiente Geld! Er lebte „ohne Aufwand, aber doch gut" — seine Ehre gebot ihm nicht zu hungern, bis er der bestohlenen Mutter das Geld zurückgebracht. Er konnte froh sein und er lebte lustig — wenn Beheim dies auch schonend verschwieg — in der Gesellschaft von Schauspielern und — des Grafen Rothkreuz. Das war so, denn die Lage der Dinge mußte es mit sich bringen.

Es war ihr, als läse sie in der Seele des verlorenen Sohnes. Als wüßte sie, wie zuerst die Stimme der Ehre und Reue laut in ihm gerufen, zu schaffen und zu streben, um der Mutter die eigenmächtig entnommene Anleihe zurückzuerstatten, damit — der Schein des Diebstahls nicht mehr

als Fluch auf ihm laste. Als wüßte sie, wie heiß er ersehnt, dem Mutterauge wieder frei begegnen zu können und wie dann nach und nach die mahnende Stimme leiser und leiser geworden, wie sie zuletzt so fernher gerufen, daß Lars sie im Lärm seines Lebens kaum mehr vernahm. Nur noch nachts im Traum zuweilen und dann endlich garnicht mehr.

Und er wußte, daß die Eltern sich alles versagten, was vornehme Geister zur Erquickung von der Arbeit des Alltags brauchen, daß sie sparten und kargten um das Gespenst der Sorge von ihrer Schwelle fern zu halten.

Josephine war es, als könne sie nun nicht weiter leben mit dem Bewußtsein im Herzen. Als müßte sie vor jedermann die Augen niederschlagen und als läge eine Last auf ihrem Haupt, daß sie es tief sinken lasse.

Tagelang blieb sie stumm und bleich. Aber dann vollzog sich das uralte Wunder neu an ihr, das Wunder der unsterblichen Mutterliebe.

Sie fing an, sich an Beheims schöne Verheißungsworte zu klammern. Beheim so gut, so ernst, so klug, kannte das Leben und die Männer gewiß besser als sie, die einsam lebende Frau.

Sie ordnete sich im Geist dem jungen Beheim unter, nur um ihm glauben zu können.

Sie, die immer streng nur an die nackte Wahrheit von Thatsachen glauben und mit ihnen hatte rechnen können, fing an, sich Phantasien hinzugeben; sie malte sich aus, bis zu welcher Höhe der Leistungen Lars noch wachsen könne, wie er noch Achtung und Ansehen bei ernsten Leuten zu gewinnen vermöge und wie er dann, dann erst der Mutter wiederzukehren denke. O wie selig mußte da das Verzeihen sein.

Einst *eine* Stunde nur noch leben, im Gefühl, daß der Sohn wert befunden ward vor Gott und den Menschen — und versöhnt und entschädigt wollte sie die Qual der Jahre vergessen. —

Walburga empfand in diesen Tagen eine Vernachlässigung seitens der Mutter, und gerade jetzt hätte sie sich so gern eng an die Einzige geschmiegt.

Ihr junges Geschick drängte der Entscheidung zu. Sie sah jetzt täglich Heribert und war lange mit ihm zusammen.

Jeden Nachmittag zog sie aus, einer von den Knaben rechts, einer links neben ihr, jeder die Schlittschuhe über die Schultern gehängt, die Walburga fein säuberlich in einem Leinwandbeutelchen am Arm trug.

Das Pelzmützchen keck auf dem Kopf, um den Hals die Boa und die Hände in dem Muff, ein recht kurzes älteres Kleid und die enge schwarze Jacke an, stürmte sie vorwärts ganz kindliche Freude und in solchen Augenblicken ein Herz und eine Seele mit Lude und Fiedti.

Die drei liefen das Gelände hinab, einen schmalen, im Schnee festgetretenen Pfad entlang zwischen Feldern, an Gärtnerwohnungen vorbei und kamen an die breite, spiegelblanke Fläche des Flusses. Rings die Fluren waren weiß von längst gefallenem Schnee, der Frost war später gekommen und hatte die Oberfläche des Wassers in eine krystallklare Bahn verwandelt. Das Betreten des Flusses war an dieser Stelle nicht gestattet, denn hier gähnten große Löcher, und Männer waren beschäftigt, Eis zu hauen.

Aber die drei waren schnellfüßig und waghalsig und sausten bald dem fernen Platz zu, wo eine dichte Menschenmenge schwarz wimmelte.

Auf dem halben Wege pflegte ihnen Heribert zu begegnen, und die Knaben beeilten sich, Walburga seinem Schutz zu überlassen. Auch an dem Tage vor Weihnachtsabend geschah es so.

Walburga errötete tief. Das Herannahen des Mannes, von dem sie täglich eine entscheidende Frage erwartete, verursachte ihr immer starkes Herzklopfen. Ihre Hände bebten in den seinen, als er sie beim vereinten Weiterlauf ergriff.

„Sie sind heute sehr spät gekommen. Die Sonne steht schon tief,“ sagte er.

„Und ich habe nur eine halbe Stunde Zeit, Mutter gab mir so viel Aufträge — den Tannenbaum soll ich auch noch ausschmücken.“

„Wie glücklich meine kleinen Vettern sind, bei Ihnen sein zu dürfen, die Mutterlosen haben es gut getroffen.“

Walburga lachte.

„Lude und sein Bruder — die denken anders, sie knirschen oft, wenn Vater so strenge ist.“

Aus dem Menschenknäuel erklangen jetzt die Töne einer schmetternden Militärmusik. Die Kapelle des Bataillons war dort aufgestellt, die nicht schlittschuhlaufenden Eisbesucher bildeten einen dichten Kranz von Zuhörern.

Walburga und Heribert glitten schweigend dahin, ihre stahlbesohlten Füße nach dem Takt der Musik ansetzend.

Die Abendsonne stand rot und tief am Himmel, hinter dem langgestreckten Häuserwirrwarr der Stadt. Sie vergoldete, fast bis zur Kupferfarbe glühend, den Himmel hinter den vielen Kirchtürmen, die alle viereckig und spitz bedacht, riesenhoch oder zierlich klein, in unzähliger Menge aus dem Meer der Dächer sich emporreckten. Den tiefliegenden Fluß hinauf und hinab fingen die Abendschatten an bläuliche Nebel zu spinnen, so daß die Ferne verschleiert erschien. Vom Ufergelände, das weiß und frostig sich bis zum Flußsaume senkte, wehte es kühl. Im klaren Eise schimmerten die Farben des Himmels wieder, und von den Gestalten der Menschen, die hin- und herliefen, ging eine Spiegelung mit auf der blanken Bahn.

Die schmachtenden Klänge des Fledermauswalzers gingen lockend durch die Luft. Walburga wußte nicht, daß es der Fledermauswalzer war, aber dieser weiche Rhythmus machte sie halb heiter, halb wehmütig. Ach es war so schön, dahinzuschweben, als gäbe es keine Sorge mehr in der Welt, als wären alle Menschen nur da, sich zu vergnügen. Und wie schön das dunkle, gewaltige Städtebild vor dem goldenen Himmel und wie märchenhaft die blaue Ferne. Man hätte weinen können.

Die Musik verklang, es kam Bewegung in die Menge, Walburga und ihr Begleiter schweiften davon, zurück zu jener Uferstelle, von wo das Mädchen den Heimweg antrat.

„Morgen ist Weihnacht, teuere Walburga. Haben Sie mir kein Geschenk zu machen?“ fragte er plötzlich mit zärtlicher Eindringlichkeit.

„Ich — was sollte ich wohl — —“ stammelte sie.

Noch drei Schritte und sie waren am Ufer. Abgemähte Binsen ragten mit ihren Stümpfen eben aus dem Eise, und Walburga stützte sich mit schon vorher ausgestreckter Hand gegen einen Weidenstamm, der an der Eisgrenze stand, um nicht zu fallen.

Heribert stieß seine Schlittschuhe von den Füßen und kniete vor Walburga, ihr die Schnallen zu lösen.

„Was Sie mir schenken sollen? Die Gewißheit, daß Sie mich lieben. Denn ich weiß es längst, daß mir Ihr Herz gehört.“

Sie war dunkelrot geworden, es wollte kein Ton über ihre Lippen.

Er sprang auf und erfaßte ihre Hände.

„Lieben Sie mich, Walburga?“ fragte er fast befehlend.

„Ja — ich glaube — das muß Liebe sein,“ flüsterte sie.

Da nahm er ohne weiteres ihren Kopf zwischen beide Hände und drückte einen heißen Kuß auf ihren Mund.

Walburga stieß ihn zurück und rief: „Oh nein — oh nein!“

Heribert lachte —

„Du bist nun meine Braut und das ist mein Recht. Aber komm, ich bringe dich heim und laß uns das Nächste besprechen.“

Widerstandslos nahm Walburga den Arm. Bald konnte sie am hellen Sonnenlicht so mit Heribert durch die Straßen gehen, es war ihr Recht, sie wurde seine Braut.

Sie war beinahe besinnungslos vor Aufregung. Wie würde das Leben nun werden? Gewiß unfaßbar schön. Und wie würden die Eltern sich freuen! Endlich, endlich einmal ein Sonnenschein für die arme Mutter.

„Morgen,“ sagte Heribert, „komme ich und spreche mich mit deinen Eltern aus. Unsere Verlobung muß noch ein Weilchen geheim bleiben, aus Gründen, die deinem jungen Köpfchen nicht verständlich sind — es spielen da geschäftliche Dinge hinein. Aber ich will von deinen Eltern das Recht erwirken, als ihr Sohn täglich dich sehen zu dürfen. Wie wird dein Vater sich freuen, in mir einen Ersatz für den verlorenen eigenen Sohn zu finden.“

Daran hatte Walburga noch garnicht gedacht. Das Bewußtsein erfüllte sie nun mit seliger Freude.

Sie sahen unfern Walburgas Vaterhaus vor sich.

„Leb wohl bis morgen,“ flüsterte er, „träume von mir — leb wohl.“

Er legte den Arm um sie und wollte sie noch einmal küssen.

Sie bog den Kopf zurück und sah ihn mit flehenden Augen an.

„Vergib mir," flüsterte sie, „es kommt mir unerlaubt vor — ehe Mutter ...." sie stockte, sie wußte nicht, wie sie es sagen sollte.

„Nun," sagte er ärgerlich lachend, „die Hand wirst du mir doch schütteln können ohne vorherigen Segen."

Der Ton that ihr weh. Aber sie glaubte ihn ernstlich verletzt zu haben.

„Gute Nacht," sprach sie leise und liebevoll. Sie stand noch und sah ihm nach, die Dämmerung war schon sehr vorgeschritten, aber der helle Schnee gab doch ein blasses Licht. Ehe die Wegbiegung ihn ihrem Blick entführte, sah Heribert zurück, sah die hohe dunkle Gestalt und grüßte mit geschwenktem Hut.

Nun lief Walburga nach Hause. Aus allen Fenstern strahlte Licht. Der Vater saß in seinem Zimmer, die Mutter mochte in dem ihrigen und der Eßstube mit Weihnachtsvorbereitungen zu thun haben.

Walburga klopfte an, ihr war der ungemeldete Eintritt verboten. Aber fast noch ehe das „Herein" erklang, riß sie schon die Thür auf. Im ersten Zimmer stand ein kleiner grüner noch ungeschmückter Tannenbaum auf der Wachstuchplatte. Eingewickelte Pakete lagen daneben.

„Mutter," schrie Walburga, „Mutter."

Josephine erschien auf der Schwelle ihres Zimmers und wankte fast unter dem ungestümen Anprall, mit welchem Walburga ihr um den Hals fiel.

„Mutter — ich habe mich verlobt," jubelte sie und ließ die Mutter schon wieder los.

Sie lief an die nächste Thür.

„Vater, komm schnell — oh Mutter, bist du glücklich?"

Und zum zweitenmal warf sie sich in die Arme der Mutter.

Frau Josephine stand wie erstarrt.

„Verlobt — du — du verlobt." Ihr war, als hätte sie sich nur verhört. Das konnte doch garnicht sein, Walburga kannte ja niemand.

Steiner kam, erregt, daß man ihn so unschicklich laut gerufen und fragte:

„Was ist passiert?"



Studie von † Friedrich Kiddemann.

„Ich habe mich eben verlobt, Vater. Morgen kommt er und hält um meine Hand an,“ sagte sie stolz.

„Wer?“ fragte Josephine kurz.

„Heribert van Holten.“

„Oh mein Gott,“ rief Josephine schmerzlich aus.

Der Ton sprach so wahr von dem Gegenteil von Freude, daß Walburga plötzlich aus allen ihren Himmeln gestürzt wurde.

„Du bist nicht glücklich darüber?“ fragte sie kleinlaut.

„Wie soll ich das! Ein Mann will mir mein Kind nehmen, von dem ich nichts weiß und kenne, der mir bei seinen wenigen Besuchen nur einen ungünstigen Eindruck hinterließ. Ich soll mich freuen, daß meine Tochter mit kindischen unsicheren Händen das Los ihres Lebens ziehen will!“ sprach Josephine voll Leidenschaft.

„Aber Josephine,“ begann Steiner, dem diese Neuigkeit garnicht so unlieb war, „wie kannst du, die Gerechte, jetzt so ungerecht sein wollen, infolge deines Vorurteils gegen den Mann dich gegen eine Verbindung aufzulehnen, die doch wahrscheinlich Walburgas Versorgung bedeutet und somit uns manche bange Sorge um Walburgas Zukunft abnimmt.“

Bei der völlig unerwarteten Stimmung der Mutter war in Walburga Trotz erwacht. Sie merkte in dem Vater einen Bundesgenossen.

„Vater,“ sagte sie beschwörend, „Heribert ist ein edler Mensch und so schön und gut. Siehst du, im Sommer schon hat er mich gefragt, ob ich ihn lieben könne, bis heute hat er mir Zeit gelassen, mich zu entscheiden. Das ist doch gewiß ein Beweis von treuer Liebe und einem guten Charakter.“

Im Sommer schon! Josephine fühlte einen grausamen Schmerz. Also Monate lang war ihr Kind neben ihr hergegangen, ein Geheimnis auf der Seele. Seit Monaten hatte dieser Mann sich zwischen ihres Kindes Herz und das ihre gedrängt, die vordem durch Innigkeit und Vertrauen so grenzenlos verbunden gewesen!

Ein Haß ohne gleichen wallte in ihr auf. Das wilde Blut der Rothkreuze kochte in ihr auf, das lang gebändigte. Alles Maß fiel von ihr ab.

„Ich verbiete diesen Bund. Ich verachte den Mann. Meine Tochter wird sich nicht jemandem vermählen wollen, den ich nicht wert halte, meinen Sohn zu nennen,“ rief sie flammend.

„Mutter,“ schrie Walburga auf, und der Gatte stand wie angewurzelt.

So hatte er sein Weib nicht mehr gesehen, seit jenen Tagen, da sie im Zorn gegen die Ihren und in aufbrausender Liebe für ihn ihr Elternhaus verlassen hatte.

„Mutter, ich liebe ihn!“ rief Walburga.

Und die rasende Frau konnte die Worte nicht hemmen auf ihren Lippen, die Angst um ihr Kind raubte ihr die Besinnung.

„Liebe — du liebst ihn!“ sprach sie heftig, „weißt du, was Liebe ist? Deine thörichte Phantasie und dein junges Herz, das vorwärts drängt, hinaus in das Leben und in die Welt, die haben dich umgarnt. Und daneben ging das Werben jenes Mannes — bis du von Sinnen kamst, bis dein Kinderherz nicht wußte, was es wollte, und zuletzt die Unruhe für Liebe nahm.“

Walburga schauderte.

„Aber solche Liebe, die keine ist — sie verflackert wie ein Feuerwerk. Dann kommt das lange, lange Leben und jeden Tag fühlst du es, einem Galeerensklaven gleich bist du an den Irrtum deiner Jugend gekettet. Deine Seele schreit nach Freiheit, dein Herz lechzt nach der Liebe — nach jener wahren Liebe, die freudig mit dem Erwählten alle Daseinslasten trägt, nach jener Liebe, die das Wort Pflicht nicht kennt, weil ihr jede Aufgabe nur eine Freude ist. Aber du hast dich verkauft, als redlicher und als sittlicher Mensch mußt du dich selbst töten, um nur in dem zu leben, was du dir einmal erwähltest — als du zu jung warst, die Wahl zu ermessen. Ich bin deine Mutter, von Gott und der Natur dir vorgesetzt, um über dich zu wachen. Ewiger, ich danke dir, daß ich lebe und meine Tochter vor Unglück bewahren kann.“

Der Mann, der reglos auf der Schwelle stand, war fahl geworden. So hatte er endlich, endlich einen Blick in die verschlossene Seele seines Weibes gethan! So wußte er endlich, daß sie in Ketten neben ihm ging.

Walburga aber, derselben heftigen Gefühle fähig wie die Mutter, rief mit der Schlagfertigkeit, die kindlichen Seelen zuweilen eigen ist:

„Aber nicht immer wissen die Mütter, was für das Herz der Tochter das Rechte ist. Und du, die du keine Mutter mehr hattest, als du wähltest, hast doch auch aus dir selbst das Rechte getroffen."

Bei dem Anruf fuhr die Frau erschrocken zusammen. Sie sah um sich — wie wirr, sekundenlang.

Dann faßte sie sich und mit der ungeheuern Kraft der Selbstbeherrschung, welche ihr eigen geworden, sprach sie:

„Deinen Vater kannte ich genau aus täglichem Verkehr, ich hatte ihn bei seiner Arbeit beobachten können, und jedermann ehrte und achtete ihn als einen festen Charakter."

Nach diesen Worten seufzte sie hoch auf. Sie war in Gefahr gewesen, ihr Geheimnis zu enthüllen und glaubte mit diesen schönen rühmenden Worten es wieder tief, tief zugedeckt zu haben.

Nur vor den Augen der Tochter. Der Mann stand noch immer, wie von einem Schlage getroffen.

„Von diesem Heribert van Holten aber wissen wir nichts. Ich mag ihm Unrecht thun. Die Stimme des Vorurteils kann lügen — obschon ich an das prophetische Gefühl eines Mutterherzens glaube. Wir werden ihm nachforschen — seinem Leben und Charakter. Dein Vater wird so gut sein, ihm zu schreiben, ihn zu bitten, daß er mit seiner Werbung zurückhalten möge, bis wir Auskünfte erhalten haben."

Walburga stand da wie ein Schulmädchen, das man gescholten hat. Ihr Gesicht trug mehr einen trotzig schmollenden, als einen unglücklichen Ausdruck.

Josephine hatte sich ganz wieder gefunden. „Beschäftige dich. Putze den Tannenbaum auf. Laß alle Gedanken. Deine Eltern wollen dein Glück," befahl sie in ihrer knappen Art, der aber durch die Wärme des Ausdrucks das Herbe genommen wurde.

Walburga ging zögernd in das Eßzimmer. Sie setzte sich an den Tisch und zog sich einige Düten heran. Während sie aus diesen das Zuckerwerk entnahm und rote Bändchen an dasselbe band, konnte sie doch nicht dem Befehl der Mutter folgen und sich aller Gedanken entschlagen.

Vielmehr gingen diese rastlos umher, zauberten die ganze Vergangenheit und die ganze Zukunft herbei und hielten sie nebeneinander wie eine Ware, zwischen welcher man kaufend zu wählen hat.

Wenn aus der Heirat mit Heribert nichts wurde, dann ging also das Leben immer und ewig in immer dem gleichen Trott so weiter, wie es gegangen war, seit Walburga denken konnte. Morgens schleunig aufstehen, wenn man ums Leben gern noch ein Stündchen gewacht hätte im warmen Bett — dann eins, zwei, drei den Kaffee hineingetrunken und gelaufen, daß man nur zur rechten Zeit in die Schule kam, um zu lernen oder später um zu lehren. Mit oder ohne Examen — es hieß unterrichten, es kam nur in den Fächern und bei der Höhe der Bezahlung ein Unterschied heraus. Und alle Nachmittag Vorbereitungsarbeiten und nie, nie ein Vergnügen, eine Reise, ein Ball, eine Gesellschaft. Immer nur abends die Schulgespräche vom Vater und das Schweigen der Mutter.

Walburga kam es vor, als wenn ihr dies Leben so zuwider sei, daß sie es keine Woche mehr aushalten könne. Lieber tot, als es für immer so haben zu müssen.

Unvernunft, Undankbarkeit und Trotz nahmen ganz Besitz von ihrer jungen Seele.

Die Zukunft neben einem so hübschen und eleganten Gatten ließ sich wie der Gang durch einen Rosengarten an.

Es war kaum auszudenken, daß es Eltern gäbe, oder vielmehr eine Mutter, welche so ungerecht, so hart sei, der einzigen Tochter die ganze Zukunft zu ruinieren.

Aber die Mutter war die Frau darnach, ihren Willen um jeden Preis durchzusetzen, wenn auch Walburgas Herz bräche.

Hier konnte Walburga in den Betrachtungen über all ihr Unglück nicht weiter — sie legte den Kopf auf den Tisch und weinte. —

Ihre Mutter und ihr Vater waren in des letzteren Zimmer zusammen.

„Schreibe gleich den Brief, ich bitte dich." sagte Frau Josephine, „sonst habe ich keine Ruhe."

Steiner setzte sich an seinen Schreibtisch. Sein Gesicht sah elend und scharfzügig aus. Er dachte nicht daran, seiner Frau zu widersprechen.

„Was soll ich schreiben?"

„Schreibe, wie du willst, nur laß den Sinn sein, daß wir ihn bitten, mit der

persönlichen Werbung zu warten, bis wir ihn beriefen, und daß wir Walburgas Zusage an ihn noch nicht bestätigen könnten."

Josephine stand und sah der schreibenden Feder zu, die zierlich kleinste, deutliche Buchstaben in tadelloser Reihe neben einander setzte.

„Und der Brief soll gleich fort," sagte sie, als Steiner geendet hatte.

Das Mädchen wurde gerufen und lief nach dem nächsten Postkasten.

Als Steiner sorgsam seine Feder gereinigt hatte, drehte er sich in seinem Stuhl halb um.

„Es ist selbstverständlich unsere Pflicht, in solcher Sache zögernd und vorsichtig zu sein," hob er an, „anderseits, liebe Josephine, dürfen wir uns nicht verhehlen, daß eine wohlhabende Heirat Walburgas für sie wie für uns ein Glück ist."

Josephine, die sich eben beruhigt und erleichtert gefühlt hatte, fing sogleich an, erregt zu werden.

„Du willst diese Heirat in Schutz nehmen, nur weil sie Vorteile bringt? Du willst einer Geldheirat das Wort reden?" fragte sie.

„Da Walburga ihn liebt, wäre es doch keine Geldheirat. Und wenn selbst das! Werden denn alle glücklich, die aus Liebe heiraten?" fragte er entgegen mit einer seltsam schweren Betonung.

Ihr Blick irrte an ihm vorbei.

„Walburga ist zu jung," sagte sie, „und wie sollten wir das Kind schon aussteuern? Als völlige Bettlerin mag ich sie nicht in eine fremde Familie treten lassen; wenn dieser Heribert auch vielleicht im ersten Rausch ihrer Schönheit ihre herrlich reine Seele als einen Millionen aufwiegenden Schatz ansieht, — seine Familie wird nach der Mitgift, oder wenigstens nach der Aussteuer fragen!"

Ihr Gatte, sie begriff es, war ganz für die Heirat. Eine große Angst stieg in ihr auf, daß sie ohnmächtig bleiben könne gegen Vater und Tochter. Die Erregung in ihr wuchs zum zweitenmale zur heftigen Leidenschaft an.

„Du vergißt," sprach Steiner mit dem freudigen Stolz des Sparsamen und Fleißigen, der endlich seine Ernte hält, „daß wir in den letzten drei Jahren jedesmal nahezu achthundert Mark zurücklegen konnten."

„Mit zweitausendvierhundert Mark," rief Josephine bitter auflachend, „kann man heute kaum einen eleganten Salon ausstatten."

„Wenn sie nur ihre persönliche Aussteuer gediegen hat. Das mag genügen. Und wir haben ja noch die fünfzehnhundert Mark von den Juwelen deiner Großmutter; mit Zinsen müssen es schon siebenzehnhundert . . . mein Gott, was ist dir!"

Steiner sprang auf. Das Gesicht seiner Frau entsetzte ihn.

Es war verzerrt, die Augen funkelten ihn an. Sie sah aus, wie eine Rasende.

„Das Geld — mein Geld — den Notgroschen seiner Mutter — den hat Lars — gestohlen," stammelte sie.

Der Mann fuhr zurück. Von seinen Lippen kam ein gurgelnder Laut. Er streckte die Hände vor, mit bittender Bewegung. Die Frau sollte das Wort zurücknehmen — das fürchterliche Wort, daß sein Sohn ein Dieb sei.

Keine Silbe konnte sich losringen von seinem Mund, seine Zähne schlugen gegeneinander. Er rang mit sich, eine unaussprechliche Qual schien ihn ersticken zu wollen.

„Mein Gott," schrie die Frau auf, „fasse dich — oh, daß es mir entfuhr!"

Er schüttelte die Hände in der Luft, sonderbar mit dem Kopfe dazu nickend.

Und als sein Weib ihn tröstend in ihre Arme nehmen wollte, fiel er schwer vornüber, so daß sein Gewicht für ihren starken Arm selbst zu bleiern wurde und sie alle Kraft anwenden mußte, den Sturz zum Hinsinken abzuschwächen.

So lag er am Boden. Zäh hatte er seinen schwachen Körper verteidigt gegen alle Sorgen, alle Arbeit, allen Gram. Aber der Blitzstrahl der Erkenntnis, daß sein Sohn die eigene Mutter bestohlen habe, warf ihn hin zu den Toten oder Unfähigen.

Denn Josephinens Gatte war vom Schlag getroffen.

Sie kniete neben ihm, das Haupt tief gebeugt, die Hände gefaltet, das Auge thränenleer.

Voll Gram und Angst sah sie auf die geschlossenen Lider herab.

Sollten sich diese nie mehr öffnen? Die heiße Bitte flammte in ihrem Herzen auf, daß es ihr noch vergönnt sein möge, ihm wohlzuthun.



† Dr. Thompson, Vorsteher des Trinity College zu Cambridge.
Nach dem Schabkunstblatt von Hubert Herkomer.

Die Liebe, sie wußte es selbst in dieser Minute, war lange tot. Aber ihre edle Schwester, die Barmherzigkeit, erfüllte die Seele dieser Frau und machte sie weich und demütig.

Josephine stand auf. Mit schweren Füßen ging sie zur Thür.

Ihr Hilferuf schreckte die Tochter aus kindischem Kummer auf und berief sie zum Ernst des Lebens.

7.



Es war Weihnachten. Im Hause des Oberlehrers Doktor Steiner stand das unfertige Tannenbäumchen. Niemand hatte ein Fest gefeiert: die Knaben machten sich wenig daraus, denn die reiche Sendung ihres Vormundes stand ihnen mit ihrem süßen Inhalt nun völlig unbeaufsichtigt zur Verfügung, auch naschten sie das für den Tannenbaum bestimmt gewesene Zuckerwerk weg, ohne einen Tadel zu bekommen und trieben sich den ganzen Tag auf dem Eise umher. Die Dienstmagd war erst sehr mürrisch gewesen, weil sie fürchtete, um ihren Ausgehetag zu kommen, aber Walburga nahm ihr alle Arbeit ab.

Walburga ging im Hause umher, wie eine Geistesabwesende. All ihre Sinne waren wie von einer Erstarrung umfangen. Weder konnte sie so recht traurig und sorgenvoll um den Vater sein, noch sehnsuchtsvoll an Heribert denken, noch irgendwelche Pläne machen, oder Hoffnungen fassen. Ihr junges Herz war gleichsam gelähmt von der ersten Erfahrung, daß im Menschenleben das Unberechenbare einen unheimlichen Platz hat.

Sie war so ganz mit ihren Wünschen und ihrem vermeintlichen Unglück beschäftigt gewesen, als dies Ereignis eintrat, an das niemand gedacht.

Wozu sich noch sorgen, wozu lieben, hoffen, trauern! Morgen oder heute noch konnte ja wieder ein Unglück kommen, oder gar der Tod.

Diese anteillose Stimmung hielt länger an, als man bei ihrer Jugend hätte denken können. Es war auch niemand da, welcher durch ein Wort oder einen Blick sie von dem Bann erlösen könnte.

Einmal steckte Lude ihr ein Briefchen von seinem Vetter Heribert zu.

„Heißgeliebte," schrieb er, „Deine Eltern sind ja unglaublich pedantisch. Durch die Erkrankung Deines Vaters fürchte ich, wird die formelle Segenserteilung erst recht hinausgeschoben. Du aber bist mein heimliches Bräutchen und es ist unser Recht, uns zu sehen. Komm morgen Abend, wenn Du irgend kannst, auf die Chaussee, wo der Weg zum Fluß abgeht. Dort werde ich mit einer Droschke halten. Wir können doch, wenn wir eine Stunde spazieren fahren, uns in Ruhe aussprechen. Ich erwarte Dich und sende Dir tausend Küsse. — Dein H..."

Walburga wurde dunkelrot bei diesem Brief. Ihr Herz klopfte sehr, und eine seltsame, ihr völlig unerklärliche Erregung ging ihr quälend durch alle Adern.

Vielleicht war es die Sehnsucht nach dem Trost, den Heribert ihr geben würde, nach den Worten der Liebe und Bewunderung, die er stets für sie hatte.

Ganz kurz fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf: Mama würde kaum bemerken, daß ich fort bin, wenn ich zwischen fünf und sieben ginge.

Aber dann zitterte sie. Eine tiefe Scham kam in ihre Seele. Wie hatte sie nur einen Augenblick daran denken mögen, etwas Heimliches zu thun!

„Sage, Heribert," sprach sie zu dem wartenden Knaben, „daß ich nicht will, was er mir schreibt."

Sie sagte nicht einmal, „ich kann nicht" oder „ich mag nicht," sondern einfach und geradaus „ich will nicht."

Darnach versank sie wieder in ihre Teilnahmlosigkeit an allem, selbst am eigenen Geschick.

Josephine hatte keine Zeit, an das Geschick und den Seelenzustand ihrer Tochter zu denken. Wie nebensächlich erschien ihr in diesen Tagen der erste Herzensroman des Mädchens. Wunden in einer noch nicht siebzehnjährigen Seele heilen so schnell.

Hier aber, auf dem Schmerzenslager, neben welchem sie wachte, stand mehr auf dem Spiel. Hier rang der Tod mit ihr um den Mann, der gelähmt und bewußtlos dalag.

Der freundliche alte Doktor Hillermann hatte mit seinem Lächeln, welches immer wie frohe Verheißung aussah, gesagt:

„Nur immer Courage, meine Liebe. Es wird schon werden. Er ist zäh, unser guter

Steiner. Er wird uns mit seiner Natur helfen bei der Pflege. Wir bekommen ihn durch."

Die Frau saß wie ein Bild von Stein neben diesem Krankenbett, welches man unten in des Mannes Arbeitsstube aufgeschlagen hatte. Ihre Augen wachten über dem schweren, gelähmten Körper, der nicht wie der eines Menschen, sondern wie eine hölzerne Figur dalag. Kein Atemzug, kein leiser Laut entging ihr.

Solche Nächte sind lang, und in ihrem bangen Schweigen werden die Stimmen des Innern laut.

Auch zu der blassen Frau mit dem ehernen Gesicht redeten sie, diese Stimmen, und sprachen vorwurfsvoll zu ihr, von allem, was gewesen.

„Hast du immer deine Pflicht an diesem gethan?" fragten sie.

„Ja," antwortete die Frau ehrlich und doch verzweifelt, „ja, ich habe sie gethan. Ich dachte und ich lebte nichts anderes als Pflicht, immer nur Pflicht."

Und dann war es ihr, als ob jemand in ihr Ohr die weitere Frage flüsterte:

„Hast du diese Pflicht auch mit Freuden gethan?"

Und darauf hatte ihr Herz keine Antwort, sondern nur ein zagendes Verstummen.

Die Frau erkannte es, daß auf der Pflichterfüllung ohne Freude kein Segen ruht. Sie forschte erbarmungslos in ihrem Gedächtnis nach und war sich selbst eine strenge Richterin.

Nun waren vierundzwanzig Jahre vergangen, seit sie dem Manne gefolgt, der krank und gebrochen vor ihr lag. Damals waren die nun scharfen, spitzen Züge seines Gesichtes fein gewesen, und das kluge Auge hatte sie belebt. Sein ernster Pflichteifer seinem Zögling gegenüber erschien als doppelt bewunderungswerte Eigenschaft in einer Umgebung, wo jedermann nur auf eigenen Vorteil und rauschenden Lebensgenuß bedacht gewesen. Der Gegensatz war ihm zur Folie geworden.

Josephine, welche unter Landjunkern aufgewachsen war, die nur an Pferden, Spiel und Gelagen Lust fanden, hielt die höhere Bildung, die berufsmäßige Beschäftigung mit Wissenschaften allein schon für einen Beweis von geistiger Bedeutung.

Ihre heftige Natur empfand die ganze ungesunde Lage im zerrütteten Vaterhaus gleich einem demütigenden Kerkerzwang. Sie sehnte sich nach Freiheit und nach Frieden um jeden Preis. Nach einem Dasein, welches nicht bedrängt war von mahnenden Gläubigern, von der Pflicht Glanz zu erlügen, von der Gefahr an einen ungeliebten Gatten verkauft zu werden.

Und sie sah sich von dem Lehrer ihres Bruders geliebt. Er, der Bescheidene, würde aber nie gewagt haben, um sie zu werben, wenn sie selbst sich ihm nicht eines Tages in die Arme geworfen hätte, Trotz, Verzweiflung, Sehnsucht im Herzen, mit einem Hilfeschrei nach Veränderung auf den Lippen.

Ja, heute, nach so viel Jahren wußte die Frau es und sagte es sich schonungslos: es war vor allem der Durst nach Veränderung gewesen, die Furcht vor der Zukunft in ihrem angeborenen Kreise. Sie wollte hinaus aus ihrer Welt, in welcher sie nur Lüge und Roheit zu finden gemeint.

Und lange wußte sie auch dies: niemand kann je der Zone ganz entfliehen, in welcher er geboren ist. Die Spuren seiner früheren Erziehung, seiner ersten Lebensgewohnheiten, seiner Jugendeindrücke schleppt der Mensch überall mit sich, wie der Vogel seine Federn, wenn man ihn auch unter anders Befiederte bringt. Im fremden Käfig bleibt er ein fremder Gast, lernt er gleich mit den neuen Gefährten aus demselben Näpfchen picken und dieselbe Weise pfeifen.

Diese Erkenntnis war Josephinen schon aufgedämmert in jenen ersten Tagen, welche sie bei der Mutter ihres späteren Gatten verlebte. Im Einverständnis mit ihm war sie zu dieser geflohen, um unter ihren Augen sein Weib zu werden. Die alte ärmliche Frau hatte sich in Freude und in Demut fast erschöpft über die vornehme und romantische Heirat, die ihr einziger Sohn thun durfte. Für sie blieb Josephine immer die Gräfin Rothkreuz, und diese kindische Unterordnung unter einen Titel, den Josephine verächtlich von sich geworfen, wurde der stolzen und geraden Seele des jungen Mädchens beinahe widerwärtig. Hier, am Lager ihres Gatten, errötete sie noch, in Erinnerung an all die täglichen, kleinen peinlichen Eindrücke, welche ihr im Zusammenleben mit der Mutter und dem Sohn geworden.

Sie verachtete sie fast wegen ihrer Enge, sie arbeitete an sich, sie fragte verzweiflungs-

voll, ob solch Empfinden denn eines denkenden vornehmen Menschen würdig sei und dennoch — es war stärker als ihre erkennende Einsicht gewesen. Die kleinen schlechten und unsicheren Angewohnheiten und Manieren der beiden hatten zuerst ihren Rausch ernüchtert.

Wie oft war sie für ihren Mann und seine alte Mutter verlegen geworden. Und jede Verlegenheit ließ eine Kälte zurück.

Herzensgüte ist mehr als gute Form, ein lauterer Charakter wertvoller als Sauberkeit.

Das wußte Josephine so genau, wie jeder gebildete Mensch.

Und dennoch — denkt eine Frau entschuldigend an den guten Charakter des Mannes in den Augenblicken, wo seine vernachlässigte Erscheinung sie zurückstößt?

Steiner kannte von seiner Erziehung her nur die Notwendigkeit, sich für andere und Sonntags sorgfältig zurecht zu machen. Sparen war auch in seiner Mutter Leben das Hauptwort gewesen. Die alte Frau dehnte dies vor allem auf die Wäsche aus.

Josephine aber war von denen, die lieber trockenes Brot essen als Unästhetisches ertragen.

In diesen langen Nächten überwältigte die Frau der Gedanke, daß ein Menschendasein, ein ganzes, edles, verheißungsvolles Menschendasein zerschellen kann an Kleinigkeiten!

Und später, als allgemach die unsichtbare Scheidewand zwischen ihr und dem Gatten so hoch geworden, daß nichts mehr sie niederreißen konnte, da kam ein neues, feines, vornehmes Gefühl in dies Frauenherz: das der Scham.

Sie schämte sich vor sich selbst, irrend eine Entschließung für das Leben gethan zu haben; sie schämte sich, einem Manne zu eigen gewesen zu sein, den sie nicht liebte.

Und diese Scham gab der Frau eine herbe, fast jungfräuliche Zurückhaltung.

Schweigend, ergeben, hoffnungslos war sie ihren Weg fortan gegangen, nur der Pflicht lebend.

Und dabei waren sie immer weiter auseinandergewachsen, er und sie. Ohne Teil haben zu dürfen an der größer und freier gewöhnten Seele seiner Frau, wurden die Jugendeindrücke und Angewohnheiten immer mächtiger in ihm. Sein Beruf drängte ohnedies zur Einseitigkeit, und so schritt unaufhaltsam die Verknöcherung seines ganzen Wesens fort.

Er ward ein freudloser Mann und da er nur des Broterwerbes wegen, nicht aus innerem Drang Lehrer geworden war, fing er an, sich als solchen für unfehlbar zu halten. Der wahrhaft Berufene, sei es auf dem Katheder oder in der Kunst, bleibt immer ein Strebender, vor sich selbst noch Unfertiger. —

So lebte Josephine vier Tage und Nächte, allem abgewandt, voll brütender Gedanken, am Bett ihres Gatten. Und in diesen Rückblicken wuchs das Gefühl der Barmherzigkeit für ihn und erfüllte ihr ganzes Wesen, wie mit innerem Licht.

Dann kam die Stunde, wo der alte Doktor Hillermann glücklich lächelnd sagte, indem er Josephinen, als sei sie ein Kind, väterlich auf die Schulter klopfte:

„Nur immer Courage. Ich hab's ja gewußt, er kommt durch. Freilich, meine Liebe, arbeiten kann Ihr Mann nicht wieder, er dürfte an seinen Gliedmaßen gelähmt bleiben. Aber der Verstand und das Leben ist doch da. Sie behalten ihn."

Doktor Hillermann würde mit demselben froh befriedigten Ton gesagt haben:

„Es geht zu Ende, meine Liebe. Nur immer Courage. Danken wir Gott, daß er unseren armen Kranken von einem qualvollen Dasein mit lahmen Gliedmaßen erlöst."

Josephine aber saß noch lange wie versteinert vor Schreck.

Sie sollte den Mann behalten, sie durfte ihn noch pflegen, ihm wohlthun, ihm lächelnd Güte erweisen — oh, dafür wallte es dankbar in ihrem Herzen auf.

Aber dann kam der Schreckensgedanke, was werden würde.

Lars, der Sohn, verloren und verdorben! Der Mann und Vater erwerbsunfähig. Die Tochter zu jung, zu unfertig, um sich allein zu ernähren.

Die beiden Pensionäre mußten entlassen werden, denn man konnte ihnen keine Erziehung angedeihen lassen.

Aber wie, wenn Walburga heiratete! Josephine erhob das Haupt. Sie atmete tief auf. Es war, als ginge ein Recken und Dehnen durch ihre Gestalt, als sie sich nun entschlossen aufrichtete.

Das Schicksal fand diese Frau immer gerüstet. Sie hatte ein festes Gottvertrauen



Studie von † Theodor Gresse.

in ihrer Seele und sie vermeinte, daß niemandem mehr auferlegt wird, als er tragen kann. Tagelang hatte sie die Summe ihres Lebens gezogen und gefunden, daß sie keine Reichtümer gewonnen, weder für ihr Herz, noch für ihren Geist.

Aber da kam die Stunde, wo noch mehr von ihr gefordert wurde, und sie war still gefaßt bereit, alles auf ihre Schultern zu nehmen. Kleinliches Verzagen kannte sie nicht.

Ihr Geist war wach, und alle ihre Verstandeskräfte regten sich.

Zuerst, das war ihr klar, galt es, die schwebende Frage über ihres Kindes Geschick ins Reine bringen.

Sie berief Walburga zu sich.

„Mein Kind," sagte sie zu der befangen vor ihr Stehenden, denn Walburga hatte sich der Mutter fern gehalten, „ein schweres Unglück hat uns getroffen. Dein Vater wird leben, aber als ein Unfähiger. Ich muß dir Vater und Mutter zugleich sein. Nicht will ich in Vorurteilen blind handeln. Ich will an den Vormund der Knaben schreiben, daß er sie fortnimmt und zugleich ihn, der doch die van Holtens kennt, fragen, wie er über Heribert und eine Ehe zwischen dir und ihm denkt. Bist du zufrieden?"

Walburga war erblaßt. Sie warf sich in die Arme der Mutter. Sie fühlte in diesem Augenblicke nichts, wie ungeheures Mitleid mit der Schwergeprüften. Die heißen Thränen ihres Kindes sagten Josephine, daß die kurze Entfremdung überwunden sei.

„Vergiß nie, Walburga," flüsterte Josephine, „daß du mein einziges Glück noch auf dieser Erde bist. Laß mir immer einen Platz in deinem Herzen."

Ihr Auge war feucht, und ihre Lippen zitterten.

Aber es hieß stark sein und besonnen handeln. Es galt jetzt und immer die Weichmütigkeit von sich zu halten. Der Brief an den Vormund wurde geschrieben. Josephine, von der Sorge bewegt, daß der bequeme Mann versuchen möchte, die Knaben ihr dennoch zu lassen, indem er ein be-

sonderes Vertrauen gerade zu ihr zu haben vorgab, betonte sehr eindringlich, daß ihr nicht nur die Zeit, sondern auch die Neigung fehle, die ungeberdigen Knaben zu überwachen. Dann aber zögerte ihre Feder. Ihr widerstrebte es, die Herzensangelegenheit der Tochter dem fremden Mann zu unterbreiten. Nach langem Besinnen schrieb sie endlich:

„Sie, hochgeehrter Herr, haben uns seit so vielen Jahren ein großes Vertrauen bewiesen, indem Sie uns Ihre Mündel übergaben. Darf ich mir daraus das Recht leiten, ein offenes Wort von Ihnen zu erbitten, dessen Aussprache auch wieder ein Beweis von Vertrauen? Halten Sie Heribert van Holten für einen charaktervollen Mann, dem man ohne Bedenken ein trefflich beanlagtes, noch sehr junges Mädchen vermählen kann?"

Als dieser Brief fort war, zog eine Art freudiger Ergebenheit in Josephinens Brust ein.

Sie zweifelte beinahe nicht, daß die Antwort eine für Heribert günstige sein werde, denn nach der Art vielgeprüfter Menschen nahm sie immer das für sie Unerwünschteste als das wahrscheinlich Eintreffende an. Aber sie war bereit, für die Tochter alles zu ertragen, selbst die Pein, einen Mann als Sohn anzunehmen, der ihr tief zuwider war. Wenn Walburga dadurch nur Glück und Sorglosigkeit fand.

Bis vor kurzem noch hatte sie immer in ihren Gedanken mit Gott und dem Schicksal gehandelt, sie hatte ihre Entsagungen nachgerechnet und dafür in ihrer Tochter Entschädigung verlangt. Nun aber, in den Tagen der stillen Selbsteinkehr am Lager ihres Gatten, waren diese Schlacken der Selbstsucht von ihrer Seele gefallen, so daß ihr die schmerzliche Empfindung über diesen Schwiegersohn nebensächlich erschien, bei dem Gedanken, daß Walburga durch eine ungünstige Antwort leiden könne. Vielleicht kam auch uneingestanden die Hoffnung hinzu, die junge Tochter vor der Not des Lebens geschützt zu sehen. Josephine selbst zuckte nicht mit der Wimper, wenn sie an die Sorge der Zukunft, an Armut und Hunger dachte. Aber die Vorstellung, daß die Tochter die Armut teilen und mit leiden solle, machte ihr das Herz erbeben.

Die Antwort auf den Brief lief umgehend ein. Aus ihr sprach in jeder Zeile der Mißmut über die Last, welche aus der nötigen Neuversorgung der Knaben dem Vormund erwuchs. Er bat unter Seufzern über seine enorme Geschäftsfülle Josephine, doch eine andere Pension zu besorgen, welche Bitte er wieder mit dem Kompliment des unbegrenzten Zutrauens bemäntelte. Nebenbei äußerte er ein Wort des Bedauerns über Steiners Erkrankung und ganz zuletzt fand er Zeit zu einer Zeile über Heribert. „Der mir sehr wenig bekannte junge Herr dürfte kaum schon seine Hörner abgelaufen haben."

Josephine lächelte bitter in sich hinein. Das war so recht der Brief eines Alltagsmenschen, dem jammernd die eigene kleine Unbequemlichkeit bedeutender erscheint, als das schwere Unglück des Nächsten.

Eine kurze Ratlosigkeit überfiel Josephine. Wen nun fragen?

Außer dem alten Doktor Hillermann kannte sie niemand. Ihr blieb keine Wahl und er als Arzt mit großer Praxis konnte auch am ehesten erhorchen, was er nicht selbst wußte.

So bat sie den alten Herrn denn um eine genaue Auskunft über den jungen van Holten und war genötigt, der liebenswürdigen Neugier des Doktors die Wahrheit zu sagen.

„Natürlich, meine Liebe," sagte der Alte mit seinem fröhlichsten Lächeln, „natürlich kenne ich den van Holten. Welches Glück, daß Sie mich fragen. Es wird sich ohne Zweifel alles zum Besten wenden. Unter Ihrem vortrefflichen Einfluß wird der junge Mann den Ernst des Lebens verstehen lernen. Wie innig freut es mich, daß er demnach die Hoffnung auf eine Heirat mit Miß Laue — Sie wissen von der reichen Amerikanerin, welche bei meinem Vetter August Hillermann wohnt? — daß er die aufgegeben hat. Es nimmt mich für ihn ein, daß er nicht nach Geld freien will. Freilich, freilich, da wird er in seinem Geschäft tüchtig arbeiten müssen, wenn er vorwärts will. Aber er wird schon vorwärts kommen — für ein Weibchen arbeitet sich's segensvoll. Ein alter Erfahrungssatz: gebt einem leichten Menschen liebe Pflichten und er wird Euch ein Mustermensch."

Josephine stand mit dem Doktor an

der Thür zum Krankenzimmer und hatte den Klopfer in der Hand behalten.

Sie sah den freundlich redenden alten Mann mit immer größeren, bangen Augen an.

„Herr Doktor," sprach sie mit rauher Stimme, „was Sie mir sagen, klingt so wenig verheißend, daß ich Sie bitten muß, Ihre — Ihre — versöhnende Ansicht einmal ganz beiseite zu lassen und mir ohne jegliche Hoffnungszuthat Ihrerseits die Wahrheit über diesen Mann zu sagen. Das Lebensglück meiner Tochter steht auf dem Spiel."

„Aber gewiß, meine Liebe," versprach Doktor Hillermann freudig, „morgen bringe ich Ihnen Authentisches, nebst Namen als Bürgen meiner Auskunft. Wie gern ich Ihnen diene, wissen Sie."

Walburga wußte, daß ihre Mutter über Heribert mit dem Doktor gesprochen hatte. Scheu kam sie herein und sah das bekannte, verschlossene, undurchdringliche Gesicht. Vergebens suchte das Kind einen Blick aus dem Mutterauge. Josephine wich dem fragenden Blick ihrer Tochter aus.

Der Tag schlich bleiern hin unter der Ahnung eines Unglücks. Walburga besorgte den Hausstand, Josephine versah mit genauer und gesammelter Aufmerksamkeit die Pflege des Gatten.

Er hatte sein Bewußtsein wieder erlangt. Aber mit der Selbstsucht des Kranken gingen seine noch mühsamen Gedanken nicht über seinen eigenen Zustand hinaus. Er fragte nach nichts, schien sich um nichts zu sorgen, und die einzige Äußerung von Regsamkeit, die er gab, war zuweilen ein kleines, mattes Lächeln der Dankbarkeit, wenn Josephinens feste und sanfte Hand ihm wohlthat.

Am Abend brachte der eine von den Knaben für Walburga einen kleinen Blumenstrauß und einen Brief.

„Ich fange an zu verzweifeln, meine süße Walburga. Liebst du mich denn überhaupt? Ich frage es und wenn ich noch daran glauben soll, bitte ich noch einmal und zum letztenmal: komm morgen Abend um fünf Uhr an die neulich bezeichnete Stelle."

In Walburgas Herzen entspann sich ein schwerer Kampf. Eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Gewißheit überkam sie. Dies unentschiedene Warten war fürchterlich. In dem trüben, drückenden Ernst dieser Tage kamen ihr nachträglich alle mit Heribert verplauderten Minuten wie lauter Sonnenschein vor.

Ihr Zögern entging dem schlauen Jungen nicht. Er lauerte förmlich auf den Augenblick, wo sie „ja" sagen würde. Im Wunsch, ihrem Entschluß nachzuhelfen, sprach der Knabe:

„Heribert sagte auch noch, deine Mutter sei ein scheußlicher Drache und ein Tyrann, der dich unerlaubt einsperrt. Du sollst dich nicht an die viel kehren."

Walburga fuhr zusammen. Das rasche Entsetzen über die rohe Äußerung setzte sich augenblicklich in eine That um. Sie gab dem Jungen eine schallende Ohrfeige.

„Das kann Heribert nicht gesagt haben."

„Doch," heulte er hinter ihr drein.

Walburga hörte es nicht und hätte es auch nicht geglaubt. Sie ging mit raschen Füßen zu ihrer Mutter, welche sie am Tisch im Krankenzimmer fand. Die einseitig verhängte Lampe ließ das halbe Zimmer im Dunkel und beleuchtete die Finger der emsig nähenden Frau.

Walburga legte zwei Briefe auf den Tisch.

„Da, Mutter," sagte sie leise, „der eine ist von heute, der andere ist vier Tage alt. Nimm sie zu dir. Es drängt und quält mich; in meiner Tasche sind sie wie eine stete Versuchung. Aber da du noch nicht mit Heribert gesprochen hast, darf ich ihn nicht sehen. Nicht wahr?"

Sie kniete neben der Mutter und streichelte die arbeitsamen Hände.

„Hilf mir aus diesem Zustand, bitte," flüsterte sie.

Josephine hielt lange still, das Haupt der Tochter an ihrer Brust.

Erst spät in der Nacht entschloß sie sich, die Briefe zu lesen. Ihr war es, als sei die Reinheit ihrer Tochter schon verletzt, nur durch die Thatsache, daß dieser Mann ihr vertraulich schrieb.

Der Inhalt aber trieb ihr das Blut in die Wangen. Heribert forderte das Kind zu einem Rendez-vous auf, hinter dem Rücken der Mutter. Das thut kein Mann, der in seiner Braut sein künftiges Weib achtet. Ihr Gemüt, seit dem Gespräch mit dem Doktor ohnehin so schwer bedrängt, ward immer sorgenvoller.

Sie wußte nicht mehr, sollte sie gute oder schlechte Auskünfte erhoffen — beides schien gleich verderblich.

Doktor Hillermann kam am anderen Tag wie gewöhnlich und war mit dem Patienten sehr zufrieden. Er war immer mit dem Zustand seiner Patienten zufrieden.

„Unser lieber Doktor ist etwas schwächer als gestern, aber das ist mir sehr willkommen — die schnellen Kräftezunahmen sind nie sehr andauernd. Langsam und sicher!"

Dann verordnete er starke Kräftigungsmittel, sprach etwas über das Wetter und machte Miene, sich zu verabschieden. Josephine, die ihn in ihr Zimmer begleitet hatte, hielt ihn fest.

„Sie hatten mir für heute Nachrichten versprochen," begann sie mit einem Blick auf Walburga, die gerade am Tisch unter dem Bild der Frau mit dem Turban saß und an einen Kollegen ihres Vaters im Auftrage der Mutter die Frage schrieb, ob er die beiden Knaben in Pension nehmen wolle.

„Richtig, richtig," sagte Hillermann mit dem Kopfe nickend, „aber darf ich in Gegenwart unserer lieben Kleinen? . . ."

Walburga legte die Feder hin und saß, den Atem angehalten, unbeweglich in Spannung da.

„Ja," sprach Josephine fest, „geht es doch sie vor allem an."

Hillermann sah sinnend und lächelnd ein Weilchen zum Fenster hinaus, als interessierten ihn die Flügel der Mühle, die ein schneidender Ost durch die Luft fegen ließ.

„Unsere heutige Jugend," sagte er voll gutmütiger Nachsicht, „man sollte es nicht denken! Welches Glück für unsere kleine Walburga, daß die treffliche Mama den Einfall hat, erst den alten Hillermann zu fragen, ehe sie sich entscheidet — oder zu entscheiden vermeint, denn im Grunde ist nichts zu entscheiden."

Josephine zitterte.

„Ich beschwöre Sie, lieber Doktor — zur Sache."

Hillermann begann bedächtig zu sprechen.

„Ein liebenswürdiger, sozusagen ein bestrickender Mensch, der Heribert van Holten, wenigstens für den Geschmack von unseren jungen Damen. Das fand auch Miß Laue, wissen Sie, jene reiche Amerikanerin, von welcher ich Ihnen sprach. Dennoch aber sagte sie nicht gleich ja, als van Holten im Sommer um ihre Hand anhielt."

„Im Sommer!" rief Walburga. Hatte er nicht im Sommer zu ihr von Liebe gesprochen?

Sie sah ihre Mutter an und schrak zusammen, wie ein verschüchtertes Vögelchen.

(Fortsetzung folgt.)



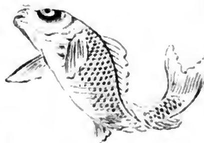
Die Dichterin.

(Abdruck verboten.)

Wie magst du dich so ungerecht verklagen,
Dir sei versagt der Dichtkunst holde Stimme?
Du selber freilich darfst es scherzend sagen,
Verleumderzunge zisch' es nicht, die schlimme!
Denn wollt' ein andrer solchen Meineid wagen,
Ich zahlt' ihm heim wohl mit gerechtem Grimme:
Den ew'gen Drang der Menschenbrust, zu dichten,
Du kündest ihn in köstlichen Gerichten.

Wie, oder könnten Suppen dir gelingen
Wie jene, die mir heut' den Gaumen letzte,
Wenn nicht betaut dir deines Geistes Schwingen
Mit allem Duft, der je im Lied ergötzte?
Aus Kleinstem Großes! Das ist Künstlerringen!
Und dies Verdienst ich hier mit Staunen schätzte:
Salz, Rüben, Butter, etwas Mehl (gebranntes),
Das gab der Turtle-Suppe Nahverwandtes!





Wenn andre Fraun des Kalbs geschätzten Braten
In unabsehbar ew'ge Längen recken,
Daß er, der frisch so wundervoll geraten,
Durch Wochen zerrt des Überdrusses Schrecken:
Du weißt zu prickelnd wechselvollen Thaten
Die innern Geister geistreich ihm zu wecken;
Nun Klops, nun Kleingehackt, Pikant-Gemischtes,
Zu täglich neuem Reiz Zurechtgetischtes.

Wenn hier du glänzest mit Erfindungskräften,
So folgest dort du des Betrachters Spuren,
Spähst nach des Kohles eingewachs'nen Säften,
Der Erbs' und Bohne innersten Naturen:
So wirst du Falsches nie an Falsches heften,
Wie andre wohl phantastisch-dreist verfuhren;
Du findest stets mit mild erregter Mühe
Jedem Gemüse seine rechte Brühe.



Mehlspeisen jetzt! Ein prächtiges Gedränge!
Wie weißt du den Gehalt zur Form zu zwingen,
Der Ingredienzien trüb' verworr'ne Menge
In holden Einklangs edles Maß zu bringen,
Die Massen knechtend zu umschrieb'ner Enge
In deinen Topf die Welt zurückzuschlingen!
Der Wirrnis der Natur zeigst du den Meister:
So schaffen künstlerisch erlauchte Geister.



Laß mich erwähnen noch die Fischpastete
Und jenes nie erschöpfte Reich der Kuchen,
Dein Eingemachtes, das ich nie verschmähte:
Ach, wollt' ich all die Kunstgenüsse buchen
Und ihren Reiz verkünden durch die Städte,
Nicht nach Verehrern brauchtest du zu suchen —
Allein es scheint bei weitem mir das beste,
Wir sparen's auf für uns und wen'ge Gäste.

Und wie man wohl des Dichters wahre Größe
Erst voll beleuchtet sieht durch seine Schwächen,
So laß mich lächelnd deuten winz'ge Blöße,
— Es wird mir freilich schwer, davon zu sprechen,
Ich weiß ja, Bohnen nimmst du ganze Stöße:
Wenn doch der Kaffee zeigt ein leis. Gebrechen,
So sei es ferne mir, dich drum zu lästern:
Du teilst den Fehl mit allen ird'schen Schwestern.



So sei dir denn beim Klang der Mittagsglocken
Der Dichterlorbeer reichlich zugestanden.
Du aber stehst beschämt und süß erschrocken:
Die Blätter, die dir stolz die Stirn umwanden,
Ach, deiner Demut sengten sie die Locken,
Und eh' ich's merkte, leise sie verschwanden —
Doch morgen wird sich's lieblich mir entdecken:
Der grüne Hecht, wie muß der Hecht da schmecken!

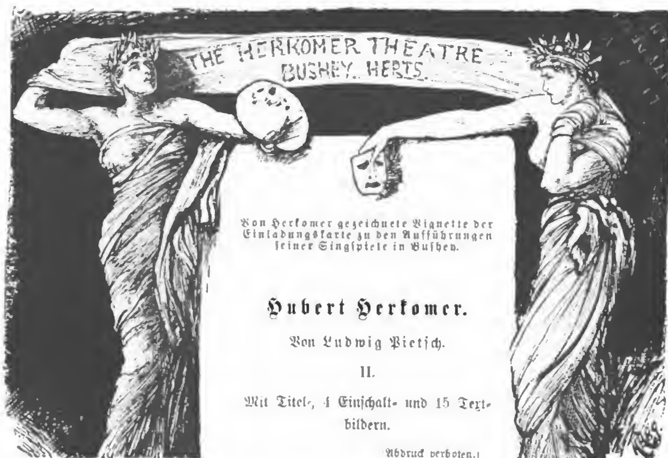
Hans Hoffmann.



Unser Dorf (Bushey). Nach d



: Ölgemälde von H. Herkomer.



Von Herkomer gezeichnete Vignette der Einladungskarte zu den Aufführungen seiner Singspiele in Bushey.

Hubert Herkomer.

Von Ludwig Pietsch.

II.

Mit Titel-, 4 Einschalt- und 15 Textbildern.

(Abdruck verboten.)

Während der Sommermonate vor seiner Einführung in Oxford hatte Herkomer mit allen Seinen in der Ramsau gelebt und dort nicht weniger als 40 Bilder aus dem oberbayrischen Volksleben und der Gebirgsnatur teils vollendet, teils angelegt, die er mit heim brachte, um sie zunächst in Bushey für seine Familie und Schüler auszustellen. Gerade da traf ihn der härteste Schlag. Seine Gattin starb plötzlich ohne vorheriges Krankenlager, durch einen Herzschlag, als sie eben der Schwester Anweisungen in Bezug auf die Führung des Hausstandes für die Dauer der Reise gab, die sie in Begleitung des dorthin eingeladenen Gatten nach Nordamerika zu machen gedachte. Um ihn vor der eigenen Verzweiflung zu retten, war diese nicht aufzuschiebende Reise nach New-York und Boston, wo ihn eine enorme Masse von Arbeiten erwartete, das beste Mittel. Die Liebe seiner dortigen treuen Freunde und die Leidenschaft des künstlerischen Schaffens hielten ihn aufrecht, wenn er unter der Wucht des Schmerzes um den Verlust der über Alles geliebten Frau zusammenbrechen wollte. Dort in Boston begegnete ihm eine junge Dame, deren feine, ernste, vergeistigte Schönheit einen so tiefen künstlerischen Eindruck auf ihn machte, daß er sie bat, ihm zum Bildnis zu sitzen. Es ist das jener „Dame in Schwarz“ auf dunkelm Hintergrund, welches als Gegenstück zum Porträt der Miß Grant, der „Weißen Dame“, einen sehr ähnlichen Erfolg in aller Welt gefunden hat, wie letztere (s. die Einschaltbilder in Heft 1). Auch die „Black Lady“ mit der Unterschrift, welche der Stimmung und dem Ausdruck des herrlichen Antlitzes so wohl entspricht:

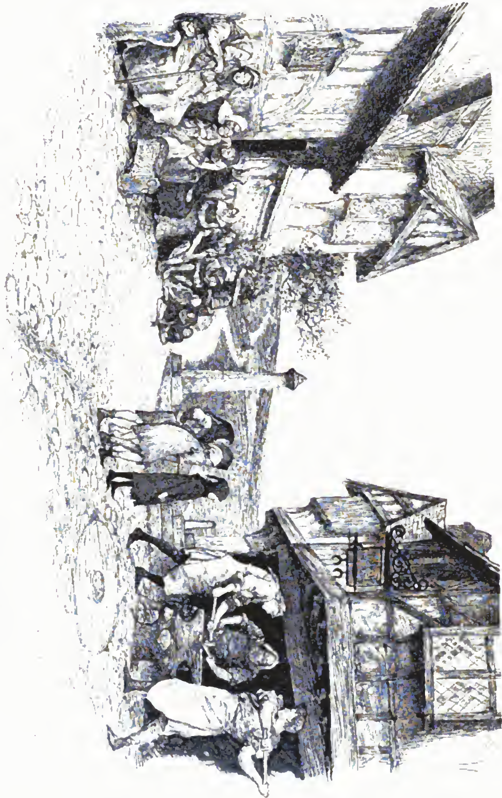
> „Entranced in some diviner mood
> Of self-oblivious solitude“

schmückte die Berliner Kunstausstellung des letzten Sommers.



Herkomer vor Ablegen des Bartes, im Februar 1890.

In Bushey und London erwartete den Heimgekehrten die ersehnte, noch größere Überlast der Arbeit, als er sie selbst in Boston gefunden hatte: Die Schule, die Vorlesungen, die Bilder, welche er geplant als 34 derselben zu bewältigen gehabt. Während des Sommers 1887 begann er sein künstlerisches Tagewerk regelmäßig um 4 Uhr morgens, um bis 7 nach der Natur im Freien „rings um sein Heim“ zu stu-



Von Herkomer entworfene Scene zu seinem Singspiel „John Brown der Schmied,“ ausgeführt im Herkomer-Theater zu Bushey.

hatte, z. B. eine Reihe von 40 Aquarellen, die beobachtete Scenen „rings um sein Heim“ darstellen sollten, die immer noch wachsende Masse der Porträt-Aufträge. Während des einen Jahres 1886 hatte er nicht weniger dieren; fuhr dann nach London, wo drei mehrstündige Porträtsitzungen abzuhalten waren, und kehrte nach deren Schluß eiligst zurück, um noch rechtzeitig für das Malen eines Abendbeleuchtungseffekts nach der



John Brown der Schmied, nach Herkomers Skizze.

Natur in seinem heimatlichen Dorf einzutreffen.

Und immer noch war seine Schaffens- und Arbeitsgier nicht gesättigt. Eines Abends sprach sein kleiner Sohn den Wunsch aus, zu Weihnachten im Hause irgend etwas Festliches aufzuführen. Herkomer willigte mit Freuden ein. Aber in welchem Raum? Im Atelier würde es die Arbeiten unterbrechen. Doch auf seinem Grundstück nahe dem Hause und Garten stand ja ein unbenutztes, altes, einfaches Gebäude, eine Halle, die früher als Kapelle gedient hatte. Sie erschien wie geschaffen zum Theater. Mit seinem Vater und seinen Schülern machte er sich daran, den Raum dazu umzuwandeln, einzurichten und zu dekorieren. Ein schriftstellerischer Freund wurde gewonnen, ein Stück zu schreiben, das Herkomer selbst in Musik setzen wollte. Aber diese strömte ihm schneller zu, als jenem die Verse. Auch das Theater war fertig; nur das Stück fehlte. Da entwarf der Komponist ein Scenarium. Endlich traf der Text für — zwei Gesänge ein. Herkomer paßte sie in seinen Entwurf einer Handlung ein, entlehnte anderes Georg Elliots „spanischen Zigeunerinnen," ergänzte das Ganze durch eigne Verse, die er seiner Musik unterlegte. So entstand ein wunderliches romantisches fragmentarisches Werk, halb Pantomime, halb Singspiel „die Zauberin" betitelt, das er auf jenem Theater vor einem eingeladenen Publikum zur Aufführung brachte. Schüler von ihm, seine Schwägerin Maggie, die Leiterin seines Hauswesens und der Erziehung der beiden Kinder, ja er selbst wirkte darin mit (in der Rolle eines blonden Schäfers), und der wärmste Beifall belohnte die Bemühungen der Darsteller wie des Autors.

Seine alte Leidenschaft und Begabung für die Musik, das Erbteil der Mutter, war erwacht. Er faßte sofort den Plan zu einem neuen Werk, dessen Stoff er dem englischen Dorfleben im XIV. Jahrhundert entlehnte. Das von ihm entworfene vollständige Scenarium übergab er Joseph Bennett, der die Liedertexte schreiben sollte. Seine Komposition zur „Zauberin" hatte



Aus Herkomers jetzigem Atelier in Bushey; an der Wand das Bild des Vaters und der ältesten Kinder.

er noch durch einen Musiker von Fach instrumentieren lassen. Die zur „Idylle“ setzte er selbst für das volle Orchester. Alle jene Arbeiten, das Komponieren, das Einstudieren, die Proben, die Aufführungen, hatten weder seine Lehrthätigkeit, noch seine malerisch-schöpferische einschränken dürfen. Während derselben Zeit vollendete er die vierzig Aquarellen von „Scenes around my home“, und das Malen der bei ihm bestellten großen Bildnisse stockte keinen Augenblick. In dieser fieberhaften Thätigkeit hoffte er eine immer stärkere, immer überwältigender in ihm wachsende Sehnsucht zu ersticken: die Sehnsucht nach dem verlorenen häuslichen Glück. Aber vergebens. Und die Erfüllung lag so nahe! Niemand als die Schwester der zweiten Gattin, die er so innig geliebt und nur so kurze Zeit besessen hatte, konnte es ihm geben, sie, die von den Kindern der ersten wie eine wahre Mutter geehrt und geliebt wurde. Er hielt um ihre Hand an und empfing ihr Jawort. So, ein innerlich tief beglückter Mann, ertrug er ruhiger das schmerzlose Hinscheiden des greisen Vaters, welcher auch seinerseits in diesem neuen Ehebunde die Erfüllung seines innigen Wunsches begrüßt hatte. Die schwerste Sorge war von des hartgeprüften Sohnes Schultern genommen, vor dessen Blicken sich endlich eine sturmlose Zukunft voll Glück und dauernden Frieden aufthat.

Aber das englische Gesetz verbietet noch immer die Eheschließung des Mannes mit der Schwester der verstorbenen früheren Frau. Dies thörichte Verbot sollte ihn an der Verwirklichung jenes Zukunftstraumes nicht hindern. Er zog mit den Seinen nach seiner alten bayrischen Heimat hinüber, wurde deutscher Unterthan und Bürger von Landsberg am Lech (August 1888). Von keinem Gesetzparagraphen mehr gehindert konnte er so beglückten Herzens dort in seinem Turm unter den Bildern der Eltern seine Vermählung feiern.

Im Oktober vor Beginn des Kursus

in seiner Schule hielt das Paar seinen Einzug in Bushey. Mit erfrischtem Geist und erneuter Energie ging Herkomer zunächst an die Vollendung eines großen Gemäldes, das ihn schon seit einigen Jahren von Zeit zu Zeit beschäftigt hatte, ohne daß es ihm hätte gelingen wollen, es ganz seiner Vorstellung entsprechend heraus zu arbeiten. Nun glückte es ihm auf den ersten Wurf. Es ist jenes „Charterhouse Chapel“ betitelte Bild (siehe Einschaltbild in Heft 1), das wir gegenwärtig in der Gemäldesammlung des nationalen South-Kensington-Museums neben der oben erwähnten wilden wallisischen Gebirgslandschaft „Found“ ausgestellt sehen. Wie dieses ist es durch den Verwaltungsrat des Chantrey-Vermächtnis-Fonds angekauft worden, — immer eine der größten Ehren, die einem britischen Künstler und seinem Werk bewiesen werden können. Mich hat es rein durch die Macht der darin bewiesenen Kunst der einfachen Menschendarstellung, die Größe seines Tons und seiner Malerei im Innersten gepackt und wahrhaft erbaut. „Charterhouse“ ist das berühmte einstige Karthäuserkloster im Herzen der City von London, welches 1611 von Sutton gekauft und in eine hochkirchliche Erziehungsanstalt verwandelt wurde. Thackeray, der Zeichner Leech und manche andere geistige Größen Englands haben dort ihre Jugendbildung empfangen. Die wohlerhaltenen Gebäude und Höfe mit allen ihren Erinnerungen an Königin Elisabeth und spätere Regenten und Zeiten bilden eine der interessantesten Merkwürdigkeiten des alten Kerns von London. In der Kapelle, in deren Wandnische sich noch das Grabmal Suttons befindet, versammeln sich die Kuratoren alljährlich einmal zu einer gemeinsamen Andacht, die ihren Beratungssitzungen vorausgeht. Herkomers Bild stellt das Erscheinen dieser Herren (in denen er aber keine bestimmten wirklichen Persönlichkeiten porträtiert hat, wenn auch jede Gestalt das persönlichste Leben atmet), in jener Kapelle dar. Einzelne von ihnen sitzen bereits, das aufge-



Aus Herkomers jetzigem Atelier in Bushey,
mit Schnitz- und schmiedeeisernem Gitterwerk von der Hand Herkomers und seines Vaters.

schlagene Gesangbuch haltend, in den alten warm braun getönten, hölzernen Gestühlen. Andere treten eben ein und suchen ihre Plätze. Alle sind in schlichter schwarzer bürgerlicher Tracht dargestellt; manche mit dem blanken Cylinderhut in der Hand. Das ganze Bild zeigt kaum andere Lokaltöne als das tiefe Braun des Holzwerks, das Schwarz der Kleider, die reich abgestuften Farben der Gesichter, der Haare und einiger unbehandschuhter Hände. Und doch wirkt es mit einer koloristischen Kraft und Wucht, der nur die verglichen werden kann, welche die besten und vornehmsten altholländischen „Dölenstücke“ mit ihren gleichfalls schwarz gekleideten Gildemeister- und Ratsherrngestalten ausüben. Wundervoll sind dabei die Typen des echt englischen soliden, respektabeln, grundtüchtigen höheren Bürgertums in den Köpfen und Gestalten dieser Kuratorenversammlung getroffen. Wie die genannten altniederländischen Gruppenporträtbilder für die große Epoche, der sie entstammen, so wird auch dies von Herkomer gemalte immerdar die volle Bedeutung eines würdigen und beredten Denkmals des Londoner Großbürgertums unsrer Tage behalten.

Während des Winters 1888 zu 1889 nahm die Oper, das „Idyll,“ einen breiten Platz in des Meisters Thätigkeit ein, wenn er ihr auch nur die Abende und gelegentlich Tage des Ausruhens widmete. Nur blieb er nicht mehr bei der bloßen Komposition des Textes stehen. Es reizte ihn unwiderstehlich, auch an der Instrumentation, an der Ausarbeitung der gesamten Partitur sein musikalisches Wissen, Empfinden und Können zu erproben. Und wie es seiner Energie bisher gelungen war, jede Kunst und Technik beherrschen zu lernen, die er sich zu eigen machen gewollt hatte, so gelang es ihm auch dieser neuen Aufgabe gegenüber. Gleichzeitig führte er nahe seinem Hause ein größeres Theatergebäude auf, das allen Anforderungen genügen konnte. Auch das Dirigieren des Orchesters erlernte der Malerkomponist. Die Proben seines Werks leitete er persönlich und mit freudiger Genugthuung überzeugte er sich, daß er es konnte. Er fand dabei, daß es für einen musikalischen Menschen keine „berauschendere und bezaubernderе Erregung“ gäbe als die im Dirigieren eines Orchesters liegende, das eine vom Dirigenten komponierte Musik spielt. Die fertige Partitur sendete er zur Prüfung an Hans Richter nach Wien, in dessen vielbewundertem großem Bildnis er mehrere Jahre früher eins seiner vollendetsten Meisterwerke dieser Gattung geschaffen hatte, zur Beurteilung. Es geschah nicht ganz leichten Herzens. Kannte er doch des berühmten Kapellmeisters tiefen Haß gegen alle Dilettantenmusik. Hatte doch Richter damals bei einem Besuch in Dyreham-Bushey angesichts aller der verschiedenartigen und mannigfachen künstlerischen und technischen Werkthätigkeiten und Arbeiten, in und mit denen er Herkomer beschäftigt fand, zu ihm scherzend gesagt: „Teurer Freund, ich bitte Sie, machen Sie nur nicht gar noch den Versuch, Musik zu komponieren. Das überlassen Sie den Musikern.“ Und in voller Aufrichtigkeit hatte jener ihm beteuern zu können geglaubt, daß er vor solcher Gefahr ganz gesichert sei. Und nun war doch das Gegenteil eingetreten! Aber die eingesendete Partitur ließ den Wiener Meister erkennen, daß hier mehr als Dilettantenwerk geschaffen sei. Er kam selbst nach Bushey, um das Werk mit dem Orchester, den Chören und Soli durchzunehmen, gleichsam die letzte Hand an seine Einstudierung zu legen. Er stellte für die Aufführung siebenundzwanzig ausgewählte Musiker aus seinem Londoner Orchester und mehrere Solisten. Joseph Ludwig dirigierte. Neun Vorstellungen der „Idylle“ fanden statt, denen 1500 Zuschauer beiwohnten. Drei andere Aufführungen wurden zu einem wohlthätigen Zweck veranstaltet. Alles klappte vortrefflich.

Die Darsteller und Sänger waren nur zum kleinsten Teil Bühnenkünstler von Beruf. Die Mehrzahl bestand aus Schülern Herkomers. Nach der letzten Orchesterprobe hielt Hans Richter inmitten der Musiker eine Anrede an den Meister in ihrem und seinem eigenen Namen. Er habe anfangs ein Vorurteil gegen dessen Musik gehabt, da er es nicht glauben konnte, daß ein in einer Kunst so hervorragender Mann noch in einer anderen so Erfolgreiches leisten könne. Aber diese Empfindung sei bereits völlig verwandelt worden, als er die Partitur gesehen habe. Die erste Probe sei eine Überraschung für sie alle gewesen. Diese Musik sei nirgends gemeinplätzig, überall wahrhaft original. Es sei gewiß, in aller Sinn

zu sprechen, wenn er sage: er hoffe, daß der Meister fortfahren werde, zu komponieren, und daß sie seinem nächsten musikalischen Werke mit größtem Interesse entgegensähen. Man versteht es sehr wohl, wenn ein solches öffentlich ausgesprochenes Urteil einer solchen Autorität Herkomers Herz mit inniger Genugthuung erfüllte.

Noch eine andere Befriedigung dankte er diesem Werk. Er veranstaltete eine Aufführung für die Einwohner des Dorfes Bushey, und sie drückten ihren Dank dafür in einer Adresse aus, die er mit gutem Recht zu seinen schönsten Ehrentiteln zählt. Heißt es doch: „Wir erkennen voll Dankbarkeit, daß es für dies Dorf der glücklichste Tag war, als Sie ihren Wohnsitz unter uns nahmen. Wir hoffen zuversichtlich und aufrichtig, daß Sie und die Ihren uns lange erhalten bleiben, und wünschen Ihnen von Herzen gute Gesundheit und dauerndes Gedeihen."

Den Wunsch Hans Richters hat Herkomer erfüllt. Eine oder gar zwei neue Opern hat er seitdem geschrieben und in seinem Theater zu Bushey zur Aufführung gebracht. Die letzte, in diesem Jahr vollendete, aber hat er, wie er mir sagte, verworfen, da sie ihm nicht genügte.

Das volle Glück, noch vermehrt durch die Geburt eines Sohnes, der lang ersehnte Frieden des Hauses, den er seit seiner Vermählung genießt, im Verein mit der Zurückgezogenheit von dem aufregenden, zerstreuenden, zeitraubenden gesellschaftlichen Treiben der Weltstadt und mit der äußersten Mäßigkeit — in seiner Familie trinkt man nur Thee und Wasser — machen allein die Möglichkeit einer so staunenswerten mannigfaltigen Thätigkeit erklärlich, wie Herkomer sie seitdem entfaltet hat. Auf den internationalen Ausstellungen zu Berlin und München, auf den Kunstausstellungen der Royal-Academy und in der New-Gallery zu London, in seinem Hause und Atelier zu Bushey, im Mutterturm und im Rathause zu Landsberg am Lech habe ich noch während des letzten Sommers manche Erzeugnisse dieses kaum glaublichen rastlosen Schaffens mit froher Bewunderung zu sehen Gelegenheit erhalten. Und das war trotz ihrer Menge und Vielgestaltigkeit doch immer nur ein kleiner Teil der Gesamtheit seiner Arbeiten aus diesen drei Jahren!

Wer Herkomer als Künstler und Menschen wirklich verstehen und kennen lernen will, muß ihn in seinem Heim in Bushey aufsuchen, auf dem selbstgeschaffenen Schauplatz seines Wirkens und Lebens. Der Ort liegt in einer anmutigen hügeligen Landschaft, in welcher weite, von lebendigen Hecken durchzogene Wiesen und Getreidefelder mit kleinen Gehölzen abwechseln und hie und da von einzelnen prachtvollen Gruppen mächtiger Laubbäume, wie man sie nur in England sieht, beschattet werden. Der ziemlich lange Weg vom Bahnhof her führt an sauberen, schmucken, kaum dörflich aussehenden kleinen Wohnhäusern mit blumenreichen Vorgärtchen wie mit Blumen auf allen Fensterbrettern geziert, und an jenem Platz vor der Kirche mit dem schweren vierseitigen Turm unter alten Bäumen vorüber, welcher, in das warme Licht der sommerlichen Sonnenuntergang-Stunde getaucht, das landschaftliche Motiv zu dem liebenswürdigen tief und fein empfundenen Bilde Herkomers „Our village" gab, das die Berliner Kunstausstellung schmückte (s. Einschaltbild). Des Meisters eignes Haus hinter einem Vorgarten läßt aus seiner bescheidenen einfachen Front nicht erkennen, welche vielgestaltige komplizierte Gruppe von Baulichkeiten dieselbe verbirgt. Das Theatergebäude liegt weiter zur Rechten abgesondert von diesem Frontbau. Letzterer ist das ursprünglich von Herkomer für sich und die Seinen gemietete Häuschen mit kleinen niedrigen Zimmern, deren Wände freilich manche köstlichen Meisterwerke der Bildnismalerei in Öl- und Aquarellfarben von seiner Hand, Porträts der Familienmitglieder in den verschiedensten Lebensaltern, bedecken. Von der Hinterthür dieses Wohnhäuschens führt ein bedeckter Gang zu dem zwischen Hof und Garten aufgeführten allmählich, dem wachsenden Bedürfnis entsprechend, entstandenen Gebäudekomplex. Dort betritt man zunächst einen einfachen Saal, das Atelier des Meisters, in welchem er malt, ausstellt und Sonntags seine Gäste empfängt. In der vorderen niedrigeren Abteilung stehen der Flügel, die Bibliothek, Mappenschränke, Divans, Sessel, der Tisch, an welchem die Herrin des Hauses den Thee bereitet. Überall fesseln den Blick hier wie in dem hohen Werkstattsraum selbst interessante Holzmöbel, Wandschränke von eigentümlich sinnreicher Konstruktion,



Studie Herkomers zur Beleuchtung von Bühnen.
Altes System: Kopf bei Rampenlicht gesehen.

und vielfach ebenso wie das Holzgetäfel der Wände mit meisterhaft gearbeitetem reichem Schnitzwerk, meist gotischen Stils, stellenweise mit kunstvoll geschmiedetem krausem eisernem Gitterwerk geziert. Alles das, — das letztere nicht ausgeschlossen, — ist des Hausherrn und zum Teil noch des verstorbenen Vaters eignes Werk (s. Abb. S. 164 u. 165). Von der Wand herab blickt des letzteren bekanntes großes Bildnis uns an, das ihn im Garten sitzend darstellt, während sich Enkel und Enkelin an seine Knien schmiegen (siehe Titelbild). Ein zur Rechten angrenzendes Nebenzimmer ist als Radierwerkstatt und Ätzkammer eingerichtet. Von der ganzen Masse der von Herkomer ausgeführten großen und kleinen Ätzplatten nach eigenen und andern Bildern sind die besten Abzüge in ganz originell erfundenen und eingerichteten Repositorien an der Wand der großen Werkstatt bewahrt, aus denen man die darin aufrecht stehenden, in Holzrahmen gespannten bequem hervorzieht, um sie zu betrachten. Hier im Atelier sah ich zwei herrliche eben vollendete lebensgroße Bildnisse, Kniestücke, vollbärtiger älterer Herren, Professoren der Universität in den schwarzen malerischen Amtstalaren, sitzend, und ein Damenbildnis auf der Staffelei, besonders jene beiden echte Meisterwerke der Charakterschilderung und der Malerei. Hier auch mehrere neue Aquarellgemälde, Ge-



Studie Herkomers zur Beleuchtung von Bühnen.
Neues von Herkomer geschaffenes System: Kopf bei Seitenlicht gesehen.

stalten und Scenen aus dem englischen Alltagsleben auf dem Dorf und in freier Landschaft, von vollendeter liebe- und kunstvollster Durchführung und bezaubernder Anmut der Stimmung, der leuchtenden Farbe, des Ausdrucks der Köpfchen und Gestalten der alten und jungen Männer, wie der jungen Mädchen und Kinder.

Zwischen diesem Raum und dem ausgedehnten baum- und buschreichen Garten, dessen ganze Vegetation Herkomer selbst gepflanzt hat, liegen noch die alte Werkstatt des verstorbenen Vaters, mit all seinen Bänken, Maschinen und Instrumenten, das photographische Atelier mit der Dunkelkammer, der Raum für die Elektrizitätsmaschine u. s. w.

In den malerisch frei angelegten Garten eintretend, sieht man in geringer Entfernung schon den seltsamen, von allem Gewohnten in seiner ganzen Anlage wie in seinen Einzelformen und seiner äußeren Erscheinung abweichenden Bau aufragen, welcher den Meister bereits seit einigen Jahren beschäftigt und wohl noch ein bis zwei Jahre beschäftigen wird: das monumentale neue burgähnliche Haus, das er dort auf diesem Teil seines ausgedehnten Grundstücks für

seine Familie nach den eigenen, mit einem genialen nordamerikanischen Architekten in Boston ausgearbeiteten Plänen aufführt.

Mit seinem mächtigen Turm, seinem in die dicken Mauern scheinbar launenhaft eingeschnittenen, kleinen und größeren Fenstern, seiner ganzen unregelmäßigen Gestalt, dem durch gemeißeltes altertümliches Ornament gesäumten mächtigen Rundbogen in der Front, macht der aus porösem graugelblichem Tuffstein und hartem rotem Sandstein aufgeführte Bau den Eindruck eines normännisch-romanischen mittelalterlichen Edelsitzes. Einzelne weite Räume seines noch unfertigen Inneren hat Herkomer vorläufig zu Werkstätten eingerichtet, in welchen er mit sehr geschickten wohlgeschulten Hilfsarbeitern die großen interessanten Holzbildhauerarbeiten ausführt. Es handelt sich dabei besonders um Friese, Simse, Bekrönungen von Paneelen und Banklehnen, meist aus einem amerikanischen, matt rötlichen Cedernholz von altasartig schimmernder Oberfläche, das er in großen Massen kommen ließ und für die innere Ausstattung des Hauses zur Verwendung bringen will. Als das merkwürdigste und eigenartigste unter den dekorativen Arbeiten für dasselbe erschien mir ein großer Fries, welchen er nach einem von ihm gemalten kleineren farbigen Karton in mehr als doppelter Größe in jenem Cedernholz auszuführen unternommen hatte. Schöne weibliche Idealgestalten, abwechselnd in Gewänder gehüllt und in nackter unverhüllter Formenpracht, teils aneinander geschmiegt stehend, teils in graziösen sitzenden Stellungen, bilden, indem sie einander die Hände reichen, eine reizend bewegte, lebendige Kette über die ganze Breite dieses Wandfrieses hin. Sie werden nicht etwa gemalt, sondern teils in flachem Relief aus dem Holz gemeißelt, teils durch Einlagen anderer und anders kolorierter Holzarten und Materialien zur Darstellung gebracht. Ja die große weiße Draperie der hoheitsvollen stehenden mittelsten Frauengestalt ist ausschließlich durch Incrustationen von Elfenbeinplatten hergestellt. Die Faltenmotive werden darauf gemalt, die ornamentalen Säume mit Gold eingelegt werden. Ein Regenbogen, der sich über der Mittelgruppe der drei stehenden Gestalten wölbt, wird durch Perlmutterincrustationen gebildet. Dies ganze so ausgeführte Friesbild soll symbolisch das Band der Sympathie versinnlichen, welches die künftig in diesem Hause Wohnenden und gesellig Vereinigten untereinander verbindet. Das Werk ist bestimmt, die als Speise- und Gesellschaftssaal dienende mächtige Halle, im Erdgeschoß, in deren einer Wand der riesige Kamin angebracht ist, zu schmücken.

Wieder ein anderer Raum nahe dem Garten ist als Kupferdruckerei eingerichtet. Dort stehen als Pressen, auf welchen Herkomer selbst jede von ihm radierte und geätzte Platte persönlich abzieht, da er diese wichtige Manipulation keinem andern anvertrauen mag, und die von seinen Schülern ausgeführten drucken läßt. Die Wände sind bedeckt mit einer Galerie von trefflichen Probedrucken der schönsten radierten Aquatinta- und Schwarzkunstplatten, von ihm und den unter seiner Leitung studierenden jungen Künstlern. Hier sah ich ihn bei diesem Besuch auch die kleine Platte mit meinem leicht darauf skizzierten Bildnis einschwärzen und abziehen, das er, sehr bald nach der ersten Begrüßung, auf einem bereit liegenden, mit geweißtem Ätzgrund überzogenen Kupfertäfelchen nach der Natur in fliegender Schnelligkeit radiert und vor meinen Augen geätzt hatte (s. Abb. S. 171).

Vor der entgegengesetzten Grenze des weiten Gartens dehnen sich Wiesen und Felder weithin über den sanften Hang eines breiten Hügels. Das alles ebenso wie die verschiedenen Dorfhäuser und Gärtchen dort zunächst dem seinen hat Herkomer als Eigentum erworben. Nichts hindert ihn, da nach Belieben Gebäude aufzuführen, wie er sie für seine und seiner Schüler Studienzwecke bedarf. So fand ich dort bei meinem letzten Besuch ein langes Holzhaus nur zu dem Zweck errichtet, um darin ein ihm bestelltes Gruppenporträt von achtzehn Mitgliedern des Vorstandes einer der großen reichen Londoner Gilden zu malen. Er hatte dem Innern dieses Hauses genau die Maße des Versammlungssaals jener Körperschaft gegeben, die Fenster in beiden Seitenwänden genau an den gleichen Wandstellen wie dort angebracht, den Tisch, die Lehnsessel, die Bücher, Papiere, Tintefässer u. s. w. aus jenem Saal hieher schaffen lassen und konnte nun die Herren in aller Bequemlichkeit, wenn sie hinauskamen, um ihm zu sitzen, so beleuchtet an ihrem eigenen



Ludwig Pietsch, bei seinem Besuch in Bushey nach der Natur radiert von Herkomer.

Ratstisch in ihren eignen Stühlen nach der Natur malen, als ob sie im Beratungszimmer ihres Gildehauses in der City vor ihm dasäßen.

Es wäre eine Lücke in dem Bilde von Herkomers Thätigkeit in seinem „Dyreham" zu Bushey, wenn ich nicht noch der von ihm so kunstreich gestalteten und so technisch tadellos ausgeführten Silberarbeiten, z. B. der Löffel mit dem figürlichen und ornamentalen zierlichen plastischen Schmuck ihrer Stiele gedächte.

Der müßte sehr stumpf oder von Neid verblendet sein, der nach einem Besuch dieses Künstlerheims ohnegleichen und bekannt geworden mit dessen Bewohner, seinem Leben und Schaffen, davon scheiden könnte ohne die erhebende Empfindung, einen eben so großen und seltenen Künstler als großen guten, lauteren Menschen kennen gelernt zu haben.

In der vorjährigen Ausstellung der „Royal Academy" sah man drei große Bildnisse von Herkomer, unter denen mir das schönste in jeder Hinsicht vollendetste das des hochwürdigen Oxforder „Dean of

Christchurch" im schwarzen Amtstalar dünkte. Welches warme persönliche Leben in diesem prächtigen Antlitz, das in der kräftigen Farbe der Gesundheit leuchtet und aus dessen Augen und Mienen das freundliche heitere Gemüt, der feste Wille, der klare harmonische Geist des Mannes blicken! Und welcher tiefe, mächtige vornehme Farbenklang darin! Neben die edelsten Perlen der großen alten klassischen venezianischen und niederländischen Bildnismalerei könnte das Werk gestellt werden, und es würde nicht geringer neben ihnen erscheinen. Außer diesen drei Bildnissen hatte Herkomer ein großes Gemälde ausgestellt, in welchem ein echt zeitgeschichtlicher Stoff bearbeitet war: „On Strike" (s. Einschaltbild). In der offnen Thür eines Hauses steht ein kraftvoller englischer Arbeiter, dessen Bewohner, in natürlichem Maßstabe gemalt, finster und verdrossen vor sich hinblickt, die kurze erloschene Pfeife in der Hand. Er hat sich einem Strike angeschlossen. Das erzwungene Nichtsthun und die Not des Hauses lasten auf seiner Seele. Hinter ihm im Halbschatten des Flures wird mit ihrem Kinde sein armes Weib sichtbar, in deren Antlitz und Bewegung sich die ganze Angst und hoffnungslose Verzweiflung, welche es angesichts der Arbeits- und Verdienstlosigkeit des Mannes überwältigt, ergreifend ausdrückt. Die seelische Wirkung, welche das durch einen längeren Strike erzeugte Elend auf die Mitglieder einer Arbeiterfamilie notwendig hervorbringt, kann nicht wahrer, nicht packender und nicht mit einfacheren Mitteln zur Anschauung gebracht werden, als es hier geschieht. Nur will mir der gewählte Maßstab zu groß erscheinen. Der untere Teil des Bildes wirkt dadurch notwendig etwas leer.

In der New-Gallery war Herkomer durch das in ganzer lebensgroßer Gestalt gemalte Bildnis einer schönen stolzen vornehmen Dame, Lady Helen Fergusson, vertreten, die, in lichte Sommertracht gekleidet, die von reichem Geländer eingefaßte Treppe zum Garten herabsteigend dargestellt war (s. Heft 1). Auf beiden Ausstellungen begegnete man noch mehreren andern als Werke „H. Herkomers" bezeichneten großen Bildnissen von nicht gewöhnlicher künstlerischer Tüchtigkeit, die indes doch wesentlich in ihrer Malweise von jenen unterschieden waren. Ihr Maler führt den Vornamen Hermann und ist der in Huberts Schule gebildete Sohn des mit dessen Vater einst nach Amerika übersiedelt gewesenen, später gleichfalls in London angesessenen Bruders des Alten. —

Zur großen Berliner Ausstellung hatte Hubert Herkomer das berühmte Bild der Dame in Schwarz, das ebenfalls schon erwähnte Porträt seines Vaters in der Werkstatt, jene mit heimkehrenden Feldarbeitern und andern Dörflergestalten belebte Landschaft „Unser Dorf," das alte große Aquarellbildnis des Kopfes John Ruskins und ein Männerbildnis in Ölfarben, lebensgroßes Kniestück, gesendet, das mir zum Lebens- und Machtvollsten zu gehören scheint, was je auch von den größten Meistern der Menschendarstellung im Bildnis geschaffen worden ist: das Porträt des Kommerzienrat Bechstein in Berlin. Ganz von vorne gesehen, dem Beschauer das Vollgesicht zuwendend und ihn anblickend, steht der Dargestellte leibhaftig vor uns da, tritt er körperhaft aus der Tiefe des dunkeln Hintergrundes heraus. Wie in Bezug auf die hier erreichte plastische Körperlichkeit und das Leben der ganzen Erscheinung dünkt mir auch hinsichtlich des feinen, tiefen, liebevollen Erfassens und Wiedergebens des intimsten Wesens der Persönlichkeit dies Bechstein-Porträt den Gipfel des von Herkomer auf diesem Gebiet Geleisteten zu bezeichnen.

Die Münchener Ausstellung war von ihm erst nach dem Schluß der Londoner mit zwei dort von mir gesehenen Bildnissen beschickt: dem herrlichen Porträt des „Dean of Christchurch" und dem in der Farbe etwas flauen und trockenen, in der Charakteristik und Zeichnung desto trefflicheren des „Kaptän Townshend," der in exotisch-britischer Kriegstracht vor einem lichten sonnigen Hintergrunde mit arabischer Architektur steht, ein Mustertypus männlicher ruhiger Kühnheit und Entschlossenheit.

Von München aus besuchte ich im September den Meister in seinem Sommersitz zu Landsberg am Lech, sah ihn stillbeglückt inmitten der Seinen in seinem Bauernhause, seinem Garten, seinem „Mutterturm"; sah die Reihe köstlicher Radierungen kleinen Formats, Scenen aus der ländlichen Wirklichkeit, die er, zur Erholung von der fast erdrückenden Last der Bildnismalerei während der vorangegangenen Zeit in England, in den zwei Monaten seines dortigen Sommeraufenthalts



Studie von H. Herkomer.

unmittelbar und mit der vollen Frische des ersten Entwurfs auf der Kupferplatte ausgeführt hatte. Und ich sah in Landsberg auch ein sich der Vollendung näherndes großes neues Gemälde von ihm, das erste von zweien, die er der Stadt, deren Bürger er geworden ist, zum Schmuck ihres Rathauses zu stiften gedenkt. Er führte mich über die Lechbrücke durch die hügelan steigenden Straßen der Stadt zu diesem interessanten Barockbau, dessen Fenster auf den von alten Giebelhäusern umgebenen male-



Eingang in Herkomers „Mutterturm“ zu Landsberg a. L., mit Skulpturen von des Künstlers eigener Hand.

rischen Marktplatz hinaus gehen. In dem einen der großen Säle haben die Wände einen höchst fragwürdigen künstlerischen Schmuck durch sie ganz bedeckende „Historienbilder“ aus Landsbergs mittelalterlicher und späterer Geschichte in einem aus W. v. Kaulbachs und v. Pilotys abgeleiteten Mischstil ausgeführt erhalten. Sie sind völlig im Charakter und von dem Wert derer, mit welchen wir alle Wände im Münchener Nationalmuseum bemalt sehen. Ein tiefer gelegener zweiter Saal blieb noch zu dekorieren. Herkomer machte den Stadtbehörden das Anerbieten, für dessen beide Seitenwände zwei große Bilder zu malen, die er als Ehrengabe stiften wolle. Aber statt alter verstaubter Geschichten, bunter theatralischer Chronikillustrationen, schlug er vor, Denkmale der Gegenwart, des heutigen bürgerlichen Lebens der Stadt, in ihrem Rathaus zu malen: das treue Bild einer Sitzung des Magistrats und das einer Versammlung des Gemeinderats von heute in den Räumen, in welchen sie hier tagen. Das erste dieser echten Zeitbilder hatte er bereits der Vollendung ziemlich nahe gebracht. Es ist ein großartiges Werk der realistischen Kunst von imponierender und erquickender Kraft und Gesundheit. Man glaubt in den Raum selbst hinein und durch seine beiden Fenster in der Hinterwand auf den Marktplatz vor dem Rathause hinauszublicken. Ein mittelstes drittes Fenster dort hinten ist durch einen blauen Vorhang verhängt. Davor, hinter dem mit Aktenstücken und Schriften bedeckten Tisch, an welchem der Magistratssekretär protokollführend sitzt, steht der jüngst verstorbene, um die Stadt hoch verdiente Bürgermeister, einen Vortrag haltend, durch den er seine Vorlage begründet. Zu beiden Seiten des Raumes, sich tief in die Bildfläche perspektivisch hinein schiebend, steht vor dem Getäfel jeder Wand ein tiefbraunes Holzgestühl. Hüben und drüben sitzen darin je sechs Männer, die Magistratsmitglieder, den Worten des Stadthauptes zuhörend; sämtlich treu und schlicht nach der Natur gemalte Bildnisköpfe und -Gestalten der gegenwärtigen Genossen dieser Körperschaft, von jenen beiden Fenstern von der Tiefe her beleuchtet, also meist im Schatten und nur mit Lichtkanten gesäumt. Dies Spiel und diese Wirkung des Fensterlichts im Raum, auf den Gestalten und Gegenständen ist aufs gewissenhafteste studiert, aufs frappanteste wiedergegeben. Ebenso fein ist der Ton des hellen Platzes vor den Fenstern und der großen Schattenmasse getroffen. In der Darstellung dieser bürgerlichen Männer



Aus Herkomers Atelier im „Mutterturm“ zu Landsberg a. L.


Herkomer im Kreise seiner Familie.

offenbart sich wieder einmal in ganzer Größe das Genie dieses Charaktermalers, des Meisters der „Pensionäre von Chelsea“ und der „Charterhouse-Chapel.“ Das Bild der Gemeinderatssitzung soll gar mehr als vierzig Bildnisgestalten umfassen. In diesem Sommer denkt Herkomer es in Angriff zu nehmen, nachdem er das erste vollendet haben wird. —

Als wir das Rathaus verlassen hatten, ersuchte er mich, ihn noch nach der Kaserne des Regiments Herzog Ludwig nahe dem Lechufer zu begleiten. Er habe da noch eine halbe Stunde zu thun. Am zweitnächsten Tage sei seines kleinen Buben zweiter Geburtstag. Da solle ihm oben vom Mutterturm herab ein Ständchen von des Vaters eigener Komposition geblasen werden. Die Kapelle des Regiments wolle die Musik ausführen. Nur hätte er noch eine Probe mit den Bläsern abzuhalten.

In der weiten leeren Reitbahn erwarteten sie und ihr Kapellmeister bereits „den Herrn Professor.“ Mit welcher, ich möchte sagen: zärtlichen Ehrfurcht sie ihn begrüßten, als er in ihre Mitte trat und sie zutraulich verbindlich bat, das Stück nun noch einmal vorzunehmen und zu probieren. Ein Taktierstock war nicht zur Hand. Da zog Herkomer einen Bleistift aus der Tasche seiner Arbeitsjoppe und mit ihm lenkte er sein Orchester, daß es eine Lust war, es mit anzusehen und daß seine Musiker wie elektrisiert von seinen Bewegungen schienen und seinen Absichten und Andeutungen folgten.

Eine Woche später ist er wieder nach England zurückgekehrt, um sich von neuem in die dort seiner wartende Hochflut der großen Arbeiten zu stürzen. Er ist der Mann dazu, auch in der höchsten und stärksten mit unermattender Lust und Kraft zu schwimmen. Seine äußerst fein organisierte, nervöse Künstlernatur hat trotzdem ein genügendes Teil von der robusten Energie.


Aus Herkomers „Mutterturm“ zu Landsberg a. L.
(Im Schrein das Bildnis der Mutter.)



Herkomers Vater mit zwei Enkeln.
Remarque unter der Radierung „Das Enkelkind.“ (Siehe nachstehendes Einschaltbild.)

Zähigkeit und Dauerbarkeit des Vaters geerbt, um Lasten und Aufgaben zu bewältigen, denen andere, selbst anscheinend Stärkere, erliegen würden. So darf die Welt von dem Meister, den auch nun Deutschland wieder mit Stolz seinen Bürger, wie immer schon seinen Sohn, nennen darf, noch Großes und Überraschendes auf allen geistigen Gebieten, die er sich durch eigne Kraft erobert hat, erwarten, wie Großes und Bleibendes er auch in seines Lebens erster Hälfte bereits geschaffen und geleistet habe.

Ein Sonnenstrahl.

Von Reinhold Fuchs.

(Abdruck verboten.)



Wie mürrisch grau und leer
Hat lang die See gerollt!
Da zittert drüberher
Ein Strahl von Sonnengold.

Und hell mit einemmal
Aufleuchtet bis zum Saum
Die Salzflut gleich Opal,
Und silbern blitzt ihr Schaum.

Birgt auch der Strahl sich bang
In schwarzer Wolken Schlund,
Fortschimmert er noch lang
Mir tief im Seelengrund.

So strahlt ein Liebesblick,
So lebt ein herzlich Wort
Durchs nächtliche Geschick
Von langen Jahren fort.







Das Enkelkind. Nach dem Ölgemälde von Hubert Herkomer.

Die ersehnten Sommergäste.

Erzählung von Ilse Frapan.

(Abdruck verboten.)

Bei den ersten Häusern des neuen Steindammes, um die zwei grünen Pumpen her, stand ein Häuflein Frauen. Die dicke Steuermannswitwe, über ihren Zaun gelehnt und von oben herabsehend, führte das Wort: „Min Inlogirers kamt ümmer wedder! versteiht sick! ‚Frau Schwarz,' seggt se, ‚so lang als ich das Leben habe und Sie das Haus in Blankenese, so lang komm ich jeden Sommer.' Un dat deiht se ook, und alle Johr is da Een mehr: nu hett se all söß Kinner."

„Denn mußt du aber ook alle Johr mehr hebben," sagte mit schlauem Lächeln ein alter Fischer, der, einen großen Rochen hinter sich herschleifend, vom Stack[1]) heraufkam.

Die Witwe nickte gelassen: „Dat wull ick meenen; dat geiht na de Koppzahl."

„Na, Se sünd woll noch ut de Tied, wo wi dat Koppgeld harrn?" lachte der Kartoffelhändler Peters, ein graubärtiger, kurzbeiniger Mann, der, seit er sein Geschäft aufgegeben, immer bei den Frauen herumstand. Sie wendeten sich sogleich alle zu ihm: „Ach, Klas Ohm, wat weetst du von dat Koppgeld! du büst ja nich von hier!"

„O, dat harrn wi in Pinnebarg ook, min goode Deern!"

„Ja du, dat Koppgeld, dat is noch en ganz Teil billiger west, als all de Stüern, de wi nu betahlen möten," rief der alte Fischer.

[1]) Damm, um die Flut abzuhalten.

„Söben und foftig Mark hew ick hüt wedder op't Amt dragen,“ seufzte eine große, hagere Frau, die, eine volle Gießkanne neben sich, etwas abseits stand.

„Davor büst du ook Jule Suer,“ erwiderte der Kartoffelhändler unter dem Lachen der Übrigen. Die ganze Gruppe wendete ihr einen spöttisch überlegenen Blick zu.

„Na, Jule, hewt Se nu ook Hamborgers? dat ward nu Tied.“

Die Frau schüttelte mißmutig den Kopf: „Wullen wull ick dat woll, aber ick krieg man keen.“ Ihre dunkeln Augen flackerten ängstlich und argwöhnisch von einem zum andern.

„Dat mutt man kennen. Jedwerein is nich dazu geboren,“ Klas Ohm sprach das großartig und klimperte dazu mit dem Gelde in der Hosentasche.

„De Hauptsak' is, dat da nichs bi rungenirt ward,“ bemerkte die Steuermannswitwe von ihrem höheren Standpunkt herunter, denn ihr Garten lag bedeutend über dem neu aufgemauerten Weg. „Min Stöhl, de hew ick an de Wand henstellt, as sick dat hört. In Anfang, as ick nu Julogirers kreeg, hebbt de se in de Stuw und in'n Goren rumsleppt. Ick segg: Jung, segg ick, kannst du nich sitten gahn, wo de Stohl steiht? Mutt de Stohl ümmer mitgahn, wo du hen willst? Wo licht is da so'n Been afkamen [1]), un de Nam' vun den'n, de't dahn hett, steiht da nich bi. Nu hebbt se sick all so'n lüttje Klappstöhl mitbrocht; dat sünd nu ehr, da kümmer ick mi nich um.“

Nun drängte sich eine Alte vor, das zitternde Haupt mit den verblichenen, dünnen Haarsträhnen von der schwarzseidenen Mütze der Blankeneserinnen von ehemals bedeckt. „Ick hew min Herrens ook tolehrt. De Hamborgers hewt dat mit dat Finsteroprieten, un dat kann ick nich utstahn. All de Stoff [2]) un de Sott [3]) vun de Dampers kummt da rin un makt min Gadinen [4]) grau, un mör ward se ook vun de Sünn. Nu maak ick dat so: 's Abends, 'n Stün'n vor Bettgahntied mak ick in ehr Slaapstuw de Finster apen, de weet veel davon, wenn se nich in [5]) sünd. I watt, frische Luft, segg ick, hier in Blankenes' is de Luft ümmer frisch! ut'n Hus un in'n Hus, da könt Se unbesorgt sin. Un dat sünd se nu ook.“

„Blot in'n niegen Weg, dar stinkt dat mitünner,“ sagte der Kartoffelhändler und klemmte die Nase zusammen. Alle Frauen und auch der Fischer fuhren herum, um ihn zu betrachten.

„I, dat weet ick gornich.“

„Mi is dat nich opfulln.“

„Ick wahn nich in den niegen Weg, ick kann't nich seggen,“ hieß es wie aus einem Munde.

„Un wenn dat is, denn geiht dat natürlich to,“ der Fischer erhob belehrend den Zeigefinger, „denn is dat blot vun de Rönusteen, min gode Mann.“

„Un dat is en ganzen natürlichen Geruch, Klas Ohm,“ rief verweisend die Steuermannswitwe.

Der graubärtige, breite Kopf des Händlers ward zwischen die Schultern gezogen.

„Na, denn hew ick nix seggt. Aber, Jule, din Kann' rükt ook nich to'm Besten.“ Und er hinkte bedächtig auf die andere Seite, zog eine große, blanke Schnupftabaksdose hervor und nahm eine Prise.

Jule Suer öffnete die schmalen Lippen, bückte sich und betrachtete kopfschüttelnd ihre Gießkanne, als sei sie ihr selbst etwas Neues. „Ach Gott, nee, meenen Se dat?“ fragte sie gedehnt. Ihre Stimme war sachte und ihr Ton merkwürdig sanft für die robuste Gestalt.

„Wat hebbt Se denn dar in, Fräulein Suer?“

„Och, blot dat Fischwater! Dat geet ick ümmer tosam, bet de Kann' vull is; dar pleeg ick min Böm' mit, ick gew se Allens, dat Spölwater, dat Kaffeesatz un de Ammers [1]), do ward nix an verspart.“

Aller Augen richteten sich unwillkürlich nach oben in das Gezweig der Birnen- und Apfelbäume in den Gärten, die jetzt, im Mai, in weißer und rötlicher Blütenfülle standen. Das reine Hellblau des Himmels glänzte durch die Lücken, und das junge, bräunliche Grün der sprossenden Zweige erschien in der Sonnenvergoldung wie flimmernde Bronze. Der Honigduft der zahllosen offenen Kelche verbreitete sich in unsichtbaren Wolken, sobald der Ostwind sie

[1]) abgebrochen.
[2]) Staub. [3]) Ruß. [4]) Vorhänge.
[5]) zu Hause.

[1]) Eimer.

leicht schüttelte. Eifriges Bienengesumme ertönte durch die Wipfel, singend fuhren die Rotschwänzchen um die Mauern, wo sie ihre Nester bauten, und am ganzen Strande, soweit man sehen konnte, und gegenüber an der Esthe und Lühe strebten die schneeigen, blühenden Kronen in den leuchtenden Frühlingshimmel.

„Wenn dat so bibliwt, denn kriegt Fräulein Suer vor Johr soveel Appeln un Beern, dat se ganz Hamborg utköpen kann," sagte schelmisch der Fischer, ein achtzigjähriger Mann, der ungebeugt und stramm in seinen großen Wasserstiefeln an der Pumpe stand und das kühle Naß über den toten Fisch rieseln ließ.

Jule warf noch einen zweiten schnellen Blick empor, diesmal einzig in ihren eigenen üppigen Garten.

„Ach joa, se blöht joa ganz nett sowiet, aber vergangen Johr hebbt de Gravensteeners, de nu so vull sitten doht, ook gor nix hatt. Dat is ümmer so aff un to mit de olen Böm."

„Na, Jule, krieg ick denn ook en poar aff, wenn se düttmal gerad?" Der Fischer blinzelte den übrigen Frauen zu, während er in vollem Ernst zu sprechen schien.

Jule nahm eine etwas leidende Miene an. „Ach joa, Peter Pein, ick kann di jo mal so'n Appel to Prow' schicken, wenn se di man nich to düer sünd."

„I, so'n ollen Fründ un Nachbor, de kriegt se woll en beten billiger, wat Jule?"

Fräulein Suer schlug die Augen nieder. „Dat is man, Peter Pein, min Gravensteener Appeln, de sünd ümmer all lang vorher verkofft," sie schüttelte den Kopf. „Nee, verspreeken kann ick di dat nich, denn kiek mal, wenn ick di dat nu verspreeken däh, denn mutt ick dat jo ook hollen, un wenn ick nu vun en Hamborger mehr kriegen kunn, denn kunn ick dat jo nich hollen."

„Na, is all good, meinst, ich werd dir da um zu Füßen fallen?" Peter Pein that beleidigt, aber an den Zaun hinantretend, lachte er hinter der vorgehaltenen Hand: „ick schull min Jule Suer nich kennen."

Lärm, Schreien und Hundegebell scheuchte die Plaudernden auseinander. Die Kinder kamen aus der Schule, Tafel und Bücher unterm Arm, die Mützen tief in die Augen gedrückt oder schief auf dem Kopf, damit sie bei dem ausgelassenen Galopp nicht abfliegen sollten. Einige trugen sie in der Hand, um neckend damit nach den Hunden zu schlagen, die ihnen bellend aus den kleinen Gärten entgegenfuhren und den wilden Freiheitsjubel nicht dulden wollten. Die Jungen stießen mit den dicken Lederstiefeln in den losen Sand, daß er aufwirbelte, eine weißliche Staubwolke umhüllte den ganzen Trupp. Als sie aus der Ferne Jule Suer erblickten, die sich von den andern getrennt und ihre Gießkanne aufgenommen hatte, standen sie still und begannen ohne weitere Verabredung alle auf einmal zu singen: „Die alte Jungfer, die alte Jungfer!" und dazu mit so groben und ungeheuerlichen Stimmen, daß sie garnicht den Kehlen der meist noch kleinen Jungen zu entstammen schienen. Fräulein Suer flüchtete in ihren Garten und begoß eifrig, während sie halblaut auf die Frechen schalt, von denen einige sich gar an ihrem Gitter aufgestellt hatten, um mit ihrem Spottgesang herausfordernd zwischen den blühenden Johannisbeersträuchern hindurch in den dichtbepflanzten Garten zu dringen. Die Verhöhnte erhob die Brause und schoß einen wütenden Blick auf die kleinen Quälgeister, aber dann senkte sie beides, Gießkanne und Augen, zu dem gelbsamtenen, lieblich duftenden Goldlack, der nach Wasser verlangte.

„Och wo geern wurr ick de Bengels ook öbern Kopp geeten," murmelte sie traurig, „aber ick ward dar nicks bi, ick kunn dar noch in's Dübelskök bi kamen! I du Slüngel, wullt du!" Sie schlug kräftig mit der hartgearbeiteten Hand auf ein paar kleine unverschämte Finger, die durch den Zaun gekrochen waren und sich nach dem weißen Stern einer Narzisse ausstreckten.

Ein lautes Geschrei ertönte; die diebischen Finger zogen sich zurück, aber der Überraschte blieb draußen vor dem Zaun stehen, im Übermaß der ihm widerfahrenen Kränkung, während seine Kameraden davon gelaufen waren. Jule Suer setzte mit erschrockener Miene ihr Gerät nieder und lief über die drei Steinstufen abwärts auf den Weg. Als der Junge sie kommen sah, schrie er noch stärker:

„Dat segg ick an min Vadder na!"

Das Fräulein rüttelte ihn am Arm: „Wullt du still swiegen, du dummerraftige Slüngel! wat hew ick di dahn?"

Der Junge steckte die vier Finger in den Mund und brüllte noch lauter als zuvor. Jule bückte sich, um ihm die Schiefertafel aufzuheben, die er im Schrecken hatte fallen lassen. „Nu kiek, nu is din Griffel 'twei fullen," sagte sie und wollte ihm die drei roten, mit Goldpapierspiralen umwundenen Stücke in die Hand stecken. Als der Junge aber gar noch den Griffel zerbrochen sah, ließ er auch die Tafel wieder fallen und fing an, Thränen zu vergießen. Jule blickte sich unruhig um. Langsam suchte sie mit Hand und Augen in der Tasche ihres bedruckten Leinenkleides, das ihre steife, gerade Gestalt in harten Falten umhüllte. „Hier hest du twee Penn, du ol aasige Slüngel du, un ünnerstah di nich" — —

Aus einer der benachbarten grünen Hausthüren kam aufgeregt eine Frau gelaufen, die Ärmel ihres Kleides aufgestreift, Hände und Arme rot und naß von der heißen Seifenlauge.

Ohne ein Wort zu sprechen, aber mit einem feindseligen Blick auf die Danebenstehende, ergriff sie ihren Jungen am Arm, hob die Schiefertafel auf, dann die drei Stückchen Griffel, sah abermals vernichtend Jule an, die ihre gekrümmten Finger wieder um die Pfennige geschlossen hatte, und zog den kleinen Übeltäter mit sich. Einige Schritte weit gehorchte er, dann begann er sich zu sträuben. „Lat mi los, Mutter, ick krieg noch twee Penn'." Ein schlingelhaftes Lachen verklärte sein feuchtes Gesicht.

„Hier bliwst du! Sall se di wedder to faten kriegen?"

„Mutter, se deiht mi nix, ick will blot min twee Penn' hebben."

Die Frau ließ den heftig Strampelnden los. „Kummst mi aber gliek wedder." Und langsamen Schritts, ihren Sprößling mit den Augen verfolgend, zog sie sich zurück.

Jule Suer begoß eben ihren Porree, der das sonnige Beet nur erst mit spärlichen Hälmchen bedeckte. Als der Schatten des kleinen Jens plötzlich über das Beet fiel, erschrak sie und fuhr zurück, daß ihr das Wasser aus der Gießkanne auf die Strümpfe spritzte. „Büst du all wedder dar, verdreihte Jung?" Mit heuchlerisch sanftmütiger Miene hielt der Junge die Hand offen. „Ich wollt mich man meine zwei Pfennige abholen," sagte er unterwürfig. Jule begoß ruhig weiter. „Dar weet ick nix vun aff." Jens zog die Augenbrauen, die auf seinem Apfelgesicht kaum bezeichnet waren, fragend empor: „Min twee Penn', de ick mi verdeent hew."

„Wullt du mal to Hus?" Die Frau griff drohend nach einer Harke, die an den Stamm des Apfelbaums gelehnt war. „Au! au! au!" schrie der Junge, und seine kurzen, derben Beine machten starke Sprünge abwärts. Draußen aber blieb er stehen: „Die alte Jungfer! die alte Jungfer!" sang er aus Leibeskräften, bis die Mutter ihn zum Essen rief. Fräulein Suer zog das Kupferstück hervor, beguckte es, murmelte: „dat kunn mi ook noch fehlen." Dann, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, nahm sie einen kleinen Spaten, grub ein Loch dicht am Stamm des Apfelbaums, legte die Münze hinein, spuckte darauf und füllte die kleine Grube wieder zu. „Dat se jungen dohn," sagte sie vergnügt, und dann streichelte sie all die weißbekalkten Stämme. „Un de Griesbeeren ook, un de Permuttbeeren ook, und de inglischen Plummen ook, un de Prinzappeln ook." Und während dieser harmlosen Beschwörung der blütenvollen Bäume, die nun im warmen Mittagsglanz leise die duftenden Blättchen herabstäuben ließen, stand der Himmel so wolkenlos und verheißend über dem obstreichen Elbdörfchen, daß jede Minute zu der folgenden zu sagen schien: „Du sollst sehen, Schwester, das giebt ein gutes Jahr, ein gesegnetes Früchtejahr."

Der Juni kam, der Juli, und die Verheißung ward nicht zu Schanden. Die Hamburger und die fremden Gäste, von denen jeder Sonn- und Festtag, ja bald jeder schöne Nachmittag in jedem Dampfer, der elbabwärts nach Stade fuhr, in jedem ankommenden Eisenbahnzuge Scharen von Groß und Klein heranführte, wunderten sich, nachdem sie genugsam die Elbe bewundert, über die Menge von frischem Ansatz an den Bäumen dieses sonnengeliebten Erdenfleckchens. Und gar die vielen Sommerwohner, die schon morgens früh mit Häkelzeug und Strickstrumpf in den Strandlauben saßen oder zahlreiche weißgekleidete Säuglinge in sandaufwirbelnden Wägelchen umherrollten, hatten ihre Freude daran, das Wachsen und Schwellen der Früchte zu beobachten, wenn es gerade keine Toi-

letten zu sehen oder wichtige Dorferlebnisse zu besprechen gab.

Sie waren nun fast in alle Häuser eingezogen, die Sommerfrischler; auch Peter Pein hatte seine kleine Stube vermietet.

„Wi sitt jo doch binah ümmer in de Kök, un he is 'n Sekeldär[1]); na nu kiek mal, Jule Suer, dar hebbt de Gören min Stakens[2]) wedder utbuddelt, de ick man gistern erst inrammt hew."

Die Angeredete war mit zwei Blecheimern zum Strand herunter gekommen, wo die Fischer ihre Netze aufhängten. „Beten Sand halen, Jule? Dar is he witt un drög! Ja, ick segg ümmer, unsen Sand, de is beter as Seep, und kost' gor nix!"

Jule kauerte auf dem warm beschienenen Strande und füllte den weichen, glänzenden Staub in ihre Eimer.

„Klärt un schürt hew ick all; wenn ick nich vun min Eer eeten kann, denn mag ick dar ook nich mit de Fäut oppetten[3]), je, is nich wahr, Peter Pein?" Sie blinzelte in die Sonne, ihr schmaler, brauner Strohhut half hier nicht viel.

„Du mußt woll ook din Inlogirers mit en goden Bispill vorangahn," sagte der zweite Fischer, ein jüngerer, munter blickender Mann, der das schwere Bündel der Netze von den Steinen des Stacks nahm.

Jule schüttelte bekümmert den Kopf. „Ick hew jo keen kreegen, wullt du mi brüden? Ick hew twee ganse nette Stuben un ruhig! Keen Minsch in't Hus as ick un min Höhner," setzte sie seufzend hinzu.

Die Fischer schwiegen eine Weile, während sie die durchsichtigen Flechtwerke um die Pfähle wanden. Endlich sagte der Jüngere:

„De Ahrens' ehr Lüd sünd vergangen Johr utrückt, un as se betahlen schullen, dar hewt se Bankrott makt un Ahrensch hett dabi tosett hatt, wieder nix." Peter Pein lachte über das ganze helle bartlose Gesicht, das Wind und Sonne in achtzig Jahren nicht zu färben vermocht hatten: „Kinners, mit den Inlogirers is dat as mit de Näsen[4]): se fallt nicht all gliek ut. De Een is fett und dick vun Fleesch, un bi den Annern kriegst du blot de Gräten in'n Hals."

[1]) Sekretär. [2]) Pfähle.
[3]) auftreten.
[4]) Nase, ein Fisch.

„Du heft recht," sagte der andere langsam. Der gesprächige Alte fuhr fort: „Vor twintig, dortig Johren, wer hett dar an so wat dacht, as dat de Hamborgers hier ruttrecken wurrn, und wer hett dor an dacht, dat de Näsen 'smutt[1]) warrn könen? Un nu makt wi 'n Geschäft mit Beide."

„Ick krieg villicht noch welke," tröstete sich Jule, den Sand von ihrer Schürze schüttelnd.

„In 'n Julimand is dat all en beten lat! Na, denn is de Sand woll vor din Höhnervolk, nich? Sünd se all kluck[2])?" Jule nickte: „Ick hew all Küken, Herr Behrens, fief sünd gans munter un kräsig[3]), aber dree hew ick, de hewt keen Schick, un ick gew se doch all dat Sülwige, — ümmer Bookweetengrütt un Bottermelk."

„Dat hört[4]) se ook," sagte der Alte bedächtig. Jule Suer schlug die Arme übereinander und fuhr redselig fort: „Vor twee Johr, dar is mi dat ook so gahn, dar harr ick en por Küken, de kunn' nich op ehr Been stahn. Aber dar harr ick 'n Fro in Logis mit en por lütte Deerns, de hebbt se mi in de Watt'[5]) sett', dor sünd se wedder worrn. Nu weet ick nich, schall ick düsse ook mal in Watt setten? Dat is man blot, ick hew keen Watt, un wenn ick dat nu käupen schall, und dat is naher doch nix, denn hew ick jo dat Geld ut'n Finster smeeten?"

Peter Pein blieb lachend stehen: „Ja, ick weet dat noch ganz good!" Er nickte dem Kameraden zu. „Erst hett se seggt, dohn Se mit de Küken, wat se wölt, ick will se nich mehr hebben, un naher hett se seggt: Kinners, nu sünd de Küken wedder sund[6]), nu sünd se wedder min." Jule wunderte sich sehr, daß man über so etwas lachen könne: „Ja, Peter Pein, wat schull ick denn damit dohn, as de lütten Dinger gans elend wören? Dat wör ja dat Foder nich werth! Aber naher wull ick se natürlich wedder hebben, ick kann doch de riken Hamborgers nich veer fette Küken schenken?"

„O Jule, du bist en ganse grise[7])! Na, denn täuw[8]) man, villicht kriegst du wedder Een, de din Küken in de Watt sett'!"

[1]) geräuchert.
[2]) brütend. [3]) lebhaft.
[4]) gehört. [5]) Watte, Baumwolle.
[6]) gesund. [7]) schlaue. [8]) warte.

„Ja, täuwen doh ick ook, den gansen Dag doh ick nix as täuwen.“ Damit ging sie ab. —

Der August brachte Regen und Wind. Die Sommergäste, die einmal da waren, mußten wohl oder übel in den engen, niederen Stübchen hinter den beschlagenen Scheiben ausharren, neue kamen nicht mehr hinzu. Die windgepeitschte, schäumende Elbe unter dem bewölkten, weinerlich gestimmten Himmel war für den Kenner zwar nicht ohne Reiz, das bewiesen die vielen jungen Männer, die mit Malkästen und Feldstuhl herausgewandert kamen, um sich von einem geschützten Fleckchen zwischen den Häusern aus in diese Symphonie von blaßgrau und schwarzgrau, blaugrau und gelbgrau, graugrün und grüngrau hingebend zu vertiefen. Der Vordergrund freilich hielt selten geduldig Stand.

„Wie lange bleiben die Fischerewer hier liegen?“ fragte einer der Landschafter den Fischer Behrens, der eben sein Boot am Tau auf den Strand schleppte.

„Zwei Minuten, Herr,“ erwiderte der pünktliche Mann, der mit scharfen Augen die Arbeit an den Segeln verfolgte, „Anker haben sie all gehiwen[1]), gleich gehn sie los!“

Und tröstend setzte er hinzu, als er sah, wie das Gesicht des jungen Mannes sich ärgerlich verdüsterte: „Na, Sie wollten woll all die Ewers hier abmalen? Ick will Ihnen wat seggen, malen Sie die beiden grünen Pumpen aff, dar an büschen weiter runter, die stehn einen Dag un alle Dag auf denselbigen Platz.“

Der Sonntagsbesucher waren in dieser Zeit wenige. Es regnete nämlich überall, im Fährhaus wie im Falkenthal, und erst recht auf dem Wege dorthin. Es war nichts Ungewöhnliches, daß vom Gewitterschauer Überraschte mit ängstlich zusammengefaßten Kleidern und zerzausten Regenschirmen in den Häusern Unterstand suchten, zum Entsetzen der Blankeneser, die unberechtigte nasse Fußspuren in ihren blitzblanken Räumen ungern duldeten.

Am letzten August, einem Sonntag, — der Morgen war blau und sonnig gewesen, und alles hoffte auf einen Wetterumschlag, blies nachmittags wieder der Südwind, „der Kremper,“ wie Peter Pein sagte, einen Regen daher und scheuchte eine ganze Gesellschaft in Jule Suers Haus, das im Schatten der schützenden Obstbäume mit seinem breiten moosgrünen Schindeldach von ferne gastliche Unterkunft versprach. Jule hatte den ganzen Tag allein gesessen und war nicht abgeneigt, „ein Klöschen abzulegen.“[1]) Sie faltete ihre Näherei zusammen, nahm zwei oder drei Fädchen, die ihr dunkles Kleid verunzierten, mit vorsichtigem Finger ab und band die schwarzseidene Sonntagsschürze, die sie beim Kochen und Nähen abgelegt, wieder um ihre steife Taille. Dann ging sie mit einem etwas zähen Lächeln um die schmalen Lippen auf den Vorplatz, zwischen den Fremden durch und schloß mit einem kräftigen Ruck die Hausthür, welche jene aus Bescheidenheit oder Unbedacht offen gelassen.

Die Eingeregneten, einige Frauen und Mädchen und zwei herzhaft rauchende junge Männer in Soldatenröcken murmelten eine Entschuldigung und Bitte, das Wetter hier abwarten zu dürfen.

„Is good,“ sagte Jule, „de Flag[2]) ward bald vorbi sin. Ick wurr Se geern en Stohl anbeden, aber so veel Stöhl hew ick nich.“ Zwei ältliche, schwarzgekleidete Frauen mit mageren, spitzen Gesichtern standen an die Wand gestützt, wie dem Umsinken nahe. Die Jüngere erhob bittend die Augen und sagte in überaus höflichem Ton: „Wenn ich Sie nur vielleicht um einen Stuhl für meine Mutter inkommodieren dürfte, — ihr wird das Stehen so sauer.“ Fräulein Suer verschwand in der Stube und kehrte nach einer kleinen Weile mit einem Stuhl zurück, dessen vielgeflicktes Kattunpolster sich ihrem Nachdenken als das Zweckmäßigste für derartige Fälle empfohlen hatte. Wortreich dankten die Beiden, und mit einem leisen Ächzen sank die gebrechliche, alte Frau auf das eingesessene Polster.

Jule Suers Gesicht erweichte sich, wie unter dem Einfluß ihrer eigenen ungewohnten Gutthat.

„Ook en beten in Blankenes’?“ fragte sie herablassend die Durchnäßten, „ja, hier möten Se man herkamen, hier is dat schön.“

[1]) gelichtet.

[1]) etwas zu plaudern.
[2]) Schauer.

Die zwei Frauen versicherten, das sei auch ihre Meinung

„Sie haben es hier himmlisch!" seufzte die Tochter und warf neugierige Blicke nach der Küchenthür, aus der warmer Kaffeegeruch einladend hervorquoll, „all' diese frische Luft und überhaupt dieses Grüne."

„Jule Suer sah sie mit offenem Munde an: „Se sünd woll ut Alt'na?"

„Nein, aus Hamburg."

„Dat kunn ick mi glief denken! Ja, dat mutt ick seggen: in Hamborg oder Alt'na möchte ich nich tot sein!"

Mutter und Tochter, — sie hatten beide etwas Schnupperndes, Spähendes, seufzten bereitwillig.

„Nein Mutter, sieh doch mal dies süße, kleine Haus! Nein sag' mal, hast du schon je so was Süßes gesehen? So idyllisch, mit diesem Strohdach! Möchtest du wohl in solchem Hause wohnen, Mamachen?"

Fräulein Suer schob den Hals vor; sie horchte mit angehaltenem Atem.

„Ach, Hildegard, wie kannst du noch fragen? Mein Leben lang hab' ich mir gewünscht, mal auf'm Garten zu wohnen!" Die Mutter zog langsam ihr Taschentuch aus dem fadenscheinigen Samtbeutel an ihrem Arm und fuhr sich über die Augen.

„Herrjes," rief Fräulein Suer, von einer zur andern blickend, „dar kann jo Rath to warrn. Min twee Stuben sünd leddig. Wollen Sie ihnen haben, denn können Sie ihnen kriegen, — steiht bi Ihnen."

Ihre schwarzen Augen funkelten.

„Mama!" die jüngere Frau stieß die Mutter leicht an den Arm, während sich ein verwundertes Entzücken über ihr mageres Gesichtchen ausbreitete. „Hörst du das, Mama? Solch' ein Anerbieten! Du bist jawoll ganz benaut [1]) vor lauter Freude! Sie ist ganz benaut vor lauter Freude," wiederholte sie zu der Hausbesitzerin, und drehte, zitternd vor Aufregung, ihren altmodischen, veilchenblauen Knicker zwischen den Händen.

„Ach, das können wir ja wohl gar nicht annehmen, Hildegard," stammelte die Mutter.

Jule Suer, die Arme über dem schwarzseidenen Schürzenbund fest untergeschlagen, blickte steif gradeaus. Das gerührte Wesen der zwei Hamburgerinnen verlieh ihr die Überzeugung, daß sie eine ausgezeichnet schöne Wohnung zu vermieten habe und daß endlich auch ihre Zeit gekommen sei.

„Un is ook nich düer," sagte sie mit treuherziger Sicherheit im Ton, „tweehunnert und foftig Mark den gansen Sommer." Die schwarzen Dämchen fuhren zusammen, als habe ein unerwarteter Windstoß sie angeblasen. Dann warfen sie einander einen unendlich wehmütigen Blick zu, der allmählich in ein säuerliches, beschämtes Lächeln überging. „Ach so!" machten sie beide.

Jetzt fand Jule Suer es an der Zeit, das Eisen nicht wieder kalt werden zu lassen. „Sie können ihr ja mal ansehn. Twee Stuben un de Kök zu Mitbenutzung. De Utsicht is good sowiet. Na vör hewt Se dat Water un na achter den Höhnerstall, mehr könt Se nich verlangt sin. Möbels sünd dar in, aber Betten möten Se sick mitbringen; un denn free Water in de Pump dar ünnen, un denn tweehunnert un foftig Mark, dat is doch gar keen Pries."

„Wollen wir es vielleicht mal" — — begann die Mutter, schwankend zwischen Neugier und Verlegenheit.

„Ja, wir könnten es uns ja mal" — — unterstützte zaghaft die Tochter.

Die ältere Frau erhob ihr schüchternes Mausgesicht und stand mit Mühe von dem Kattunpolster auf.

Die beiden Soldaten und ihr Anhang hatten sich inzwischen getrollt, der Regen war vorüber. Als die drei Frauen die Vorderstube betraten, fuhren die beiden Fremden fast geblendet zurück, solch' eine Flut gelbroten Abendlichts strömte durch ein kleines Westfenster in den niedrigen Raum.

„Wie bezaubernd!" lispelte Hildegard. Es war die Stube, in der Jule vorher gesessen. Sie zeigte schon gleich von der Thür aus auf das Haartuchsopha: „dat kummt weg;" auf eine Mahagonikommode mit aufgebauten Muscheln und zwei künstlichen Blumensträußen unter Glasglocken: „de kummt ook weg;" auf einen gelblackierten Schrank mit Flaschen und altmodischen Tassen hinter den Glasthüren: „un de Side-board kummt ook na baben [1]); denn hewt Se nochmal so veel Platz."

[1]) beklommen.

[1]) oben.

„Es bleiben demnach nur Tisch und Stühle hier?" fragte die Mutter.

„Un de Kachelaben un de twee Biller, un de lütte Wandschapp," sie öffnete eine sauber gestrichene Thür unter der Fensterbank. „Un dat ook," sie bückte sich in die Ecke und hob eine spiegelblanke Messingschale empor, deren Füllung mit schneeweißem Sande ihre Bestimmung hinreichend erklärte.

„Ach, das ist ja auch genug!" lächelte Hildegard bereitwillig. Im Schlafzimmer war grüne Dunkelheit, denn dicht hinter dem Häuschen erhob sich der Waldhügel. Aber diese Dunkelheit war keine stumme, sondern fröhlich belebt durch ein unermüdliches Scharren, Piepsen und Glucksen. Hier stand nichts als ein unendlich oft abgeseifter hölzerner Waschtisch ohne Geschirr, das aber aus seinem Bauche hervorgeholt werden konnte, wie Jule wohlgefällig nachwies. Hildegard blickte durchs Fenster: „Sieh, Mama, wie zuckerig, all' die kleinen Küken!" „Zu süß!" erwiderte die Mutter. Es ging in die Küche, die blinkte und blitzte von schönen kupfernen Fischkesseln und Messingpfannen auf niet- und nagelfesten Börtern. Und wie schwarzblank leuchtete der kleine englische Herd mit den weißgescheuerten Stahlbändern, grade unter einem Fenster, an das der Apfelbaum mit seinen tropfenden Zweigen anschlug.



Studie von Ludwig Passini.

Die Hamburgerinnen warfen anteilsvolle Blicke umher; die der Tochter blieben sehnsüchtig an der braunen Kaffeekanne auf der warmen Ofenplatte hängen.

„Das hier kommt wohl alles weg?" fragte die Mutter resigniert.

Fräulein Suer schüttelte leutselig ihr glattfrisiertes Haupt: „Nee, Gott bewoahr, dat is ja min Kök! Aber Se könt hier saden [1]) und braden, wat Se wölt, un wenn Se mal Höhnersupp eeten wölt, denn könt Se mi dat man seggen! Ick hew dree so'n ole Hennen, de leggt nich mehr."

„Mama, Hühnersuppe!" Mit ihrem grauen, an den Fingerspitzen durchlöcherten Baumwollhandschuh tippte Hildegard auf die schwarzseidene Mantille, die in schlottrigen Falten von den schmalen Schultern der Mutter herabhing. „Denk' mal an, wie dir das gut thun würde! Wenn wir doch hierherziehen könnten!"

„Aber Kind, das ist doch" — — verweisend blickte die alte Frau sie an, Hildegard hüstelte, dann nickte sie mutlos mit dem Kopfe.

„Ja, wissen Sie, es ist uns nämlich doch —"

„Es ist uns doch ein bischen —"

„Es ist uns doch ein bischen zu teuer!" Mit einem kühnen Anlauf hatte endlich die Mutter diese Worte hervorgebracht.

Jule Suer kniff die Lippen zusammen. „To düer? J, ick denk, dar könt Se doch nix vun seggen? Sie strich über ihre seidene Schürze, daß sie knitterte. „Vohn hier bito [2]), hett veerhunnert kreegen, un Klas Ohm, de kriegt dat Jahr fievhunnert, dat kann ick Se man grad ut seggen."

Die beiden Fremden schauderten leicht. „Ja so!" flüsterten sie.

„Un wenn ick nu vor den gansen Sommer tweehunnertfoftig segg, denn is dat doch nich veel!"

„Gewiß, gewiß, an und für sich ist es nicht zu teuer, ich meine nur, daß es für uns — in unseren Verhältnissen —"

Hildegard unterbrach sich plötzlich. „Und wie viel kostet es für einen Monat?" fragte

[1]) sieden.
[2]) nebenan.

sie lebhaft. „Es ist ja schon morgen der erste September, Mama, daran haben wir ja gar nicht gedacht!“

„Ja! Se sünd en beten to laat[1]) kamen!“ Jules Gesicht verdüsterte sich, „un dat is eegentlich unrecht, dat dat min Schaden sin schall; aber ick will nu ook nich so sin, denn ick luur' nu all so lang mit min Stuben, un September is dat all, un wenn ick Ihnen nu weggahn lat, denn krieg ick dat an'n En'n gor nich vermeed.“ Sie besann sich: „Ja, denn will ick Se dat vor'n Monat geben, dat ick dar doch noch etwas an verdeenen doh.“

„Ach! das wäre ja“ — — rief Hildegard, „Mama, wenn wir nun sagten, auf einen Monat?“ Und ohne das leise Kopfschütteln der Alten zu beachten, zog sie sie in eine Ecke und flüsterte dringlich und aufgeregt. Geduldig, die schmalen Nasenflügel zusammengedrückt, die Augen etwas weiter offen als gewöhnlich, stand Jule dabei und ließ sie überlegen. Mit einem eifrigen Ruck wandte ihr Hildegard das wichtig erhobene Spitznäschen zu.

„Ach bitte, Fräulein oder Madam?“

„Min Nam' is Fräulein Juliane Suer.“

Hildegard knixte schnell. „Un wir heißen Läps, meine Mutter Frau Hulda Läps, Fräulein Hildegard Läps, das bin ich.“

Jule that einen steifen Kopfnicker. „Na, wölt Se dat denn hebben, oder nich?“

„Ich möchte Sie bitten, Fräulein Suer, uns den genauesten Preis zu sagen, aber bitte, den allergenauesten.“

„Ja, wenn Sie so gut sein wollten,“ stimmte, sich aufraffend, die Mutter ein und erhob unwillkürlich die Hand zu ihrem Ohr, als müsse sie es vor einer zu starken Forderung beschützen.

„Wenn dat halbe Jahr tweehunnertfoftig Mark kost', denn mutt ick vor dat Monat fiewundveertig Mark hebben.“ Jule nannte die Summe fest und feierlich.

Fragend, erschrocken blickte Frau Läps; aber Hildegard nickte ihr ermutigend zu und zog sie dann abermals in die Ecke. Die zwei so ähnlichen Gesichter neigten sich gegeneinander, daß die zwei spitzen Näslein sich fast berührten, die wispernden Stimmen begannen von neuem ein endloses Geflüster.

Endlich faßte Hildegard die noch immer



Studie von Ludwig Bassini.

widerstrebende Hand der Mutter, führte das zitternde Frauchen zu Jule Suer, die in würdevoller Ruhe an der Küchenthüre stand, und sagte mit vor Bewegung matter Stimme: „Es ist also abgemacht. Wir mieten Ihre Sommerwohnung auf einen Monat. Es ist nur wegen der Betten.“

Sie warf einen tröstenden Blick auf ihre Mutter: „Bitte, Mama, es geht ja!“ Dann wieder zu Jule: „Wäre es nicht möglich, den großen Umzug zu sparen? Sie haben doch gewiß noch Betten von Ihren Eltern im Haus!“

„Jao, ick hew Betten 'nog, aber dat sünd all goode Federbetten, de sünd vor keen Inlogirers! Dat is hier in Blankenes' keen Mod, dat wi unse gooden Federbetten von Öllern her —“

„Aber fünfundvierzig Mark ist doch ein sehr hoher Preis,“ Frau Läps hatte sich, kraftlos wie sie war, auf den Küchenherd niedergelassen.

„Herrjes, Se könt jo ook in'n Goren sitten, hier ünnen, dat is allens Ehr sowiet! Un wenn Se keen Bedienersch hewt, denn will ick Se geern bi't Schüren helpen.“

„Das ist alles wunderschön! Nur die Betten“ — —

[1]) spät.

Allmählich ward Fräulein Suer zugänglicher: „Woahr is dat, wenn ick Se nu gahn lat, denn krieg ick de fiewunveertig Mark ook nich!“ Ihr Gesicht nahm einen großmütigen Ausdruck an: „Ick will Se damit entgegenkamen, ick gew Se de Betten und Se gewt mi kein Mark mehr. Is dat nu recht?“

„Das machte fünfundfünfzig Mark,“ sagte die Mutter kläglich.

„Ach, Fräulein Suer thut es vielleicht für fünf! Wir möchten so schrecklich gern hierher! Nein, diese himmlische Küche! Fräulein Suer, ich beneide Sie!“ Hildegard faltete die grauen Baumwollhandschuhe und spiegelte sich verzückt in einer kleinen Messingthüre an der Wand. „Und wo führt denn dies hinein, Fräulein? Was ist denn in diesem niedlichen, kleinen Gelaß?“

„Sott,“[1]) sagte Jule ungerührt, „dat geiht blot den Schosteenfeger an. Na, wi wölt seggen fostig Mark mit Betten un allens. Morgen könt Se antreden.

Die Tochter faßte ihre Mutter in die Arme, eine Thräne stieg ihr ins Auge.

„Wer hätte nun an solche reizende Überraschung gedacht, als uns der alte, eklige Regen hier hereinjagte! Ach, es passiert doch noch etwas Gutes! Wir sind ganz alteriert vor Freude, nicht Mama? Wenn Sie vielleicht ein bischen Wasser hätten, Fräulein Suer“ — —

Wölt Se mi nich erst 'n Gottspenn'[2]) geben?“ bemerkte Jule trocken. Ernüchtert blickten die zwei Schwärmerinnen sich an. „Hast du vielleicht, liebe Hildegard?“ lispelte die Mutter errötend.

„Ich glaube kaum — — aber — ich will mal sehn“ — —

„Das kleine Geld ist immer so knapp,“ entschuldigte sich Frau Läps.

Mit verlegenem Kopfschütteln und Kichern begann Hildegard in der Tasche zu suchen.

„Ick kann wesseln laten. Anna Meier kann hengahn,“ sagte Jule bereitwillig.

„O danke, nein, hm, — lassen Sie nur, ich habe vielleicht hier —“ Hildegard brachte ein grünseidnes, mit vielen Stahlperlen geziertes Beutelchen zum Vorschein.

Die Mutter sah erwartungsvoll, mit erstauntem Murmeln zu.

[1]) Ruß. [2]) Angeld.

Hildegard zog zuerst ein paar Kärtchen hervor: „Unsere Retourbillets, bitte, wollen Sie so gut sein und sie einen Augenblick halten, Fräulein Suer.“ Dann entnahm sie dem Börsenschlauch mit spitzen Fingern ein etwas schmutziges Papierchen, wickelte es auseinander und enthüllte ein grünschimmeliges Geldstückchen. „Ich habe wirklich gar nichts anderes bei mir, als meinen Heckpfennig,“ sagte sie mit beklommenem Lächeln,“ und eigentlich darf man den gar nicht ausgeben, weil er Glück bringen soll, aber wenn Sie darauf bestehen, — es kommt ja nicht auf den Geldwert an —“

„Dat is ja woll 'n Hamborger Dreiling?“ sagte Jule geringschätzig, „de gellt ja nich mehr.“ Sie nahm ihn aus dem Papierchen und steckte ihn in die Tasche. „Is ook good,“ sagte sie ruhig, „Se könt mi dat Annere ja man morgen geben. Fostig Penn' is dat Gottsgeld, wi wölt den Dreiling vor twee Penn reken, denn krieg ick noch achtunveertig.“

Die Fremden nickten mechanisch. Als sie dann mitsammen durch den Garten gingen, die Mutter bei jedem Schritt von der Tochter behütet, vor Steinchen und Dornen gewarnt wurde, gerieten sie in Begeisterung über die Obstbäume:

„Nein, das ist ja riesig, Mama! fabelhaft! Sind das lauter Äpfel und Birnen, Fräulein Suer?“

Und nun stellte Jule ihnen jeden einzelnen Baum vor, die „Griesbeern[1])“, und die Prinzäpfel, und vor allen die Gravensteiner, die schon wachsgelb, mit schwach rötlichem Anflug zwischen den dachartig sich breitenden Zweigen glänzten.

„Die sind wohl bald reif?“ fragten Mutter und Tochter begierig.

„Düt Monat ward se riep, aber de ingelschen Plummen sitten bet in'n Oktober, denn sünd Se nich mehr hier.“

„Ach, schade!“ sagten sie beide und machten so süße Mienen dazu, als hielten sie bereits eine zuckerreiche Zwetsche im Munde.

Jule blieb an dem hölzernen Gartenpförtchen stehen; sie nickte ihnen noch lange nach, und Mutter und Tochter, sich häufig umwendend, nickten zurück und riefen: „auf Wiedersehn! auf morgen!“ daß die luft-

[1]) Beurré-gris.

wandelnden Blankeneser sie ob solcher Gefühlsverschwendung nicht wenig angafften. Dann aber ging Jule Suer mit starken Schritten ins Haus, setzte sich den schwarzen Backenhut mit den drei hellgrünen Rosen auf, den sie nur Sonntags trug, spannte ihren schwarzen Sonnenschirm mit dem lila Rande über den Kopf, wie es gleichfalls der Sonntagnachmittag verlangte und ging aus, die Neuigkeit anzusagen.

Der Erste, der ihr bekannt vorkam, war Peter Peins Sommergast, der in hellblauem Rock und weißer Mütze, mit schlotternden Beinkleidern und Pantoffeln an den Füßen seinen Cigarrendampf in die resedaduftende Abendkühle blies. Er rekelte an einer Mauer, um die Leute zu beobachten, die in Scharen über die Landungsbrücke heraufkamen. Das öde Lächeln seines runden Gesichtes verschwand, als er Jule so entschlossen auf sich zukommen sah. „Na, was will die denn?“ murmelte er betreten; die Mauer hinter ihm gab nicht nach, sonst wäre er hineingeschlüpft. Und dazu sah die Person so vergnügt aus, als habe sie es darauf abgesehen, ihn zu bezaubern! „Na, Herr Klunker, sünd Se ook noch ümmer hier? Ja, de Sommer, de kummt jawoll nu erst, und wat ick seggen wull, ick wull man seggen, ick hew nu ook en Poar.“

Der Sommerfrischler antwortete nicht; er äugelte angestrengt nach ein paar auffallend und prachtvoll in gelber Seide und rotem Sammet daherrauschenden Frauengestalten, denen ein starker Patschouliduft voraufging. Jule stand unschlüssig: „Peter Pein is woll nich to Hus? Ach nee, de sitt woll bi'n Glas Beer. Na, Herr Klunker, denn könt Se em man seggen, ick harr nu welke kreegen.“

„Was wollte die Altsche eigentlich?“ brummte voll Ärger der junge Mann. Die beiden Geputzten streiften eben mit einem spöttischen Blick aus den dunkel umränderten Augen an ihm vorüber. Einen Schritt weiter hörte er sie nach dem Wege zum Süllberg fragen, ihn hatten sie keiner Frage gewürdigt. „Donnerwetter! schade! hat diese Altsche schuld!“

Jule bedachte sich nicht lange, sie ging zu Schwarz. Die Bänke im Vordergarten waren leer, aber hinter dem Hause hörte sie leises Lachen und Sprechen. Eilfertig stieg sie auf die kleine Lattenlaube zu, wo die Tochter Anna gewöhnlich ihre gelben Wurzeln schrabte und die Fische „zumachte.“ Sie guckte forschend nach der dunkeln Bank im Hintergrunde. Ein erstickter Schrei der Überraschung ertönte, dann lautes Gebrumm und ein verwundertes: „Halloh, wo kamt Se denn mit eenmal her?“ von einer Männerstimme. „Süh! süh! Jan Rieken, büst du wedder hier? Wanneer[1]) büst du denn kamen?“[2]) rief Jule Suer neugierig und stellte sich vor dem wackligen Tische auf, hinter dem das junge Paar, das sich eben umfaßt gehalten, mit roten Köpfen von einander abrückte.

„En halwe Stün'n bün ick hier; hüt Morgen, Klock siew sünd wi erst in Hamborg west,“ sagte der junge Matrose, mißmutig gähnend, als ob ihn plötzliche Müdigkeit überfalle.

„Kiek an! un nu sittst du all bi Anna! Dat hew ick ja noch gor nicht wußt! Ick denk, Anna geiht mit Hein Averdiek?“

Das junge Mädchen senkte unwillig errötend den hellblonden Scheitel. Auch dem jungen Matrosen stieg es rot in die Stirn: „Wat is dat?“ grollte er in rasch entflammter Eifersucht.

„Ach, Jan, 't is jo nich woahr!“ Anna streckte die Hand nach ihrem Schatz aus. Der aber rückte noch weiter weg.

„Nee, du, dor much[3]) ick doch mehr von weeten!“ Er starrte Jule drohend an, die schnell ein harmlos dummes Gesicht aufsetzte.

„Je, Kinners, wenn 't nich woahr is, denn hew ick nix nich seggt! Ick dach' man, mi harr Klas Ohm seggt — —“

Das Mädchen sprang auf, ihre hellblauen Augen scharf wie Stahl: „Fräulein Suer, kann ick Se mit wat deenen? Min Moder is nich to Hus, un wi Beiden wulln ook grad weggahn.“

„Du geihst an'n Enn' lewer mit Hein Averdiek,“ murrte der Matrose, die Ellbogen auf den Tisch gestemmt und das trotzige, junge Gesicht in die offnen Hände gestützt. Anna fiel auf ihren Platz zurück und fing an zu weinen.

„Kinners,“ sagte Jule mütterlich, „verdreegt Jug wedder! Ich will Jug ook wat verteulln: ick hew nu ook Inlogirers.“ Steif wie ein Stock ging sie von dannen.

[1]) wann. [2]) von See gekommen.
[3]) möchte.

Sie hatte auch sonst nicht viel Glück, ihre Nachbarn bekundeten wenig Talent zur Mitfreude.

„Ja," sagte der Lootse Behrens, der eben mit seiner Frau beschäftigt war, die Spuren der am Vormittag Ausgezogenen zu vertilgen, „du seggst dat woll, aber wi wölt uns wedder spreeken. Grad segg ick to min Olsch: ‚Eenmal un nich wedder!‘ Kiek," er hielt einen Stuhl hin, „so hangt de Öwertog in Fetzen bito, un dat Gequesʼ[1]) över den Kaffee alle Dag, hett min Olsch binah dull makt. Un denn de Eier! ‚Frischer as se leggt sünd, kann ick se Ihnen ook nich geben,‘ aber nee, se wulln se noch frischer. Un de Botter hett se ümmer en Stünn' wiet her halen mußt, ut Sülldorp. Ick segg di, Jule, good, wer nix dormit to dohn hett."

„Un so is dat mit mi!" rief Jule eifrig, „min kriegt keen Botter un keen Eier un nix. Da sünd överhaupt man so'n por Swebelstickens[2]), de eet' nich veel."

„Denn warrst du do woll ook nich veel vor kriegen," meinte Frau Behrens lauernd.

Jule stöhnte. „Ja, dat seggst du woll. Ick wull jo geern vor den gansen Sommer vermeeden, aber se wölt dat blot for en Monat hebben."

Behrens lachte. „De ganse Sommer is ja man noch een Monat lang."

„Ja, dat is dat grade, un ick denk ook so, düsse kamt dat anner' Johr woll ook wedder. Mit Allens sünd se tofreeden west, un över dat Hus un den Goren hewt se swögt[3])! ach hott, wat hewt se swögt!"

„Dat dohn se in de Ampfang[4]) ümmer," sagte die Frau verbissen, „dat Quesen geiht erst los, wenn se introcken sünd."

[1]) Nörgeln.
[2]) Streichhölzer. [3]) gelobt. [4]) Anfang.

Bei Jules Mieterinnen traf diese schwarze Prophezeiung nicht ein.

Am Montag Morgen gegen zehn Uhr langten sie richtig an, erhitzt und bestaubt, aber so strahlend vor Freude, so bereit, alles zu bewundern, vom kleinsten blühenden Grashalm bis zum stolz daherschwebenden Dreimaster, daß selbst auf Fräulein Suer etwas von dieser ungewöhnlichen Genußkraft überging. Und doch hatten sie schwer getragen an zwei gestickten Handtaschen, die sie mit einem Seufzer und Lächeln der Erleichterung vorsichtig auf zwei Stühlen niedersetzten. Jule betrachtete mit Anerkennung den weißen Pudel auf rotem Grunde und dann den gelben auf blauem Felde, und Fräulein Läps teilte ihr mit, daß das „sämtliche andre Gepäck" einem Grünmann anvertraut sei, der hoffentlich bald kommen werde.

„Mama, hast du auch den Schlüssel zu dem Vorlegeschloß? Du hast ihn ja um den Hals gebunden."

Der Schlüssel fand sich an der richtigen Stelle, ein nichtsnutziges, stumpfes Schlüsselchen, das gar nicht aussah, als ob es etwas verschließen könne. Fräulein Läps zeigte es, an einem roten sogenannten Zuckerbändchen hängend, der neuen Wirtin.

„Dies ist nämlich unser Kofferschlüssel! Man kann doch so einem fremden Mann sein Gepäck nicht unverschlossen anvertrauen, finden Sie nicht auch? Wenn er nur erst da wäre! Es ist nämlich unser Kaffeeservice drin; wir können ja nun eher gar nichts kochen." Ratlos und fragend blickte die kleine Gestalt zu Jule empor. Die hatte auch guten Trost: „Se könnt ja man na Sagebiel gahn," sagte sie, „ick mutt nu in de Kök, ick eet hüt Schullen un Sniedbohnen." (Schluß folgt.)



Studie von Ludwig Passini.

Unsere Luxushunde.

Von Christian Schwarzkopf. Bilder von Heinrich Sperling.



„Ruhig, Mohr! Willst du wohl auf den Sack gehen!"

Ich höre, wie Mohr, der Pudel, der mich mitten in der Nacht weckte, indem er sich an meinem Bett aufrichtete und seine Pfote mahnend auf meine Schulter legte, sein Lager wieder aufsucht. Das Mädchen wird doch nicht etwa vergessen haben, ihn am Abend hinunterzuführen? Ich kehre mich auf die andere Seite und bin eben im Begriff wieder einzuschlafen, als Mohr sich erhebt und im dunklen Zimmer „up und dahl" zu trotten beginnt. „Auf den Sack!" Er gehorcht, aber nur zu bald beginnt er seinen Dauerlauf von neuem. O weh, meine Besorgnis war begründet. Das sagen mir, nun das Licht brennt, Mohrs ausdrucksvolles Auge und sein Kratzen an der Thür. Ich bin kein Unmensch, also heraus aus dem warmen Bett, hinein in die Kleider und hinunter die vier Treppen. Mohr seinerseits weiß die Größe des Opfers, das ich ihm bringe, voll zu würdigen, und sein Herz wird von Dankbarkeit geschwellt. Wes aber das Herz voll ist, des geht der Mund über, auch bei einem Pudel. So erhebt denn mein Mohr in der tiefen Stille der Nacht ein Dank- und Freudengebell, das bis in die letzte Kammer des von zweihundert Menschen bewohnten riesigen Hauses dringt. Eine entsetzliche Vorstellung! Jeder dieser zweihundert Menschen verwünscht in diesem Augenblick Mohr wie mich. Ich stürze auf den Sünder los, aber dieser mißversteht mich und eilt jetzt in nur noch größeren Sprüngen vor mir her, bellt noch freudiger. Auf dem Hofe bricht er in ein wahres Freudengeheul aus. „Unseliger Köter, hierher! Kusch dich! Willst du wohl!" Ein Klatschen und ein gellendes Aufquieken machen diesen nächtlichen Freuden ein Ende, und wir huschen schweigend die vier Treppen wieder hinauf. Mohr ist sehr befriedigt, mein Gemüt von den trübsten Ahnungen erfüllt.

Ich sitze am Morgen noch beim Kaffee, als auch schon der Hauswirt sich melden läßt. Ich mache es wie in den Knabenjahren, stecke eine möglichst joviale Miene auf und begrüße den Gast mit vieler Herzlichkeit.

„Guten Morgen, Herr Pielke, wie geht es? Was führt Sie so früh zu mir? Bitte, nehmen Sie Platz."

Herr Pielke ist weit davon entfernt, meine Heiterkeit zu teilen. Sein Gesicht ist so ernst wie einst das meines Vaters war, wenn es sich um den Stein handelte, welcher unseres Nachbars Äpfeln galt und das Fenster traf. „Ich komme wegen des Hundes," sagt er mit Grabesstimme.

„Wegen des Hundes? Wieso?"

„Ich kann das wirklich nicht länger dulden, Herr Doktor. Die Excellenz war eben bei mir. Sie war außer sich. Die Dame hat die ganze Nacht nicht schlafen können."

„Aber ich bitte Sie, geehrter Herr, der Hund hat einmal ein bißchen aufgebellt."

„Na, ich danke, wenn Sie das ‚ein bißchen' nennen. Meine Frau und ich fuhren aus dem Schlaf, als hätte man eine Pistole neben unserem Bett abgeschossen."

Und der herzensharte Mann beginnt mir auseinanderzusetzen, ich müsse Mohr abschaffen oder ausziehen. Da von beiden Möglichkeiten keine Rede sein kann, muß ich die allerältesten Scherze aus meinem Gedächtnis hervorholen — Herr Pielke ist wie jeder alte Berliner ein großer Freund von solchen — um auf den ernsten Zügen

meines Hauswirtes erst ein Lächeln, dann ein Lachen hervorzuzaubern. Endlich gelingt es, und ich habe meine Sache gewonnen. Immerhin muß ich geloben, Mohr in künftigen Fällen auf den Armen die Vordertreppe hinunterzutragen und ihn erst auf der Straße in Freiheit zu setzen. Trotz dieses Versprechens nimmt das Gesicht Herrn Pielkes beim Scheiden wieder einen sehr sorgenvollen Ausdruck an. Er denkt an die Excellenz, die Excellenz, die zwar sehr vornehmer Abstammung ist, aber ihren lebhaften Empfindungen in einer Sprache Ausdruck gibt, als ob sie ihr Leben in Berlin O. verbracht hätte.

Ein ander Bild. Ich kehre nach gethaner Arbeit aus dem Bureau heim. Sobald sonst meine Klingel ertönt, antwortet ihr zunächst Mohrs freudiges Gebell. Heute aber bleibt alles still. Endlich öffnet Anna. Wo ist denn Mohr? frage ich, böser Ahnungen voll.

Und nun kommen sie, die Thränen und der Bericht. Sie ist beim Krämer gewesen und hat einen Augenblick lang, nur einen solchen, nicht auf den Hund geachtet. Da ist er auch gleich fort gewesen. Spurlos verschwunden.

Ob er wenigstens den Maulkorb um gehabt hat?

Natürlich. Wie der Herr Doktor nur so etwas denken könne.

Also, die vier Treppen wieder hinunter und auf die Jagd nach dem Hunde. Meist findet man den Ausgerissenen in der Umgebung des Wittenberg-Platzes, manchmal aber auch auf dem Lützow-Platz und mitunter auf dem Magdeburger. Gewissenhaft eile ich im Brande der Sommernachmittagssonne von dem einen zum andern, Mohr ist nirgends zu erblicken. Todmüde kehre ich nach einer Stunde nach Hause zurück, um ihn hier vorzufinden. Anna hat ihn am Lützower Ufer erwischt. Was aber unterdessen aus der Suppe und dem Braten geworden ist, kann man sich denken.

Ein drittes Bild. Wir wandern eines schönen Sonntagvormittags vergnügt die Potsdamer Straße entlang, ich und Mohr. Da wir beide eben gut frühstückten, ein reines Gewissen haben und die Frühlingssonne genießen, befinden wir uns in bester Stimmung. Wir meinen, jeglichem Menschen und jeglichem Hund in Berlin und Vororten müsse es ebenso gehen. Aber diese Annahme ist, wie sich gleich zeigen wird, eine irrige. Da kommt uns ein alter militärisch aussehender Herr entgegen, der sieht aus wie sieben Tage Regenwetter, und der rasselose große Köter, der hinter ihm her trottet, wie vierzehn dito. Kaum ist er auf der Höhe von Mohr, so stürzt er auch schon in seiner ganzen gräulichen Ungestalt über den Harmlosen her, wirft ihn zu Boden, stößt ihn mit der maulkorbgepanzerten Schnauze in die Seite, mißhandelt ihn mit seinen haarigen Pfoten. Soll ich meinen treuen Gefährten im Stich lassen? Nimmermehr. Also hoch mit dem Stock und nieder auf den frivolen Angreifer. „Herrrr“ — schnarrt mich dessen Besitzer an, „wie können Sie es wagen, meinen Hund zu mißhandeln?“

„Warum rufen Sie Ihren Hund nicht zurück? Er hat angefangen.“

„Ihrer hat zuerst geknurrt. Einem Hunde, der ihn nicht anknurrt, thut Odin nie etwas zuleide.“

Dieses Gespräch findet statt, während Mohr und Odin sich wie toll balgen, denn im Gefühl, der Angegriffene zu sein, stürzt sich, wie ich leider zugeben muß, nun auch Mohr auf Odin.

Endlich gelang es, die beiden Kämpfer und uns selbst auseinander zu bringen. Wenn letzteres ohne Kartenwechsel abging, so war das nur unseren grauen Haaren zu verdanken.

Ich könnte noch so manches Bild aus den Freuden eines Hundebesitzers in der Großstadt vorführen. Ich könnte erzählen, was seiner harrt, wenn Mohr ohne Maulkorb auf die Straße entwischt und dem Hundefänger verfällt; wie er, wenn den Regenschirmlosen ein Gewitterguß überrascht, sich in keine Restauration retten kann; wie er mit seinem Liebling nirgends hin und den Hund selbst im Tiergarten nur an der Leine mitnehmen darf. Ich könnte die Höhe der Hundesteuer betonen. Ich könnte endlich den Schrecken aller Schrecken, eine dreimonatliche Hundesperre, schildern. Aber ich glaube, der Leser weiß genug, um mit Verwunderung zu erfahren, daß trotz aller dieser Leiden, die der Besitz eines Hundes in der Großstadt mit sich bringt, in Berlin 42000 Hunde gehalten werden! Welch eine Vorliebe muß der Mensch für dieses



Deutsche Dogge und Windspiel.

Tier haben, wenn selbst unter so ungünstigen Verhältnissen 42 000 von 1 500 000 Menschen es nicht entbehren wollen! Und dabei haften noch dem Hunde nicht nur unangenehme Eigenschaften an, wie seine Unreinlichkeit, sein Geruch u. s. w., nein, er bedroht auch durch die Tollwut und den Hunde-Wurm seinen Besitzer mit furchtbaren Schmerzen und einem schrecklichen Tode. Trotz alledem ist, wo immer der Mensch lebt, der Hund sein Begleiter. Er dient ihm als Jäger, als Wächter, als Zugtier, als Straßenreiniger, als Spielzeug. Und wo das alles nicht in Frage kommt, da begleitet der Hund den Menschen noch gewissermaßen als Schmuck, da erscheint er als Luxushund. Jedem Bedürfnis genügt er, jeder Laune wird er gerecht. In unzähligen Rassen, mit allen erdenkbaren Specialeigenschaften, in allen Größenverhältnissen steht er uns zur Verfügung. An jede Nahrung, an jeden Aufenthaltsort läßt er sich gewöhnen, mit jeder nimmt er vorlieb.

Wo kam dieser Menschenfreund her? Welcher schweifende Stamm fesselte zuerst das Raubtier an sein Zeltlager? Und welches Raubtier war der Stammvater des Hundes?

Es gibt keine allgemein als richtig anerkannte Antwort auf diese Fragen. Die meisten Sachkundigen nehmen an, daß die Hunde ein Erzeugnis menschlicher Züchtung sind, daß es also nie Urhunde gegeben hat. Der Wilde, so denkt man sich den Vorgang, zähmte hier den Wolf, dort den Schakal, an dritter Stelle andere dem Wolf, dem Schakal oder dem Fuchs ähnliche Tiere. Die Sache war nicht so schwierig, wie sie dem Kulturmenschen erscheinen muß, denn in der Wildnis ist die Kluft, die den Menschen vom Raubtier trennt, nicht so groß; das letztere war noch nicht durch beständige Verfolgung so menschenscheu, so menschenfeindlich geworden wie jetzt. Auch gibt es in der Zähmung verschiedene Grade. Der Zughund der Kamtschadalen ist noch in der Gegenwart ein halbwildes Geschöpf, das ohne jede Anhänglichkeit an seinen Herrn, sich eben nur dessen überlegener Kraft und Einsicht für gewisse Zwecke fügt. Trotzdem ist er diesen Menschen schon von hohem Wert, ja ihre Existenz wäre ohne die Hunde unmöglich. Die einmal in die Zucht des Menschen genommenen Tiere nahmen bald mancherlei Eigenschaften an, die sie von ihren wilden Stammesgenossen unterschieden. Wie nun die menschlichen Stämme in vielfacher Beziehung zu einander standen und sich örtlich verschoben, vermischten sich auch ihre Hunde, so daß nach und nach jenes Tier entstand, welches wir heute als solchen bezeichnen. Zu dieser Annahme drängt der Umstand, daß wir nirgends ursprünglich wilde Hunde, sondern immer nur verwilderte finden. Bei ihr erklärt es sich auch, daß die Gebrauchshunde in dieser Gegend noch ganz dem Wolf, in der anderen ganz dem Schakal gleichen. Mit allen wolfsartigen Tieren paart sich der Hund noch jetzt, und der Mischling bleibt fruchtbar mit den Stammesgenossen beider Eltern durch viele Geschlechter.

Andere Gelehrte bleiben bei der Abstammung des Hundes von einem nur in gezähmtem Zustande erhaltenen Wildhunde. Sie meinen, daß eine ganze Anzahl Lebensäußerungen die Hunde charakteristisch von allen anderen Tieren unterscheiden.

Der Urhund war ein dem Wolf und dem Schakal sehr nahe verwandtes, aber doch eigenartiges Tier. Sein Gang war etwas abweichend, es trug den Schwanz anders, es trank anders, es gab seinen Empfindungen in besonderen Tönen Ausdruck.

Wir können diese Frage nicht weiter verfolgen, aber ich erlaube mir darauf aufmerksam zu machen, daß wir an unseren heutigen Hunden noch eine ganze Anzahl Wahrnehmungen machen können, welche uns auf die Lebensweise ihrer noch nicht gezähmten Vorfahren schließen lassen. Das gezähmte Tier hält nämlich als vernunftloses Geschöpf eine Anzahl Gewohnheiten fest, welche, solange es noch in der Wildnis lebte, sehr verständig waren, während sie bei dem Haustier ganz sinnlos sind. Ein Urhund that und ein Wolf thut noch sehr gut, wenn er bei einem heraufziehenden Gewitter eine Höhlung aufsucht, während es ganz zwecklos ist, wenn Mohr in gleichem Fall unter dem Schreibtisch oder dem Bett Schutz sucht. Es wölben sich ja doch schon Dach und Zimmerdecke über ihm. Trotzdem handelt er wie seine fernen Vorfahren. Ferner: ein Raubtier handelt klug, wenn es den Teil des erlegten Beutetieres,



Bernhardiner.



Mops.

möglich machen, sich jederzeit mit Hilfe des Geruches wieder zusammenzufinden. Eine für diesen wahrnehmbare Erinnerung mußte deshalb möglichst oft an den Bäumen und in dem Gewirr des Gesträuchs zurückbleiben.

Aber, wie gesagt, der Hund kommt heute nur noch in gezähmtem Zustande vor, und dieses gezähmte Tier ist durch seine unbedingte und unbegrenzte Anhänglichkeit an den Menschen ein ganz einzigartiges Geschöpf. Unsere übrigen Haustiere erscheinen ihm gegenüber als halbgezähmt. Und diese Hingabe des Hundes fesselt auch den Menschen, welcher für die sonstigen Dienste, welche der Hund uns leisten kann,

den es nicht mehr fressen kann, vergräbt. Es kommen Tage vergeblicher Jagd, da ist ein solcher Vorrat sehr erwünscht. Ganz sinnlos ist es dagegen, wenn unser sonst so kluger Mohr, dem doch, solange er lebt, der Tisch immer reichlich gedeckt war, den Trieb in sich fühlt, den überschüssigen Kotelett-Knochen zu vergraben. Und wie entledigt er sich dieses Triebes! Er begibt sich mit dem Knochen hinter die Gardine, kratzt zwei, dreimal über das Parkett hin, legt den Schatz nieder und geht vergnügt davon.

Es ist sehr interessant, den Hund auf solche Dinge hin zu beobachten. Wir erkennen hier durch unseren Hausgenossen noch deutlich ein Raubtier, das gesellig in einer Landschaft lebte, in welcher das Auge nur geringe, der Geruch große Dienste leistete. Dieses Raubtier betrieb seine Jagd teils durch Beschleichen des Beutetiers, teils durch Verfolgung desselben. In letzterem Fall rief es durch sein Bellen alle in der Gegend umherlungernden Genossen zu seiner Hilfe herbei.

Dieses Raubtier nahm auch sehr gern tote Tiere an. Seine Heimat war zweifellos der Wald, denn manche absonderlich erscheinenden Lebensäußerungen sind sofort verständlich, sobald man sich ihren Zweck klar macht. Sie sollten es den Vereinzelten

gar keine Verwendung hat. Der bloße Umstand, daß dieses Geschöpf rückhaltlos an seinem Pfleger hängt, macht es vielen Menschen, zumal den einsamen, zu einem Gefährten, den sie um keinen Preis missen mögen. Naturgemäß wünscht man sich diesen nun sehr verschiedener Art. Das ledige alte Fräulein will einen anderen vierbeinigen Liebling als der forsche Student oder ein flotter Reiter.

Und allen diesen Bedürfnissen wird der heutige Luxushund gerecht.

Ehe ich mich nun der Besprechung der einzelnen Rassen zuwende, die Herr Sperling so meisterhaft wiedergegeben hat, muß ich noch zwei allgemeine Bemerkungen machen. Ich werde in dem Folgenden vielfach Ausdrücke gebrauchen, welche eigentlich nur auf den Menschen Anwendung finden dürften. Ich werde von Liebe, Treue, Mut einerseits, von Haß, Untreue, Feigheit andererseits reden. Es wird das einzig und allein deshalb geschehen, weil wir für die entsprechenden Lebensäußerungen der Tiere keine zutreffenden Ausdrücke haben. Es sei ausdrücklich betont, daß ich die obigen Worte nur bildlich zu verstehen bitte. Die dumpfe unbewußte Anhänglichkeit, die den Hund unwiderstehlich an seinen Herrn fesselt, hat nur eine ganz äußerliche Verwandtschaft mit menschlicher Liebe, und so fort.



Spitz.

Ich bitte ferner festzuhalten, daß die in obiger Weise benannten Eigenschaften immer nur im allgemeinen an der betreffenden Rasse haften, und daneben die Individualität ihr Recht behauptet. Wir dürfen also nicht glauben, daß jede Dogge furchtlos ist, weil die Doggen im allgemeinen sich durch diese Eigenschaft auszeichnen. Es haben ja auch unter uns Menschen gewiß nicht fünfzig Prozent beispielsweise der Deutschen diejenige Charakteranlage, welche als specifisch deutsche anzusehen wir übereingekommen sind.

Beginnen wir mit der deutschen Dogge. Wollen wir dieser ganz gerecht werden, so dürfen wir nicht vergessen, daß ihre Vorfahren Gebrauchshunde und zwar Jagdhunde waren. In den Tagen, in denen der Berliner Tiergarten noch vom Auerochsen, dem Wisend, dem Bären und dem Wolf durchzogen wurde, bedurfte der Jäger, der von Berlin aus auf die Jagd ging, starker, furchtloser Hunde, die sich ohne Bedenken dem grimmigen Feind entgegenwarfen und ihn festhielten, bis ihm der Speer im Schulterblatt zitterte. Als an die Stelle von Wildochsen, Bär und Wolf das Wildschwein trat, war es, solange der Weidmann noch nicht über ein Feuergewehr verfügte, nicht anders. Das waren die Zeiten, in denen ein „Saupacker" in höchster Schätzung stand. An den Höfen hielt man große Meuten dieser Tiere. Ihre Pflege war nicht ungefährlich, denn die wilden Instinkte derselben wendeten sich wohl auch gelegentlich gegen den Pfleger. Besonders starke und schöne Exemplare wurden in der unsicheren Zeit gern als Begleithunde mit ins Haus aufgenommen und während der Nacht im Schlafzimmer untergebracht. Nur zu oft richteten diese Wächter in ihrem Übereifer Unglück an. Wurde doch selbst die Gemahlin eines deutschen Kaisers nachts von den Hunden ihres Gatten zerrissen! Auch in der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege machten die zahlreichen Räuberbanden wilde Haushunde unentbehrlich.

Daß man die deutsche Dogge im allgemeinen als Luxushund züchtet, ist kaum



Pudel.

ein halbes Jahrhundert her. Kein Wunder, daß in vielen Exemplaren gelegentlich noch die Neigungen, welche so viele Geschlechtsreihen ihrer Vorfahren beherrschten, durchschlagen. Man nennt das „Launen,“ und eine mit Launen behaftete Dogge ist ein sehr gefährliches Tier, da sie dem unbewaffneten Menschen an Körperkraft weit überlegen ist.

Wer sich eine Dogge anschafft, wird gut thun, sich vorher davon zu überzeugen, daß sie aus einer Familie ohne Launen stammt. Der Trieb zuzupacken äußert sich manchmal in der überraschendsten Weise. Das scheinbar durchaus fromme Tier beißt plötzlich und völlig ungereizt nach dem eigenen Herrn. Fließt dabei Blut, so kann es vorkommen, daß die wildesten Instinkte erwachen, und der zur Bestie gewordene Hund unsägliches Unheil anrichtet. Ein Knabe ging mit zwei Doggen seines Vaters baden. Die Pfote eines der Hunde ritzt ihm den Rücken und färbt das Wasser blutig. Da stürzen sich beide Tiere auf den unglücklichen Jungen und zerreißen ihn. Fälle, in denen ältere Doggen, die von ihrem Herrn gezüchtigt wurden, sich auf diesen warfen, sind nur zu oft vorgekommen.

Es gibt, wie gesagt, auch launenfreie Doggen, doch erlebt man, meiner Erfahrung nach, an dieser Art als Luxushund wenig Freude. In der Jugend sind die deutschen Doggen merkwürdig feige, im Alter ist ihnen kaum zu trauen. Im übrigen sind es ja wunderschöne, oft sehr kluge Hunde.

Viel zuverlässiger war eine Doggen-Rasse, die man früher in Dänemark zog, die aber jetzt durch Kreuzung mit der unsrigen ganz untergegangen zu sein scheint. Es waren sehr schlanke, an große Windhunde erinnernde Tiere, und das Rasse-Kennzeichen war ein von der Schulterhöhe zum Kreuz stark abfallender Rücken.

Sehr zuverlässige und vollständig furchtlose Wächter, aber auch sehr gefährliche

Tiere sind die englischen Mastifs. Dieser bärenstarke Hund läßt seinem Angriff keinen Laut vorhergehen. Er wirft sich stumm auf den wirklichen oder vermeintlichen Feind und ist von ihm garnicht wieder los zu bringen. Als Luxushunde kommen diese finsteren Gesellen nicht in Frage.

Ich übergehe vorläufig das Windspiel, das Herr Sperling des Gegensatzes wegen neben die Dogge gestellt hat, und wende mich dem Bernhardiner zu. Man züchtete diesen an den Löwen erinnernden Riesen zuerst auf dem St. Bernhard und und zwar glatthaarig. Glatthaarige Bernhardiner sind auch heute noch sehr beliebt, doch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die langhaarigen schöner sind.

Der heutige Bernhardiner dürfte viel Neufundländer-Blut in sich haben, wenigstens erinnert er sehr an dieses edle Tier. Charakteristisch für ihn ist die gewaltige Breite des Kopfes, der verhältnismäßig kurz ist.

Der echte Bernhardiner, dessen Art nicht durch Kreuzung mit anderen langhaarigen Hunden verdorben wurde, ist ein vorzüglicher Luxushund. Von herrlichem, majestätischem Aussehen, ist er durchaus zuverlässig und fromm. Immerhin ist es ein wahrer Jammer, daß er den Neufundländer fast ganz verdrängt hat, denn dieser war der liebenswürdigste aller Hunde. Wer je einen guten rassereinen Neufundländer besaß, wird mir recht geben. Ein solcher ist mutig wie ein Löwe und doch fromm wie ein Lamm. Er ist ganz ohne Launen, ein Kinderfreund ohnegleichen. Du kannst ihm deine kleinen Lieblinge ruhig anvertrauen, sie mögen ihn quälen, wie sie wollen, er wird sich nicht an ihnen vergreifen. Kein Hund weiß so gut den harmlosen Wanderer von dem gefährlichen Strolch zu unterscheiden. Er läßt den ersteren ruhig an sich vorüber, während er den letzteren sofort stellt. Jeder dir Bekannte kann ihn ruhig streicheln, und doch wird dieses sanfte Geschöpf, sobald du in Gefahr bist, dir mit Löwenmut und Löwenstärke zur Seite stehen. Klug wie der sonst so ganz anders geartete Pudel, versteht dein vierbeiniger Freund jedes deiner Worte, ja er liest dir deine Empfindungen vom Gesicht ab. Wenn du traurig bist, naht er sich dir, legt seinen Kopf auf dein Knie und blickt dich aus seinen großen, treuen Augen, die einen merkwürdig ernsten und doch sanften Ausdruck haben, unverwandt an.

Der echte Neufundländer bedarf übrigens zu seinem Gedeihen des Wassers, in das er oft geht und in dem er stundenlang umherschwimmen kann. Im Binnenlande leidet er leicht an Hautkrankheiten. Vielleicht ist hierin der Grund zu suchen, daß



Teckel.

die lange nicht so klugen und sympathischen, wenn auch schöneren Bernhardiner ihn verdrängt haben.

Nun zum Windspiel. Das Windspiel ist ein reiner Luxushund und scheint als solcher zuerst in dem Italien der Renaissance erzüchtet zu sein. Das überaus zierliche, vornehm aussehende Geschöpfchen paßte stilvoll zu farbenprächtig gekleideten eleganten Damen, und es erschien auch in der Zeit des Rokoko wie ein lebendig gewordenes Möbel. Seine Läufe sind so überschlank wie die Beine eines Rokoko-



Foxterrier.

Stühlchens, und seine zierliche Gestalt paßte gut zu einer Dame im Reifrock. Auch der Charakter des graziösen Hündchen entsprach dem der Gesellschaft jener Zeit. Das Windspiel ist von Natur scheinbar jedermanns, in Wahrheit niemandes Freund, eine selbstsüchtige, launenhafte Kreatur, die eben nur durch ihr Äußeres blendet. Man gibt ihm noch heute ganz unwillkürlich französische Namen aus dem vorigen Jahrhundert.

Den meisten Menschen verleidet schon das ewige Frieren und Zittern diesen Hund, dem unser rauhes Klima das Leben zu einer fortwährenden Qual macht. Man sieht deshalb ungleich häufiger als ihn den Mops.

Die Möpse haben ein seltsames Schicksal gehabt. Im vorigen Jahrhundert waren sie so verbreitet wie heute, d. h. einer der gewöhnlichsten Hunde. Dann richtete sich der Spott gegen sie, und sie verschwanden so vollständig vom Schauplatz, daß man sie nur aus Bilderbüchern kannte. Auf einer Hundeausstellung, die im Jahre 1862 oder 1863 in Berlin stattfand, sah ich die ersten. Es waren ihrer im ganzen fünf, davon vier zu je 300 Pfd. Sterling angesetzt, also thatsächlich unverkäuflich, und das Publikum staunte sie an wie Wundertiere. Von da ab, also in dreißig Jahren, sind die Möpse wieder allverbreitete Hunde geworden. Es ist mir übrigens sehr wahrscheinlich, daß die früheren Möpse sich in ihrem Charakter sehr wesentlich von den heutigen unterschieden, denn alle Welt schildert jene als phlegmatische, durchaus verdrießliche, jähzornige Gesellen, während diese recht lebhafte, gutmütige Tiere sind. Ein kundiger Hundefreund hat an ihnen freilich wenig

Freude, weil sie eben keinen ausgesprochenen Charakter zeigen.

Da liegen die Dinge in Bezug auf Freund Spitz ganz anders. Charakterlosigkeit läßt sich dem nicht vorwerfen, er ist vielmehr der ausgesprochenste Choleriker. Dadurch wird er oft lästig, denn sein leicht erregter Zorn, seine stete Wachsamkeit setzen sich in beständiges Bellen um, und seine Stimme ist so schneidig wie sein Wesen. Im übrigen ist der Spitz warm zu empfehlen, denn er ist sehr treu, sehr klug und sehr tapfer. Daß ein Fremder sich unbemerkt in eine von ihm bewachte Wohnung einschleicht, ist unmöglich. Ein in der Großstadt immerhin beachtenswerter Umstand. Da der Spitz ferner am Hause haftet, kann man ihn ruhig auf die Straße lassen, ohne befürchten zu müssen, daß er ein Herumtreiber wird. Man züchtet jetzt bildhübsche Spitze von rabenschwarzer oder schneeweißer Farbe.

Nun zum Pudel. Was soll ich von meinem besonderen Liebling sagen, als daß er der liebenswürdigste aller — Schlingel ist. Es gibt keine bessere Verkörperung des Sanguinikers als dieses Geschöpf, das ein Kindskopf bleibt, solange es lebt. Seine Empfindungen sind so lebhaft wie sein unglaublich schneller Pulsschlag. Soll der Pudel glücklich sein, so mußt du dich immer mit ihm beschäftigen. Kein anderer Hund versteht dich so schnell und kein anderer fügt sich so gern deinem Willen. Du magst ihn mit deinem Unterricht quälen, wie lange du willst, er bleibt immer fröh-



Affenpintscher.



Dalmatiner.

lich, solange du freundlich bleibst. Nur Zorn, Verdrießlichkeit, Gleichgültigkeit kann er nicht vertragen. Wer weiß nicht, bis zu welch unglaublichem Grade diese Hunde sich dressieren lassen und wer hat nicht darüber gestaunt, mit welcher Unermüdlichkeit sie ihre Kunststücke vortragen. Ich ließ einmal als Student meinen Pudel zwei Stunden lang apportieren. Ich, der ich doch ruhig stand, war schließlich todmüde, er aber brachte den Stock so frisch, als hätten wir eben angefangen und war tief betrübt, daß ich das Spiel schon aufgab.

Große Tapferkeit kann man von diesem Hunde, dessen Vorfahren nie zu einem anderen Zweck gehalten wurden, als um mit ihnen zu spielen, nicht erwarten. Auch seine Anhänglichkeit gilt mehr der Familie als dem einzelnen Mitgliede derselben. Geht eine solche gemeinsam spazieren und trennt sich dann, so schließt Mohr sich der größeren Gruppe an, auch wenn er sich für gewöhnlich an den Hausherrn hält. Er ist eben durchaus geselliger Natur. Wer sich am meisten mit ihm beschäftigt, der ist der König seines Herzens.

Man würde diesen liebenswürdigen, fröhlichen Hund, der oft auch sehr wachsam ist, ungleich öfter halten, wenn man nicht den unangenehmen Geruch mit in den Kauf nehmen müßte, den sein langes, zottiges Fell im Winter verbreitet. Selbst wenn der Hund wöchentlich einmal gebadet wird, ist diese widerwärtige Ausdünstung noch wahrnehmbar. Daran liegt es wohl, daß man den Pudel am häufigsten bei den Handwerkern, deren Beruf sie ja vielfach gegen diese Leiden abhärtet, findet.

Ein sehr beliebter Luxushund ist heute der Dachshund, obgleich er sich eigentlich wenig für die Stube eignet. Er verdankt seine Beliebtheit wohl vorzüglich seinem kurzen Fell und seiner Kleinheit.

Der Teckel ist ein arger Nager, und seine scharfen Krallen richten auch nur zu oft großen Schaden an. Dabei wird er in höherem Alter nicht selten bissig und unzuverlässig. Im übrigen ist er allerdings

sehr klug, treu und wachsam, und man züchtet ihn überdies in ganz reizenden Exemplaren.

Noch beliebter ist der Foxterrier. Warum, weiß ich nicht anzugeben, denn diese Hunde sind meinem Geschmack nach recht häßlich und haben auch keinerlei Eigenschaften, die sie in der Stube besonders angenehm machen. Man sollte sie den Jägern überlassen und wird es thun, sobald die Mode sie fallen läßt.

Leider ließ diese bereits ein Hündchen fast verschwinden, das während dreier Jahrzehnte viel Freude bereitete und in der That ein prächtiges Zimmertier war, den Affenpintscher nämlich. Die Schönheit des Affenpintschers war seine unglaubliche Häßlichkeit. Der deutsche Affenpintscher, der eigentlich nur ein sehr kleiner, besonders struppiger Rattenfänger war resp. ist, empfahl sich, wie sein größerer Vetter, durch große Klugheit und unglaubliche Lebhaftigkeit. Er war ein allerliebster, tapferer, lustiger Bursche. Der englische Affenpintscher, von dem ich vor vierzig Jahren ein schönes Exemplar besaß, war ein ganz anderer Hund: niedrig und lang wie ein Teckel, aber mit geraden Läufen. Auch sein Temperament war ein ganz anderes: er war ein verhältnismäßig phlegmatischer, sanfter Hund. Man sieht ihn jetzt noch mitunter in Hamburg und Lübeck.

Der Zukunfts-Luxushund scheint der Dalmatiner zu sein. Er ist ein mittelgroßes, kräftig gebautes Tier, das durch sein geflecktes Kleid auffällt. Seine Verehrer wissen viel Gutes von ihm zu sagen, ich kenne ihn nicht näher.

Ich schließe mit einem Blick auf den King-Charles, der sich auf dem Schlußbild so herzlich der wiedergewonnenen Freiheit freut. Man findet ihn heute fast nur noch auf den Ausstellungen, und diese dermaligen Lieblinge König Karl II von England kommen voraussichtlich auch nicht so bald wieder in die Mode. Es sind cholerische Herrschaften, von denen sich nicht viel mehr sagen läßt, als daß ihr langes Haar sie zu recht hübschen Erscheinungen auf dem Schoß einer Dame macht. Wir hatten früher eine von den King-Charles abstammende Rasse, die Wachtelhündchen, die viel hübscher war als die Engländer. Die Wachtelhündchen hatten nicht die häßliche stumpfe Schnauze, die man bei diesen verlangt, und boten überhaupt ein schlankeres graziöseres Bild. Nur die ewig thränenden Augen entstellten auch sie.

Diese Hündchen sind jetzt, so viel ich sehen kann, spurlos verschwunden. Die niedlichen Zwergpudel und die häßlichen Zwergpintscher haben sie verdrängt.



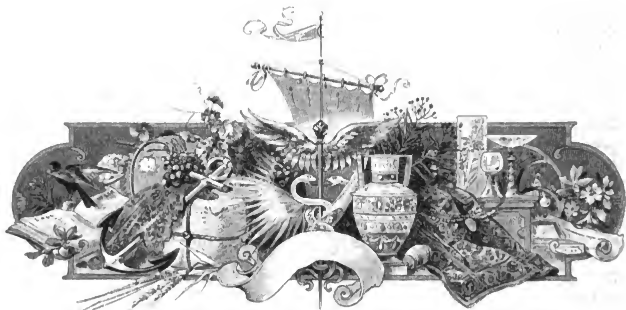
Nach Aufhebung des Maulkorb-Zwanges.

Spruch.

Es liegt ein Druck über unsrem Leben!
Ein niedres Dach liegt auf unsrem Streben!
Kleine Geister brauchen es nicht zu beklagen,
Sie wandeln darunter mit Behagen.
Das Unglück, daß sie sich immer stoßen,
Trifft nur die Großen.

Frida Schanz.





Die Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus.

Von Gottlob Egelhaaf.

(Abdruck verboten.)

Über das Leben und die Thaten des kühnen Seehelden, welcher vor 400 Jahren Amerika entdeckte, besitzen wir eine große Anzahl von Aufzeichnungen, die von ihm selbst herrühren; alles zusammengerechnet, Denkschriften, Briefe, Tagebücher, Berichte, kommen wir auf die Zahl 97, wovon 64 vollständig erhalten sind. Sie werfen ein reiches Licht auf die Zeit seiner Größe, sind aber sehr unergiebig für die Jahre, in welchen er darnach ringen mußte, festen Fuß zu fassen. Was sie in dieser Hinsicht enthalten, ist sogar geeignet, unsere Ungewißheit hin und wieder noch zu vermehren, da Columbus' Angaben mit anderen Zeugnissen, auf welche wir Gewicht zu legen Grund haben, sich nicht leicht in Übereinstimmung bringen lassen. Die Quellen hat Don Juan Fernandez de Navarrete, Mitglied des obersten spanischen Kriegsrats und Direktor des hydrographischen Amts, in seinem grundlegenden Werke: Coleccion de los viages y descubrimientos, Madrid 1825, gesammelt. Unter den darstellenden Werken, welche sich mit Columbus' Leben befassen, nennen wir (von dem trefflichen, aber heute doch mannigfach veralteten Buche Washington Irvings, 1828, absehend) nur die Arbeit des Amerikaners Henry Harrisse „Christophe Colomb" (Paris, Ernest Leroux, 1884, zwei Bände), ein Werk, das durch großartigen Fleiß und besonnene Kritik eine historiographische Musterleistung ist; und das nicht minder gediegene Werk eines anderen Amerikaners, Justin Winsors Christopher Columbus, Boston 1891. Von den deutschen Gelehrten hat sich Professor Dr. Sophus Ruge in Dresden sowohl in seiner Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen (Berlin 1881, S. 217 ff.), als in der Einzelschrift Christoph Columbus (Dresden 1892) mit dem Leben des Admirals des Näheren befaßt. Neben ihm ist K. Häbler zu nennen, welcher in der historischen Zeitschrift 57 (1887), S. 222 ff., eine sehr lehrreiche Übersicht über die neuere Columbuslitteratur gegeben hat.

Christoph Columbus ist, wie wir jetzt ziemlich bestimmt sagen können, weder 1436 noch 1456, sondern genau in der Mitte dieser Jahre, 1446, geboren, und zwar im Stadtgebiete von Genua, als der Sohn des Webers Domenico Colombo und seiner Ehefrau Susanna, einer geborenen Fontanarossa, welche ihrem Gatten eine in barem Geld bestehende Mitgift zugebracht hatte. Seit 1451 lebte Domenico in Genua selbst, wo er der Reihe nach zwei Häuser besaß. Er verlor seine Gattin um 1484, erlebte noch den Ruhm seines ältesten Sohnes, geriet aber in Schulden und Not, vermochte schließlich vor Altersschwäche nicht mehr zu arbeiten und starb wohl im Haus einer an einen genuesischen Käsehändler verheirateten Tochter, etwa 1498. Aus den Jugendjahren von Christoph Columbus ist sehr wenig mit

Sicherheit bekannt. Alle die bekannten Berichte (daß er in Padua die Mathematik, die Stern- und Weltkunde studiert habe, daß er auf Befehl des Grafen der Provence und Titularkönigs von Neapel, René, um 1474 eine erfolgreiche Kriegsfahrt an die Küste von Tunis, eine andere Fahrt nach Cypern unternommen habe, u. dergl.) sind durchaus unbeglaubigt und näher angesehen voll innerer Unmöglichkeit: wie sollte z. B. ein König dazu kommen, den Sohn eines genuesischen Webers (welcher selbst in einer noch vorhandenen Urkunde vom 11. März 1472 als lanerio de Janua, als „Wollenweber aus Genua", bezeichnet wird und einen Käsehändler zum Schwager hatte), an die Spitze eines Kriegsschiffs zu stellen, um ein anderes Kriegsschiff zu kapern? Auch das läßt sich mit den vorhandenen Zeugnissen nicht vereinbaren, daß Columbus schon seit 1461, wie er selbst in einem Brief vom Jahre 1501 behauptet, also mit 14 bis 15 Jahren, zur See gegangen sei; da ihn eine Urkunde vom 7. August 1473 noch als in Savona wohnhaft aufführt, so kann er mindestens nur für kürzere Zeit abwesend gewesen sein. So viel aber steht fest, daß er als Mann von etwa 25 Jahren von der Begierde erfaßt wurde, sich an den Entdeckungsfahrten zu beteiligen, welche damals namentlich von den Portugiesen betrieben wurden, daß er die soliden und guten Überlieferungen der italienischen Schiffsfahrer — von welchen auch die Portugiesen lernten — sich angeeignet haben muß, und daß er etwa 1474 selbst nach Lissabon übersiedelte, wo damals König Alfons V. herrschte, welcher wegen seiner Verdienste um die Entdeckung Afrikas den Namen Afrikanus — berühmten Angedenkens — erhalten hat. 1471 setzten sich seine Mannschaften am Golf von Guinea fest, dessen Reichtümer so groß waren, daß erst dreizehn Jahre später die Portugiesen daran dachten, noch weiter gen Süden vorzudringen. Der Aufenthalt in Portugal wurde für Columbus in jeder Beziehung entscheidend. Er heiratete ein Edelfräulein Felipa Moniz Perestrello, deren Vater — oder Großvater — Bartholomäus Perestrello die Insel Porto Santo bei Madeira zu Lehen erhalten hatte; wie es heißt, lernte Columbus Felipa in einer Kirche kennen, wo sie die Messe zu hören pflegte. Da sie ihm 1479 oder 1480 einen ersten Sohn Diego gebar, so muß die Heirat ungefähr 1478 oder etwas früher fallen. Durch diese Ehe machte Columbus insofern sein Glück, als er durch sie in die höhere Gesellschaft aufgenommen ward; und dadurch gewann er auch Kenntnis von einem Briefe, in welchem der (1482 gestorbene) berühmte florentinische Arzt und Physiker Toscanelli (unter dem 25. Juni 1474) dem König Alfons V. geraten hatte, zur Erreichung der Länder, wo die Spezereien wachsen, nicht den längeren Weg entlang der afrikanischen Küste, sondern den kürzeren direkt über das westliche Meer einzuschlagen. Denn wer immer nach Westen fahre, werde schließlich — bei der Kugelgestalt der Erde — unfehlbar im Osten anlangen, dessen Reichtum an Gold, Perlen, Edelsteinen und Gewürzen unermeßlich sei und dessen Beherrscher, der Großkhan, welcher meist im Lande Katay wohne, schon wiederholt den heiligen Vater durch Gesandte beschickt und um christliche Lehrer gebeten habe. Toscanelli glaubte berechnen zu können, daß der Weg von Lissabon nach Ostasien beinahe einem Dritteil des Erdumfangs gleich komme, und entwarf zur Unterstützung seines Rates eine Karte, welche Columbus sozusagen ganz in sich einsog und welche ohne Zweifel im wesentlichen der ältesten, 1492 von Martin Behaim für den Nürnberger Rat gezeichneten und in Nürnberg aufbewahrten Erdkugel zu Grunde liegt. Columbus besaß, wie wir mit Sicherheit sagen können, nur sehr bescheidene mathematische und seemännische Kenntnisse; er hat sich aber durch eine Fahrt nach England (1477) — nicht aber auch nach Island — eine andere nach der Levante, wo er die Insel Chios besucht zu haben scheint, und eine dritte nach Guinea (nach dem Jahr 1481) eine genügende seemännische Erfahrung erworben, um sich mit Vertrauen aufs hohe Meer wagen zu können. Schließlich hat die bekannte Erzählung vom Ei des Columbus das Wesentliche doch ganz richtig getroffen, insofern er den Mut in sich verspürte, das, was Toscanelli — durchaus nicht etwa er, Columbus selbst — theoretisch erkannt hatte, wovon aber der nüchterne König Alfons V. als von einem abenteuerlichen Hirngespinst nichts wissen wollte, nun kühn in Angriff zu nehmen und Indien durch eine direkte Fahrt über das

Westmeer zu erreichen; er hat es unternommen, den Gedanken frischweg in die That umzusetzen: und, sagt Goethe im Faust tiefsinnig, „am Anfang war die That."

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Columbus mit diesem Entwurf und der Bitte, ihm die zu seiner Ausführung notwendigen Mittel zu gewähren, an Alfons V. herantrat; er wußte ja, daß der „Afrikaner" sich entschieden hatte, den einmal eingeschlagenen Weg, welcher bisher große Erfolge gebracht hatte, festzuhalten und Indien durch die Fahrt um Afrika herum zu erreichen. Aber 1481 starb dieser König und hinterließ den Thron seinem Sohn Johann II. An ihn hat sich Columbus ohne Zweifel mit seinem Vorschlag gewendet, aber ohne Erfolg, da der feurige Italiener dem nüchternen Praktiker in Lissabon keinen vertrauenswerten Eindruck machte. Die Erzählung indes, daß der König hinter dem Rücken des Kolumbus ein Schiff nach Westen gesandt habe, welches nach einiger Zeit ohne Ergebnis zurückgekehrt sei, mag vielleicht irgend einen thatsächlichen Rückhalt haben; aber daß die Expedition gerade im Zusammenhang mit Columbus' Angelegenheit und in treuloser Absicht, ihm den Erfolg wegzunehmen, ausgerüstet worden wäre, ist keinesfalls erweislich. Im Jahre 1484 hatte Columbus aus unbekannten Gründen einem Zusammenstoß mit der portugiesischen Justiz, so daß er heimlich aus dem Lande entwich, in Begleitung seines Söhnleins Diego; seine Gattin ließ er mit — vermutlich zwei — anderen Kindern in Lissabon zurück, wo einige Zeit nachher alle drei starben, so daß er die Seinigen nie mehr gesehen hat; Felipa liegt in Lissabon begraben.

In Spanien fand Columbus an einigen Edelleuten bald Freunde und Gönner, welche ihm Zugang zu den „Königen" verschafften, zu dem klugen Don Ferdinand von Aragon und seiner edeln, hochgearteten Gemahlin Donna Ysabel (Isabella) von Castilien, welche seit ihrer Heirat im Jahre 1469 Spanien thatsächlich gemeinsam beherrschten. Aber so thatkräftig und weitblickend beide „Könige" waren, so hatten sie doch vorerst mit dem 1482 ausgebrochenen Krieg gegen den letzten noch bestehenden Maurenstaat von Granada genug zu thun; nach Columbus' eigenen Worten ist anzunehmen, daß er sowohl England — vermutlich durch seinen Bruder Bartholomäus, welcher in London für Heinrich VII. Karten zeichnete — als Frankreich Anerbietungen gemacht hat, welche aber auch hier offenbar auf unfruchtbaren Boden fielen. In Spanien kam ihm der Umstand zu statten, daß dieses Land noch wenig Sachverständige auf dem Gebiete der Ozeanfahrten hatte und also Columbus' begeisterte Reden von der unbedingten Sicherheit eines glänzenden Erfolges hier weit weniger kritischen Zweifeln begegneten als in Lissabon, wo man auch Rücksicht auf einheimische Kräfte genommen und sich an Columbus' weitgehenden Forderungen gestoßen haben mag. In der That bezeugt uns Columbus selbst wiederholt, daß die angesehensten Männer Spaniens ihm mit großer Zuvorkommenheit begegneten, so der edle Herzog Luis von Medina-Celi, welcher ihn zwei Jahre lang bei sich beherbergte, und der Kardinal Mendoza, den man wohl den dritten König Spaniens nannte; wenn Columbus selbst gelegentlich sagt, er sei allen zum Gespötte gewesen und nur zwei Mönche hätten sich beständig erwiesen — Antonio de Marchena und der noch zu nennende Juan Perez — so widersprechen dem seine eigenen sonstigen Zeugnisse. Auch die Könige selbst erwiesen sich ihm huldvoll; am 5. Mai 1487 erhielt er eine Geldunterstützung von 3000 Maravedis (à $2^1/_2$ Pfennig, also = 75 Mark); zwei weitere Zahlungen folgten am 3. Juli 1487 und 16. Juni 1488 nach: um sein Ansehen zu vermehren, hat sich Columbus ein Familienwappen und adlige Abstammung angedichtet. Freilich fand er auch Widerspruch; die spanischen Theologen, die — wie es heißt, in Salamanca — Rat darüber zu halten veranlaßt wurden, waren geneigt ihn der Ketzerei zu beschuldigen, weil er der Aussage des heiligen Augustinus entgegentrete, nach welcher es keine Antipoden gebe: es ward notwendig diesen guten Leuten entgegenzuhalten, daß Augustinus ein guter Theologe, aber ein schlechter Geograph gewesen sei, wie schon die portugiesischen Entdeckungen bewiesen. Zu einem durchschlagenden Erfolg aber brachte es Columbus lange nicht. Der Herzog von Medina-Celi wollte für ihn die drei oder vier Caravelen ausrüsten, um welche Columbus bat, erhielt aber die königliche Erlaubnis nicht; die Sache ging nicht rück-

wärts und nicht vorwärts. In dieser Zeit lernte Columbus in Cordova eine Spanierin Namens Beatriz Enriquez kennen und knüpfte mit ihr ein Verhältnis an, welchem am 15. August 1488 ein unehelicher Sohn Ferdinand entsproß, welcher den Vater später auf dessen vierter Reise (1502—1504) begleitete, große Sammlungen anlegte und lange Zeit unbestritten als Verfasser der historie von dem Leben und den Thaten des Admirals galt; eine Ansicht, die neuerdings mit Lebhaftigkeit angefochten wird; † ist er 1539. Um seinen Plan zu fördern, ging Columbus auf die in Spanien herrschende Stimmung ein und erklärte den Königen, er komme als Abgesandter der heiligen Dreifaltigkeit, um sie zu bewegen, daß sie ein Unternehmen begünstigen, das der Ausbreitung des christlichen Glaubens dienen werde: wenn Jesaias 24, 16 sage: „von den Enden der Erde hören wir Gesänge," so beziehe sich das auf Spanien, welches von Gott berufen sei das Christentum zu verbreiten. Als aber die durch den Krieg gegen Granada beschäftigten Könige weder selbst etwas thaten noch den Herzog von Medina-Celi gewähren ließen, weil sie die Sache offenbar doch nicht aus der Hand geben wollten, da verzweifelte Columbus an einem Erfolg in Spanien, wo er nun sieben Jahre, von seinem 38. bis zu seinem 45. Lebensjahr, hingehalten worden war, und beschloß anderswo sein Heil zu versuchen. Auf dem Weg nach dem andalusischen Hafen Palos kam er mit seinem etwa 11—12-jährigen Sohn Diego — der dreijährige Ferdinand scheint bei seiner Mutter Beatriz in Cordova geblieben zu sein — an dem nahe bei Palos gelegenen Kloster de la Rábida vorbei und erbat sich bei dem Pförtner etwas Brot und Wasser für seinen erschöpften Knaben. Damals war Columbus jedenfalls in wirklicher Not: er gedenkt selbst des ärmlichen Mantels, mit dem er seine Schultern deckte. Einem Mönch, Juan Perez, welcher vor dem Jahr 1478 Beichtvater der Königin Isabella gewesen war, fiel der fremde Accent auf, mit welchem Columbus das Spanische sprach; er fragte ihn, wer er sei und woher er komme, und nun schüttete Columbus sein ganzes Herz aus. Juan Perez ließ den Arzt Hernandez Garcia aus Palos holen, weil derselbe, durch dessen Erzählung wir diesen ganzen merkwürdigen Vorfall kennen, in der Astronomie nicht unbewandert war; und auf Grund des dabei Gehörten schlug sich Juan Perez in letzter Stunde erfolgreich ins Mittel. Er setzte seinen großen persönlichen Einfluß bei Donna Isabella für Columbus ein und brachte es dahin, daß nach dem am 2. Januar 1492 erfolgten Fall von Granada — wobei Columbus es mit ansah, wie der letzte Maurenfürst Abdallah den Königen die Hand küßte — am 17. April 1492 ein Vertrag zwischen den Königen und Columbus abgeschlossen ward, laut dessen dieser den Adelstitel Don, die lebenslängliche und in seiner Familie sich vererbende Würde eines Admirals über alle zu entdeckenden Inseln und Festlande, außerdem die Stelle eines Vicekönigs und Generalstatthalters in diesen Gebieten und den zehnten Teil am Gewinn von allen Waren und Erzeugnissen bekommen sollte.

Im Altertum waren die Karthager schon auf die Azoren, halbwegs nach Amerika, gelangt, wie karthagische Münzfunde auf den Azoren beweisen. Im elften Jahrhundert hatten nach dem Bericht nordischer Sagen Normannen unter Führung des Helden Leif, des Sohns von Erik dem Roten, den Ozean bezwungen und sich jenseits desselben in „Winland" (Labrador) festgesetzt. Allerlei Erzählungen wollten von Inseln wissen, welche nicht allzuweit über die Azoren hinaus lägen, von Antilia nördlich, von der Insel des heiligen Brandan südlich vom Äquator, hinter welchen die Insel Cipangu (Japan) auf den Karten verzeichnet war; Schiffer wollten von Madeira aus wiederholt Land im fernen Westen gesehen haben, immer an derselben Stelle, so daß von Nebelbänken nicht die Rede sein könne. Treibholz, das ohne Hilfe eiserner Werkzeuge bearbeitet war; Rohre von solcher Dicke, daß man von einem Knoten zum andern sieben Liter (neun Karaffen) hineingießen konnte; endlich Fichtenstämme — die auf den Azoren nicht vorkommen — waren an die Westküste der Azoren oder gar Portugals angetrieben worden und schienen mit Sicherheit auf ein Land im Westen mit fremdartiger Vegetation und Kultur zu deuten. Als hieher gehörige Weissagung betrachtete man Jesaias 65, 17: „ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen," und die Worte, zu welchen den Römer Seneca (in der Tragödie Medea) die kühne Fahrt der Argonau-

ten begeistert hat: „in späten Jahrhunderten wird der Ozean die Bande lösen, welche er der Schöpfung zieht: ein ungeheures Land wird offen liegen, Tethys (die Gemahlin des Okeanos) wird neue Erdkreise aufdecken und Thule wird nicht mehr das äußerste Land sein: —“ diese Worte nahm ein leichtgläubiges Geschlecht, welches den Seneca ohnehin für einen heimlichen Christen hielt, auch als Bürgschaft dafür, daß einst christliche Argonauten den Kreis der Schöpfung ebenso erweitern würden, wie die heidnischen durch die Schrecken des Bosporus und des „ungastlichen“ Meeres bis zum Sonnenlande Aiaie am Fuße des Kaukasus vorgedrungen seien.

Die Ausrüstung des von Columbus geforderten Geschwaders übernahm Donna Isabella als Königin von Castilien und Leon; Aragonien nahm weder an den Unkosten noch an den zu erwartenden Ergebnissen irgend welchen Anteil. Der Königin ward die Sache dadurch erleichtert, daß die am atlantischen Ozean gelegene Hafenstadt Palos zur Buße eines Vergehens verurteilt war, der Königin für zwei Monate die Miete für zwei Caravelen und für vier Monate den Sold der Mannschaft zu erlegen; was die Königin von sich aus darauf zu legen hatte, betrug nur 1 140 000 Maravedis, die nach Ruge = 29,184 Reichsmark waren, nach Harrisse aber 336 490 Francs an Silbergewicht gleichkamen. Jedenfalls vermochte die königliche Kasse ihren Anteil ohne Mühe zu bezahlen: ein drittes Schiff ward von ihr allein herbeigeschafft. Columbus hatte die Freude, daß die angesehene Rhederfamilie der Pinzon sich bereit erklärte, ihn zu unterstützen: drei Brüder aus diesem Hause haben die kühne Fahrt mitgemacht: doch ist es dem spanischen Nationalstolz gegenüber, welcher Lust hat den Pinzons das größte Verdienst an dem Erfolg zuzuschreiben, angezeigt darauf hinzuweisen, daß nach Columbus' Vertrag mit den Königen das Gelingen der Ausrüstung eines Geschwaders so oder so feststand. Alle drei Schiffe waren nach damaligen Begriffen Schnellsegler und legten nach einer kürzlich in einer spanischen Zeitschrift erschienenen Berechnung etwa elf Knoten in der Stunde zurück, was für Segelschiffe eine stattliche Leistung ist. Der Umfang der Fahrzeuge war freilich nicht groß; das Admiralsschiff, das Columbus selbst bestieg, die Santa Maria, war 19 Meter lang, 6,7 Meter breit und 4,5 Meter tief; kleiner, aber etwas schneller war die von Martin Alonso Pinzon geführte Pinta (= die Bunte), am kleinsten die von Vincente Yañez Pinzon befehligte Niña (= die Kleine). Die gesamte Bemannung aller drei Fahrzeuge belief sich nach Las Casas auf nur 90 Mann, darunter gerichtlich Verfolgte, welchen man Aufschub ihrer Prozesse gewährte.

Weil man annahm, daß Columbus in das Reich des Großkhan kommen werde, so erhielt er von den Königen amtliche Schreiben an den Herrn des Ostens mit, welche ihm freundliche Aufnahme sichern sollten; er selbst sprach die Hoffnung aus, daß das Unternehmen solche Reichtümer einbringen werde, daß die Könige zur Eroberung des heiligen Grabes schreiten könnten. Am 3. August 1492, einem Freitag, lichtete das Geschwader Morgens acht Uhr die Anker; schon am 6. verlor aber die Pinta ihr Steuerruder, so daß Columbus genötigt wurde, die kanarischen Inseln anzulaufen und hier behufs Ausbesserung des Schadens vier Wochen still zu liegen. Erst am 8. September, Morgens drei Uhr, konnte er wieder abfahren. Das Meer war so ruhig wie ein Fluß; die Spanier haben es später deshalb das Meer der Damen genannt; das Schiffsvolk sah aber bald mit Sorgen, daß man in „schwimmende Wiesen“ geriet, welche aus dem Sargassum, dem an den westindischen Küsten wachsenden und von der Brandung losgerissenen Seekraut, gebildet wurden und die Leute mit der doppelten Furcht erfüllten, die Schiffe möchten nicht hindurchkommen oder an gefährlichen, durch das Sargassum verdeckten Klippen auflaufen. Von den so oft poetisch ausgeschmückten Scenen, welche die Mannschaft als meuterisch darstellen, ihr die Forderung nach sofortiger Umkehr zuschreiben und sie am Ende zur Drohung fortschreiten lassen, daß man den Admiral ins Meer stürzen werde, falls das dritte Morgenrot kein Land zeige — von all diesen Scenen weiß der von Navarrete (I 1—166) erstmals veröffentlichte Auszug aus Columbus' während der Reise geführtem Tagebuch nichts. Es heißt nur am 10. Oktober: „endlich konnte die Mannschaft es nicht länger aushalten und beklagte sich über die lange Reise; aber der

Admiral that sein Bestes, um ihnen gute Hoffnung einzuflößen." Ohne Zweifel ist es ihm gelungen, bei der Mannschaft dieselben Antriebe wirksam zu erhalten, von denen er selbst geleitet war: Ehrgeiz und Gewinnsucht. Eine Reihe von Anzeichen belebten in der That fortwährend den Mut; namentlich erblickte man häufig Vögel, welche sich nach den Erfahrungen der Schiffer nicht allzuweit vom Lande entfernten, so Albatrosse und Tropikvögel, „welche nicht auf der See schlafen." Columbus gab auch die Zahl der zurückgelegten Seemeilen absichtlich öffentlich niedriger an, als der Wahrheit entsprach, um dadurch den Mut der Leute eher zu erhalten. Wäre freilich zwischen Palos und Ostasien gar kein Land mitten inne gelegen, wie das Columbus nach Toscanellis Karte glaubte, so würde der zu durchmessende Raum viermal größer gewesen sein, als Columbus glaubte, und dann hätte die Fahrt ohne Zweifel mit dem Untergang des Geschwaders geendigt, weil dasselbe für eine so lange Zeit gar nicht ausgerüstet war; namentlich hätten die mitgenommenen Lebensmittel nicht von weitem hingereicht. So aber entdeckte der Matrose Juan Rodrigez Bermejo, welcher an Bord der voraussegelnden Pinta war, am Freitag den 12. Oktober morgens 2 Uhr auf eine Entfernung von zwei Leguas (eine zu vier Seemeilen) einen hellen Strand, worauf die Pinta das verabredete Zeichen mit Abfeuern einer Kanone und dem Hissen einer Flagge gab. Eigentlich hätte dem genannten Matrosen die von der Königin für den ersten Entdecker des Landes ausgesetzte Belohnung von 10000 Maravedis (257 Mark) gebührt; Columbus nahm sie aber für sich selbst in Anspruch, weil er schon auf eine Entfernung von 14 geographischen oder 56 Seemeilen einen Lichtschein wahrgenommen habe, der vom Lande ausgegangen sei, und das Gericht sprach in der That dem Admiral die 10000 Maravedis zu. Wir möchten annehmen, daß Columbus erstlich im guten Glauben handelte und daß er zweitens nicht aus Habsucht, sondern unter dem Einfluß des Ehrgeizes das Geld beanspruchte, weil er das Land selbst entdeckt, nicht bloß die Entdeckung ermöglicht haben wollte. Zugegeben muß aber werden, daß seine Handlungsweise dem armen Matrosen gegenüber nicht großmütig und edel war und ihm bei seinen Leuten wie bei der Nachwelt schwer geschadet hat, welche — wie Ruge darthut — überhaupt nicht leicht glauben konnte, daß Columbus bei der Wölbung des Erdballs, von einem nur wenig über der See erhabenen Standort eine selbst nur 43 Meter hohe Insel habe auf solche Entfernung wahrnehmen können.

Die Insel, auf welcher der Admiral landete, gehörte ohne Zweifel zu der Gruppe der Bahamas oder Lukayen, welche der Halbinsel Florida südöstlich vorgelagert sind. Wenn Columbus seine ursprüngliche Fahrtrichtung streng eingehalten hätte und nicht am 7. Oktober etwas nach SW. ausgebogen wäre, so würde er an die Küste von Florida gelangt sein und somit auf den ersten Anlauf das amerikanische Festland selbst entdeckt haben; dadurch hätte er auch wahrscheinlich dessen Besiedelung durch Spanien herbeigeführt und die englische Kolonisation vielleicht verhindert. Welche von den vielen Bahama-Inseln Columbus zuerst betrat, darüber ist noch kein Einvernehmen unter den Forschern erzielt; Harrisse z. B. tritt (nach Humboldts Vorgang) mehr für Acklin ein, Ruge u. a. enschieden für Watling.

In scharlachroter Uniform, das Banner von Kastilien in der Hand, betrat Columbus, die beiden Kapitäne zu seiner Seite, das flache Eiland, das seine Bewohner Guanahani nannten, dem er aber den Namen San Salvador, der heilige Erlöser, beilegte. Die Bewohner erwiesen sich als sehr gutherzige, sanfte Leute, die aber sehr arm waren und auf die Frage, wo Gold zu finden sei, nach Süden wiesen. Columbus ging am 15. Oktober wieder in See und fand Cuba (fast 2200 Quadratmeilen groß) und Haiti (über 1300 Quadratmeilen), das er wegen seiner an Andalusien erinnernden Landschaft Española, „Kleinspanien," nannte. Er litt aber infolge der Unvorsichtigkeit eines mit dem Steuerruder betrauten Schiffsjungen in der Nacht des 13. Dezember an der Küste von Haiti Schiffbruch, wodurch die Santa Maria verloren ging, und kehrte auf der Niña über das jetzt stürmische Meer, wiederholt vom Untergang bedroht, nach Europa zurück. Am 19. Februar 1493 erreichte er die Azoren, am 4. März die Mündung des Tajo. In Portugal empfing ihn König Johann II. am 9. März mit allen Ehren, welche ihm als einem Admiral

und Granden von Spanien gebührten; er ließ ihn das Haupt bedecken und sich niedersetzen; am 11. hatte Columbus auch eine Audienz bei der Königin, welcher er die Hand küssen durfte. Am 15. März, wieder einem Freitag, um die Mittagsstunde, lief die Niña mit der Flut in den Hafen von Palos ein, welchen Columbus vor sieben Monaten und zwölf Tagen verlassen hatte; am Abend desselben Tages erschien auch die Pinta mit Martin Alonso Pinzon, welcher sich seit geraumer Zeit von Columbus fast selbständig gemacht hatte, aber bald hernach in Palos starb. Mitte April trat der Admiral in Barcellona vor die Könige, die ihn, umgeben von ihren Großen, in öffentlicher Audienz empfingen und ihm verstatteten, ihnen die Hand zu küssen und sitzend Bericht über seine Fahrt zu erstatten. Es war ein stolzer Tag, der den Admiral reichlich für die sieben Jahre des oft hoffnungslosen Harrens entschädigte; alles hing an seinem beredten Mund und drängte sich herzu, um die vierzig prachtvollen Papageien, die sechs „Indianer" und die Erzeugnisse „Indiens" zu schauen, welche er mitgebracht hatte: Goldkörner, Erzstufen, Bernstein, Baumwolle, allerlei seltene Gewürzpflanzen. Der frommen Königin aber mochte jetzt vor allem der eine Gedanke die Seele erfüllen, wie viele Menschen der Nacht des Heidentums entrissen und zu Christus, dem Licht des Himmels, geführt werden könnten. „Veranstaltet Feste," rief der Admiral, „haltet Prozessionen, schmücket die Kirchen mit Blumen: der Heiland hat uns einen beispiellosen Sieg verliehen." Es ist aber bezeichnend, daß er auch den Hinweis auf die zu erhoffende Vermehrung der irdischen Güter nicht unterließ, die nicht nur Spanien, sondern der ganzen Christenheit zu gute kommen werde.

Ungeheuer war der Eindruck, welchen die Botschaft von dem großen Ereignis überall hervorrief: dessen wahre Tragweite freilich vermochte zunächst noch niemand zu ahnen, da kein Mensch überhaupt den Gedanken faßte, daß nicht etwa die dem Hörensagen nach bekannten Gestade von Japan und Ostasien, sondern ein bisher gänzlich unbekannter Erdteil aufgefunden worden sei. Man vernahm mit Staunen, daß die Spanier in den neu entdeckten Landen die Nachtigallen und andere kleine Vögel im November schlagen hörten und alle Bäume dort so frisches Laub trügen wie die Bäume Spaniens im Mai: Columbus sprach in seinem Bericht an den aragonischen Kanzler Luis de Santangel die Vermutung aus, daß die Bäume Indiens ihre Blätter gar nie verlören. Mit nicht minderem Staunen hörten die Menschen, daß die Einwohner jener Inseln weder Eisen, noch Stahl, noch Waffen besäßen; daß sie von schönem Wuchs, von gutem Verstande seien, aber völlig nackt gingen, wie ihre Mütter sie auf die Welt gesetzt hätten, mit Ausnahme einiger Frauen, welche einen Teil des Leibes mit Blättern oder Baumwollstückchen verhüllten; daß sie, sobald die erste Furcht vor den Spaniern überwunden war, sich so naiv und so freigebig zeigten, daß man es gesehen haben mußte, um es zu glauben. „Sie sagen niemals Nein," berichtet der Admiral an Santangel, „wenn man etwas von ihnen verlangt, sondern bieten es von selbst an und zeigen so viel Freundschaft, daß sie ihr Herz und alles Wertvolle hergeben würden; und so gering das auch sein mag, was man ihnen im Tausch gibt, so sind sie doch zufrieden." Den Humanisten der Zeit kam unwillkürlich der Gedanke, daß auf jenen wundersamen Eilanden das Geschlecht aus den Tagen des Saturnus und des goldenen Zeitalters fortzuleben scheine, in dem der verfluchte Hunger nach Gold die Herzensreinheit und das Glück der Menschen noch nicht gemordet hatte.

Die nächste Aufgabe, welche Columbus sich nunmehr stellte, war natürlich die Entdeckung des ostasiatischen Festlandes selbst. Da seine Schilderungen die ausschweifendsten Hoffnungen auf großartige Goldfunde erweckt hatten, so fehlte es nicht an Leuten, welche unter seiner Führung die zweite Fahrt nach Indien mitmachen wollten; auch die Könige waren sehr bereitwillig zur Gewährung der nötigen Mittel, was sie um so eher konnten, als die damals aus Spanien ausgewiesenen Juden einen großen Teil ihrer Habe hatten zurücklassen müssen. Am 25. September 1493 ging Columbus, begleitet von seinen aus England, bezw. Genua gekommenen Brüdern Bartholomäus und Giacomo (in Spanien Diego genannt), mit 17 Schiffen, 1500 Menschen und großen Vorräten von Cadiz aus in See. Unter anderem nahm er europäische Gewächse und Getreidearten mit, die er in Indien ein-



Rast am Heimweg. Nach dem Gemälde von R. Böhm.

bürgern wollte; auch hatte er Pferde und Rinder an Bord, welche in Amerika ursprünglich, merkwürdigerweise, nicht vorkamen, während sie heute, dank den Spaniern, in ungeheuren Massen daselbst vorhanden sind. Am 27. November landete Columbus wieder auf Haiti, an dessen Nordwestküste er auf der ersten Fahrt eine Ansiedelung (Navidad oder Weihnachten genannt) angelegt hatte; zu seinem Erstaunen fand er aber die Wohnungen verbrannt, die Bollwerke niedergerissen; Überreste von Kleidern und frische Gräber zeigten an, daß hier ein mörderischer Kampf stattgefunden und mit dem Tode der Spanier geendigt hatte. Bei näherer Nachforschung ergab sich, daß die Ansiedler die Eingeborenen, von welchen sie anfänglich als überirdische Wesen, als „Söhne des Himmels," verehrt worden waren, durch Raubsucht und Gewaltthätigkeit sträflich gereizt und so ihr Schicksal ganz und gar selbst verschuldet hatten. Columbus legte nun östlich von Navidad eine neue Kolonie an und nannte sie Isabella: dann ging er wieder in See und entdeckte Jamaika. Nachdem er seinen klugen und thatkräftigen, aber harten Bruder Bartholomäus als seinen Stellvertreter in Isabella zurückgelassen hatte, kehrte er im März 1496 selbst nach Europa zurück, mit 225 Spaniern, welche sich als durchaus unnütz ausgewiesen hatten, und etwa 30 Indianern, die zu Kriegsgefangenen gemacht worden waren. Die Stimmung, welche Columbus in Spanien vorfand, stand in einem großen Gegensatz zu derjenigen, welche sich vor drei Jahren kundgegeben hatte. Es ist für die Gegenwart sehr lehrreich zu hören, daß die Spanier im wesentlichen ganz dieselben Erfahrungen machten, welche uns Deutschen beim Eintritt in unsere koloniale Ära auch nicht erspart geblieben sind. Die Spanier hatten sich von den neu entdeckten Ländern buchstäblich goldene Berge versprochen; sie hatten sich ungeheuren und mühelosen Gewinn in Aussicht genommen, und nun mußten sie erkennen, daß überall, wie der griechische Dichter Hesiodos vor mehr als dritthalb tausend Jahren schon sagte, die Götter vor die Trefflichkeit den Schweiß gesetzt haben, daß die herrlichen Früchte dem Menschen nirgends ohne Arbeit in den Schoß fallen. Mißvergnügt klagten die Leute über das heiße und feuchte Klima Haitis, welches bösartige Fieber erzeuge, über die Armut der Indianer, über die Anmaßung des genuesischen Fremdlings, welcher selbst Edelleute zur Arbeit anhalten wolle; als er in Cadiz landete, da staunte alles über die kranken Menschen, welche seinen Schiffen entstiegen, „über die gelben Gesichter, die ein Spott waren auf das Gold, das der Gegenstand ihres Suchens gewesen war." Von einem Überschuß der Einnahmen über die Ausgaben war keine Rede; vielmehr waren die ersteren so klein im Gegensatz zu den letzteren, daß viele verzweifelten und sagten, es gebe in der neuen Welt nicht mehr Gold als in Kastilien auch. Die von Columbus mitgebrachten fremden Pflanzen erwiesen sich — abgesehen von der rohen Baumwolle — als wertlos; das Tabakrauchen hatte man bei den Indianern wohl bemerkt; aber erst hundert Jahre später bürgerte Sir Walter Raleigh es in Europa ein. Columbus sah sich, um dem einreißenden Pessimismus entgegen zu wirken, zu sehr kräftigen Mitteln gedrängt; er behauptete, daß in Haiti das bekannte Goldland Ophir gefunden sei, nach welchem König Salomo Handel getrieben habe, und suchte so die verglimmende Begeisterung wieder anzufachen. Aber leider kamen für ihn noch viel schlimmere Tage. Zwar erhielt er von Donna Isabella im Mai 1498 nochmals sechs Schiffe, mit denen er eine dritte Reise antrat, auf welcher er die Insel Trinidad und die Mündung des Orinoko auffand. Aber als er von hier nach Isabella fuhr, fand er die Kolonie in trostloser Verfassung. Der Oberrichter Roldan hatte gegen Bartholomäus Columbus einen förmlichen Aufruhr angezettelt, den Columbus gütlich beizulegen suchte, weil ihm die Macht zu gewaltsamer Niederwerfung der gegen seine vicekönigliche Autorität Rebellierenden abging. Auf sein eigenes Ansuchen wurde von den Königen ein Bevollmächtigter, Francisco de Bobadilla, abgesandt, um die Sache zu untersuchen. Dieser fand die Kolonisten gegen Columbus und seine Brüder im höchsten Maße erbittert; sie bezichtigten namentlich Bartholomäus der Grausamkeit, behaupteten aber, auch der Vicekönig habe einen zum Tod Verurteilten ungebeichtet kurzerhand von den Zinnen herabstürzen lassen, als derselbe sich dem Tod durch allerlei Ausflüchte entziehen wollte. Bobadilla ließ, indem er unzweifel-

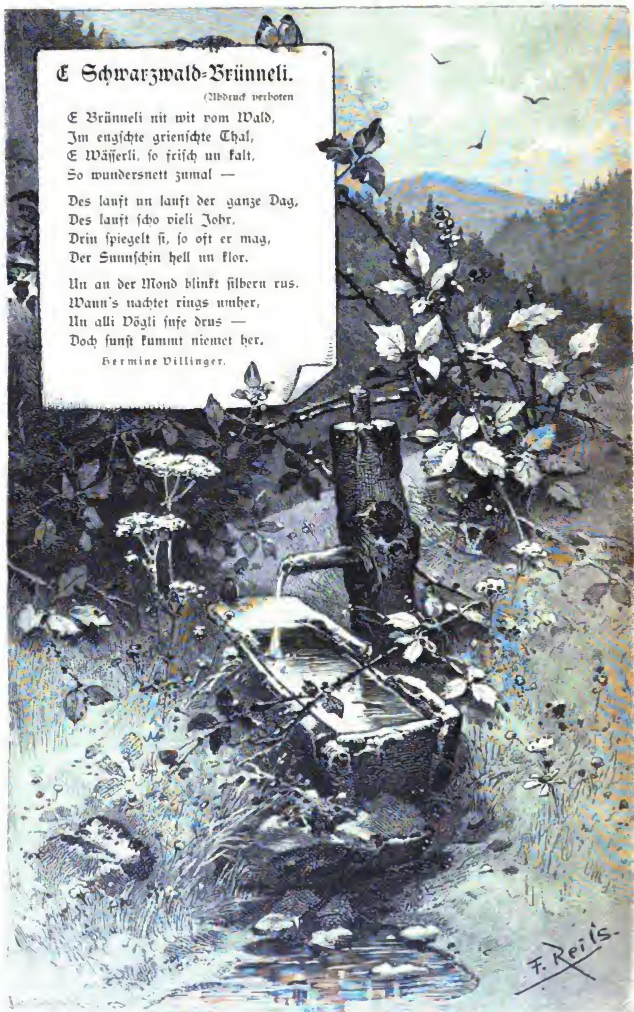
haft seine Vollmachten überschritt, alle drei verhaften, in Ketten legen und schickte sie zwei Monate später nach Europa zurück. Zwar wollte der Geschwaderkommandant Alonso de Vallejo dem Vicekönig sofort seine Ketten abnehmen. Aber dieser bestand darauf, so, wie er war, in Spanien zu landen, was im November 1500 geschah. Kaum hatten die Könige davon gehört, so befahlen sie, über Bobadillas Betragen aufrichtig empört, daß alle drei Brüder in Freiheit gesetzt werden sollten; sie gewährten Columbus in Granada eine Audienz, erwiesen ihm alle ihm gebührenden Ehren und ließen ihm — nach Las Casas — 2000 Dukaten auszahlen. Es ist eine unverbürgte Erzählung, daß Columbus, mit seinen Ketten belastet, vor sie getreten sei, um ihnen zu zeigen, wessen man sich gegen ihn unterfangen habe; aber von seiner Stimmung gibt ein Brief an die Erzieherin des Prinzen Don Juan, Donna Juana de Torre, sattsam Zeugnis: in einem Reich, dessen Umfang er verdreifacht habe, sei er ein Gegenstand des Hohns und der Beschimpfung. Es wurde auch in der That die von Bobadilla ihm abgenommene Verwaltung der entdeckten Länder, die Vicekönigschaft, ihm nicht wieder übertragen — Admiral ist er geblieben — obwohl Bobadilla selbst durch einen maßvolleren Mann, Nikolas de Ovando, ersetzt wurde; nicht ohne Grund glaubte namentlich König Ferdinand, daß Columbus die zu einer so großen und schwierigen Verwaltung erforderlichen Gaben nicht besitze, und eine erneute Übertragung dieser Verwaltung an ihn nur erneute Konflikte herbeiführen würde. Nach der Ansicht des Königs war es am besten, den Rechtsstreit zwischen Columbus und den Kolonisten, dessen Schlichtung nun Ovando oblag, gar nicht zum Austrag zu bringen, vielmehr Columbus zu bestimmen, daß er gegen einen Ersatz, z. B. die Herrschaft Carrion de los Condes im Königreich Leon, auf seine Rechte freiwillig verzichte. Auch jetzt noch waren die finanziellen Ergebnisse der Kolonisation unbefriedigend; erst im siebenten Jahr konnte Ovando 100 000 Pesos (400 000 Mark) in Gold nach Europa senden; der Kolonisten warteten immer noch nur „Mühseligkeiten und Enttäuschungen.“ Columbus erhielt indessen im Mai 1502 noch einmal vier Schiffe, mit welchen er es abermals unternahm, durch die Inselwelt, die bis jetzt gefunden war, nach dem Festland von Indien vorzudringen, das inzwischen der Portugiese Vasco de Gama im Mai 1498 um Afrika herum und über den indischen Ozean hinweg erreicht hatte. Die Mannschaft der vier Schiffe bestand aus 140 Mann; diesmal begleitete den Admiral kein einziger Edelmann, auch niemand vom Hof; dagegen nahm er wieder seinen Bruder Bartholomäus und erstmals seinen unehelichen Sohn Ferdinand mit sich. Er kam diesmal an die Küste des Festlandes, sogar an die Landenge von Panamá, ohne aber zu ahnen, wie nahe er hier dem Nachweis war, daß er einen ganz neuen Kontinent gefunden hatte; ob er das Festland bei Veragua selbst betreten hat oder nicht, ist indessen zweifelhaft. Kurz nachdem er, nach allerlei Fährlichkeiten zu Wasser und zu Lande, im Anfang November 1504 wieder in Cadiz gelandet war, starb die ihm wohl gesinnte Königin Isabella (am 26. November), und von König Ferdinand hatte der Admiral nichts zu erwarten, weil der Monarch von vornherein die Kräfte seines aragonischen Reichs nicht durch koloniale Abenteuer hatte zersplittern wollen und die bisherigen Ergebnisse der Unternehmung nicht geeignet waren, ihn opferwilliger zu machen. In Kastilien ging die Regierung an Ferdinands und Isabellas Tochter Donna Juana und ihren Gemahl Philipp den Schönen — die Eltern Karls V. — über. Aber ehe Kolumbus mit seinen neuen Herren in Verhandlungen über Rückgabe der Vicekönigschaft treten konnte, starb er, dessen Kraft schon lange durch die Gicht angegriffen war, am 21. Mai 1506 in Valladolid. Er klagte wohl in dieser Zeit einmal, daß er fast zu arm sei, um seine Wirtshausrechnung zu bezahlen; doch kann das nur ein vorübergehender Notstand gewesen sein; es wird anderseits berichtet, daß er ein Vermögen von 4000 Castellanos (eine Münze von über sechs Mark am Wert) besessen habe. Wir hören freilich auch, daß König Ferdinand sich mit Bezahlung der Schulden des Admirals hat befassen müssen, was unter allen Umständen auf mangelnde Ordnung in der Wirtschaft des Admirals hindeutet. Columbus' Gebeine wurden zunächst in Sevilla beigesetzt, 1537 aber nach San Domingo, 1796 nach Habana in den dortigen Dom verbracht, so daß er jetzt in

der Erde schläft, welche er entdeckt hat, der er aber bekanntlich nicht einmal den Namen hat geben dürfen.

Von dem Manne, welcher mit kühner Seele die andere verschleierte Halbkugel unseres Erdballs gefunden und so wenig Vorteil und Glück davon gehabt hat, möchte man gerne groß und hoch denken. Aber leider stimmen die berufensten Beurteiler, Bancroft, Harrisse, Winsor, Ruge, alle darin überein, daß Columbus weder in wissenschaftlicher Hinsicht, wo es ihm an soliden und zuverlässigen Kenntnissen sehr gebrach und er mehr und mehr in öde Phantasterei sich verlor,*) noch auch in sittlicher Beziehung gerühmt werden kann. „Sein Hauptbeweggrund," sagt Harrisse (II 43), „war der Wunsch nach Reichtum. Selbst wenn seine Entwürfe einen religiösen und mystischen Charakter annahmen, verlor er die praktische Seite seiner Unternehmungen nicht aus dem Auge." In dem Bericht über seine vierte Reise äußert er: „das Gold ist das Beste in der Welt. Mit Gold legt man Schätze an, und wer diese besitzt, kann ausführen, was er will; es bringt sogar die Seelen ins Paradies." Seine Habsucht ergriff jedes Mittel zu ihrer Befriedigung. Schon im Januar 1494 hat er den Gedanken entworfen, die „Indianer" massenweise einzufangen und sie in Sevilla als Sklaven zu verkaufen. Auf diese Weise sollten die Kolonieen rentabel werden, da es auf die erwartete Art nicht gelingen wollte. Am 6. März 1496 schreibt er aus Domingo: „Aus dieser Gegend kann man mit Hilfe der heiligen Dreieinigkeit soviel Sklaven ausführen, als man überhaupt am Markt abzusetzen vermag; etwa 4000, welche 20 Mill. Maravedis wert sind. Ich glaube das um so mehr, als man in Kastilien, Portugal und sonstwo mehr Sklaven braucht, als aus Guinea kommen." So gab der Admiral den Anstoß dazu, daß die Eingeborenen, denen er das Christentum und das Glück bringen zu wollen geprahlt hatte, ohne Erbarmen wie Waren verhandelt wurden; „er ließ," wie Bancroft sagt, „tausend Legionen Teufel auf den neuen Weltteil los." Schon im Herbst 1494 wurden in der That 500 Indianer in Sevilla auf den Markt gebracht und — nach Harrisse (II 61) trotz Donna Isabellas Einsprache — auch wirklich verkauft. Am 29. August 1496 landeten wieder 300, welche Bartholomäus auf Befehl seines Bruders eingeschifft hatte. Bobadillas Absendung ward auch deswegen von den Königen beschlossen, weil diese auf andere Weise dem schmählichen Handel nicht steuern konnten. Wohin man auf diese Weise kam, davon gab der Umstand einen Vorschmack, daß Lasas Casas, allerdings nach Columbus' Zeit, auf Cuba 7000 Säuglinge verschmachten sah, deren Mütter man in die Sklaverei verkauft hatte; die eingeborene Rasse starb bald an vielen Orten gänzlich aus, und daran ist Columbus in erster Linie schuld. Die katholische Kirche hat ihn seit zwanzig Jahren ein paarmal heilig sprechen wollen; bis jetzt hat sie über den Umstand, daß er einen unehelichen Sohn erzeugt hat, noch nicht wegkommen können: aber dieser Makel wiegt wahrlich federleicht gegenüber der Thatsache, daß Columbus aus schnöder Habgier ein erbarmungsloser Würgengel der armen Wilden geworden ist, welchen er hätte zu besseren Zuständen verhelfen sollen. Die Kannibalen auf den karibischen Inseln mästeten ihre Kriegsgefangenen, um sie schließlich aufzufressen; aber sie waren Heiden, während Columbus' Mund von christlichen Phrasen überfloß, und jene Indianer, die nach Simon Verdes Bericht bei der zweiten Reise des Admirals, statt sich zu ergeben, sich gegen die Spanier bis aufs Messer wehrten — auch eine Frau mit Bogen und Pfeil war darunter — thaten instinktiv, was allein am Platze war.

Von Gestalt war Columbus groß und kräftig; er hatte ein starkknochiges, langes, mit roten Flecken bedecktes Gesicht, eine Adlernase, graue, helle, lebendige Augen, und ursprünglich rote, aber frühzeitig gebleichte Haare. Sein Benehmen war rauh, seine Worte wenig liebenswürdig, wenn er nicht gerade jemand gewinnen wollte. Alles in allem ergibt das Bild des Menschentypus, wie er noch jetzt in Genua nicht selten angetroffen wird: in dem Entdecker Amerikas ist er weltgeschichtlich geworden.

*) Er glaubte im Orinoko einen der vier Ströme des Paradieses gefunden zu haben, nahm an, daß die Welt in 155 Jahren, von 1501 an gerechnet, untergehen werde und daß er deshalb von Gott berufen worden sei, die neue Welt noch vorher zu entdecken u. s. w.



E Schwarzwald-Brünneli.

(Abdruck verboten

E Brünneli nit wit vom Wald,
Im engschte grienschte Thal,
E Wässerli, so frisch un kalt,
So wundersnett zumal —

Des lauft un lauft der ganze Dag,
Des lauft scho vieli Johr,
Drin spiegelt si, so oft er mag,
Der Sunnschin hell un klor.

Un an der Mond blinkt silbern rus,
Wann's nachtet rings umher,
Un alli Vögli sufe drus —
Doch sunst kummt niemet her.

Hermine Villinger.



Abb. 1. Sardinien. 1818. 15 Cent. blau.

Der Briefmarkensport.

Von

Hanns von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)



Abb. 2. Großbritannien. 1840. 1 Penny. schwarz.

Aus einer Kinderspielerei ist das Briefmarkensammeln, oder richtiger das Sammeln von „Postwertzeichen", allmählich zu einem Sport geworden, der, verbreiteter vielleicht als jeder andere, seine Anhänger in allen Kreisen der Gesellschaft bis hinauf zu den gekrönten Häuptern zählt. Die Zeiten sind längst vorüber, in denen ein Erwachsener, der vom Markenbacill befallen war, seine Sammlung verbarg und nur bei verschlossenen Thüren die Auswahlsendungen der Händler durchmusterte, um seine lächerliche Passion niemand zu verraten; heute gehören den großen, über alle Weltteile verbreiteten Vereinen der Briefmarkenfreunde viele Tausende ernster Männer und liebenswürdiger Frauen an, eine zum Teil sehr gehaltvolle Litteratur beschäftigt sich mit der Postwertzeichenkunde, und in allen Kultursprachen erscheinen Zeitschriften, welche lediglich den Sonderinteressen der Philatelisten gewidmet sind.



Abb. 3. Großbritannien. Mulready-Umschlag. 1840. 1 Penny. schwarz.

Ein häßliches Wort: Philatelie! Es klingt so schön wissenschaftlich, und doch ist meiner unmaßgeblichen Meinung nach die Postwertzeichenkunde durchaus nicht dazu angethan, jemals den Rang einer Wissenschaft zu erringen, wie das ihre begeistertsten Anhänger unbedingt beanspruchen. Die guten Herren schaden ihrer — ich darf wohl als ein Sammler, der nun fast seine drei Jahrzehnte der Fahne treu geblieben ist, sagen: unserer Sache mit ihrem Eifer mehr, denn sie ihr nutzen. Es ist nicht gut, einem anmutigen Genrebild einen schweren, massigen Rahmen zu geben. Ich will mich darum


Abb. 7. Nordamerika. 1847. 5 Cts. braun.


Abb. 6. New York. 1842. 3 Cts. grün.


Abb. 5. Zürich. 1843. 4 Cts. schwarz.


Abb. 4. Genf. 1843. 10 Cts. grün.



Abb. 8. Bayern. 1849. 1 Kr. schwarz.



Abb. 9. Preußen. 1850—56. 4 Pf. dunkelgrün.


Wasserzeichen in obiger Marke.

nicht streiten, ob die Postwertzeichenkunde den Namen einer Hilfswissenschaft verdient und etwa als solche der Numismatik anzureihen wäre — das ist immerhin möglich, obwohl die von allen Sammlern nur zu bitter empfundene, leichte Vergänglichkeit unserer Lieblinge, die den Jahrhunderten jedenfalls nur in Ausnahmefällen trotzen werden, ihren dauernden Wert schwer beeinträchtigt. Wozu aber der ganze Kampf, der seit langen Jahren resultatlos die Blätter aller Fachzeitschriften füllt? Der ungeheuren Mehrzahl aller Sammler ist die Postwertzeichenkunde ja doch nicht mehr als eine angenehme Liebhaberei, als ein hübscher Sport, und aus diesem Gesichtspunkte will auch ich sie lediglich in diesen Zeilen betrachten.

Alles das schließt ja nun keineswegs aus, daß man solch' eine Liebhaberei ernst betreibt und sie über das Maß einer bloßen Spielerei zu erheben bemüht ist. Wäre dies nicht geschehen, so würde die gesamte Philatelie — da ist das häßliche Wort schon wieder — längst in die Hände der Unmündigen zurückgesunken sein, denn das gedankenlose Sammeln an sich gewährt keinen dauernden Reiz. Und darin liegt wohl auch schließlich das Geheimnis des großen Erfolges, den unser Sport zu verzeichnen hat: er bietet eine Fülle von Anregungen, er schafft, je mehr man sich in seine Mysterien vertieft, immer neue Schwierigkeiten, er ist unerschöpflich nicht nur in dem Sinne, daß alljährlich eine neue Flut von Sammelobjekten uns überschwemmt, sondern daß er dem ernsteren und fortgeschritteneren Sammler immer neue Gelegenheit bietet, seine alten Schätze zu bereichern, zu vermehren oder richtiger gesagt, sie auszubauen. Ich weiß nicht, wieviel verschiedene Postwertzeichen es gibt einschließlich aller Varietäten, Platten- und Zähnungsunterschiede, Fehldrucke u. s. w. — es weiß das überhaupt niemand genau. Ich weiß nur, daß wenn heute irgend ein millionenschwerer Nabob die Hälfte seines Reichtums daran setzen wollte, eine absolut vollständige Sammlung zusammenzubringen, ihm das selbst im Laufe vieler Jahre kaum gelingen würde. Das tröstet mich, wenn ich die umfangreichen Lücken der meinigen überschaue.

Und trotzdem ist die Briefmarke das jüngste aller Sammelobjekte! Und trotzdem wurde, mindestens von einzelnen Glücklichen, bereits gesammelt, fast seit das erste Postwertzeichen den ersten „frankierten" Brief schmückte!

Wie alle guten Ideen hatte auch die Briefmarke ihre Vorläufer. Man weiß, daß unter Ludwig XVI für Paris eine Art Stadtpostbeförderung existierte, die eine Art der Frankierung anwandte, welche eine Art von Ähnlichkeit mit unseren modernen Postwertzeichen besaß — auf uns ist kein Brief dieser Art gekommen. Dann führte Sardinien 1818 gestempelte postalische Bögen ein (Abb. 1), welche (ganz aufgeklärt scheint mir die Sache noch nicht) zur Frankierung von Privatbriefen oder aber zur Erhebung einer gewissen Steuer auf die Korrespondenz der lieben Unterthanen bestimmt waren.

Die erste, wirkliche Briefmarke im heutigen Sinne erblickte jedenfalls im Jahre 1840 das Licht der Welt, und Sir Rowland Hill, der Schöpfer des billigen Portos, war der Herr Papa. Ob er die beiden glücklichen Gedanken der Erfindung der Marke und des Pennyportos ganz aus Eigenem schöpfte, ob er, wie neuerdings mit ziemlicher Bestimmtheit nachgewiesen ist, dabei auf Vor-

schlägen des Verlagsbuchhändlers James Chalmers fußte, läßt mich ziemlich kalt. James Watt bleibt für mich und für die ganze Welt jawohl auch immer der Erfinder der Dampfmaschine, obwohl schon hundert kluge Köpfe vor ihm die Kraft des gespannten Wasserdampfes für den Betrieb von Maschinen zu verwenden gesucht hatten.

Das glückliche Großbritannien war also das erste Land, welches sich eines aufklebbaren Frankierungsmittels erfreute, der historischen schwarzen 1 Pennymarke (Abb. 2), der sich unmittelbar die ersten Briefumschläge (Couvert) zu 1 Penny und 2 Pence mit der originellen Zeichnung von Mulready) anschlossen (Abb. 3). Was aber gut ist, findet schnell seinen Weg: das Postwertzeichen trat sofort seinen Siegeslauf um die Welt an. Zuerst folgten, wenn ich recht unterrichtet bin, die privaten Marken der schweizer Kantons, welche heute zu den größeren Seltenheiten gehören (Abb. 4 u. 5), dann die ebenso seltenen Stadtpostmarken der nordamerikanischen Städte (Abb. 6), denen sich bald die Marken der Bundesregierung anschlossen (Abb. 7); endlich kam, von den Staaten Europas zuerst, auch Deutschland an die Reihe. Hier vorausgabte Bayern am 1. November 1849, Preußen gerade ein Jahr später, seine ersten Marken (Abb. 8 u. 9), und im bunten Reigen folgten die übrigen Staaten des weiland deutschen Bundes, einschließlich der Thurn- und Taxisschen Postverwaltung schnell dem lobenswerten Vorbild und ergötzten die Sammlerherzen, bis der norddeutsche Bund, der mit Beginn des Jahres 1868 seine ersten Marken emittierte, der allzugroßen Mannigfaltigkeit ein Ziel setzte.

Mit den einfachen Marken und den Briefumschlägen war es aber allein nicht gethan. Ihnen gesellten sich die Zeitungsmarken (Abb. 10), die Dienstmarken (Abb. 10a) für den internen amtlichen Postverkehr und die Nachportomarken (Abb. 10b) zur Bezeichnung des Strafportos hinzu, und bald kam, nebst den Streifbändern, das Heer der Postkarten, mit deren Einführung Österreich voranging, der Postanweisungen, der Rohrpostkarten, der Kartenbriefe u. s. w. anmarschiert; diese letzteren werden in ihrer Gesamtheit von der Sammlerwelt unter den Namen „Ganzsachen“ zusammengefaßt, zum Zeichen, daß ein Sammler, der etwas auf sie hält, die Wertzeichen nicht etwa aus ihnen ausschneidet, sondern sie im ganzen Zustande sammelt. Da diese Art der Aufbewahrung aber erst verhältnismäßig spät zur Geltung gelangte, so sind die gut erhaltenen Briefumschläge älteren Datums äußerst rar geworden, zumal, wenn nicht übermäßig viele derselben zur Ausgabe gelangten. So wies z. B. einer unserer verdienstvollsten Forscher, Herr Amtsrichter Lindenberg, aus amtlichen Quellen nach, daß von



Abb. 10. Österreich. Zeitungsmarke 1850. 1 Kr. blau.



Abb. 10a. Nordd. Postbezirk. Dienstmarke. 1869. 7 Kr. schwarz.



Abb. 10b. Bayern. Nachportomarke. 1861. 3 Kr. schwarz.



Abb. 11. Preußen. Umschlag. 1852. 7 Sgr. rot.



Abb. 12. Tsch'hiend. 1876. 8 anna. dunkelviolett.



Abb. 13. Peru. Aufdrucksmarke. 1881. 5 Centavos. rot.



Abb. 16. Großbritannien. 2 Sh. 6 Pence. lila. 1885. Mit schwarzem Aufdruck für den Orient: 12 Piaster.



Abb. 15. Deutsches Reich. 50 Pfg. graugrün. 1884. Mit Aufdruck für Konstantinopel: 2½ Piaster.



Abb. 14. Französische Kolonie Gabun. 1886. 75 auf 15 Cts. blau.

einem der sogenannten preußischen Oktogone (Abb. 11), dem 6 Sgr. Couvert, im ganzen nur 74506 Stück verbraucht wurden, daß in den Jahren 1852—61, während derer dieselben im Kurs waren, von allen vier Oktogon-Couverts überhaupt nur 432059 Stück verkauft worden sind, d. h. weniger, als heute im Deutschen Reich etwa täglich Postkarten Verwendung finden.

Es kam also eine Flut von Postwertzeichen aller Art, zumal sich selbst die kleinsten Staaten, die einen später, die andern früher, zur Ausgabe von Marken entschlossen. Daß sich Monaco und St. Marino diesen Sport leisteten, mag hingehen, aber das lumpigste indische Fürstentum, der kleinste Einzelstaat einer südamerikanischen Republik fühlten das dringende Bedürfnis nach eigenen Wertzeichen. Bisweilen kommt sich ein leidlich gut in der Geographie beschlagener Sammler arg thöricht vor, wenn solche neuen bunten Zettelchen auftauchen. Wer kennt denn den Namen des Fürstentums Dsch'hallawar (340000 Einw.), Nauanagger (207000 Einw.)? Dsch'hiend (249862 Einw.) emittierte bis heute 25 verschiedene Postwertzeichen (Abb. 12). Wer rechnete es sich zum Verbrechen an, wenn er etwa die einzelnen Bundesstaaten der glorreichen Republik Kolumbia nicht am Schnürchen herzählen konnte, die es nachgrade auf etwa 250 Marken brachten, obwohl die Wertzeichen des Mutterlandes für den Gesamtbedarf vollauf ausgereicht hätten. Es ist wahrlich kein Wunder, wenn der arme Sammler diesem embarras de richesse rat- und hilflos gegenübersteht. Aber es kam noch schlimmer! Wenn irgendwo ein bestimmter Wert ausgegangen und nicht sofort zu ersetzen war, oder ein politisches Ereignis, wie etwa die Occupation Perus durch die Chilenen, die Verwendung der bisherigen Bestände unthunlich erscheinen ließ, so schuf man schleunigst durch Aufdruck hier irgend eines Zeichens (Abb. 13), dort eines Wertes (Abb. 14) ein Provisorium. Das alles mag unter Umständen seine Berechtigung haben, in Wirklichkeit steckt aber vielfach meiner festen Überzeugung nach dahinter, was der Berliner Mumpitz nennt. Wenn z. B. große europäische Staaten, auch Deutschland, für ihre Postämter in Konstantinopel die eigenen Marken mit dem Aufdruck der türkischen Währung versehen (Abb. 15 u. 16), so geschieht dies aus guten Gründen; wenn der Postmeister des weltfernen Inselchens tel et tel sich ein Provisorium leistet, so geschieht dies zwar auch aus guten Gründen, aber vielfach aus recht selbstsüchtigen. Das Netz der Briefmarkenhändler umspannt die ganze Welt, und um sie zu befriedigen, haben sowohl jene Lilliputstaaten ihre Marken, wie manche findige Postmeister ihre Provisorien in die Welt gesetzt. Besonders „findig“ erwiesen sich in dieser Beziehung die Herren Franzosen, deren Kolonieen beinahe eine jede für sich eine Unzahl Provisorien fabrizierten, bei denen es dann zum größeren Ergötzen der Sammler auch fast nie an „Fehldrucken“ fehlt; auf jedem Bogen läßt der Drucker einen Buchstaben aus oder überdruckt eine Marke verkehrt — damit ist der „Fehldruck“ geschaffen, auf den manche Sammler per exellence natürlich besonderen Wert legten. Die Händler posaunen dann etwa in die Welt hinaus: „Gabun schuf ein neues Provisorium zu 75 Cts. Es wurden nur 300 Stück gedruckt. Preis 15 Frks. Fehldruck 45 Frks.“, und leider finden sich immer enragierte Liebhaber, welche den Preis nicht scheuen. Wie manche Händler ihren Weizen zum Blühen zu bringen wissen, erhellt vielleicht am besten aus der Thatsache, daß ein Amerikaner, Mr. Seebeck, einigen süd- und mittelamerikanischen Republiken ihre sämtlichen Postwertzeichen alle Jahre in neuen Typen umsonst liefert unter der Bedingung, daß er die nicht verbrauchten Bestände zurückerhält und von seinen Platten für die Sammlerwelt nachdrucken kann, soviel er will.

Nachdrucke — Neudrucke! Auch ein Schmerzenswort für den vielgeplagten Philatelisten. Eine ganze Anzahl Postverwaltungen hat die noch vorhandenen Platten früherer Emissionen an Händler verkauft, die nun zum Gaudium der Sammler Abzug auf Abzug fabrizieren, andere Verwaltungen treiben das lukrative Geschäft selbst, und wenn auch der völlig firme Kenner den Neudruck meist an kleinen Kennzeichen, am Papier, an der Gummierung, von dem Original zu unterscheiden weiß, so klebt der Durchschnittssammler denselben doch anstandslos in sein Album ein. Vom Neudruck bis zur Fälschung ist aber nur ein Schritt, ja vielleicht ist manche Fälschung dem Original



Abb. 17. Essays deutscher Marken.

ähnlicher, als der eine oder andere Neudruck, denn die Herren Fälscher haben nachgrade einen staunenswerten Grad des Könnens erreicht. Es gibt fast keine seltene Marke, von der nicht mehrere Arten Falsifikate bekannt sind, und auch die geübtesten Markenprüfer, unter denen der Postsekretär a. D. Herr Herrmann in Berlin wohl den größten Ruf hat, sind trotz Lupe und langjähriger Erfahrung nicht immer vor Täuschungen sicher. Aber nicht nur die Marken selbst werden nachgeahmt. Da in vielen Fällen gebrauchte, postalisch entwertete Exemplare seltener und teuerer sind als ungestempelte, so versieht die schwarze Bande auch jene mit nachgemachten Entwertungsstempeln, und erst vor kurzem hat einen der sauberen Gesellen, einem gewissen Krippner, der besonders alte deutsche Marken auf eigene Faust abstempelte, das Verhängnis in Gestalt einer längeren Gefängnisstrafe erreicht: Wegen Betrugs — und das von Rechts wegen!

Übrigens fehlt es auf diesem Gebiet an Kuriosas nicht. Wiederholt wurden von findigen Leutchen Marken entdeckt, welche nie existierten. Im Jahre 1875 erfreuten z. B. einige kubanische Republikaner, welche auf der Insel einen Aufstand anzetteln wollten, die philatelistische Welt im voraus mit einer grünen 10 Cts.-Marke der Republika de Cuba, und vor etwa zwei Jahren warf ein geriebener Pariser, der sich — alles Ernstes — zum Selbstherrscher eines hinterindischen Völkchens gemacht hatte (auf dem Papier natürlich), eine ganze Serie von Marken seines Königreichs Sedang auf den Markt. So drollig es klingt, diese bunten Zettelchen gingen, von französischen Händlern geschickt in Szene gesetzt, wirklich in die Sammlungen mancher ernsten Männer über.

Die Flut von Postwertzeichen, welche über uns hereingebrochen ist, mußte aber schließlich zu einer Änderung der Art des Sammelns führen, denn nur jemand, der geradezu Zeit und Geld im Überfluß hat, kann heute noch eine allen Gebieten der Philatelie gerecht werdende Sammlung pflegen. So sammeln denn jetzt fast nur noch Krösusse an Zeit und Geld und — Anfänger in derartig universeller Weise. Die Mehrzahl der verständigen Philatelisten hat sich den Rahmen enger gespannt und widmet einem Spezialgebiet ihr Interesse und ihr Können. Da sammelt der eine nur Marken, der andere nur Ganzsachen, der dritte sogar nur Postkarten. Jener hat mit dem Jahre 1890 seine Sammlung geschlossen oder beschränkt sich auf einen Erdteil, dieser auf ein einzelnes Land. Vielleicht gilt auch hier das Dichterwort: in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Solch eine Spezialsammlung eines Landes wird nämlich dann meist mit einem Eifer und einer Findigkeit ausgebaut, welche für die Allgemeinheit die reichsten Früchte trägt. Da werden selbstverständlich alle Wasserzeichen und Papierunterschiede, die feinsten Abarten in der Umrandung der Marke — geschnitten, gestochen, gezähnt — berücksichtigt; man sammelt alle Farbennüancen, sucht die Essays


Abb. 20. Afghanistan. 1878. 1 Schahi. grau.

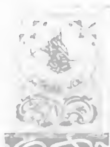

Abb. 19. Türkei. 1863. 1 Piaster. lila.



Abb. 18. Mexiko. 1886. 5 Centavos. blau.


Abb. 21. Queensland. 1891. 2 Sh. blau.



Abb. 23. Ver. St. von Nordamerika. 1870. 24 Cts. grün.

(Abb. 17) zu erhalten, welche als Probedrucke den wirklich verausgabten Marken vorangingen, bringt diese letzteren wieder zu ganzen Bogen, wie sie in der Druckerei hergestellt wurden, zusammen, um ein etwa über solch einen ganzen Bogen reichendes Wasserzeichen zu erkennen oder um die kleinsten Gravierungsunterschiede der einzelnen Marken eines Bogens zu konstatieren; man vergleicht die Patten auf den Couvertsklappen und die verschiedenartigen Formate der Umschläge, man wendet den geringfügigsten Druckverschiedenheiten der Postkarten seine Aufmerksamkeit zu. Während ein Universalsammler z. B. etwa von Sachsen im ganzen 37 Sammelobjekte als genügend betrachten kann, würde ein Spezialsammler wahrscheinlich mit 370 seinen Schatz noch nicht für vollständig erachten dürfen.

Für derartige Feinschmecker reichen natürlich die vorhandenen sogenannten Vordruckalben, in welche für jedes Postwertzeichen ein bestimmtes Feld vorgesehen ist, nicht aus. Ihre Schätze werden, wie übrigens die meisten großen Sammlungen, auf einzelnen Kartons untergebracht, denen sich für die Ganzsachen voluminöse Mappen und Kästen anreihen. Für den Durchschnittssammler ist indessen das Vordruckalbum immer noch am empfehlenswertesten, und unter diesen nimmt zur Zeit wohl Schwanebergers Sammelbuch (Verlag von Ernst Heitmann, Leipzig) den ersten Rang ein. Übersichtlichkeit, treffliche Ausstattung, und vor allem ein sehr gediegener, gründlich durchgearbeiteter Text haben dem Album zu einer allgemeinen Beliebtheit verholfen. In demselben Verlage erscheint übrigens noch ein zweites Werk, welches für jeden größeren Sammler unentbehrlich ist: ein großes Handbuch der Philatelie, in dem mit peinlichster Sorgfalt alles Wissenswerte über sämtliche Postwertzeichen der einzelnen Länder zusammengetragen wird. Bisher liegen von dem wirklich in seiner Art monumentalen Werk, an dessen Bearbeitung außer dem Amtsrichter Lindenberg u. a. die Herren Dr. Kalkhoff, Frhr. von Vittinghoff, J. H. Anheißer beteiligt sind, etwa 30 Lieferungen vor.

Auf die technische Herstellung der Postwertzeichen einzugehen, fehlt es


Abb. 24. Württemberg. 1872. 70 Kr. dunkellila.



Abb. 22. Großbritannien. 1882. 5 £. orange.


Abb. 25. Bosnien. 1880. 2 Kr. gelb.

hier an Raum — genug, daß alle graphischen Künste bei ihr beteiligt sind. Im allgemeinen finde ich aber, daß trotz aller Fortschritte der Technik die Marken nicht schöner geworden sind; Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Wenn ich z. B. die alten, köstlich gravierten, relief ausgeführten Couvertstempel der deutschen Staaten, welche zum großen Teil in der preußischen Staatsdruckerei von dem Graveur Schilling angefertigt wurden, mit den neueren europäischen Emissionen vergleiche, so fällt das Urteil nicht zu gunsten der Letzteren aus. Mehr und mehr sind Zweckmäßigkeitsrücksichten in den Vordergrund getreten. Der Kopftypus, der anfänglich vorherrschte und dem man das Charakteristische nicht absprechen kann, ist vielfach durch das dem Wechsel nicht unterworfene Wappen ersetzt worden und dieses wird immermehr vereinfacht, um die Zahl, den Wert schärfer hervortreten zu lassen. Auch die ehedem recht bunte Farbenkarte hat dadurch an Mannigfaltigkeit eingebüßt, daß für die dem internationalen Verkehr dienenden Wertzeichen im Weltpostverein die gleichen Farben für die gleichen Werte eingeführt wurden.

Immerhin bietet eine Zusammenstellung von Markenzeichnungen verschiedener Länder eine Fülle der merkwürdigsten kleinen Bilder. Neben der glatten, einfachen Zahl, die wir z. B. bei einigen Emissionen Mexikos finden (Abb. 18), neben dem krausen türkischen und indischen Schriftzug (Abb. 19 u. 20), neben dem Porträt, das wohl in dem auf allen englischen Marken und fast allen Wertzeichen der britischen Kolonieen befindlichen ewig jugendlichen Bildnis der Königin Viktoria die meiste Verbreitung in allen Weltteilen gefunden (Abb. 21 u. 22), ist fast jeder Geschmacksrichtung Rechnung getragen. Da fehlt weder das historische Bild (Abb. 23), noch das scharfgezeichnete Wappen (Abb. 24 u. 25), noch das naturalistisch ausgeführte Wappentier (Abb. 26); die Städteabbildung (Abb. 27) stellt sich neben ein besonders merkwürdiges Landesprodukt (Abb. 28 u. 29), die Pyramide des Nillandes (Abb. 30) neben den Palmenbaum (Abb. 31), der Postreiter (Abb. 32) neben die Lokomotive (Abb. 33), und die Landschaft (Abb. 33a) neben die Landkarte (Abb. 33b). Auch die Form des Stempels wechselt vom Kreisrund (Abb. 34) bis zum Dreieck (Abb. 35). Im allgemeinen herrscht heute jedoch die rechteckige Form vor, und die Größe der Marken hält sich in handlichen Maßen. Marken von den Riesendimensionen der nordamerikanischen Zeitungsmarken (Abb. 36) sind jetzt nicht mehr im Gebrauch, und ob jene im allgemeineren Sinn sammelberechtigt sind, scheint mir ein wenig zweifelhaft: sie dienten nämlich nicht zum unmittelbaren Frankieren einer Postsendung, sondern wurden zur Kontrolle über bezahltes Porto in ein Quittungsbuch eingeklebt.

Die Verschiedenheit der Typen gestattet oft, die politische Geschichte eines Landes Schritt für Schritt zu begleiten. Ich habe in diesen Heften schon einmal die Geschichte Deutschlands seit der Mitte des Jahrhunderts an dem Wechsel der Markenemissionen verfolgt, bei anderen Staaten tritt dies mindestens ebenso deutlich in die Erscheinung. Ein charakteristisches Beispiel liefert hierfür Spanien: vom Jahre 1850 bis 1868 prangt hier das Bild der Königin Isabella auf den Postwertzeichen, dann folgt nach der Erklärung der Republik, unter gleichzeitiger Benutzung der alten Bestände mit dem Aufdruck Habilitado por la junta revolutionara, die Hispania, welche 1870 das Porträt des Königs Amadeus ablöst. Nachdem er im Jahre 1874 die Regierung niedergelegt, erscheint das Sinnbild der Gerechtigkeit auf den Marken, während zugleich Don Carlos für die von ihm besetzten Provinzen eigene Postwertzeichen ausgiebt, und die Regierung einen Zuschlag auf das Porto in Form von Kriegssteuermarken erhebt. Vom Juli 1875 an finden wir dann das Bildnis Don Alfons XII., welches 1889 durch dasjenige seines nachgeborenen Sohnes ersetzt wurde (Abb. 37 bis 45). Beiläufig bemerkt, zeigen augenblicklich die Postwertzeichen dreier europäischer Staaten Kinderporträts, außer Spanien nämlich noch Serbien (Abb. 47) und die Niederlande (Abb. 46).

Welches sind denn nun die seltensten Marken und wonach bestimmt sich der Grad der Seltenheit überhaupt? Das sind zwei Fragen, welche dem vorgeschritteneren Sammler ungemein häufig vorgelegt werden. Die erstere ist verhältnismäßig leicht beantwortet. Nach der wohl übereinstimmenden Ansicht aller Kenner muß man die ersten Marken der Kolonie Mauritius (Abb. 48)



Abb. 27. Neu-Süd-Wales 1850.
1 penny. gelblich.



Abb. 26. Guatemala.
1881.
20 c. orangegelb.



Abb. 35. Kap der guten Hoffnung
1853.
1 penny. rot.



Abb. 28. Neu-Süd-Wales. 1888.
1 sh. braunlila.

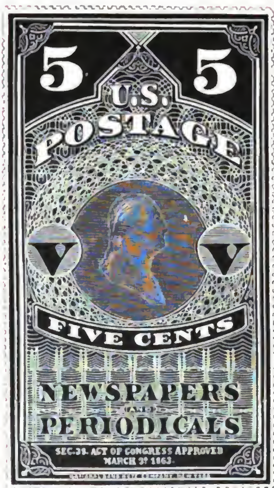


Abb. 36. Ver. St. von Nord-Amerika.
Zeitungsmarke. 1866. 5 c. blau.



Abb. 34. Hannover.
Stadtpost-Umschlag.
1858.
3 Pfg. grün.



Abb 29. Neu-Fundland.
1866. 2 cts. grün.

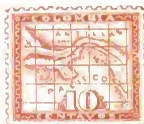


Abb. 33 b. Panama.
1887. 10 c. gelb.

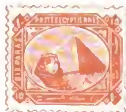


Abb. 30. Ägypten.
1884. 10 paras. grün.



Abb. 33 a. Nicaragua.
1870. 2 c. blau.



Abb. 31. Samoa-Inseln. 1887.
4 pence. blau.



Abb. 32. Ver. St. von Nord-Amerika 1869.
2 cts. braun.



Abb. 33. Neu-Braunschweig. 1860.
1 cent. braunlila.


Abb. 37. Spanien. 1850. 2 Rs. rot.


Abb. 38. Spanien. 1870. 2 Esc. blau.


Abb. 39. Spanien. 1870. 6 Cts. blau.


Abb. 40. Spanien. 1873. 2 C. D. Pes. orange.


Abb. 41. Spanien. 1875. 50 Cts. grün.


Abb. 42. Spanien. 1874. 2 C. Pes. braun.


Abb. 43. Spanien. Kriegssteuermarke. 1875. 5 Cent. grün.


Abb. 44. Spanien. Kriegssteuermarke. 1876. 5 Cent. Pes. grün.


Abb. 45. Spanien. 1889. 2 C. blaugrün

und der Insel Reunion (Abb. 49 a und b), erstere aus dem Jahre 1847, letztere aus dem Jahre 1852 stammend, als die wertvollsten bezeichnen: ihnen schließen sich die sehr primitiven frühesten Wertzeichen von Britisch-Guyana aus dem Jahre 1850, welche den handschriftlich eingetragenen Namen des Postmeisters Dalton tragen (Abb. 50), die rote 1/2 anna-Marke Ostindiens von 1854 (Abb. 51) und eine 5 Cts.-Marke von Neu-Braunschweig (1861) unmittelbar an; die letztere (Abb. 52) hat insofern ihre eigene Geschichte, als der damalige Postmeister der Kolonie Mr. O' Connel, sie, mit seinem stolzen Bildnis versehen, auf eigene Gefahr drucken ließ; die Marke wurde sofort höheren Orts verboten, soll aber doch fünf Tage im Kurs gewesen sein. Diese größten Raritäten, denen etwa für Spezialsammler noch einige nicht offizielle Marken anzureihen sind, die von südstaatlichen Orten während der Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges ausgegeben wurden, bilden jeder für sich einen kleinen Schatz, den der glückliche Besitzer nicht um einen sonst doch recht hübschen Tausendmarkschein hergeben würde. Kommt wirklich einmal eins dieser Stücke — etwa auf den Londoner Auktionen — in den Handel, so ist das ein Ereignis, das schon wochenlang vorher die Sammlerwelt beider Hemisphären in Aufregung versetzt.


Abb. 46. Niederlande. 1891. 5 Cent. blau.

Weit schwerer als die Frage nach den seltensten Marken ist die zweite nach den Ursachen der Seltenheit überhaupt zu beantworten. Es sprechen dabei sehr verschiedene Faktoren mit. Die Jahre, welche seit der Ausgabe verstrichen, machen es nicht allein, wie denn z. B. die älteste bekannte Marke, die 1 Penny schwarz Großbritanniens, heute noch um etwa 20 Pfennig käuflich ist. Die Weltentlegenheit des Emissionsortes thut es auch nicht, denn die neueren, niedrigen Werte der kleinsten und fernsten Kolonie sind fast stets für einen sehr geringen Preis zu haben. Maßgebend sind in erster Linie die Gesamtzahl der verausgabten Exemplare und das Nichtvorhandensein von Restbeständen ungebrauchter Stücke, zu denen jedoch außerdem die Liebhaberei in der Liebhaberei tritt: die Mode. Durch sie sind z. B. im letzten Jahrzehnt die Postwertzeichen der deutschen Staaten rapide in die Höhe geschnellt worden, und, wie das meist so geht, wuchs das Interesse an ihnen mit der heute jedenfalls noch nicht abgeschlossenen Preissteigerung. Bei allen europäischen Händlern, auf jeder Briefmarkenbörse — es gibt solcher jetzt in fast allen großen Städten — ist steter Begehr nach „altdeutschen“ Marken und Ganzsachen; ein Begehr, der nie befriedigt werden kann, zumal viele Handlungen und noch mehr Sammler


Abb. 47. Serbien 1890. 5 Para. grün.



Abb. 48. Mauritius. 1847. 1 penny. orange.



Abb. 49a. Reunion. 1852. 15 cent.



Abb. 49b. Reunion. 1852. 30 cent.



Abb. 50. Britisch-Guyana. 1850. 8 c. grün.



Abb. 51. Ostindien. 1854. $^1/_2$ anna. rot.



Abb. 52. Neu-Braunschweig. 1861. 5 c. braun.

alle ihre besseren deutschen Wertstücke in der Erwartung noch höherer Preise nicht aus der Hand geben.

Als seltenste deutsche Marke gilt meist der sogenannte rote Sachsendreier, die erste, 1850 in 463000 Exemplaren verausgabte Marke Sachsens zu 3 Pfennige (Abb. 53), welche heute im gebrauchten Zustand nicht unter 50 Mark, ungebraucht nicht unter sechzig Mark zu erhalten ist, und für die ein Liebhaber, wenn er sie auf einem ganzen Brief erhalten kann, wohl auch noch mehr anlegt. Ich für meinen Teil glaube, daß diese Marke gar nicht einmal die selteuste Deutschlands, daß auch sie vielmehr nur besonders „in Mode" ist. Ich halte die Marke von Oldenburg zu $^1/_3$ Groschen grün des Jahres 1858 (Abb. 54) und ein gebrauchtes Exemplar der roten 2 Schilling Marke (vgl. Abb. 55), welche die provisorische Regierung von Schleswig-Holstein 1850 verausgabte, für weit schwerer erhältlich, und die $^1/_4$ Schilling Marke von Mecklenburg-Schwerin des Jahres 1864 (rot, mit punktiertem Grunde und durchstochenem Rande) [Abb. 56], für dem „Sachsendreier" mindestens gleichwertig. Es gibt endlich noch eine in den Alben nicht aufgeführte Marke von Holstein (1864, $1^1/_4$ Schilling blau), welche in der Diagonale halbiert mit amtlicher Genehmigung zur Frankierung von Stadtpostbriefen benutzt wurde, die auf ganzem Brief alle genannten vier Raritäten an Seltenheit weit übertrifft.

Noch rarer, als die Marken, sind teilweise die Ganzsachen der deutschen Staaten geworden. Der preußischen Oktogone erwähnte ich bereits, ihnen reihen sich aber viele andere Couverte mindestens gleichwertig an Seltenheit an: für ein Couvert Oldenburg $^1/_2$ Groschen braun (1860), groß Format, ungebraucht (Abb. 57) wurden vor kurzem 250 Mark bezahlt, und Preise von 50—100 Mark werden für einzelne Umschläge der ersten Emissionen von Lübeck (Abb. 58), Sachsen, Mecklenburg-Schwerin (Abb. 59), Thurn und Taxis (Abb. 60) häufig angelegt. Die merkwürdigste Preissteigerung haben wohl die sogenannten „überklebten, norddeutschen Couverte" durchgemacht. Im Jahre 1868 wurden nämlich die Stempel der noch vorhandenen Couverts mancher Einzelstaaten: Preußens, Sachsens, Oldenburgs, Braunschweigs und von Mecklenburg-Strelitz, mit einer norddeutschen Marke (Abb. 61) überklebt, über welche dann noch eine Prägung in grauer Diamantschrift kam; die Restbestände sollten in dieser Weise verwertet werden. Es scheint, daß die damaligen Sammler dieses Provisorium nicht genügend beachtet haben, jedenfalls gehören viele der „Überklebten," die noch vor einem Jahrzehnt verhältnismäßig billig waren, heute zu den größten deutschen Seltenheiten. Für ein ungebrauchtes Couvert, 2 Groschen Norddeutschland auf 2 Groschen Preußen der Emission des Jahres 1861, wurden vor nicht langer Zeit 200 Mark vergeblich geboten. Es ist unter diesen



Abb. 53. Sachsen. 1850. 3 Pfg. rot.



Abb. 54. Oldenburg. 1858. $^1/_3$ Groschen. grün.



Abb. 55. Schleswig-Holstein. 1850. 1 Schilling. blau.

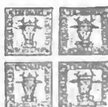


Abb. 56. Mecklenburg-Schwerin. 1864. $^1/_4$ Sch. durchstochen rot.

Umständen ein wahrlich nicht unrentables Geschäft in alten Skripturen herumzustöbern, obwohl der Laie die Chancen eines glücklichen Fundes meist überschätzt. Wie oft habe ich nicht stundenlang auf irgend einem Boden vergilbte, staubige Briefe gesichtet ohne jede nennenswerte Ausbeute! Kaum drei, vier Male unter gewiß hundert Versuchen, daß ich auf irgend ein „Nest" von wirklichen Seltenheiten traf, die dann freilich auch alle Mühe hundertfach lohnten. Die großen Städte sind von Händlern und Sammlern fast gänzlich abgegrast, aber in kleineren Orten, wo der gewissenhafte Kaufmann ehedem jeden Briefumschlag sorgsam als Beleg aufhob, auf manchem altadlichen Landsitz, in manchem Pfarrhause läßt sich auch heute noch der eine oder andere Schatz heben.



Abb. 58. Lübeck. Umschlag. 1863. ½ Sch. grün.



Abb. 59. Mecklenburg-Schwerin. Umschlag. 1856. 1 Sch. ziegelrot.

Es wird meinen Lesern schon aufgefallen sein, daß ich scheinbar willkürlich bald das eine Stück wenn gebraucht d. h. postalisch entwertet, bald das andere, wenn ungebraucht, als wertvoller bezeichnete. In Wirklichkeit ist dieser Unterschied keineswegs ein willkürlicher, denn das eine Stück wird eben in jenem, das andere in diesem Zustand seltener angeboten, und nach Angebot und Nachfrage richtet sich auch im Briefmarkenhandel, in dem beiläufig bemerkt jährlich Hunderttausende umgesetzt werden, der Preis. Indessen spricht auch hier die Liebhaberei mit: dieser Sammler nimmt in seine Sammlung mit Vorliebe ungebrauchte, jener gebrauchte Exemplare auf; ein Dritter sucht jede Marke postalisch entwertet und in jungfräulicher Reinheit zu erhalten, ein vierter sammelt nur auf Briefstück und ein fünfter — vielleicht die höchste Finesse — gar nur auf ganzen Briefen unter besonderer Berücksichtigung der Abstempelungen. In der That sind die letzteren oft sehr interessant; so nenne ich z. B. viele Briefe mit preußischen und hannöverschen Marken mein eigen, die seinerzeit auf den hamburger und bremer Postämtern dieser Staaten aufgegeben wurden.



Abb. 57. Oldenburg. Umschlag. 1860. ½ Gr. grün.

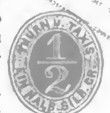


Abb. 60. Thurn und Taxis. Umschlag. 1861. ½ Sgr. orange.

Eine der schönsten Sammlungen in Deutschland, besonders reich an ungebrauchten Exemplaren, besitzt das Reichspostmuseum zu Berlin; der treffliche, von Herrn Amtsrichter Lindenberg bearbeitete Katalog nimmt einen stattlichen Band von 343 Seiten ein. Indessen ist diese Prachtsammlung keineswegs die umfangreichste selbst in Deutschland — wer z. B. die Postwertzeichenausstellung besuchte, welche 1889 in München stattfand, konnte dort die wahrhafte Riesensammlung eines ungenannten Ausstellers bewundern, die von Kennern auf einen Wert von mindestens 60000 Mark geschätzt wurde. Und selbst sie bleibt noch weit zurück hinter den Markenschätzen eines Rothschild und eines Ferrari zu Paris, hinter den Sammlungen mancher englischer und amerikanischer Geldfürsten. Neuerdings hörte ich, daß auch der Zar eine wundervolle Kollektion besitzt und eifrig sammelt — irre ich nicht, so nannte sich ja auch der Briefmarkenhändler Lietzow in Berlin Fournisseur de la cour imperiale russe! Ich finde es ganz begreiflich, daß gekrönte Häupter uns Sammlern die Ehre anthun, an unsern kleinen Freuden und Leiden teilzunehmen, denn ich habe es an mir selbst erprobt, wie wohlthätig die Beschäftigung mit unsern Lieblingen auf die Nerven wirkt. Wenn ich einmal so recht überarbeitet bin, dann greife ich nicht zum Antipyrin, sondern zum Handbuch und zu meinen Kartons, vergleiche und prüfe und wasche und klebe. Probatum est!

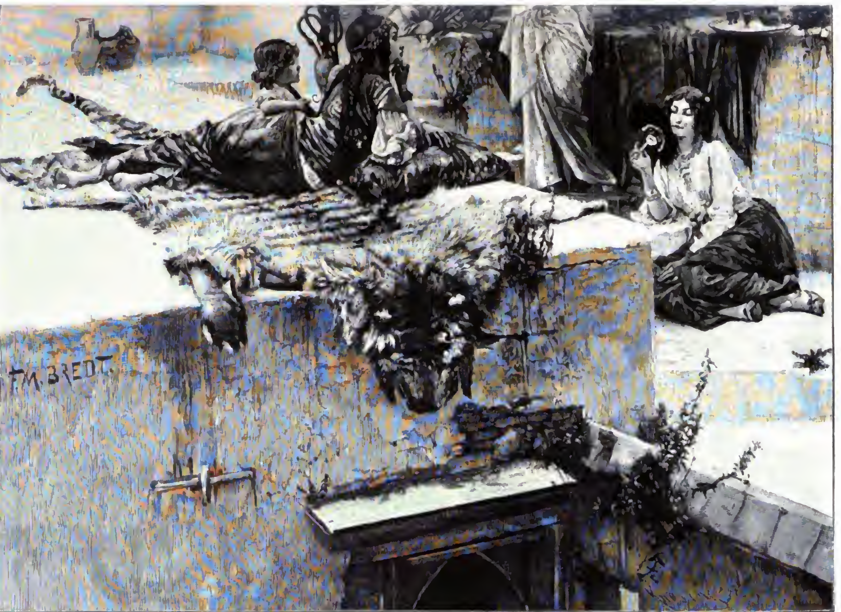


Abb. 61. Norddeutscher Postbezirk. 1868. 3 Kr. rot auf 2 Kr. Preußen orange.



Modell-Studien von Alexander Zick.





Ein Märchen. Nach dem Gemälde von F. M. Bredt.



Volkstrachten von der „Wiese."

Das Münchener Oktoberfest.

Von Fritz von Ostini. Bilder von Paul Hey.

Es möge sich keiner einbilden ein Volk zu verstehen, wenn er es nicht auch bei seinen Festen kennen gelernt hat. In der Plage des Werktags und in der Jagd nach dem täglichen Brot sehen sich die Leute allenthalben sehr, sehr ähnlich. Aber wenn sie, der Enge ihres Arbeitslebens entrückt, ihre gewohnten Sorgengesichter abgeworfen haben und bei Sang und Becherklang wieder ihr innerstes Selbst herauszukehren wagen, wenn sie sich gehen lassen in irgend einer Festfreude, dann können wir die vorteilhafteste und echteste Seite ihres Wesens kennen lernen. Dann sehen sie so aus, wie sie immer aussehen müßten, erneuerte die Erde nicht alltäglich ihren Besitztitel auf den Namen eines Jammerthales, so, als gäbe es keine leidige Politik und keine Kurse, kein teures Brot und keine groben Vorgesetzten, kein schlechtes Pflaster und keine heißen, staubigen und unventilierten Bureaux. Ich habe noch keinen Fremden gesehen, der nach einem Besuch des Münchener Oktoberfestes vom Wesen der Isarstadt Schlechtes zu sagen gewußt hätte. Statt der dumpfen Schwerfälligkeit, die man unserer Malz- und Hopfenmetropole so gerne nachsagt, finden sie da heitere, harmlose Lebenslust, eine Gastlichkeit und eine Mitteilsamkeit ohne Grenzen, Geradheit und gesunde Freiheit des Verkehrs, statt der wüsten Excesse, die mancher gelegentlich des ungeheuren Bierkonsums erwarten möchte, eine ansteckende und fortreißende Heiterkeit. Das Wort „Gemütlichkeit," welches die Summe dieser Eigenschaften bezeichnet, hat leider einen fatalen Mitklang, so etwa wie der Ausdruck „ein guter Mensch" beinahe eine Verbalinjurie bedeutet; aber hier darf man die „Gemütlichkeit" ernsthaft nehmen. Es ist das Gemüt, es ist das Herz, was sie da offen auf der Zunge und auf der Hand haben, die Unfähigkeit, irgend einem anständigen Kerl auf der Welt, käm' er, woher er wolle, unfreundlich zu begegnen, für ihn nicht zusammenzurücken auf der Bank und ihn nicht mitthun zu lassen, wenn sie sich freuen.

Das Münchener Oktoberfest ist ein Volksfest im besten Sinn. Es gehört dem Volke. Der Ärmste kann es mitfeiern, der Regent des Landes nimmt an ihm teil, ja den bayerischen Fürsten ist keine bessere Gelegenheit als diese gegeben, mit ihren Unterthanen in Fühlung zu bleiben.

Ihrem Fürsten zuliebe haben die Bayern ja auch dieses Fest gegründet vor zweiundachtzig Jahren.

Das war so:

Seit dem Jahre 1722 hatte München die Freude nicht mehr erlebt, daß ein bayerischer Kronprinz in seinen Mauern Hochzeit hielt. Nun endlich feierte nach den düsteren Jahren, welche der Anfang dieses Jahrhunderts dem deutschen Vaterlande brachte, im Oktober des Jahres 1810 Kronprinz Ludwig von Bayern seine Hochzeit mit der Prinzessin Therese Charlotte Louise von Sachsen-Hildburghausen. Am 10. Oktober zog die Braut in München ein, und zwei Tage später fand die Trauung statt. Am Abend des folgenden Tages begannen Festlichkeiten, wie sie wohl die Isarstadt auch in der prunkliebenden Zeit der am Ende des vorigen Jahrhunderts hier residierenden Kurfürsten nicht gesehen.

Diese Feier gab die erste Veranlassung zu den Oktoberfesten und zunächst auch zur Abhaltung einer Festlichkeit, die noch heute den integrierenden Bestandteil der Feier für den pferdeliebenden Bayern bildet. Die „Kavallerie-Division" der Bürgergarde veranstaltete ein Pferderennen gelegentlich der Vermählungsfeier, ein Schauspiel, das übrigens seit Jahrhunderten schon in Bayern heimisch war. Es kam bei einer denkwürdigen Gelegenheit dereinst in Flor. Im Jahre 1436 wurde das erste Pferderennen zur Vermählungsfeier Albrechts III. mit der Prinzessin Anna von Braunschweig hier veranstaltet, doch war weniger die Vermählung die Veranlassung hierzu, als die Versöhnung Albrechts „des Frommen" mit seinem Vater, Herzog Ernst, der vordem die schöne und liebenswerte Augsburger Bürgerstochter Agnes Bernauer, Albrechts morganatische Gemahlin, zu Straubing in die Donau werfen ließ — allerdings eine recht ungute Art, seine Unzufriedenheit mit einer Mesalliance zu äußern. Zwölf Jahre später wurden in München die Pferderennen zu alljährlich wiederkehrenden Volksbelustigungen, die nur zeitweilig durch Kriegsläufte unterbrochen wurden. Ende des vorigen Jahrhunderts hatte die französische Revolution mit ihrem bösen Nachzittern durch ganz Europa wieder eine Unterbrechung gebracht. Nun wurden die hippischen Spiele am 17. Oktober 1810 neu eingeführt. Bei dem Freudenmahl, das dem Rennen folgte, machte man einen Erlaß des Königs bekannt, welcher die Wiese, auf der das Rennen stattgehabt, nach dem Namen der Kronprinzessin von da an „Theresienwiese" taufte. So heißt sie noch heute, oder bei echten Münchenern auch schlechthin „die Wiese." Und „auf d' Wiesn geh'n" heißt nunmehr einfach, sich zum Oktoberfeste begeben.

Zu gleicher Zeit wurde ein landwirtschaftlicher Verein für Bayern gegründet, und dieser Verein unternahm es, die Feste jenes Jahres in jedem künftigen Jahre wieder ins Leben zu rufen — natürlich in Verbindung mit verschiedenen anderen Körperschaften. Im nächsten Jahre schon wurde eine Viehausstellung gelegentlich des Oktoberfestes abgehalten, in jedem folgenden Herbste kam neues dazu, ein „Glückshafen" wurde etabliert, es wurden Scheiben- und Vogelschießen veranstaltet, und nach und nach übernahm die Stadt das Arrangement des ganzen Festes. Daß die Wirtsbuden, zunächst mit idyllischer Anspruchslosigkeit eingerichtet, eine große Rolle spielten, versteht sich von selbst. „Trocken" hat sich der Münchener noch nie vergnügt — und auch anderwärts ist ein guter Trunk von dem Begriff „Festfreude" nicht zu trennen.

Bald war das Oktoberfest zu einer Nationalfeier geworden — obwohl unser Klima für ein Fest, das sich unter Gottes freiem Himmel abspielt, kaum eine ungünstigere Zeit kennt, als die regnerische erste Hälfte des Oktober. Jährlich kam Neues hinzu. 1820 stieg die kühne — damals gehörte noch Kühnheit zu diesem Handwerk — Luftschifferin Madame Wilhelmine Reichard mit ihrem Ballon empor. Es war übrigens schon ihre 24. Fahrt. Sie erhielt von der Bürgerschaft eine Ehrenfahne für ihre Leistung.

Liest man die Festberichte jener Zeit durch, so trifft man unter den regelmäßigen Preisträgern bei den Pferderennen stets wieder auf den Namen Xaver Krenkl, der hier nicht unerwähnt bleiben darf. Er war ein Pferdehändler und berühmt als der gröbste Mensch aller Zeiten und Zonen; seine Grobheit ging freilich Hand in Hand mit seltener Schlagfertigkeit und derbem Witz. Die Anekdoten, die hier über diese seine beneidenswerten Gaben kursieren, zählen nach Hunderten, und im Volksmund lebt sein Name noch immer. —

Im Jahre 1823 nahm der Kronprinz von Preußen als Bräutigam der Prinzessin Elise von Bayern an der Feier teil, und wieder wurde diese erweitert. Tanzsäle waren errichtet, Feuerwerk, Scheiben-, Adler-, Hirsch-, Pistolen-, Bolz- und Balester-Schießen fanden statt. Im nächsten Jahre feierte ein österreichischer Erzherzog seine Hochzeit mit einer bayerischen Prinzessin, kurz, an jedes Oktoberfest knüpfte sich fast irgend ein historisches Ereignis. 1827 starb kurz nach Beendigung des Festes König Max Josef — „Vater Max" und wohl auch „Maxl" vom Volke geheißen — und ein Jahr später begrüßten die Münchener ihren König Ludwig I., bei dessen Vermählung sie das Fest gegründet, zum erstenmale als Landesherrn auf dem Festplatz. Er wurde vom Volke wie ein Vater empfangen und trank, von tausendstimmigem Jubel begrüßt, außen ein

Glas heimischen Weines auf das Wohl des ganzen bayerischen Volkes.

Immer reicher wurde das Festprogramm, und immer wieder verband sich ein anderes bedeutsames Ereignis mit dem Oktoberfeste. 1831, im Cholerajahre, wurde in dem nahen Sendling ein Denkmal an die berühmte Mordweihnacht von Sendling (1705) enthüllt. Im folgenden Jahre kamen während des Festes die Gesandten an, welche dem zweitgeborenen Sohn Ludwigs I., Otto, als König von Griechenland huldigten. Auch fand, wie später noch oft, bei dieser Gelegenheit eine große Kunstausstellung in dieser für Kunstausstellungen heute allerdings nicht mehr so beliebten Saison statt. 1835 beging die Ehe des Königs — und mit ihr das Oktoberfest — die Jubelfeier ihres fünfundzwanzigsten Jahrestages — oder, wie der deutsche Ausdruck so schön sagt: ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum — und das Fest wurde daher mit erhöhtem Glanze gefeiert. Da stand im Programm ein Wagenrennen auf antiken Kampfwagen, ein Radtreiben — das Treiben von Wagenrädern. ein Sport, der in Bayern auch schon lange getrieben wurde, gymnastische Spiele auf Schweizer Art, ein großes Musikfest, das Steigen eines Luftballons, ein Monstrekonzert, Feuerwerk, ein Maskenball im Hoftheater, eine Ausstellung und dazu noch die Enthüllung des schönen Max Josef-Monuments von Rauch auf dem Theaterplatze. Von den vielen kleinen Lustbarkeiten, die das Fest bot, ganz zu schweigen!

Auch heute übt die Sache noch den alten Zauber aus auf die Münchener, auf die Scharen von Fremden, die bei dieser Gelegenheit hierher wallfahrten, und auf das ungezählte Landvolk, das aus Ober- und Niederbayern, Schwaben und der Oberpfalz — weniger aus den anderen Kreisen — zur Feier hierher reist. Alt und jung, arm und reich, vornehm und gering, Gentleman und Strolch wandert „auf die Wiese“ hinaus, um dort seiner Trink- und Schaulust zu fröhnen, wenngleich unser weinerliches Klima gerade um diese Zeit sein launischstes Gesicht macht.

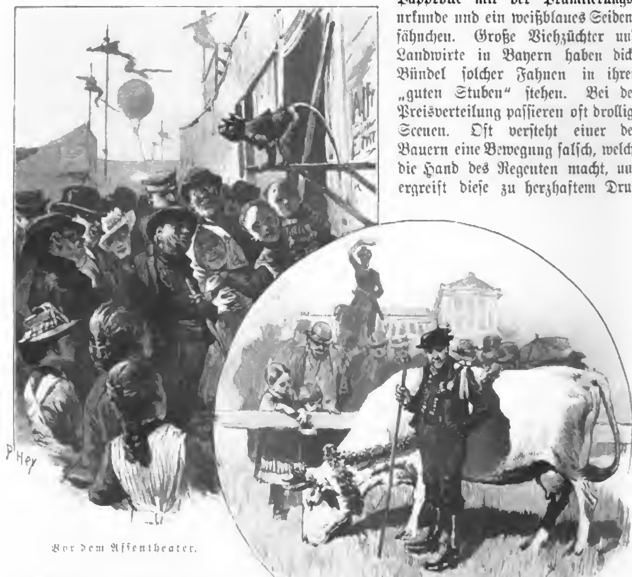


Käsbuden und Wurstbratereien.

Der Verlauf des Oktoberfestes ist folgender:

Acht Tage vor dem ersten Sonntag im

Oktober, dem eigentlichen Oktobersonntag, beginnt die Vorfeier, die sich von der zweiten Festwoche nur durch den Ausfall aller offiziellen Veranstaltungen unterscheidet. Am ersten Oktobersonntage dann fängt das eigentliche Fest an, das heute den Namen eines „Central-Landwirtschaftsfestes für Bayern" hat. Der Hof, die „Spitzen" der Behörden, die Stadträte mit Schiffhut und Degen, das diplomatische Korps u. s. w. fahren in festlichem Aufzuge nach der Theresienwiese, die mit Triumphpforten und einem Wald von Flaggen aufs festlichste herausgeputzt ist. Sobald der Landesherr erschienen ist, beginnt das Vorführen des Preisviehs, ein Schauspiel, dem die hunderttausendköpfige Menge mit dem lebhaftesten Interesse folgt. Gibt es doch hierbei nicht nur wahrhaft prachtvolle Erzeugnisse der Viehzucht zu sehen, sondern auch prächtige Menschengestalten. Burschen und „Madeln" in unsern schönen Volkstrachten führen die Rinder und Pferde vor. Unsere Bauern, die sonst recht gern halb städtisch und so häßlich wie möglich gekleidet gehen, wissen bei dieser Gelegenheit sehr wohl, daß sie mit größerem Erfolg in der von den Vätern ererbten Tracht sich zeigen, die ihren kraftvollen Wuchs so wohl zur Geltung bringt. Sie empfangen aus der Hand des Regenten eine blaue Papprolle mit der Prämiierungsurkunde und ein weißblaues Seidenfähnchen. Große Viehzüchter und Landwirte in Bayern haben dicke Bündel solcher Fahnen in ihren „guten Stuben" stehen. Bei der Preisverteilung passieren oft drollige Scenen. Oft versteht einer der Bauern eine Bewegung falsch, welche die Hand des Regenten macht, und ergreift diese zu herzhaftem Druck oder unterthänigem Handkuß u. s. w. Vor ein paar Jahren führte ein oberbayerisches Original, der in München wohlbekannte Wurzelsepp, dessen in Wolle gesticktes Konterfei man hier als „Vermerkerl" auf jedem Bierkeller kaufen kann, einen gewaltigen Stier vor. Der excentrische Alte trägt meist einen Hut von der Größe eines stattlichen Familienregenschirms und mag mit dieser grünen Riesenscheibe wohl das wilde



Vor dem Affentheater.

Preisgekrönt.

Tier scheu gemacht haben. Die Bestie entriß sich der Führung des schwachen Greises und auf ein Haar hätte sie den Regenten überrannt. Unser Prinzregent hat übrigens bald nachher in ganz ähnlicher Gefahr geschwebt. Als „Buffalo Bill“ hier war, ließ er sich eines Vormittags die Bockpferde vorführen und blieb ganz in der Nähe dieser tollen und durch schmerzende Sättel und allerhand andere Dinge noch toller gemachten Bestien. Er wurde nun auch thatsächlich von einem der Pferde attackiert und einige der Cow-boys warfen sich auf ihn, den Fürsten mit ihrem Körper schützend. Später hat mir einer der verwegenen Burschen mit vielem Stolz versichert, er sei schon auf mancherlei Dingen gesessen in seinem Leben, noch nie aber auf einem Landesherrn.

Jener Preisverteilung folgt das „Sprungrennen“ — lucus a non lucendo, es wird nichts gesprungen in diesem Flachrennen, das den Pferden nur durch die barbarische Bahnlänge ein Hindernis bietet, und dem das Publikum mit ungeheurer, aber sportlich unverdienter Teilnahme folgt. Ein Starter ist hier nicht nötig, und ein falscher Start nicht möglich. Hinter einem breiten Bretterthor drängen sich die zahlreichen Pferde — bis vor wenigen Jahren noch ohne Sattel von Knaben, den „Rennbuben,“ geritten — und auf einen Böllerschuß sprengt die ganze Horde — es sind selten Derbysieger darunter — in die Bahn, die zuerst von einem Zug Kavallerie freigemacht wurde. Der Endkampf spielt gewöhnlich unter zwei oder drei Pferden, und der Sieger — das „Erstel“ sagen wir hier — hat denn oft genug die drei oder vier Letzten um weit mehr als eine Bahnlänge überholt. Brausender Jubel empfängt das gewinnende Pferd, dessen Besitzer fast immer ein Münchener Gastwirt ist. An der Einlaufseite erhebt sich der terrassenförmige Abhang der Theresienhöhe, auf ein paar hundert Meter weit Kopf an Kopf mit Menschen besetzt. Das Beifallsgeschrei einer solchen Menge hat etwas Betäubendes. — Und sie schreien, wenn ein Favorit den Preis heimträgt! Letzterer besteht meist in einer Fahne, an welcher die Gewinnsumme in glitzernden Goldstücken angebracht ist.

Der nächste Tag bringt den Beginn des Schießens, an dem Prinzen unseres Königshauses und Vertreter unseres Hochadels so gut teilnehmen, wie die ärmsten Jagdgehilfen aus dem Hochland, die vielleicht Monate sparen müssen, um sich dieses Vergnügen leisten zu können. Vormittags marschiert der Schützenzug, der meist auch recht hübsche Exemplare von „Schießgigerln“ enthält, unter Musikklängen vom Rathaus ab. „Altdeutsch“ gekleidete Pagen schleppen auf geschmückter Trage die silbernen Becher, tragen die Preisfahnen, Zieler in roter origineller Tracht springen voran. Dann wird auf dem Festplatz lustig drauflos geknallt bis zum nächsten Sonntag, wo der Bürgermeister die Preise verteilt.

Am 3. Sonntage, der den Schluß des Festes bildet, findet dann ein Trabreiten statt, nachdem vorher unter der Woche ein Trabfahren im Sulky und ein Velocipedrennen abgehalten wurde. Bei allen diesen Veranstaltungen ist der Zudrang des Publikums ein ungeheurer. Die Aufregung, die harmlose Leidenschaft dieser Zuschauermenge zu verfolgen, diesen Jubel, wenn ein Liebling gewinnt, diesen Unwillen, wenn der Zufall einem Unwürdigen zum Siege verhilft, dieses schwachmotivierte Stimmengebrause und orkanähnliche Gelächter, wenn vielleicht ein herrenloser Pintscher über die Bahn läuft oder ein Gassenjunge den Männern der Ordnung zum Trotz über das absperrende Seil steigt. Wie harmlos und leicht zu vergnügen ist die Menge!

Trotz der Sportlust aber und des Interesses der Minorität für die Landwirtschaft bleibt das Fest, die Festfreude als Selbstzweck die Hauptsache für die Besucher der Wiese. Ihr wird gehuldigt in dem großen Halbrund von zwanzig großen Wirtsbuden, in welchen Ströme von Bier fließen und die den Kern des Festplatzes bilden, ihr in einem zweiten, weiteren Cirkel von Jahrmarktsbuden aller Art. Eins gehört so gut zur Sache wie das andere. Nach und nach allerdings hat sich das Oktoberfest zu einer Gambrinusfeier, zu einer Bierprobe großen Stils ausgebildet. Honny soit qui mal y pense! Im Rheinland oder wo sonst unter wärmerer Sonne die Rebe gedeiht, feiert man die Weinlese auch nicht nach Temperenzlerweise. Und hier, wo ein paarmal hunderttausend Kenner den braunen Trunk, der Bayerns Stolz und eine seiner wesentlichsten Geldquellen bildet, auf seinen Gehalt und auf seine Bekömmlichkeit prüfen,

darf diese Gelegenheit wohl auch von Bedeutung sein. Zudem werden einige besonders beliebte Biere — „Märzenbiere" heißen sie, ungefähr mit dem gleichen Recht, mit welchem unsere Flachrennen „Sprungrennen" heißen — extra für das Fest gebraut und aufgehoben.

In den vierzehn Tagen des Festes werden nun freilich ganz exorbitante Massen von Bier vertilgt, die sich schon nur mehr durch „runde" Zahlen ausdrücken lassen. Ich bin im vorigen Herbst einmal während einer Vorstellung des Circus Wulff hier plötzlich in ein für die Umsitzenden sehr unmotiviert scheinendes Lachen ausgebrochen. Man gab die „Wasserpantomime," und ein Blick auf den Zettel lehrte mich, daß zufällig gerade dasselbe Quantum Flüssigkeit, in dem hier ein paar Dutzend Menschen und ein paar Boote umherschwammen, in das man von beträchtlicher Höhe einen Kopfsprung riskieren konnte, der Biermenge entsprach, die gelegentlich des Oktoberfestes in zwei zusammengehörigen Wirtsbuden getrunken worden war. Ein hübsche Lache das! Es war Franziskaner Märzenbier gewesen.

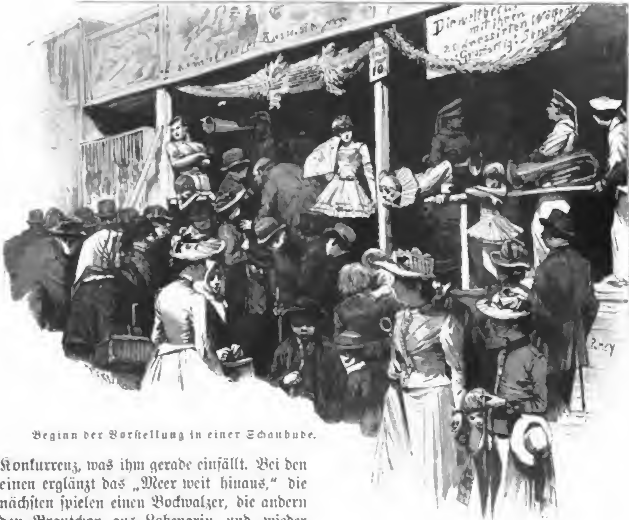
Das Leben in den Bierbuden ist jetzt innerlich komfortabler eingerichtet als vor wenigen Jahren, wo sie noch höchst primitiv waren und meist in puncto Reinlichkeit manches zu wünschen übrig ließen — originell aber ist es noch immer. Die Krüge haben nun Deckel — „Luck" nennt's der Münchener —, die Sitzplätze sind mit gewaltigen Zeltdächern überdacht, und in den Buden sind warme Speisen zu haben. Aber noch immer sind Boden und Tische mit Käseresten und Nußschalen, Fischgräten, Eierschalen, Brotkrumen und Einwickelpapier bedeckt, noch immer ist die bedienende Hebe von jener herzerfrischenden Grobheit wie einst. Mit zwölf vollen Maßkrügen dampft sie wie ein Schneepflug durch's dichteste Gedränge und ihr Zauberwort „Sauce meine Herren!" macht ihr Platz. Freilich hat sich dann die „Sauce," das Bier, was aus den überschäumenden Krügen tropft, meist schon auf die Gewänder der Nächststehenden ergossen. Ist sie besonders wohl gelaunt, so gilt dann ein freundliches „Oha!" als ausreichende Entschuldigung.

Besonders bei den Favorits unter den Oktoberfestwirten, worunter der seit Jahren von der besseren Gesellschaft, vornehmlich Offizieren und Studenten, am meisten frequentierte „Schottenhammel" eine unglaubliche Popularität genießt, ist das Leben und Treiben sehr originell und von fortreißender Fröhlichkeit und Gemütlichkeit getragen. Wer an einem schönen, warmen Tage da einen Sitzplatz bekommen will, kann stundenlang warten. Das hat eine eigene Industrie von Leuten herangebildet, die um ein „Zehnerl" deutscher Reichswährung Bedürftigen einen Stuhl verschaffen, den sie meistens kurzer Hand beim nächsten, weniger besuchten Wirt stehlen. Bierfässer, Kisten und Handkarren, Schragen und ähnliches Gerät werden als willkommenes Surrogat genommen. Den meisten muß der blanke Rasen genügen.



Beim „Schottenhammel."

Ohne Rücksicht auf den Rock, den einer trägt, sitzt alles hier dicht gedrängt beieinander, trinkt und schwatzt und — singt zusammen. Ein Dutzend Musikkorps ist zwischen den Buden aufgestellt, und jedes dieser Orchester — Blech natürlich — spielt ohne die geringste Rücksicht auf die nachbarliche



Beginn der Vorstellung in einer Schaubude.

Konkurrenz, was ihm gerade einfällt. Bei den einen ergänzt das „Meer weit hinaus,“ die nächsten spielen einen Bockwalzer, die andern den Brautchor aus Lohengrin und wieder andere den Boulangermarsch. Dazwischen geht fleißig der Sammelteller der Musikanten um. Wo irgend möglich, wird mitgesungen und mit besonderer Vorliebe, wenn's sentimental wird. Dazu klingen von dem anderen Teil des Festplatzes ein halbes Hundert mehr oder minder heiserer Drehorgeln und Orchestrions herüber, ein paar kleine Kapellen böhmischer Musikanten quieken darein, ein bißchen Tiger- und Löwengebrüll aus den Menagerien, das Knattern der Büchsen an den Schießständen, das Schnarren von Mirlitons, das Surren von Waldteufeln, das Gequäke kleiner Kinder, das Getrommel einiger toll gewordener Ausrufer, das Peitschenknallen der Bierführer — sie sind Virtuosen darin — welch ein Konzert!

Ein Konzert von Tönen, von Farben und von Düften! Ja, unendlich farbig sieht solch ein Festplatz aus. Von hohen Masten flattern schmale, malerische Wimpel, Guirlanden schwingen sich von Mast zu Mast, mit goldenen Früchten und Goldstoffbändern durchwunden. In hellen Farben prangen die Zeltdächer der Wirtschaften, und das Leben in und vor den Schaubuden ist erst recht bunt. Ich habe immer eine gewisse Vorliebe für die drolligen Kunstprodukte vor den Menagerien und Wachsfigurenkabinetts gehabt, die buntscheckigen Riesentableaux, auf welchen zappelnde Neger von fabelhaften Krokodilen verspeist werden, tapfere Araber mit wahren Herden von Wüstenkönigen kämpfen, wunderholde, wenn auch arg verzeichnete Odalisken auf üppigen Divans sich räkeln und unmögliche Riesendamen Eisenblöcke auf dem Busen tragen, die der Fabrik des Herrn Krupp in Essen Ehre machen würden. Der Stubenmaler, der das Zeug da nach dem Quadratmeter zusammenschmierte, war sicher begeistert bei der Sache 'und darum hat sie was Tragikomisches, diese Sache! Denn ich kenne manches weltberühmte Historienbild, das ohne Begeisterung, aber auch nach dem Quadratmeter heruntergeschaffen wurde, wobei der Meister, die Cigarette im Mundwinkel, sich schon im voraus über die Schafsköpfe von Publikum mokierte, die sich daran begeistern würden.

Die Münchener in ihrer Festfreude und

ihre ländlichen Gäste scheinen besonders schaulustig zu sein, denn die Zahl derer, die mit Sehenswürdigkeiten anrücken, ist ungewöhnlich groß gegen andere Veranstaltungen gleicher Art. Was kann man da alles bestaunen um wenige Groschen! Alle wilden Tiere der Erde, Meerwunder — meist plätschert unter diesem Titel oder unter dem Namen „Sirene“ oder „Seefräulein“ ein harmloser Seehund in einem Blechbassin —, Zwerge und Riesen, Kackerlacken und Indianer, ein paar Dutzend Phonographen, Rumpf-, Schlangen- und Gummimenschen, Feuer- und Säbelfresser, Kinder, die auf glühenden Platten tanzen, dressierte Hunde, Affen, Papageien und Meerschweinchen, Schnellmaler und Glasfabrikanten, elektrische Gesundheits- und Kraftmesser, Orakel und Wachsfigurenmuseen mit verlockenden Extrakabinetts, Folterkammern und mechanische Wunderwerke, der sterbende Türke, die schlafende Jungfrau, Zaubertheater in Menge mit dem ältesten Spiegelschwindel, Riesenochsen und zusammengewachsene Zwillinge, Kälber mit sechs Füßen, Taucher und wilde Männer, welch letztere meist irgend welche amerikanische Niggers sind, die je nach den Forderungen der Aktualität als Kongoneger oder Hottentotten, Samoaner oder Aschantis auftreten, vollständige Variététheater, Cirkusse kleinsten Formats mit ein paar abgetriebenen Pferden und ebenso abgetriebenen Gymnastikern mit melancholischen geflickten Tricots. Und noch tausend andere Dinge. Thu' Geld in deinen Beutel, Freund!

Ferner gibt's Schießbuden für Windbüchsen und Zimmerstutzen, Pistolen und andere Mordwaffen, Buden zum Ring-, Speer- und Ballwerfen, Karussells — oder wie man hier unterm Volke sagt „Ringelspiele“ — mit Pferden, Schweinen, Löwen und Elefanten, mit rotierenden Luftballons, wildschwankenden Segelschiffen und Velocipeds, Karussells zum Rudern, die man in geradezu wahnsinnige Drehung versetzen kann. Rutschbahnen, elektrische Bergundthal-Bahnen, kurz Seekrankheitsmaschinen jeder Methode. Spielwarenstände mit Krakehlapparaten der verschiedensten Konstruktion, Cigarrenhändler en masse, Limonadenschenken und Kokosnußverkäufer, Schnapsbudiken, Grog- und Weinbuden, Wursthändler und Turmseilkünstler — Thu' Geld in deinen Beutel, Freund!

Für die Kinderwelt sind neben dem „Ringelspiel“ die Kasperltheater die great attraction. Es wird fast ohne Unterlaß fortgespielt und immer das gleiche. Mit der stereotypen und immer in kreischendem Chorus mit „Ja“ beantworteten Frage an das kleine Publikum: „Seid Ihr alle da?“ wird die Vorstellung eröffnet; und dann kommen das alles fressende Krokodil — es frißt Regenschirme und Maßkrüge, Besen und Heugabeln und Knüppel jeder Dicke — und der alles prügelnde Kasperl — er prügelt Teufel und Tod, Polizeidiener und den Sultan, sein Weib und den Nachtwächter — nicht mehr von der Scene. Der Realismus auf diesen „freien Bühnen“ ist oft sehr derb und nicht immer sehr bildend für die kleinen Zuschauer.

Eine Specialität des Oktoberfestes sind die Photographen — etwa so, wie die Schnaken eine Specialität der schönen Sommertage sind — eine Plage! Man kann die Budenreihen nicht durchwandern, ohne von einem Dutzend dieser Wegelagerer, die, nebenbei gesagt, immer noch die urältesten und unverfälschten Daguerrotypen verfertigen, angefallen, am Rockärmel gepackt oder mindestens durch unverschämte Redensarten belästigt zu werden. Sie machen übrigens kein schlechtes Geschäft, und manche bierfidele Gesellschaft läßt sich bei ihnen in einem Gruppenbilde verewigen. Auch die Hausierer sind eine Landplage des Oktoberfestes geworden; oft genug wird man von 4 bis 5 Brezelmenschen auf einmal attackiert. Was man da alles kaufen soll! Ganze Riesentrauben kleiner bunter Luftballons, Manschettenknöpfe, „neue Nüß,“ Rauchrequisiten und Zündhölzer, Heringe, Orangen, Himbeerbonbons und Hosenträger, Hampelmänner, Zeitungen und „Biermerkerln“, Mirlitons, Zuckerbäckereien, Federbüsche und chinesische Sonnenschirme. Geld, Geld in den Beutel!

Für die zahllosen Bettler erst recht, die hier brillante Geschäfte machen, denn das Oktoberfest ist ein wahres Dorado für Professionsbettler! Blinde und Lahme, solche mit Gebrechen, die einem den Appetit verderben, und solche mit jammervollen Leierkästen oder mit Spieldosen, die nicht mehr losgehen, und schließlich auch solche, die sich nicht die leiseste Mühe geben, irgend eine Berechtigung zu ihrem mehr einträglichen als ehrenvollen Handwerk zu heucheln.



Die beiden Spielkameraden. Nach dem Gemälde von C. Blume.

Betrunkene, die versuchen, durch milde Beiträge womöglich noch eine kleine Steigerung ihres Zustandes bewerkstelligen zu können, und Kinder, die beabsichtigen, das Erbettelte in Süßigkeiten anzulegen. Und arme, alte, jämmerliche und bleiche Gesichter dazwischen von Leuten, die ein Recht haben, daran zu mahnen, daß die Freude ihren Tribut an das Elend leisten soll. Geld in den Beutel und wieder Geld! — —

Und ein Konzert von Düften! Rings um die Bierbuden ist ein Kranz von Hechern herüber. Im letzten Jahre hatte ein patriotischer Unternehmer seine kleine, schwarzweißrot gestrichene Bude dicht mit silberblinkenden Fischlein behängt und, während seine Nachbarn nur Holländer Heringe feil hatten, verkaufte er als ganz besondere Delikatesse — Helgoländer. Zahllos sind auch stets die Buden, wo „Schweinswürstel" gebraten und oft auch vor den Augen des Publikums verfertigt werden. Auch eine Specialität, die man nirgends auf der Welt so gut bekommt, wie in Bayern. Für



Hinter den Coulissen.

rings- und Hühnerbratereien, von Käsbuden und Waffelbäckereien errichtet, welche ein Chaos von Düften hervorbringen, daß einem, wie Wippchen sagen würde, die Nase gellt. Der Oktoberfestzecher liebt, um trotz der kühlen und feuchten Luft doch zu „seinem Durste" zu kommen, scharfe und gewürzte Zukost. Auf dem Rost und an dünnen Stecken, die in die Kohlenglut gestoßen werden, braten sie Unmassen von frischen Fischen und gesalzenen Heringen. Besonders aus den Buden, wo letzteres geschieht, jagen oft Wolken betäubenden Gestankes zu den Esser schwereren Kalibers kommt dann als Hauptfest an manchen Tagen das „Ochsenbraten" hinzu, das Braten eines ganzen Ochsen am Spieß, das ja schon in uralten Zeiten die „grosse pièce" der Volksbelustigungen bei besonderen Gelegenheiten gab. Für einen Feinschmecker ist's gerade nicht der erstrebenswerteste Braten, aber der Originalität halber wird der gewaltige Bissen oft in unglaublich kurzer Zeit verschlungen.

Man sieht, für alle fünf Sinne, den Geschmack, das Gesicht, das Gehör, den

Geruch und den — Durst, wie ein Eingeborner Münchens meinte, ist vollauf gesorgt, und er braucht keinen Mangel zu leiden.

Die Sonne ist schlafen gegangen hinter dem ehernen Koloß der „Bavaria,“ die, mehr gesund als schön, von der Sendlinger Höhe auf das Spielzeuggewimmel zu ihren Füßen sieht. Noch machen die verglimmenden Strahlen des Abendscheines den hochgehaltenen Arm und den Kranz der gigantischen Jungfrau erglühen und die Spitzen der Fahnenmasten. Dann senkt sich schnell mit dem Schatten auch die Kühle des Abends über den Festplatz. Aber stille wird es noch nicht. Die Köpfe sind heißer geworden, die Kehlen sangesbedürftiger, und jetzt, wo das Rauschen und Brausen des Tagesverkehrs in den Gassen verstummt ist, vernimmt man das Festgetöse um so mehr. Und jetzt wird's erst schön — und nicht im vulgären Sinne, wo das soviel heißt als „jetzt wird's gewöhnlich.“

Jetzt ist's wirklich schön. An hohen blauweißen Masten schweben die elektrischen Monde empor mit ihrem eiskalten violetten Licht, Pechfackeln und Feuerkörbe spenden rote, flackernde Flammen, Reihen von Gaslichtern beleuchten die Schaubuden; dazwischen bunte Lampions und das magische Erglühen bengalischen Feuers an allen Enden. Auch ein Konzert von Lichtern!

Um neun Uhr wird der Festplatz langsam geräumt — es ist meist kalt genug dazu. Die Leute strömen in die Stadt hinein — nicht immer ganz geräuschlos — und die Wirte überzählen ihren Tagesgewinst, der oft recht hübsch ausfällt, und die todmüden Akrobaten und Wundermenschen ziehen ihr Flitterzeug aus und ihr bürgerliches Gewand an. Oder sie legen sich schlafen in ihren grüngestrichenen Wagenburgen, zwischen welchen sich am nächsten Morgen wieder ein recht ergötzliches Leben abspielt.

Es wird still und dunkel, nur ein paar Bogenlampen schimmern fort, lichtscheuem Gesindel das Handwerk zu erschweren.

Wenn jetzt in einem Leinwandzelte ein gefangener Löwe, dem die nordische Oktoberkühle ungemütlich wird, zu brüllen anfängt, so hat er das Wort, und seine Stimme rollt mit wilder Macht über den Festplatz hin, dessen tausendstimmiger Lärm vor einer Stunde noch die Stimme des Wüstenkönigs im großen Wirbel ihres Tohuwabohu ungehört verschlungen hätte.



Gezeichnet.

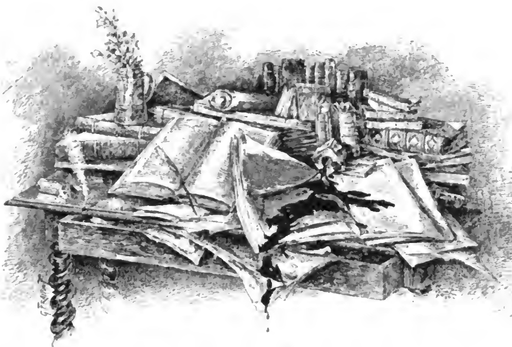
(Abdruck verboten.)

Der Frühlingstag zergeht in Gluten.
Die blanken Buchenstämme bluten,
Gezeichnet von des Försters Beile —
Jäh grünt der Wald, denn er hat Eile.

Hier dieser Stamm ist's, der in jungen Tagen
Die Zeichen meiner Liebe hat getragen;
Sie sind verwachsen und die Narben bluten —
Noch vor dem Winter wird der Stamm geschlagen,
Der Förster eilt und mahnt, daß wir uns sputen.

Carl Weitbrecht.





Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

(Zwei Frauenromane.)

Dieser oder jener Leser wird mir vielleicht einen Vorwurf daraus machen, daß ich den einen der beiden Romane aus weiblicher Feder, von denen ich sprechen will, überhaupt erwähne. Aber das System des Nichtbeachtens erscheint mir Büchern gegenüber, die aus irgend einem Grunde die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, viel gefährlicher, wenn diese Bücher an sich gefährlich sind, als ein offenes Wort, das über ihren Inhalt gesprochen wird. Der Roman „Enterbtes Blut" von Helene von Racowitza (2 Bde., Verlag von Hugo Steinitz, Berlin) ist solcher Aufmerksamkeit sicher. Nicht um seiner litterarischen Bedeutung, lediglich um des Namens der Verfasserin willen. Der Name Racowitza, durch das Duell Lassalle-Racowitza bekannt geworden, könnte eigentlich ad acta gelegt sein. Denn wenn es auch eine Thatsache ist, daß die Dame, welche sich selbst für die Braut Ferdinand Lassalles hielt und die den Anlaß zu seinem Duell mit Yanko von Racowitza gab, fünf Monate, nachdem dieser Bräutigam im Duell gefallen war, seinen Gegner heiratete, so hat sie doch eigentlich kein Recht mehr, den Namen zu führen. Herr von Racowitza ist kurze Zeit nach seiner Verheiratung gestorben, und Helene von Racowitza hat sich wieder verheiratet, sie ist geschieden worden und hat sich noch einmal verheiratet, — sie heißt jetzt eigentlich Frau Shewitsch; aber sie hat sich immer, im Leben, auf den Theaterzetteln und auf Büchern Helene von Racowitza genannt, — der Name schützte sie vor Vergessenheit, schützt sie noch immer davor, trotzdem sie das Ereignis unter den Ereignissen ihres Lebens bereits um achtundzwanzig Jahre überlebt hat. Das sind persönliche Bemerkungen, und persönlich soll man nicht werden, am allerwenigsten gegen Damen. Trotzdem thut es mir nicht leid, sie nicht unterdrückt zu haben. Denn Damen, welche sich schriftstellerisch bethätigen, dürfen in litterarischer Hinsicht nicht auf einen Funken mehr Rücksicht Anspruch machen als ihre männlichen Rivalen. Und wer ein Tendenzbuch schreibt, muß es sich gefallen lassen, daß man gegebenen Falles die Tendenz seines Buches auch an seiner Person mißt. Aus Rücksicht auf meine Leser werde ich mich dabei einer größeren Harmlosigkeit befleißigen, als mir die Rücksicht auf Helene von Racowitza zu gebieten scheint; forderte doch eine Reklamenotiz des Verlegers geradezu dazu heraus, hinter den Abenteuern der drei Heldinnen des Buches diejenigen der Verfasserin zu suchen. Dieser Lockung zu folgen bin ich weder boshaft noch skandalsüchtig genug. Aber ein Hinweis auf die Thatsache, daß die Frau, welche ein Buch gegen die Ehe richtet und in den glühendsten Farben eine Verherrlichung der freien Liebe schreibt, dreimal der Versuchung unterlegen ist, sich ehelich zu binden, scheint mir nicht nur gestattet, sondern auch notwendig. Denn selbst den Fall angenommen, Helene von Racowitza hätte bei keiner ihrer drei Verheiratungen die sittliche Notwendigkeit der Ehe empfunden, so müßte man doch glauben, daß ihr ein äußerer Zwang oder Vorteil das Band einer festen Gemeinschaft habe wünschenswert erscheinen lassen. Und die dreimal erprobte Praxis hätte sie von der Unhaltbarkeit ihrer Theorie überzeugen müssen.

Vielleicht wird sie auf diesen Einwurf erwidern, daß ihr das Jahrhundert noch nicht reif gewesen ist. Etwas Ähnliches will sie vielleicht dadurch andeuten, daß sie ihren Roman durch drei Frauengenerationen führt und in jeder eine Stufe der höheren Entwickelung zeigt. Liederlich genug ist freilich schon die erste. Madame la princesse de Kotschubey — vorurteilslos und sensationslüstern, wie Helene von Racowitza ist, hat sie der Großmutter den Namen eines be-

kannten russischen Fürstengeschlechtes gegeben — wird uns bereits in reiferen Jahren vorgeführt. Sie entspricht ungefähr dem Bilde, das man sich gewöhnlich von Frauen dieser Art macht, die ihr ganzes Leben hindurch einer niedrigen Sinnlichkeit gefröhnt haben und in die Jahre kommen, in denen sie niemandem mehr gefallen, — da ihre Mittel es ihr erlauben, und sie die Korpulenz nicht mehr fürchtet, gibt sie hundertundfünfzigtausend Rubel jährlich für ihre Tafel aus. Etwas muß der Mensch doch am Leben haben. Natürlich ist ihr ihre sechzehnjährige Tochter herzlich unbequem. Ein Restchen von Schamgefühl freilich hat sie sich in ihrem Sündenleben noch gerettet und ängstlich darüber gewacht, daß Prinzessin Marja nichts über ihre Herkunft erfuhr. Diese junge Dame ist nämlich nicht die Tochter des Fürsten Kotschubey, der lange vor ihrer Geburt gestorben ist, sondern des Kaisers Nikolaus, der an der Frau Mutter mal ein Wohlgefallen gefunden hatte. Von seiner Liebe ist freilich nur eine kostbare Schnur von rosa Perlen übrig geblieben, die er dem Kinde als „Taufpate" in die Wiege gelegt hat. Aber die künstliche Kindlichkeit, in der Prinzessin Marja von ihrer Mutter gehalten wird, damit sie nicht etwa auf den Gedanken komme, dem Mißverhältnis zwischen dem Todestage des Fürsten Kotschubey und ihrem eigenen Geburtstage nachzuforschen, schlägt der armen Prinzessin zum Unheil aus. Denn da nach der Ansicht Helene von Racowitzas das Gefühl der Scham und der Instinkt des Weibes der Jungfrau nur dann innewohnen, wenn ihnen tüchtige naturwissenschaftliche Kenntnisse als Basis untergelegt sind, so fällt Prinzessin Marja dem ersten schönen Wüstling zum Opfer, mit dem sie fünf Minuten unter vier Augen allein ist. Aber die Stufe höherer Entwickelung, die sie als zweite Generation repräsentiert, läßt sie auch nach ihrem Fall blind gegen ihr Unglück. Während sich bei ihrer Mutter ein Funken von Scham doch noch darin geltend macht, daß sie ihrer Tochter ihre Herkunft zu verstecken bemüht war, ist Prinzessin Marja, mit dem üblichen Spitzenbündel im Arm, stolzer als vordem. Es geniert sie auch nicht, daß ihres Kindes Vater verheiratet ist, daß er auch gar nicht ernsthaft daran denkt, ihretwegen seine glückliche Ehe trennen zu lassen, — da sie ihn nicht ganz haben kann, begnügt sie sich mit einer Hälfte. Noch ziemlich jung, stirbt sie an Herzkrämpfen, jedenfalls nur, damit die dritte Generation sich möglichst unbeeinflußt zu voller Blüte entfalten kann, denn ihrer Konstitution nach hat sie gar keine Anlage zu so schnellem Ende. Fertig, wie Athene aus dem Haupte Jupiters, springt das Normalweib Komtesse Tamara Lwoff in die Scene. Auf Grund einer Dokumentenfälschung trägt sie den Namen ihres Vaters, der sich im übrigen, mit legitimen Kindern hinlänglich gesegnet, nicht um sie kümmert. Ihr mütterliches Erbteil reicht aus, um von den Zinsen ihre Erziehung in einer Bonner Pension zu bestreiten. Ein höchst eigenartiges Kind. Um anzudeuten, welche Größe ihr vorherbestimmt ist, wird erwähnt, daß der Kleinen nichts größere Freude macht, als in naturwissenschaftlichen Atlanten zu blättern, ein Vergnügen, gegen das ihre arme Mutter, durch Schaden klug geworden, natürlich nichts einzuwenden hat. Sonst ist sie, wie alle bedeutenden Menschen, kein bequemes Kind. Kaum fünfzehn Jahre alt, endet sie die Qualen ihrer Lehrerinnen, indem sie mit einem Studenten durchgeht. Man glaube nicht etwa an einen romantischen Backfischstreich, zu dem ein dummer Junge ein unerfahrenes Mädchen verführt. Auf Seite des Entführers ist allerdings ein wenig von der Naivetät eines dummen Jungen, — Tamara aber ist ganz mit sich im Klaren. Sie haßt die Ehe als eine unwürdige Fessel, aber sie liebt die Liebe, — mit vollem Bewußtsein seines Thuns geht dieser fünfzehnjährige Balg direkt aus der Pension nach Paris und etabliert sich dort mit dem Entführer wie die erfahrenste Grisette des Quartier Latin. Nach einem Jahr des Zusammenlebens wird der dumme Junge, um den es einem beinahe leid thun kann, im Duell erschossen, weil er die „Ehre" seiner Geliebten zu verteidigen für nötig befunden hat. Seine alten Eltern, die an sein Sterbebett eilen, können nicht begreifen, was das fünfzehnjährige Weibsbild dort zu suchen hat, — natürlich ist sowohl Helene von Racowitza wie Komtesse Tamara sittlich empört über die Brutalität so veralteter Anschauungen. Die letztere tröstet sich mit einem Studenten der Medizin, der von dem gleichen Haß gegen die Ehe erfüllt ist wie sie, von einem dauernden freien Zusammenleben sich ein ideales Bild macht, und mit jener treuen, alles duldenden und alles verzeihenden Hundeliebe für Tamara erfüllt ist, von der Weiber, die selbst keine Treue halten können, in Stunden des Katzenjammers als von der großen, einzig wahren Mannesliebe träumen, die ihnen Rettung vor sich selbst verheißt. Der junge Arzt meint gefunden zu haben, was er sucht, eine Lebensgefährtin und eine Gehilfin bei der Arbeit. Nach ein paar Monaten aber ist Tamara der Sache überdrüssig — sie geht. Helene von Racowitza läßt gar keinen Zweifel darüber, daß sie es nicht nur für ihr Recht, sondern sogar für ihre Pflicht hält, zu gehen, da die „Liebe" verraucht ist. Nun taucht Komtesse Tamara an der Seite ihres zusammengebrochenen Vaters im Strudel des internationalen Gesellschaftslebens auf. Überall machen sie, die rosa Perlen des Kaisers Nikolaus und der Schmuck ihrer Mutter und Großmutter einen kolossalen Effekt, und vorurteilslos amüsiert sich Tamara. Zweifellos würde sie sich amüsieren, wie ihre Großmutter, bis sie alt und dick geworden ist, wenn das Schicksal nicht in zweierlei Gestalt über sie hereinbräche. Ihr Vater stirbt, und dadurch wird ihr der Halt in der Gesellschaft entzogen; die Hand eines österreichischen Fürsten aber, die sich ihr stützend entgegenstreckt, verscherzt sie sich, weil sie liebt — kolossal und wirklich liebt, und zwar einen großen Künstler, der sich aber nicht recht an die verwöhnte und gefeierte Tamara herantraut. Den Fürsten, den sie nicht liebt, aber aus praktischen Gründen wohl heiraten würde, verscherzt sie sich, weil sie ihm ihre Vergangenheit offen darlegt; den Künstler gewinnt sie sich, weil sie ihm ihre Vergangenheit verschweigt. Leider hat der

Edle kein dauerndes Verständnis für das Opfer, das sie ihm mit ihrer Diskretion bringt. Als ihm ein Zufall Aufklärung über die Vergangenheit seiner Frau schafft, ist er brutal genug, sie eine Dirne zu nennen und es ihrem „Stolz“ unmöglich zu machen, ferner in seinem Hause zu bleiben. Helene von Racowitza und Gräfin Tamara bleiben sich ganz konsequent in ihren Anschauungen, — die letztere kommt gar nicht auf den Gedanken, daß ihr guter Mann vielleicht recht haben könnte, es fällt ihr auch garnicht ein, daß das Verschweigen ihrer Vergangenheit ein Betrug war. Unter einem nur leidet sie, — darunter, daß sie sich durch ihre Liebe hat zu einer Heirat bestimmen lassen, trotzdem sie doch auf Grund ihrer Erfahrungen, ihrer Neigungen und der Bilder in den naturwissenschaftlichen Atlanten jede Ehe als moralisch unsittlich verdammen muß. Darunter leidet sie so furchtbar, daß sie in Paris schwer erkrankt; natürlich gibt das ihrem alten Verehrer, der in dem inzwischen verflossenen Jahrzehnt zu europäischer Berühmtheit gelangt ist, Gelegenheit, sie gesund zu pflegen und ihr von neuem eine dauernde Gemeinschaft ohne kirchliche oder staatliche Fessel vorzuschlagen. Aber die dreißigjährige Tamara ist moralisch so erstarkt, daß sie diesen Vorschlag dankend ablehnt, denn sie liebt den Mann nicht mehr, der sie unbegreiflicherweise immer noch liebt. Sie kommt auf die Idee, es sei nun wohl an der Zeit, die — jedenfalls nur durch ihre Heirat — verlorene Selbstachtung wiederzugewinnen. Und richtig vollbringt sie das denn auch auf den letzten dreißig Seiten des Romans, der gut sechshundert füllt. Leser, welche sich daran erinnern, daß sie schon als Kind mit Vorliebe naturwissenschaftliche Atlanten durchblätterte, werden keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, wie sie das anfängt. Sie geht nach New-York und studiert Medizin. Nach drei Jahren macht sie ihr Examen mit den höchsten Auszeichnungen, und die New-Yorker medizinische Fakultät hat nichts Eiligeres zu thun, als ihr bei Überreichung des Doktor-Diploms auch gleichzeitig die Oberleitung eines neu zu gründenden Frauen-Hospitals anzubieten. Die bescheidene Frau fragte sich wirklich, wie sie eine solche Auszeichnung verdient habe. Aber die Antwort blieb: „Wir haben Sie durch die letzten beiden Jahre Ihres Studiums sehr genau beobachtet und gesehen, daß Sie ein großes Wissen mit mitleidigem Herzen, geschickten Händen und vor allem mit mächtigem Organisationstalente verbinden. — Wir wüßten niemand, der würdiger wäre, diese für eine Frau ganz neue Stellung auszufüllen.“ Es ist übrigens ganz köstlich, daß Tamara ihr „mächtiges Organisationstalent,“ welches die Professoren während ihrer Studienjahre an ihr entdeckten, zum erstenmale leuchten ließ, als sie fünfzehnjährig ihrem ersten Liebhaber den Koffer packte. Nach weiteren zehn Jahren ist aus der New-Yorker Lokalberühmtheit die „weltberühmte Frau“ geworden, die, „in schwarzen Samt gekleidet, eine schwere Schnur rosa Perlen mehrfach um den etwas entblößten Hals geschlungen,“ als Dekan eine neue Frauen-Universität in San Franzisko eröffnet. „Ihre großen, glutvollen, schwarzen Augen strahlten in stolzem Glück, und der wunderschöne Kopf, den das schwarzwellige, jetzt schon leicht mit weiß durchzogene Haar in einfach gelegten Scheiteln umgab, trug den Ausdruck der höchsten, beinahe verklärten Befriedigung.“ Und nun beginnen die Ovationen, die man der „weltberühmten Frau“ bringt, und diese dankt mit einer Programmrede über die Frauen-Emancipation. Wenn sie einen neuen Gedanken enthielte, würde es mir ein Vergnügen machen, einiges daraus zu citieren. Einen Akt dankbarer Erinnerung indessen kann ich nicht übergehen; Tamara hat zu ihrer Hilfe den gleichfalls inzwischen „weltberühmt“ gewordenen Pariser Doktor, ihre zweite Liebe, berufen, — honny soit qui mal y pense; Helene von Racowitza versichert ernsthaft, daß sie nur noch der Wissenschaft lebt. Und im Gefühl des endlich Überwundenhabens bricht Helene von Racowitza angesichts ihrer Heldin Tamara „auf dem Gipfelpunkte des Erreichbaren“ in den Dithyrambus aus: „Glück auf den Weg dem Adlerfluge deiner Seele. Das sind die Geister, die im Weltgebäude allein das Höchste schaffen. Nicht Zeit noch Raum darf dich halten, dich einengen! Hinauf und hinauf! Materie und sinnlichen Augen Wahrnehmbares lasse hinter dir — dem Gemeinen vergönne es nicht, dein Endziel zu schauen! Deine freie Seele — hoch — herrlich — göttlich, gib sie dem großen All — der freien Unendlichkeit! Vorwärts! Vorwärts!“ — Quatsch.

Es würde mich keineswegs wundern, wenn Helene von Racowitza behauptete, ich hätte ganz etwas anderes aus ihrem Roman herausgelesen, als sie hineingeschrieben, und daß sie nur, von höchster Sittlichkeit getrieben, die Selbstbefreiung eines „erblich belasteten“ Menschen geschildert habe. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß sie sich die Mühe nicht hat verdrießen lassen, auf den letzten dreißig Seiten ihrem Roman eine ähnlich scheinende Etikette aufzukleben. Aber die Etikette macht aus Fusel keinen Wein, und wenn der Nichtkenner darauf hineinfällt, muß er sich den Magen verderben. Die falsche Etikette, so grob sie auch gemalt ist, ist es daher lediglich, was mich bestimmt hat, von diesem Roman Notiz zu nehmen; wenn Helene von Racowitza sich selbst bis zum Schluß ganz treu geblieben wäre, würde ich jeden Irrtum für ausgeschlossen gehalten haben und mich nur für mich selbst darüber gefreut haben, daß das „ererbte Blut“ mit der kinderlosen Gräfin Tamara endlich erlischt. In ihrem Buche „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle“ meint Helene von Racowitza, sie wolle die Schuld der Frivolität, die auf ihr laste, nicht zurückweisen, — sie muß wahrhaftig leicht daran getragen haben, wenn sie sich dazu noch mit der ungeheuerlichen Frivolität dieses Romans beschweren konnte. Diese drei Frauengenerationen, von denen nur das verbindende Glied in dem milderen Lichte der wahrhaft ungeheuerlichen Dummheit erscheint, sind mit so sattem Behagen an der Liederlichkeit geschildert, daß kein unbefangener Leser auf den Gedanken kommen wird, Helene von Racowitza habe mit dieser am Äußerlichsten haften bleiben-

den Zeichnung einen Beitrag zu der Theorie von der Erbschaft des Blutes liefern wollen. Und wenn sie es wirklich gewollt hätte, so verdiente gerade der Schluß des Romans eine energische Zurückweisung, schon im Namen aller jener Frauen und Männer, welche eine Erweiterung des Frauenberufs für notwendig halten und ernsthaft nach einer solchen streben. Es wird ja Helene von Racowitza nicht klar zu machen sein, daß ein äußerer Erfolg keine sittliche Läuterung bedeutet. So viel Verständnis aber sollte sie für die menschliche Natur haben, einzusehen, daß eine Frau, die von ihrem fünfzehnten bis zu ihrem dreißigsten Lebensjahr den „Lebemann" gespielt und ihre kümmerliche Pensionsbildung nur „weltmännisch" erweitert hat, körperlich und geistig ganz unfähig ist, irgend einen ernsten wissenschaftlichen Beruf zu ergreifen und es darin auch nur bis zu dem allerbescheidensten Erfolge zu bringen. Möglich, daß aus diesen drei Frauengenerationen ein Funken frivoler Lebenswahrheit züngelt, — der Schluß ist eine ungeheure frivole Lüge, alles kompromittierend, was unter dem so vielfach mißbrauchten Worte „Frauen-Emancipation" sich begreifen läßt, wenn eine Einzelerscheinung eine auf berechtigte Ziele hinsteuernde Bewegung kompromittieren könnte. Speciell der Wunsch, den Frauen das Studium der Medizin eröffnet zu sehen, erscheint mir sehr berechtigt, — nicht nur, weil die Notwendigkeit, den Frauen der gebildeten Klassen neue Erwerbszweige zu eröffnen, sich immer dringender geltend macht, sondern auch, weil die Frau gerade für den ärztlichen Beruf eine Reihe der schätzbarsten Naturgaben mitbringt, und vor allem, weil der weibliche Arzt in vielen Fällen von den Frauen eher zu Rate gezogen werden wird als der männliche. Da kann man nur hoffen, daß nicht viele Steine des Anstoßes wie der Roman Helene von Racowitzas der Verwirklichung des Wunsches in den Weg geworfen werden.

Das Thema der Frauen-Emancipation behandelt auch der Roman „Empor!" von Ida Boy-Ed (Berlin, Deutsches Verlagshaus, Bong & Co.), — der Emancipation im edelsten Sinne freilich, ohne die rein materiellen Seiten der Frage, die vielfach für den Kern der Sache genommen werden, in den Vordergrund zu rücken, ja fast ohne sie zu streifen. Um das möglich zu machen, hat die Verfasserin ihren Roman auf einer Voraussetzung aufbauen müssen, die den Leser anfangs nicht ganz wahrscheinlich anmutet, bis die konsequente Charakterentwickelung der Heldin seine Zweifel überwindet. Der Leser tritt eben mit dem Maßstab des Gewöhnlichen an jeden Roman, und er nimmt das Ungewöhnliche erst als das Mögliche, wenn er inne wird, daß ihm Menschen vorgeführt werden, die aus der Menge hervorragen. Hier besteht das Ungewöhnliche darin, daß ein junges Mädchen der besten Gesellschaft, das einzige Kind ihres Vaters und durch ein eigenes Vermögen zudem völlig unabhängig, das Elternhaus verläßt, um bei fremden und mit ihren Verhältnissen nicht vertrauten Menschen, von denen sie also auch keinerlei Rücksicht erwarten darf, eine Stellung als Gesellschafterin anzunehmen. Sie geht, weil ihr Vater eine Stiefmutter ins Haus zu bringen im Begriff ist, — nicht etwa, weil sie diese zweite Heirat als ein ihr angethanes Unrecht empfindet, sondern weil sie den Vater liebt und ihm, der dem früh mutterlosen Kinde seine besten Mannesjahre gewidmet hat, das volle Glück einer neuen Ehe schaffen will, ohne das Gezwungene, das die Anwesenheit einer mit der Stiefmutter ziemlich gleichalterigen Tochter der neuen Situation auferlegen würde. Sie glaubt das Opfer, das ihr der Vater gebracht hat, mit einem gleichen Opfer erwidern zu müssen. Aber ihr Entschluß entspringt nicht aus überspanntem Gefühl, sondern aus der verständigen Erwägung eines zur Selbständigkeit erzogenen Mädchens, das Für und Wider sorgfältig zu überlegen gewohnt ist. Sie hat daher keineswegs die Absicht, für immer zu gehen, sondern sie denkt zurückzukehren, sobald sie meint, daß ihr die neuen Verhältnisse im Elternhause als etwas Gewohntes erscheinen werden. Gerade aus diesem Grunde hat sie sich nach einer Stellung als Gesellschafterin umgesehen, statt zu Verwandten zu gehen oder sich auf eigene Füße zu stellen: „das ist ein Anfang, um zu lernen, mich in andere Menschen zu fügen, denn ich bin ein wenig selbstherrlich aufgewachsen. Geht es gut, so kann ich mir später schon zutrauen, im Vaterhause mich glatt in die veränderten Verhältnisse einzufügen. Geht es nicht gut, werde ich um so eher einsehen, wie viel leichter es ist, sich im eigenen Heim als Nummer Zwei betrachten lernen, denn bei Fremden Sklavin sein." — Hundert gegen eins zu wetten, daß es nicht gut gehen wird, wenn hinter dem außergewöhnlichen Entschluß nicht auch ein außergewöhnlicher Charakter steht. Irene von Meltzow ist ein ungewöhnliches Mädchen, — nicht zum Glücklichsein geschaffen, oder vielmehr das, was vieler Glück, verschmähend, nur für ein außerordentliches Glück geschaffen. Sie ist anspruchsvoll gegen andere Menschen, aber auch anspruchsvoll gegen sich selbst. So tritt sie in den ihr fremden Kreis, der in ihr das arme, Brot suchende adlige Mädchen sieht, einen Kreis wohlwollender Durchschnittsmenschen, dem nichts ferner liegt, als die neue Gesellschafterin absichtlich demütigen zu wollen. Trotzdem wird ihr Stolz tausendfach verwundet, am tiefsten von demjenigen, der aus diesem Kreise von Durchschnittsmenschen ihr ebenbürtig emporragt, von dem einen Sohne des Hauses. Auch Dr. Steinbrück ist anspruchsvoll gegen sich, gegen andere nur in einem Punkt, in den Ansprüchen, die er an seine künftige Frau stellt. Sie soll bildsames Wachs in seiner Hand sein, und darin, daß sich die Frau ganz nach dem Willen des Mannes formt, sieht er das einzige Fundament einer glücklichen Ehe. Dieser Forderung kann nach seiner Ansicht nur ein ganz junges Mädchen genügen. Natürlich erscheint der Träger dieser Theorie, die man übrigens wohl auch von weniger bedeutenden Männern wie Dr. Steinbrück häufig genug vertreten findet, der zu voller geistiger Selbständigkeit gelangten Irene von einer unerträglichen Anmaßung. Sie stellt die höheren Ansprüche an die Ehe, sie meint, daß zum vollen Glück derselben Mann

und Weib einander geistig ebenbürtig sein müssen. Aber trotzdem sie diesem Dr. Steinbrück kriegsbereit gegenübersteht, muß sie ihn doch achten, — um seiner Güte willen gegen die Schwächeren, um seiner Strenge willen auch gegen die kleinen Fehler des konventionellen Lebens, vor allem um seiner unbedingten Wahrhaftigkeit willen. So stehen die beiden Gegner eigentlich auf demselben Boden, die ursprüngliche Gegnerschaft wandelt sich in Liebe, „und sie beschlossen, daß der Geist der Geduld und Nachsicht der Geist ihrer Ehe und ihres Lebens sein sollte.“ Es wäre gewiß gut und nützlich, wenn an die Ehe immer die idealsten Forderungen gestellt würden, noch besser, wenn sie, wie in dieser Ehe voraussichtlich, sich immer erfüllten. Wenn aber Ida Boy-Ed anzudeuten scheint, daß es besser sei, eine Ehe, die diesen Forderungen nicht entspricht, zu lösen, als zwei ungleiche Menschen für ihr Leben aneinandergekettet zu lassen, so möchte ich dem doch widersprechen. Ich glaube, es würde dann sehr viele gelöste Ehen geben, und bin vielmehr dafür, daß man auch die nicht ungewöhnlichen Ehepaare auf den Geist der Geduld und Nachsicht verweist; wenn sie dem nicht Raum geben wollen, so ist ihr Unglück selbstverschuldet. Da ist nämlich noch ein Bruder des Dr. Steinbrück, der mit seiner jungen Frau im Hause seiner Mutter lebt. Er ein guter, in seiner Art tüchtiger, aber vollkommen im Alltäglichen stecken gebliebener Mensch, sie lebhaften, aber unklaren Geistes, eine Frau, die sich überraschend entfalten würde, wenn sie an einen Gatten geraten wäre, der ihrem unklaren Sehnen ein Ziel und ihren tausend Fragen an das Leben eine Antwort wüßte, der ihr eine Stütze wäre und zugleich die Wuchertriebe ihres Seelenlebens beschnitte. Dr. Steinbrück meint ganz richtig von ihr: „dies ist das Schlimmste von allem, das ziellose Ringen: empor! Wer so im Dunkeln kämpft, muß in Verzweiflung untergehen.“ Aber wenn er daraus folgert: „Und deshalb will ich Signa in ihre Heimat gehen lassen. Sie braucht eine feste Hand, die sie auf dem Weg des Lebens zurechtweist, jemand, der sie lehrt, ihre Kräfte nützlich zu zeitigen und nützlich zu verwerten. Diese Hand hat Tom (der Gatte) nicht. Zur Selbsterziehung aber fehlt ihr jener klare Stolz, den eine andere bewies, als sie sich in Dienstbarkeit begab, um an sich zu arbeiten,“ so mußte er doch vor allem die Gewißheit haben, daß Signa in ihrer Heimat diese feste Hand wirklich finden wird. Daß die Hand, die sich ihr bereits entgegenstreckt, nichts weniger als eine feste Hand ist, weiß aber Dr. Steinbrück selbst am besten, daß das Elternhaus nicht nachholen wird, was es früher versäumt hat, läßt sich auch mit ziemlicher Gewißheit annehmen, und ob sich eine andere Hand finden wird, die Dr. Steinbrück noch nicht kennt, bliebe immer nur eine Rätselfrage an das Schicksal. Dem ziellosen Ringer läßt sich nur helfen, indem man ihm das Ziel weist, und Dr. Steinbrück sollte diese Aufgabe nicht von sich selbst ablehnen, — er ist seiner Schwägerin gegenüber immer noch der Nähere dazu, als irgend ein Mann des Zufalls. Übrigens kommt es nicht zu dem Experiment menschlich-wohlwollender Klugheit: Ein Tragödienschluß löst die verwirrten Fäden dieser ungleichen Ehe. Vielleicht hat Ida Boy-Ed damit selbst andeuten wollen, daß auch der Klugheit und dem besten Wollen eines Dr. Steinbrück Grenzen gesetzt sind. Die Leser werden es nicht bereuen, den Roman selbst zu lesen. Daß der eine oder der andere sich wie ich hier und da zum Widerspruch angeregt fühlen wird, kann niemandem den Genuß schmälern, — es sind nicht die interessantesten Menschen, denen man nichts zu erwidern hat. Ida Boy-Ed gehört nicht nur zu den interessantesten, sondern auch zu den wahrhaft bedeutenden Frauen, — sie ist das, was sie als die Haupttugend des Helden und der Heldin ihres Romans „Empor!“ schildert, — zielbewußt. Aus manchen Irrtümern der ersten Periode ihrer Schriftstellerlaufbahn hat sie sich zu immer klareren und gefestigteren Anschauungen emporgerungen, ohne an der leidenschaftlichen Kraft und hinreißenden Gewalt ihrer Darstellung einzubüßen. In jedem Strich lebenswahr, eine Meisterin in der Schilderung menschlichen Durchschnitts, sieht sie ihre Aufgabe doch nicht in dieser selbst, sondern darin, durch die Schilderung hervorragender Menschen das allgemeine Niveau zu heben. So ist sie selbst eine Führerin auf dem Wege geworden, den der Titel ihres Romans weist.



Zu unsern Bildern.

Das liebliche Mädchen, das R. Böhm während seiner „Rast am Heimweg“ beobachtet und so ansprechend auf die Leinwand gebracht hat, wird vielen unserer Leser eine liebe Erinnerung an die Sommerfrische im Hochgebirge sein. — In den Orient führt uns das Bild von F. M. Bredt: „Ein Märchen.“ Des Tages unerträgliche Glut hat dem lauen Abend Platz gemacht, und die Frauen sind aus den verdunkelten Gemächern hinaufgeeilt auf das flache Dach des Hauses. Hier weht eine kühlende Brise von der See her und richtet die erschlafften Geister wieder auf. Da tritt nun die Märchenerzählerin in ihr Recht und mit ihr das phantastische Märchen des Orients, das zu dieser Stunde, in dieser Umgebung, auf diese Menschen wirkt wie ein nüchterner Bericht über ein interessantes Vorkommnis des Tages. — „Die beiden Spielkameraden“ von E. Blume zeigen uns ein allbekanntes und doch immer wieder reizvolles Bild: den „treuesten Freund“ des Menschen als den Beschützer eines Kindes. Mit welchem Gefühl der Sicherheit ist dieses mit Sultan als Rücklehne eingeschlafen!

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Bergener, Oswald. — Der Prophet von Kesselheim. Erzählung aus dem Leben einer Kleinstadt. Ernst Wolfram, Goslar.

Eschen, M. von. — Zwei reiche Frauen. Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Berlin.

Euling, Dr. Karl. — Hildesheimer Land und Leute des sechzehnten Jahrhunderts in der Chronik des Dechanten Johan Oldecop. Bilder aus Hildesheims Vergangenheit. Franz Borgmeyer, Hildesheim.

Ganghofer, Ludwig. — Fliegender Sommer. Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Berlin.

Meyers Kleines Konversations-Lexikon. Fünfte gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Band I Heft 16 bis 20. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Muret, encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Große Ausgabe. Teil I (Englisch-Deutsch). Lfg. 5. Langenscheidt'sche Verlags-Buchh., Berlin.

Roland, Emil. — Auf diskretem Wege. Badenovelle. Herm. Braams, Norden und Norderney.

Strecker, Karl. — Der Sang von Mönchgut. Epische Dichtung in zehn Gesängen. Bremers Verlags-Buchhandlung, Stralsund.

Weber, F. W. — Goliath. 5. bis 12. Aufl. Ferdinand Schöningh, Paderborn.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.



Ein Omen.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.







Velhagen & Klasings

Monatshefte.

VII. Jahrgang 1892/93.

→ Heft 3, November 1892. ←

Zu unsern Bildern.

Das liebliche Mädchen, das R. Böhm während seiner „Rast am Heimweg“ beobachtet und so ansprechend auf die Leinwand gebracht hat, wird vielen unserer Leser eine liebe Erinnerung an die Sommerfrische im Hochgebirge sein. — In den Orient führt uns das Bild von F. M. Bredt: „Ein Märchen.“ Des Tages unerträgliche Glut hat dem lauen Abend Platz gemacht, und die Frauen sind aus den verdunkelten Gemächern hinaufgeeilt auf das flache Dach des Hauses. Hier weht eine kühlende Brise von der See her und richtet die erschlafften Geister wieder auf. Da tritt nun die Märchenerzählerin in ihr Recht und mit ihr das phantastische Märchen des Orients, das zu dieser Stunde, in dieser Umgebung, auf diese Menschen wirkt wie ein nüchterner Bericht über ein interessantes Vorkommnis des Tages. — „Die beiden Spielkameraden“ von E. Blume zeigen uns ein allbekanntes und doch immer wieder reizvolles Bild: den „treuesten Freund“ des Menschen als den Beschützer eines Kindes. Mit welchem Gefühl der Sicherheit ist dieses mit Sultan als Rücklehne eingeschlafen!

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Bergener, Oswald. — Der Prophet von Kesselheim. Erzählung aus dem Leben einer Kleinstadt. Ernst Wolfram, Goßlar.

Eschen, M. von. — Zwei reiche Frauen. Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Berlin.

Euling, Dr. Karl. — Hildesheimer Land und Leute des sechzehnten Jahrhunderts in der Chronik des Dechanten Johan Oldecop. Bilder aus Hildesheims Vergangenheit. Franz Borgmeyer, Hildesheim.

Ganghofer, Ludwig. — Fliegender Sommer. Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Berlin.

Meyers Kleines Konversations-Lexikon. Fünfte gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Band I Heft 16 bis 20. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Muret, encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Große Ausgabe. Teil I (Englisch-Deutsch). Lfg. 5. Langenscheidt'sche Verlags-Buchh., Berlin.

Roland, Emil. — Auf diskretem Wege. Badenovelle. Herm. Braams, Norden und Norderney.

Strecker, Karl. — Der Sang von Mönchgut. Epische Dichtung in zehn Gesängen. Bremers Verlags-Buchhandlung, Stralsund.

Weber, F. W. — Goliath. 5. bis 12. Aufl. Ferdinand Schöningh, Paderborn.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.



Ein Omen.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.








Velhagen & Klasings

Monatshefte.

VII. Jahrgang 1892/93.

→ **Heft 3, November 1892.** ←



Nanderl. Nach dem Gemälde von F. v. Defregger.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

Velhagen & Klasings
Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VII. Jahrgang 1892/93. Heft 3, November 1892.

Auf dem Ätna während seines jüngsten Ausbruches.

Von R. Hartwich-Messina.

Obgleich Catania, die Ätnastadt, an Sehenswürdigkeiten vielleicht die ärmste unter den Städten Siziliens ist, übt sie doch eine Anziehungskraft aus, der wohl kein Fremder widerstehen kann. Es ist der Ätna, der das bewirkt, der alte Mongibello, der Berg der Berge, wie ihn das Volk halb lateinisch, halb sarazenisch, treffend nennt, indem es in dem Namen zugleich seine riesige Erhebung über die andern Berge der Insel ausdrückt. „Vater Ätna“ wird er wohl auch in seiner Gesamtheit genannt, während die einzelnen Krater, die sich nach jedem Ausbruch auf seinen Abhängen bilden, als Söhne bezeichnet werden. „Ha fatto un figlio“, heißt's dann im Volksmunde. Und als Vater Siziliens erscheint er in der That, von welcher Seite man sich ihm auch immer nähern mag, ob von Norden her, von Neapel kommend, wo er am Horizonte auftaucht, lange bevor man die Insel erblickt, oder von Westen her, wo er an klaren Morgen und Abenden bis Palermo hin sichtbar ist, oder von Süden, von Syrakus her, von wo aus er entschieden den schönsten Anblick darbietet. Während nämlich auf den anderen Seiten die Krater und Hügel, die ein jeder Ausbruch neu schafft, die sonst regelmäßigen Linien des Berges unterbrechen, erscheint er von Süden und Südosten aus wie eine riesenhafte Pyramide, die mit der Basis im Meere ruht und mit der rauchgekrönten Spitze bis zum Himmel sich erhebt.

Ich bin bei meinen Fahrten durch Sizilien nun schon über fünfzigmal an dem Bergriesen vorüber gekommen, aber jedesmal fesselte das Bild mich mehr. Man kann sich auch keinen großartigeren Anblick, kein farbenprächtigeres Bild denken als diese Bergpyramide, mit den blühenden, grünenden Orangenhainen und üppigen Weinfeldern auf Jahrhunderte alter, tiefschwarzer Lavaerde an der Basis, in der Mitte gewöhnlich von Wolkenschichten umlagert, und über denselben im hellsten Sonnenschein die blendend weißen Schneefelder, die mit dem tiefblauen sizilianischen Himmel einen scharfen Kontrast bilden, während aus dem wieder schneefreien Krater an der Spitze eine leichte Rauchsäule zum Himmel emporsteigt, die sich über Berg und Insel wie zu einer Krone zusammenballt (Abb. 1). Das Ganze macht so sehr den Eindruck majestätischen Friedens, die lachenden, scherzenden, heiteren Leute in den Ätnastädten und Dörfern leben so sorglos und sicher dahin, die Kulturen zeigen eine so ungeahnte Fruchtbarkeit des Bodens, daß man es sich kaum vorstellen mag, wie dieses Bild des Friedens und Lebens über Nacht in ein solches des Schreckens und Aufruhrs, der Vernichtung und des Todes verwandelt werden kann. Und doch kommt der Ätna nie zur Ruhe; wenn auch dem Auge nicht immer sichtbar, in seinem Innern arbeiten wilde Naturkräfte beständig, wie von Zeit zu Zeit die leichtlebigen Menschen durch ein Erdbeben an ihre gefahrbringende Nähe erinnernd, und schaffen sich alle sechs bis

sieben Jahre in gewaltigen Ausbrüchen nach außen hin Luft. So war es 1879, dann wieder 1886, so ist es jetzt. Haben die Ausbrüche eine Zeitlang angedauert, so sinkt der Riese wieder in den Schlaf, währenddessen ihn die Ätnabewohner die lieblichsten Märchen träumen lassen, gleich denen, die sich um den deutschen Brocken oder das Riesengebirge gebildet haben — bis zu einem neuen, furchtbaren Erwachen. Ob uns das Ende des Jahrhunderts wohl wieder ein solches bringen wird?

Am Morgen des 9. Juli verbreitete sich durch Sizilien und mittelst des Telegraphen und der Zeitungen wohl auch bald durch ganz Europa die Kunde von einem bedeutenden Ausbruch des Ätna. Sie traf uns nicht unvorbereitet; hatten uns doch die häufigeren Erdbeben der letzten Monate, die an Stärke beständig zunahmen, daran gemahnt, daß der Berg wieder zu arbeiten anfange. Da die Nachrichten aus Catania täglich eine Steigerung der Eruption meldeten, entschlossen auch wir uns kurzerhand zu einer Ätnabesteigung. Da die Fremden schon von weit her zusammen zu strömen anfingen, um sich das gewaltige Schauspiel anzusehen, durften wir nicht zurückbleiben, die wir in solcher Nähe des Ätna wohnten.

Zwei Wege bieten sich dem Aufsteigenden dar, von Catania oder Acireale aus. Der Fremde wird wohl immer den ersteren vorziehen, weil er sich von Catania aus direkt unter die Führung des Alpenklubs stellen kann, der die Preise für Wagen, Reittiere, Begleitung u. s. w. fest geregelt hat, unter dem oft sehr aufdringlichen und zur Heftigkeit veranlagten Ätnavölkchen, soweit der Fremde mit ihm in Berührung kommt, eine musterhafte Ordnung hält und vor allem verantwortliche Führer stellt. Wer dagegen Land und Leute und ihren nicht immer leicht verständlichen Dialekt kennt, wird es vorziehen, auf eigene Hand von Acireale aus aufzusteigen, wo sich nicht nur auf dem ganzen Wege eine viel großartigere Aussicht auf den Berg darbietet, sondern man sich auch unter der Führung eines Bauern, der jeden Weg und Steg natürlich auch auf das genaueste kennt, bedeutend freier bewegen kann, als unter einem Führer des Alpenklubs, dem strengster Gehorsam geleistet werden muß. Wir wählten daher den letzteren Weg, und ein leichtes Wägelchen führte uns in sengender Sonnenglut — es war nachmittags 4 Uhr bei einer Temperatur von 30° Réaumur — bergan. Durch die üppigsten Weinkulturen zog sich die Straße, vorüber an alten, ausgebrannten Kratern, die, schon wieder bepflanzt, ein Bild gesegneter Fruchtbarkeit boten, oder kahl und schwarz riesigen Schutthaufen glichen; über alte Lavafelder ging's hinüber, dann wieder durch schmucklose, düstere Ätnadörfchen. Abb. 2 zeigt uns die Hauptstraße eines solchen Dorfes; überaus einfache, schmucklose Häuser, aus blauschwarzem Lavagestein leicht aufgebaut, nur hier und da eins von außen mit Kalk beworfen und nur die besseren mit unschönen Balkonen versehen, die doch sonst an keinem Hause im Süden fehlen. Die Leute wissen ja nie, wie lange sie in dem Besitze ihres Hauses bleiben werden, ob nicht schon morgen der eben fertig gestellte Bau in einem Erdbeben zusammenbricht oder in ein paar Jahren durch einen Lavastrom verschüttet wird. Warum also auf den äußeren Schmuck eines so unsicheren Besitzes viel Zeit und Geld verwenden? Die Natur kommt ihnen ohnehin vielfach zu Hilfe, da die Häuser sie nicht viel vor Kälte und Nässe zu schützen brauchen; wird es im Winter einmal gar zu ungemütlich, so zündet man sich im Innern des Hauses ein Feuer an, an dem man sich erwärmt, während der Rauch durch das Dach oder die Fensterluken abzieht. Nur die Kirchen zeigen eine festere, gefälligere Bauart; aber auch von ihnen sind viele gestützt und von eisernen Klammern zusammengehalten. Die Glocken sind oft daneben in einmaurigem Turm aufgestellt, weil der eigentliche Kirchturm sie nicht mehr zu tragen vermag.

In Nicolosi, dem höchstgelegenen Ätnadörfchen, von wo aus der eigentliche Aufstieg beginnt, herrschte reges Leben und Treiben. Alles befand sich auf der Straße, unterhielt sich von dem Ausbruch, lachte, scherzte und machte spöttelnde Bemerkungen über die Scharen von Fremden, die der Ausbruch herbeigezogen hat. Warum sollten sie auch den Kopf hängen lassen, was ohnehin ganz gegen ihre Natur ist? Ihr Ort war ja nicht unmittelbar bedroht, die Erdbeben waren bisher nicht allzu stark gewesen, und wenn sich auch ein Lavastrom



Abb. 1. Der Ätna, von Catania aus gesehen, SO. (Nach einer Aufnahme von G. Sommer & Sohn, Neapel.)

in der Richtung auf Nicolosi zu ergoß, so war er doch noch weit entfernt, bis er das Dörfchen erreichte, konnte sich noch viel zu dessen Gunsten ereignen. Inzwischen führte der Ausbruch den Bewohnern guten Verdienst zu; sie ließen sich von den Fremden alles, wessen diese bedurften: Nahrungsmittel, kleine Reparaturen an Kleidern und Stiefeln, oder auch wohl gar neue, wenn die alten auf der heißen Lava gar zu sehr verbrannt waren, kleine Dienstleistungen beim Waschen und Reinigen u. s. w. nicht nur gut bezahlen, sondern waren auch aus der Nachbarschaft zusammengeströmt, um ihre Esel und Maultiere den Besuchern zum weiteren Aufstieg anzubieten. Mußten sie auch die ganze Nacht auf mühevollem Wege neben ihren Tieren als Treiber herlaufen, so erhielten sie doch dafür 5 Lire (4 Mark), ein für sie sonst unerhörter Tagesverdienst. Ging das nur einige Wochen Nacht für Nacht so fort, so mußten sie ja zu reichen Leuten werden, denn der sizilianische Bauer, der 100 Lire baares Geld besitzt, ist mehr als reich. Warum sollten sie sich also nicht über die prächtige, großartige Eruption freuen?

Welch anderes Bild bietet sich uns dagegen in den Ortschaften dar, die von der Gefahr unmittelbar bedroht sind! Schon auf dem Wege zu ihnen begegnet man einer endlosen Karawane; Karren reiht sich an Karren, dann wieder nahen schwerbepackte Maultiere und Esel, und neben ihnen weinende, jammernde, schreiende Weiber und unter ihrer Last keuchende Männer. Es sind die flüchtenden Bewohner eines Ortes, die nicht nur den Wein, ihren einzigen Reichtum, in großen Lagerfässern nach dem nächsten sicheren Dörfchen oder Städtchen bringen, wo sie immer bereitwilligste Aufnahme finden, sondern auch sonst all' ihr Hab und Gut zu retten suchen, ihr weniges Hausgerät, in erster Linie die Bettmatratzen, von denen sich der Sizilianer nie trennt, die er sogar mitnimmt, wenn er nach Amerika auswandert, und wieder mit heimbringt, wenn er dort das erhoffte Glück nicht gefunden hat. Aber auch sonst wird alles fortgeschafft, was sich nur fortbringen läßt: die Thür- und Fensterrahmen werden ausgehoben, die Dachziegel abgedeckt, Balken und Bretter losgerissen, so daß nur die nackten, öden Mauern stehen bleiben, ein Bild des Todes, auch ehe noch der Lavastrom das erste Haus erreicht hat. Und doch, wenn der Militärkordon um den bedrohten Ort geschlossen wird, und das Signal zum Räumen ertönt, welch letzter, schwerer Kampf für die unglücklichen Vertriebenen, die Abschied nehmen sollen und sich doch nicht trennen können von der Scholle, da sie geboren, da sie sorglos und heiter, lachend und scherzend, wenn auch unter schwerer Arbeit, bisher gelebt hatten und wo sie auch einst zu sterben hofften.


Abb. 2. Straße in Nicolosi, dem höchstgelegenen Ätnadörfchen. (Nach einer Aufnahme von E. Schuler, Messina.)

Wir treffen auf ein anderes Dorf, das durch Erdbeben hart mitgenommen ist — die meisten Häuser sind gestützt, zwischen vielen finden sich Schutthaufen, einstige Häuser bezeichnend; alles hält sich auf den Straßen und auf freien Plätzen auf, weil man fürchtet, bei einem abermaligen Erdstoß unter den einbrechenden Häusern begraben zu werden; man verrichtet seine Arbeiten auf der Straße, kocht und ißt und schläft dort. Ja, selbst die Kranken hat man hinausgetragen. Andere haben in ihren Höfen leichte Bretter-



Abb. 3. Ein Lavastrom des 1886er Ätna-Ausbruches, der auf seinem Zerstörungswege durch die Weinberge 4 m von der „Casa della Madonna“ zum Stillstand kam.
(Nach einer Aufnahme von Ledru Mauro, Messina.)

hütten aufgeschlagen, unter denen sie ihre wertvollsten Sachen bergen; ja sogar der Altar der Kirche steht unter einer solchen Bretterhütte auf der Straße, und ihm zur Seite stehen die Bilder der Ortsheiligen, weil sie im Innern der Kirche nicht mehr sicher sind. Vor ihnen liegt das Volk betend und singend auf den Knieen und fleht sie um Erhaltung des Ortes an. Doch was ist das? Plötzlich drängt sich das Volk zum Altar, die Heiligenbilder werden emporgehoben, und fort geht es in feierlicher Prozession. Voran schreiten weihrauchschwingende Priesterknaben in weißem Chorhemd; dann kommen die Heiligen, von starken Männern getragen; dahinter folgt die gesamte Bevölkerung, entblößten Hauptes, singend, flehend, von Zeit zu Zeit niederknieend und betend. Der feierliche Zug begibt sich hinaus vor den Ort, um die Markung desselben herum, der vordringenden Lava entgegen. Die Heiligen sollen angesichts der drohenden Gefahr ein Wunder thun, sollen dem glühenden Strom Halt gebieten, ihm eine andere Richtung weisen, so daß der Ort erhalten bleibt. Man stellt wohl die heiligen Bilder auf schnell errichtetem Altar dem Strom mitten in den Weg, in der Meinung, derselbe werde doch das Heiligste respektieren. So ging es 1886 in Nicolosi zu. Abb. 3 zeigt uns zur Hälfte das langgestreckte Gebäude, seitdem Casa della Madonna genannt, in dem die Heiligen aufgestellt wurden; zur Rechten sehen wir den Lavastrom, der mitten durch einen Weinberg hindurch bis auf vier Meter Entfernung sich dem Gebäude genähert hatte. Aber die Kirche hatte noch ein weiteres, sicher helfendes Mittel für ihre bedrängten Gläubigen zur Hand, den Schleier der hl. Agata, der Schutzpatronin von Catania. Im II. Jahrhundert soll diese Jungfrau ihres Glaubens, ihrer Reinheit und Keuschheit wegen zu Tode gefoltert worden sein, und der Volksglaube hat ihren Reliquien, vor allem ihrem Schleier eine wunderthätige Kraft zugeschrieben, zu helfen in aller Not, besonders in öffentlichen Bedrängnissen wie Krieg, Zerstörung, Seuchen und Feuersgefahr. Einmal schon hat der

Schleier seine Wunderkraft bewiesen, als er 1669 den Lavamassen, die bereits das berühmte Benediktinerkloster Catanias erreicht hatten, wehrte und sie um die Stadt herum in den Hafen ablenkte, der freilich gänzlich verschüttet wurde. So wurde der heilige Schleier auch 1886 von dem Erzbischof, der den dringenden Bitten der bedrängten Bewohner Nicolosis endlich nachgeben mußte, hinaufgebracht, in feierlicher Prozession vor der Lava entfaltet — und — der Strom rückt unbehindert, unaufhaltsam weiter vor, der Schleier scheint seine Wunderkraft verloren zu haben. So geht es noch einige Tage. Da, als die Räumung des Ortes bereits von der Regierung angeordnet ist, welches Wunder! die Lava fließt langsamer und langsamer, sie steht, sie erkaltet, die Stadt ist gerettet. Der Schleier hat doch seinen alten Ruhm bewährt, und „eviva S. Agata!“ jauchzt und schallt es ohne Aufhören von den Lippen des in seine Häuser heimkehrenden Volkes.

Auf und nieder wogen und wallen, lärmen und schreien am Abend des 15. Juli, als wir in Nicolosi eintrafen, dichtgedrängte Menschenmassen auf dem freien Platz vor der Kirche und dem Hause des Alpenklubs. Scharen von Fremden, die von überall her zusammengeströmt sind, Deutsche, Engländer, Amerikaner, Franzosen, Dänen, Oberitaliener, Ungarn, verlangen nach einem Führer und Reittieren; zahllose Treiber bieten ihre Tiere an: Excellenza, nehmen Sie meinen Esel!“ „Nein, Voscenza (Eure Herrlichkeit), mein Maultier ist bedeutend stärker!“ „Meins aber hat einen bequemeren Sattel!“ schallt es von allen Seiten. Dazwischen ertönt die Stimme eines Führers, der ein Tier zurückweist, weil es zu schwach oder weil es störrisch ist, worauf sofort ein heftiges Aufbegehren des beleidigten Eigentümers folgt, der behauptet, jener handle nur aus Rachsucht so, bis Freunde und Verwandte den Gekränkten und Racheschwörenden beruhigen, oder sein Tier wohl doch noch von einem andern Fremden gewählt wird. Zwischendurch winden sich Ausrufer, die ihr pane, vino, ova, acqua fresca (Brot, Wein, Eier, frisches Wasser), gellend anbieten. Und dazu kommt die große Schar herumlungernder Weiber und Kinder — kurz, man fürchtet, nie mehr herauszukommen aus dieser Verwirrung. Aber wenn auch unter viel Lärmen und Schreien, so doch ohne Stoßen und Drängen löst sich allmählich ein Trupp nach dem andern und zieht in den Abend hinaus. Es ist mittlerweile 8 Uhr geworden. Da, bei den letzten Häusern des Dorfes, welch großartiges Schauspiel! Wo wir bisher nur mächtige Rauchwolken wahrgenommen hatten, schlagen jetzt riesenhohe, blutrote Flammen empor. Es ist der Eruptionsherd. Um die Monti rossi geht es herum, dann über die Lava von 1886, auf der die Maultiere von Block zu Block, von Stein zu Stein klettern müssen, oft gleitend und strauchelnd, aber doch immer wieder fest stehend; dann wieder geht es auf weichen Aschenstraßen vorwärts, auf denen Tiere und Menschen fußtief in die lose Asche einsinken. Zug reiht sich an Zug; es ist wie eine nächtliche Völkerwanderung. Zu den reitenden Trupps der Fremden, bei denen jeder Führer eine Öllaterne, jeder Treiber eine qualmende Harzfackel trägt, gesellen sich die Züge der Landleute, die singend zu Fuß einherziehen. Überall am Wege haben Verkäufer ihre Tische aufgeschlagen, auf denen sie sizilianische Erfrischungen feilbieten, acqua fresca, das gewöhnlich ziemlich warm ist, und Citronen. Bald kamen wir in die Waldregion, schöne Kastanien- und Nußwälder, die letzten Überreste jener gewaltigen Waldungen, die Römern und Karthagern einst nach jeder verlorenen Seeschlacht unerschöpflichen Holzvorrat zum Bau neuer Flotten darboten. Das unterirdische Rollen, das wir bei unserm Austritt nur stoßweise vernahmen, wird jetzt immer anhaltender und stärker, das Donnern der Krater ertönt immer lauter, der Feuerschein zwischen den Stämmen der Berge hindurch und über ihren Wipfeln wird immer heller. So erreichen wir gegen Mitternacht Casa del bosco, das höchste, ständig von Menschen bewohnte Häuschen, 1500 Meter über dem Meere, wo Menschen und Tiere sich einige Augenblicke Ruhe gönnen dürfen. Dann geht's wieder weiter unter dem immer stärker werdenden Erzittern des Bodens und dem Donnern und Krachen des Berges. Bald müssen wir aus den Sätteln, um durch wildes Gestrüpp und Unterholz hindurch eine Anhöhe hinanzuklettern. Die Aufregung und Erwartung treibt uns immer schneller vorwärts; nie-

mand sieht sich mehr nach dem Nebenmann um, nur vorwärts, vorwärts! Da — vollkommen erschöpft und außer Atem haben wir die Höhe erreicht, und vor uns, keine 500 Meter entfernt, liegt der Ausbruch (Abb. 4). Uns zunächst gewahren wir fünf Krater, die in kurzen Zwischenräumen von etwa einer oder einer halben Minute riesige Feuergarben unter donnerartigem Getöse bis zu einer Höhe von vierhundert Metern hinaufschleudern. Glühende Steine von der Größe eines Kiesels bis zu drei bis vier Kubikmeter Inhalt fliegen in einer Wolke von glühender Asche und Rauch sausend in die Höhe und fallen langsam wieder herunter, auf den Rand des kegelförmigen Kraters, an dem sie, feurige Bahnen nach sich ziehend, in gewaltigen Sätzen hinunterrollen. Abb. 5 zeigt uns einen solchen Krater in einem Moment der Ruhe. Ein waghalsiger Photograph benutzte diesen, um sich dem Krater auf noch warmem Lavafelde fast bis an seinen Fuß zu nähern. Fast hätte er sein Unternehmen mit dem Leben gebüßt, denn eben hatte er seinen Apparat zugeklappt, als unter furchtbarem Erzittern des Bodens eine neue Feuergarbe aus dem Krater emporstieg, der Stoß auf Stoß folgte. In wilder Hast eilt er, während die glühenden Felsstücke neben ihm niedersausen und -prasseln, zurück und erreicht glücklich seine Gefährten.

In der Nacht vom 15. zum 16. Juli als wir den Ausbruch sahen, arbeitete der Berg ohne Unterbrechung und Pausen. Fort und fort flogen glühende Steinmassen empor, und der Boden zitterte und schwankte beständig. Hinter den Kratern, durch eine andere Kraterreihe abgeschlossen, wallte und wogte, schlug hoch empor und sank wieder in die Tiefe hinab ein blutrotes Feuermeer, aus dem sich die Lava in gewaltigen Strömen den Berg hinab ergoß. Von unserm erhöhten Standpunkt aus konnten wir deutlich beobachten, wie die feurigen Massen, in rasender Geschwindigkeit sich überstürzend



Abb. 4. Ausbruch des Ätna am 17. Juli 1892.
(Nach einer Aufnahme von Ledru Mauro, Messina.)



Abb. 5. Rauchender Ätna-Krater in einem Moment der Ruhe; im Vordergrunde frische Lavafelder.

und überschlagend, thalwärts flossen. Wie breite, goldglänzende Bänder hoben sie sich in der Nacht von dem dunkeln Untergrunde des Bodens ab. Und doch kann man eigentlich nicht von einem Strom reden; es handelt sich vielmehr um einen in Bewegung geratenen glühenden Berg. Man stelle sich ein durch und durch brennendes und dabei allmählich vorrückendes Steinkohlen- oder Coaks-Lager vor, und man hat ein ziemlich getreues Bild eines Lavastromes. Es sind durchaus keine flüssigen Massen, wie man es sich immer vorzustellen pflegt, etwa wie flüssiges Erz, sondern lauter feste Bestandteile, die in einer Höhe vom 10 bis 12 Meter, infolge des Drucks vom Krater und der eigenen Schwere langsam aber unaufhaltsam den Berg hinuntergleiten (Abb. 6). Ein eigentümliches Knistern begleitet die Bewegung. Dort löst sich ein gewaltiger Block von dem oberen Rande los und stürzt polternd hinab, eine Menge kleiner Steine mit sich reißend; hier gleitet wellenartig eine ganze Woge glühenden Schuttes plötzlich über den Boden hin, die Stelle schon bedeckend, von der aus vor wenigen Stunden noch wir das große Schauspiel betrachteten. Und dazu knisterts und raschelt es unaufhörlich in dem Innern des Feuerberges. Die Hitze, welche die Glutmassen ausströmen, ist natürlich so stark, daß man sie auf 8 bis 10 Meter Entfernung nicht mehr aushalten kann; mit vorgehaltenem Hut oder Schirm und langen Stangen versucht man wohl ein kleines Stückchen glühender Lava zu sich heranzuziehen, um daran seine Cigarre anzuzünden oder ein Kupfer-Geldstück in dasselbe hineinzudrücken, das, wenn es erkaltet ist, ein hübsches Andenken an die Eruption abgibt. Bäume und Sträucher in der Nähe vertrocknen natürlich von der Hitze, man sieht sie unter einem eigentümlichen Pfeifen und Sausen plötzlich aufflammen, ohne daß die Lava sie noch selbst berührt hätte. Wie Riesenfackeln leuchten sie dann dem Unheilsstrom auf seinem verderbenbringenden Laufe. Unaufhaltsam dringt dieser vorwärts, durch üppige Weinpflanzungen hindurch (Abb. 3) wie durch ragende Wälder; nichts vermag ihn zu hemmen oder abzulenken, keine Mauer, kein Graben; diese werden fortgeschoben oder ausgefüllt. Ja sogar Thäler und Berge werden überschritten. Die ersteren werden gleichfalls ausgefüllt, vor den letzteren stauen sich die Massen, andere gleiten über sie, ihnen folgen wieder andere, bis der Berg überragt ist, an dessen anderem Abhang sie dann um so schneller hinabgleiten.

Als wir den ersten Eindruck des gewaltigen Schauspiels in uns aufgenommen hatten, mahnte der Führer zum Aufbruch. Nur schwer konnten wir uns von dem großartigen Anblick trennen, aber wir wollten ja noch vor Sonnenaufgang die Höhe des Ätna erreichen, hatten also noch gegen 1500 Meter zu steigen. Die Waldregion hatten wir durchritten; nur niedriges Unterholz und Gebüsch trafen wir noch. Bald hatte auch dieses ein Ende; dann ging es über mageres Weideland, auf dem sich unzählige Schaf- und Ziegenherden den Sommer über nähren. Was für ein einsames und doch wieder anziehendes Leben führen diese Hirten! Nur einmal in jeder Woche erhalten sie durch einen der Ihrigen eine Last Brot und Zwiebeln, vielleicht auch etwas frisches Gemüse oder Früchte; in der Zwischenzeit sehen und sprechen sie keinen Menschen. Einsam treiben sie morgens ihre Herden aus, einsam kehren sie abends heim. Die Nacht verbringen sie im Schutze einer kleinen Höhle oder auch nur eines künstlich errichteten Steindaches, bewacht von ihren Hunden.

Es war empfindlich kalt geworden; ein scharfer Wind pfiff hier oben von Norden her und drang auch durch Decken und Mäntel, die wir uns Vorsichts halber mitgenommen hatten. Das Thermometer zeigte 8 Grad Réaumur; gewiß keine allzu bedeutende Kälte, aber man muß bedenken, daß wir vor wenigen Stunden noch in einer Schattentemperatur von 30 Grad gewesen waren. Kaum konnten wir uns vor Kälte auf unseren Tieren halten. Wir versuchten abzusteigen und eine Strecke zu Fuße zurückzulegen, um uns zu erwärmen, aber hier stürzte einer über einen Stein, dort über einen Felsblock, den er in der Dunkelheit nicht gesehen — unsere Fackeln waren längst niedergebraunt — so daß wir uns schleunigst wieder auf unsere Tiere flüchteten, die mit bewunderungswürdiger Sicherheit, jedes Hindernis sorglich umgehend, vorwärts schritten. Sie kannten den Weg genau; müssen sie ihn doch Tag für Tag hinauf und hinab machen, um aus den Schnee-



Abb. 6. Ein Lavastrom des letzten Ätna-Ausbruches.
(Nach einer Aufnahme von Ledru Mauro, Messina.)

gruben auf der Höhe den Schnee in schweren Lasten in die Städte an der Küste hinunter zu bringen, wo ihn die Menschen nicht entbehren können, um sich in der Gluthitze des Sommers wenigstens etwas Kühlung zu verschaffen.

Was nur irgend wärmen konnte, hüllten wir um uns, die großen Schaffelle, die als Decken über den Sätteln lagen, sogar die großen, aus grober Leinwand angefertigten Satteltaschen. Es half aber alles nicht viel; der Wind pfiff gar zu kalt. Und doch sollte uns noch das schwierigste Stück des Aufstieges bevorstehen, die Aschenregion, deren Schauder wir erst einige Stunden später beim Tageslicht in ihrer ganzen Größe erkannten. Es ist eine blauschwarze, im Sonnenschein wie Sammet glänzende Fläche feinkörnigen Sandes, herrührend von den Aschenauswürfen des Hauptkraters, durch den Wind wellenartig aufgeweht. Jede Fußspur wird hier sofort wieder durch den übereinander rieselnden Sand ausgefüllt, durch den Wind gleichmäßig verweht. Da wächst kein Blümlein, kein Grashalm; kein Vöglein zwitschert, kein Insekt schwirrt durch die Luft, keine Ameise kriecht am Boden; man vernimmt nicht den geringsten Laut, nur das unheimliche Rieseln des Sandes unter den Fußtritten und das Wehen des Windes. Es ist die Wüste, die sang- und klanglose Wüste, der Ort der Öde und der Todesstille. Auch jeder menschliche Laut verstummt; man reitet wie unter einem Druck dahin, man sehnt sich hinaus aus diesen Todesschauern, wieder hinaus ins Leben, und wäre es auch nur das kümmerlichste Leben der dürftigsten Pflanzen und niedrigsten Insekten. Aber es will kein Ende nehmen; knietief sinken die Tiere stellenweise in den losen Sand, wieder ebensoweit rückwärts gleitend, wie sie vorgeschritten sind; immer langsamer werden ihre Bewegungen, immer stärker ihr Keuchen. „Wie lange dauert es denn noch?“ lautet unsere ungeduldige Frage an den Führer. „Eine Viertelstunde!“ Aber nach einer Viertelstunde sind wir anscheinend an derselben Stelle; die Bergerhebung zu unserer Rechten ist uns noch nicht um einen Zoll

näher gerückt. Da auf einmal ein eisiger Luftzug, der uns erschreckt nach unseren Hüten greifen läßt, die Tiere schnaufen freudig und schreiten rüstiger vorwärts; vor uns taucht ein niedriges Gebäude, überragt von einer Kuppel, aus dem Dunklen auf, unser Ziel, die Klubhütte (Abb. 7). Von englischen Offizieren ist sie ursprünglich zum Schutze aufgeführt worden, woher sie auch casa inglese = englisches Haus heißt, dann ist sie zum Observatorium erweitert worden und später in den Besitz des Alpenklubs übergegangen, der in ihr auf das umsichtigste für die Ätnabesteiger Fürsorge getroffen hat. Matratzen, Decken, das notwendigste Hausgerät, Feuerungsmaterial findet man vor; nur ist alles entsetzlich feucht und naß; ist das Häuschen doch während 9—10 Monate im Schnee vergraben und unbesucht. Was für enorme Schwierigkeiten muß der Bau dieser einfachen Hütte verursacht haben, wenn man bedenkt, daß alles Material dazu mit Ausnahme der Steine erst von Nicolosi resp. von Catania her auf Maultieren hinaufgeschafft werden mußte. Ich habe mir oft von dem Landsmann, der später den Aufbau der Kuppel leitete, einem geschickten Mechaniker in Palermo, von seiner Arbeit auf der Spitze des Ätna erzählen lassen. Immer wieder mußten sie das Werk infolge von Schneestürmen aufgeben, oftmals sich selbst vor dem Unwetter den Berg hinab flüchten, dann wieder war die letzte Rinde Brot verzehrt oder war der Holz- oder Kohlenvorrat seit mehreren Tagen zu Ende, so daß sie es vor Kälte nicht mehr aushalten konnten. Dann ging es mit der letzten Kraft über den festgefrorenen Schnee hinab, bis eine Reihe schöner Tage sie wieder an ihr Werk führte.

Trotz unserer Übermüdung nach dem achtstündigen Ritt durften wir uns doch noch keine Ruhe gönnen. Galt es doch den in Schwefeldampf gehüllten Hauptkrater, der unmittelbar hinter der casa inglese sich erhebt, zu ersteigen. Die Anstrengung wäre trotz aller Müdigkeit nicht groß gewesen, wenn uns nicht die Schwefeldämpfe, die überall aus dem Boden ausströmten, fast betäubt hätten. Immer wieder mußten wir uns niedersetzen, um etwas Luft zu schöpfen, und atmeten doch nur Schwefel ein. Endlich, endlich hatten wir die Höhe erreicht; der Wind trieb die Dämpfe nach der entgegengesetzten Seite, wir konnten wieder frei atmen. Aber welch eisige Luft! 4 Grad Réaumur! Uns schlugen die Zähne aneinander vor Frost; schließlich legten wir uns auf den Boden, um uns in den Dämpfen wenigstens etwas zu erwärmen.



Abb. 7. Casa inglese, die Klubhütte am Fuße des Ätna; im Hintergrunde der Hauptkrater im Schwefeldampf.
(Nach einer Aufnahme von G. Sommer & Sohn, Neapel.)



Abb. 8. Ätna-Krater, am 19. August 1892.
(In einer Entfernung von 100 m aufgenommen von Ledru Mauro, Messina.)

Die weißen Lichtstrahlen am östlichen Horizont kündeten das Nahen des Morgens an. Unter uns lag noch alles im tiefsten Dunkel; nur gegen Süden konnten wir die Feuersäulen und Rauchwolken des Ausbruchs erkennen. Mehr und mehr erhellte sich der Osten; das ursprüngliche Weiß ging in ein immer tiefer werdendes Rot über — da — ein Lichtblitz, ein Aufflammen, und ruckweise erhebt sich die Sonne blutrot aus dem Meer. Nun ist die halbe Scheibe, jetzt die ganze sichtbar, die immer blendender und strahlender wird, so daß man nicht mehr hineinschauen kann. Allmählich wird es auch unter uns heller; deutlich können wir erkennen, wie die Sonnenstrahlen immer tiefer an dem Berg hinabgleiten; bald liegt ganz Sizilien sichtbar zu unseren Füßen. Welch ein großartiger Anblick von dieser Höhe herab, 3311 Meter über dem Meere, das man rings um die ganze Insel fluten sieht. Die Landspitze von Messina, die Halbinsel von Melazza, dem alten Mylä, liegt unmittelbar am Fuß des Berges. Über die nicht unbedeutende Bergkette Kalabriens sieht man hoch hinüber, dahinter das jonische Meer, aus dem die Sonne sich erhoben hat. Nach Süden zu liegt Malta, die alte Ritterinsel; die Führer behaupten, man könne auch Afrika sehen, doch ist es uns nie gelungen. Nach Westen liegt der riesige Schatten des Ätna über der Insel, in der Gestalt eines dreischenkligen Dreiecks, dessen Spitze fast bis zum westlichen Rande der Insel reicht, so gleichmäßig, als wäre dasselbe von einem Mathematiker mit Zirkel und Lineal gezeichnet. Während der übrige Teil der Insel schon von der Sonne hell beschienen ist und in den verschiedensten Farben erglänzt, je nach der Beschaffenheit des Bodens, weiß, gelblich, braun oder rot, zeigt der Ätnaschatten ein mattes Blau, dies herrliche italienische Blau, das die Maler zu solcher Begeisterung hinreißt. Noch lange konnten wir später während unseres Abstieges dies Farbenspiel des Ätnaschattens beobachten, der natürlich immer kleiner wurde, je höher die Sonne stieg, aber immer seine regelmäßige Gestalt behielt.

Fürwahr, das war eine Belohnung für

die Strapazen des Aufstieges! Wie waren wir aber auch vom Glück begünstigt; denn nur zu wenigen wird ein solcher Ausblick von der Ätnahöhe zu teil! Entweder ist der Horizont mit Wolken bedeckt, oder was noch schlimmer ist, Wolken lagern um die Spitze des Berges und verdecken alle Aussicht. Häufig ist der Wind so stark, daß man den Kraterrand nicht ersteigen kann, oder die Schwefeldämpfe wirken zu betäubend.

Gewiß! Großartig ist die Aussicht von den Gipfeln der Alpen auf die gewaltige Bergnatur rings umher, auf die schneebedeckten Abhänge, Firne und Bergspitzen am Horizont, aber nicht minder großartig wirkt auch in seiner Unbeschränktheit der Blick von der Ätnahöhe auf Land und Meer in wunderbarster Farbenpracht.

Nur schwer vermochten wir uns von demselben zu trennen; und doch mußten wir an den Abstieg denken. In mächtigen Sätzen eilten wir an unsern Bergstöcken den Abhang des Kraters hinab zur casa inglese, die wir in kurzer Zeit erreichten. Ein kleiner Imbiß und etwas Ruhe auf den feuchten Matratzen stärkte uns zum weiteren Abstieg. Einen kurzen Abstecher machten wir noch zum torre di filosofo, dem Philosophenturm, den sich Empedokles erbaut haben soll, um von hier aus die Thätigkeit des Ätna zu beobachten. Von hier aus hat er auch, wie die Sage erzählt, seinem Leben durch einen Sprung in den Krater ein Ende gemacht. Der Krater war so malitiös, einen seiner Pantoffel wieder auszuspeien, also daß das Gerücht von seiner Himmelfahrt, das Empedokles vorher durch seine Schüler hatte verbreiten lassen, dadurch als Lüge erkannt wurde.

Halbtot vor Ermüdung langten wir nach sechsstündigem Ritt wieder in Nicolosi an, von wo uns unser Wagen im sausenden Galopp zur Bahnstation zurückführte. Tüchtige Strapazen hatte die Besteigung des Ätna erfordert, aber auch Eindrücke hinterlassen, die Zeitlebens unverwischbar bleiben werden.

Männertreu und Weiberkrieg.*)

(Abdruck verboten.)



s ist ein Kräutlein, heißt Männertreu,
In jedem Frühling blüht es aufs neu.
Am Waldrand steht es und auf der Au'
Und Blumen hat es anmutig blau.
Doch brichst davon du dir einen Strauß,
Nicht eine Blume bringst du ins Haus.
Herunter fallen sie gar geschwind,
Schon unterwegs weht sie ab der Wind.
Des Krautes Name, er klingt nicht schlecht,
Und seinen Namen führt es mit Recht.
Den Männern sag' ich es ins Gesicht:
So sind sie alle — nur meiner nicht!



Ein Kräutlein ist Weiberkrieg genannt,
Das wächst auf Anger und Heideland.
Da siehst du blühen es weit und breit
Schön weiß und rot um die Sommerszeit.
Doch will ich raten dir: laß es stehn!
Mit hundert Häkchen ist es verseh'n,
Verletzt die Hände dir, hemmt den Schritt,
Viel Ärger hast du und Not damit.
Das ist so recht ja der Weiber Art,
Ob sie auch lieblich sonst sind und zart,
Sie sind ein Kräutlein, das kratzt und sticht.
So sind sie alle — nur meines nicht!

J. Trojan.

*) Veronica chamaedrys und Ononis spinosa.



Lünette von Rob. Ruß. Im Buffet des ersten Ranges im neuen Burgtheater zu Wien.

Sieben Schwerter.

Roman von Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Hoch und stolz aufgerichtet stand diese da und sah mit einem bezwingenden, übermächtigen Blick fest ihrer Tochter in die Augen. Es war der Blick, vor welchem sich jeder klein fühlte, der einmal davon getroffen ward, jener Blick, mit dem die Frau zu bändigen verstand, was sich in ihrer Gegenwart aufbäumen wollte.

„Halte still," sagte er zu dem zitternden Mädchen, „zucke nicht — was wir auch hören werden — vor dem fremden Mann keine Klage."

Und Walburga saß wie eine Leblose.

„Ja, ja, diese Amerikanerinnen! Nicht nur schön, liebenswürdig und reich — nein, noch obendrein klug sind sie. Unsere teuere Miß Lane, übrigens der verzogene Liebling im Hause meines Vetters, wollte erst die Gewißheit, daß Heribert sie nicht um das Geld zu freien hoffe. Sie bat sich ein volles Jahr Bedenkzeit aus. Eine schlimme und eine lange Frist für einen Mann, der nichts sein eigen nennt wie ein schönes Gesicht und ein bißchen Credit à conto seiner wohlhabenden Verwandtschaft. Aber der Heribert hat eine erstaunliche Zähigkeit. Er versteht sich zu halten und noch mehr, er hat verstanden, Miß Lane an seine Liebe glauben zu machen, so daß es doch wohl im Frühling eine Verlobung geben wird."

Der Doktor, der dies alles in einem ungemein harmlosen Ton vorzubringen wußte, traute sich doch nicht, die Frau anzusehen.

Wie erstaunte er aber, als er eine kalte, scheinbar völlig ruhige Stimme sagen hörte:

„So hat mich mein Vorurteil nicht getäuscht, und ich habe sehr recht gehabt, dem Mann sofort ablehnend zu schreiben. Zum Glück hat auch meine Walburga mir gestern Abend den Beweis gegeben, daß ihr kurzes eingebildetes Interesse schon verflogen ist. Nur wissen möchte ich wohl, welchen Zweck denn seine Werbung um Walburga gehabt?"

„Vortrefflich," rief Hillermann vergnügt, „ich sehe wieder, wie klar und richtig Sie, meine Liebe, stets denken und handeln. Gott sei Dank, daß der Mensch nicht fest in Walburgas Herzchen sitzt. Denken Sie garnicht mehr an ihn, er ist es nicht wert. Was er bezweckt hat? Nun so eine kleine heimliche ‚Verlobung' mit einem schönen Mädchen, die man nachher wieder lösen kann, um so unauffälliger, als niemand davon weiß, und das Mädchen in der hiesigen Gesellschaft nicht bekannt ist, so eine kleine

Geschichte war ja immer ein reizvolles Intermezzo für einen Mann wie Heribert."

„Der Schurke!" sagte Josephine.

Hillermann wiegte seinen weißhaarigen Kopf hin und her. Krasse und harte Worte konnte er nicht hören.

„Leider, leider ist ihm ja eine gewisse Leichtfertigkeit nicht abzusprechen. Wir wollen hoffen, daß er sich bessert und die treffliche Miß . . ."

„Lassen wir das Thema," sagte Josephine. „Also Kraftbrühe für meinen Mann?"

Sie that einen Schritt zur Thür, wie unwillkürlich. Und der Doktor wiederholte nachmals seine Verordnungen, indem er den Thürklopfer erfaßte. Noch eine qualvolle Minute — er war fort.

Josephine wandte sich um. Ein Schrei kam aus ihrem Mund.

Neben dem Stuhl, auf dem sie wie leblos gesessen, war Walburga hingefallen.

Das junge süße Gesicht war fahl, unter den geschlossenen Augen lagen blaue Schatten. Ein stöhnendes Atmen ging von ihren Lippen: sie war besinnungslos.

Die Frau kniete neben ihrem Kinde nieder.

Und ihre Augen, die starr auf das elende Antlitz geheftet waren, füllten sich langsam mit Thränen.

Sie neigte sich tief, tief und legte ihre Wange auf die kalte Wange des Mädchens.

8.



it ihren starken Armen hatte Josephine ihre Tochter emporgehoben und sie wie ein kleines Kind hinaufgetragen in ihr Zimmer.

Dort auf dem schmalen, sauberen Bettchen, welches fast zu klein erschien für die ausgestreckte Gestalt, kam Walburga langsam wieder zu sich.

Und der Ausdruck des ersten, bewußten Blickes, der die Mutter traf, erschütterte sie. Es lag so viel Entsetzen und so viel Gram darin, daß das junge Gesicht aller Kindlichkeit entkleidet schien, die bisher wie heiterer Sonnenglanz auf dieser Stirn gelegen hatte und ihr schönster Zauber gewesen war.

Die Mutter wußte es: man hatte ihrem Kinde den ganzen Lebensfrühling vernichtet.

Ein ungeheurer Zorn flammte in der Seele der Frau auf. Mit großen Schritten ging sie im Zimmer hin und wieder.

Ob Walburga den Mann geliebt oder nicht geliebt hatte, — die Frau war sogar überzeugt, daß es sich nur um eine jugendliche Täuschung gehandelt habe — es war gleich. Das Resultat blieb dasselbe. Das reine Kinderherz war vergiftet, man hatte es Niedertracht kennen gelehrt und Mißtrauen hineingepflanzt. Fortan würde Walburga weder ihren eigenen Gefühlen noch den Worten anderer mehr zu glauben wagen.

Alles, was Josephine selbst erlitten hatte, erschien ihr wie ein Nichts gegen den Jammer, die Tochter leiden zu sehen.

Und wehrlos dabei stehen müssen! Nicht wie ein Mann darein schlagen zu dürfen, um den zu strafen, der gleich einem Wegelagerer nach allem getrachtet hatte, was die höchsten Schätze eines jungfräulichen Weibes sind.

Wie wenn nun Walburga nicht in ihrer unbeirrbaren Wahrhaftigkeit und Herzensreinheit sich selber so beschützt hätte? Wenn sie in einem schwachen Augenblick jenem Ruf zum heimlichen Stelldichein gefolgt wäre?

Die Frau erbebte, wenn sie so der Gefahren dachte, die ihres Kindes Herz umlauert hatten.

Josephine war ein kraftvoller Mensch, und so empfand sie auch den Zorn in einer, über das weibliche Maß hinausgehenden Stärke. Ihr ganzes Wesen zehrte sich auf, in dem Wunsch, bestrafen zu dürfen.

Sie hätte ihn niederschießen mögen den schurkischen Mann, wie einen Hund.

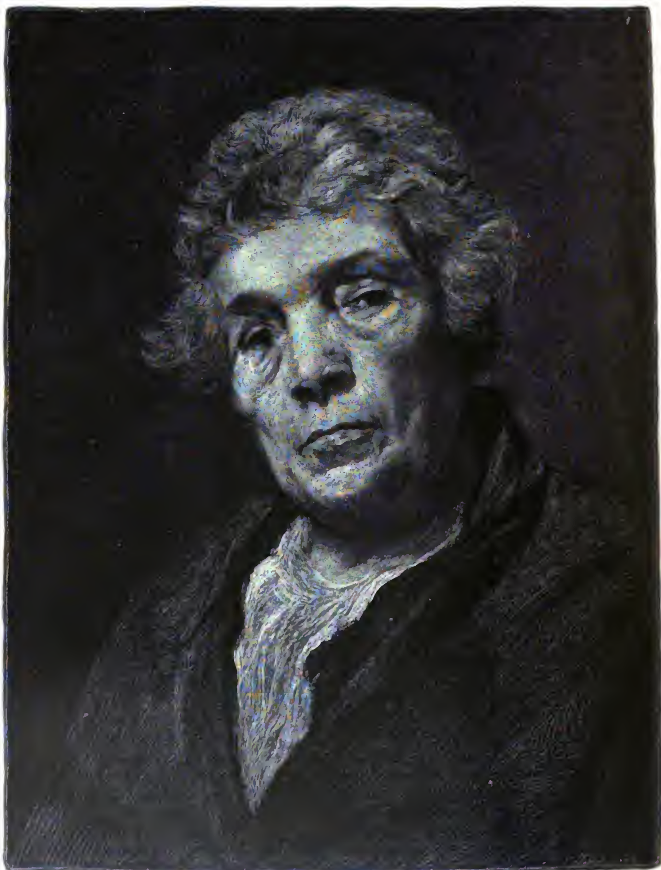
Walburga folgte mit ihren Blicken der hin- und herwandelnden Mutter. Sie sah, wie das strenge Angesicht dunkel glühte, wie die Stirn gefaltet war, und welch ein innerer Kampf die Fäuste sich ballen ließ.

„Mutter!" rief sie flehend.

Josephine warf sich neben dem Bett hin, legte ihre Hände auf die Schultern Walburgas und sah sie gramvoll an.

„Mein Liebling," sagte sie mühsam. Ihre Stimme war rauh und rang sich kaum aus der gepreßten Kehle.

„Mutter," flüsterte Walburga mit einem Versuch zu lächeln, dem die ernsten, ach so schmerzlich ernsten Augen widersprachen, „Mutter, sorge dich nicht. Ich fühle auf einmal, daß du mein Herz gleich besser erkannt hast als ich. Ich habe ihn nicht geliebt."



Aesop. Nach dem Gemälde von Velasquez im Prado Museum zu Madrid.

Josephine küßte das Gesicht der Tochter, leise, fast andächtig.

„Ich verachte ihn," fügte Walburga fast unhörbar hinzu.

Und dieses Wort, welches Josephine erwartet hatte, ließ sie doch erbeben.

Wehe dem Herzen, das so früh die Verachtung lernt!

— — — — — — — —

Das Leben im Hause ging seinen stillen Gang weiter. Die Knaben verließen die Wohnung, um nach ihrer neuen Pension überzusiedeln. Aber da sie dort in einer Etage und städtischen Straße eingesperrt waren, konnte man ihnen nicht verweigern, daß sie, unter dem Vorgeben dankbarer Anhänglichkeit an die Familie Steiner, zuweilen herauskamen, um draußen mit ihren bisherigen Spielgenossen vom Mühlenplatz zu tollen.

Walburga erblaßte jedesmal. Sie wurde durch die Knaben, die den verhaßten Namen trugen und die von ihm zu Botendiensten mißbraucht worden waren, nur allzu deutlich an alles erinnert. Ja, es kam vor, daß sie — mit einem Gemisch von Neugier und Halbwissen — Walburga fragten, ob Heribert ihr noch manchmal schreibe.

Und diese lästigen Besuche konnte man sich nicht verbitten, ohne auffallend zu werden.

Walburga ging, als die Weihnachtsferien zu Ende waren, wieder zu ihren Stunden. Aber eines Tages kam sie mit farblosen Lippen und wankenden Knien heim.

Heribert van Holten war ihr nachgegangen und hatte gefragt, was denn dies völlige Verstummen zu bedeuten habe. Sie hatte nichts vermocht, als ihn verächtlich anzusehen.

Von diesem Tag an behielt Josephine ihre Tochter daheim und schrieb an den Leiter der Vorbereitungsanstalt, daß Walburga es aufgäbe, ihr Examen zu machen.

Wenn nun Besorgungen in der Stadt zu machen waren, ging Josephine selbst, im Schutz des Abends.

Sonst aber saßen die Frauen beisammen am Bette ihres Kranken.

Mit diesem war eine seltsame Veränderung vorgegangen. Er schien seine Hilflosigkeit zu genießen. Er gab sich fügsam, dankbar, beglückt der Pflege seiner Frau hin.

Sein Wesen schien erlöst von irgend einem Zwang.

Seit mehr als zwanzig Jahren hatte er sich als der Schwächere neben seiner Frau gefühlt und sich künstlich immer angestachelt, der „Herr" zu bleiben; hatte, in der Erkenntnis, sonst jeder Bedeutung zu ermangeln, sich fanatisch als bedeutend wenigstens in seinem Beruf erweisen wollen. Er hatte sein enges kleines Ich hinter dem blanken Schild einer am Schnürchen aufgereihten Bildung zu verbergen getrachtet.

Nun war er krank. Nun verlangte niemand etwas von ihm, nun brauchte er garnichts zu bedeuten, nichts vorzustellen.

Er konnte wieder ein einfacher Mensch sein.

Und der einfache Mensch in ihm war genügsam, dankbar, zärtlich.

Wie Feiertagsfreude war es ihm, wenn er das Auge seiner Frau, deren klar kritischer Blick ihm oft so unbequem gewesen, nun immer gütig und fragend seinem Auge begegnen sah.

Er murrte nicht, weil er sich seltsam beglückt fühlte, und hörte noch täglichen Dank für seine Geduld.

So hoben und trugen sie einander, die drei Menschen, in diesen dunklen Tagen. Und oft dachte Josephine verwundert, wie viel leichter sich jetzt das Leid trug als ehedem.

Hatte es sich ihr zum Segen verwandelt, daß sie sich aller Hoffnung auf Entgelt begeben?

Aber diese gefaßte Leidstille konnte nicht immer so dauern. Zwei drohende Fragen erhoben sich.

Konnte Walburga hier bleiben? Das war die eine, wovon sollte man leben? die andere Frage. Und beide wieder waren untereinander eng verknüpft.

Eines Abends, als das letzte Geld aus der Kasse verausgabt war für einen Rollstuhl, in dem Doktor Steiner von nun an seine Tage zubringen durfte, saßen die Frauen beisammen am Tisch.

Auf der Wachstuchplatte vor ihnen häufte sich altes Leinenzeug, sie waren beschäftigt, aus zwölf fadenscheinig gewordenen Betttüchern eine geringe Anzahl haltbarer herzustellen.

Die Thür nach der Stube des schon zur Nachtruhe gebetteten Kranken stand angelehnt. Um die Heizung zu sparen und um dem Leidenden immer nahe zu sein, hatte man die blau und weißen Möbel, jene

Erinnerungsstücke an Josephinens Herkunft und Jugend, in die erste Stube getragen und das mittlere Zimmer in den Eß-, Näh- und Wohnraum verwandelt. Nun sah das Bild der Großmutter fremd von der Wand herab auf die dürftige Ausstattung.

Josephine warf zuweilen einen heimlichen Blick auf ihre Tochter. Wie ernst, wie schön sie geworden war. Wie edel ihr Gesicht erschien, mit den schmal gewordenen Wangen und dem zarten Ton feiner Bläße. Aber die Mutter hätte ihr Leben darum gegeben, wieder die runden Linien beim fröhlichen Lachen auf dem jungen Gesicht zu sehen.

Welche düstere Jugend! Sollte das immer und immer so weiter gehen? Und Josephine, die sich einst gegen den Gedanken aufgebäumt hatte, ihre Tochter in Dienstbarkeit gehen zu lassen, dachte jetzt oft, daß dem Kinde in einem fremden, neuen Lebenskreis, selbst um den Kaufpreis gezwungener Arbeit, wieder Hoffnungen erblühen könnten, die hier und so für immer ausgeschlossen blieben.

Seit jener Stunde der schmerzvollen Erkenntnis, daß ein Mann ihre schutzlose Tochter für gering genug gehalten, ein frevelhaftes Spiel mit ihr zu treiben, hatte Josephine gefühlt, daß es schlimmere Demütigungen gibt, als Dienstbarkeit.

Aber seit eben jener Stunde hatte sie auch den Charakter ihres Kindes voll erkennen und würdigen können.

Zu der zärtlichen Mutterliebe war das erhebendste Gefühl gekommen. Josephine achtete ihr Kind als einen vollen, ganzen Menschen, der dem Leben gewachsen ist!

Und seitdem hatte sich der Verkehr zwischen ihnen geändert. Er war, bei aller kindlichen Ehrfurcht auf der einen Seite, bei aller ernsten Überlegenheit auf der andern, doch fast der wie zwischen Freundinnen.

„Walburga," hob die Mutter an, „wir müssen unsere neue Lage endlich klar und mutig feststellen. Wie hast du dir die Zukunft gedacht?"

Das Mädchen hob flüchtig das blasse Gesicht von der Arbeit. Das wehmütige hilflose Lächeln war Antwort genug. Walburga hatte garnicht über die Zukunft nachgedacht, weil es ihr schien, daß es keine gäbe.

Die Mutter fuhr fort, ohne ihre Augen von der Schere zu lassen, mit welcher sie ein Stück Leinwand dem Faden nach durchschnitt:

„Vorerst natürlich müssen wir die in den letzten Jahren gemachten Ersparnisse angreifen, es sind an zweitausendvierhundert Mark. Aber ich hoffe, ehe wir einen kleinen Teil verzehrt haben, schon meine Pläne auszuführen."

„Du hast Pläne — Mutter, wo nimmst du immer die Kraft her zu allem?" fragte Walburga und legte ihre Arbeit hin.

„Feigheit im Unglück, mein Kind, ist Unwürdigkeit," sagte Josephine ernst.

„Was für Pläne denn?" fragte Walburga weiter.

„Wir werden einen Käufer für dies Haus finden. Es ist unser schuldenfreies Eigentum. Ich rechne auf zehntausend Mark, die lege ich sicher an. Dann habe ich vierhundert Mark Zinsen. Wenig, aber genug, um in einer Nebenstraße zwei oder drei Treppen hoch eine geräumige Wohnung zu bezahlen. Ein Wohnzimmer, eins zum schlafen genügen uns, die anderen Räume vermiete ich an alleinstehende Damen, deren Beköstigung ich gleich übernehmen kann. Wie findest du das?"

„Oh, Mutter, schrecklich! Du, deren einzige Freude es war, dein eigenes Dach über dem Kopf zu haben, willst in eine solche geringe Mieterwohnung gehen. Du willst die Magd für andere Leute werden . . ."

„Wir müssen leben," sprach Josephine einfach. „Und hier draußen dürfte ich keine Mieter finden."

„Und ich, Mutter — du sagtest nichts von mir!"

Die Augen richteten sich bang auf das Gesicht der Mutter. Da sah diese auf und sah schmerzlich, doch fest in das Angesicht der Tochter.

„Du, mein Kind, sollst deine Jugend nicht an uns ketten. Wir werden eine Stellung für dich finden, wo du vielleicht keinen Gehalt bekommst — für deine Kleidung hoffe ich etwas übrig zu haben — aber dafür als ein Familienmitglied geachtet sein wirst. So als — als — Stütze der Hausfrau."

Das Wort wollte doch nur zögernd von den Lippen.

Walburga sprang auf und fiel der Mutter um den Hals.

„Als Magd wollte ich gehen, wenn ich

dafür nur Geld verdienen könnte, um dir zu helfen. Oh, dieses unglückliche Lehrerinexamen! Hätte ich in der Zeit anderes gelernt, das nun nutzbringend sein könnte!"

„Über Unabänderliches soll man nicht klagen," sagte Josephine.

„Aber kann ich denn nicht hier bleiben und deine Magd sein? Ich will alles thun, Stuben rein machen und so . . ."

Josephine streichelte sanft das blonde Haar.

„Möchtest du — ihm — gern oft begegnen?" fragte sie leise.

Walburga schwieg erglühend.

Dann arbeiteten sie still weiter. Aber, obschon das Gespräch schwieg, gingen ihre Gedanken rastlos.

Walburga dachte an Lars. Wenn man ihn wissen ließe, daß seine Mutter mit Sorgen kämpfe? Aber er wäre gewiß von selbst heimgekommen, wenn es hätte mit Ehren und mit Geld geschehen können. Oder an Viktor Beheim? Ganz unmöglich, denn anstatt des Rates, den man begehrte, würde dieser gute, treue Mensch sicher in irgend einer Form Geld geben wollen. Und lieber hungern, als Almosen annehmen, am wenigsten aber von dem Beheim, der so gut und so treu sein mochte, als die Mutter ihn immer pries, für Walburga aber der langweilige Störer ihrer Kindheit blieb.

Diese Erwägungen waren selbst in ihren Gedanken nur ein Vorwand, eine kleine Komödie, weil ihr immer der geheimnisvolle Zettel vor Augen stand, den ihr vor vielen Jahren der vornehme, schöne Fremde gegeben. Vergessen hatte dieser Mann sie nicht. Das bewies jenes köstliche Armband, welches er gesandt.

Aber Walburga, die als Kind um diesen Zettel und seinen Geber tausend romantische Gedanken gesponnen und in ihm einen geheimen Beschützer märchenhaft über sich gefühlt, fand nun als erwachsenes Mädchen die Idee ihm zu schreiben, doch etwas überspannt.

„Mutter," fragte sie plötzlich, „wer ist eigentlich Gerd und was ist er dir."

Josephine ließ die Hände sinken.

Just waren auch alle ihre Gedanken auf ihn gerichtet gewesen, zweifelnd und doch wünschend. Aber ihr Stolz kämpfte zu sehr gegen die Vorstellung, gerade ihn, dem sie einst so weh gethan, um Rat für ihr Kind zu bitten.

„Gerd," sagte sie zögernd, „ist der edelste Mann, den ich je gekannt. Er war mein Jugendfreund. Seinen edlen Eigenschaften ist aber eine gewisse unmännliche Weichheit beigemischt, ein Hang zum Schwärmen, eine Neigung zum Ungewöhnlichen. Ich fürchte, die nüchterne Welt hat ihm oft weh gethan."

Walburga fragte nicht weiter. Sie fühlte, daß die Mutter nicht gern weiter und mehr sprechen wollte, denn anstatt über Lebensstellung, Familie und so weiter Auskunft zu geben, hatte sie nur das Wesen jenes Mannes beleuchtet.

Dies aber war für Walburga genug. „Neigung zum Ungewöhnlichen —" dies Wort blieb in ihrem Gedächtnis haften und sagte ihr, daß Gerd es nur natürlich finden werde, wenn sie thue, was er einst ihr gebot: schreiben, wenn die Mutter oder sie eines Rates bedurften.

Noch in derselben Nacht saß sie auf und schrieb. Im Zimmer war es kalt, und die dünne Stearinkerze gab nur karges Licht. Auch besaß Walburga garnicht so viele gleiche Bögen Briefpapier, wie die lange Epistel forderte. Aber die Kälte vergaß sie, dem unsicheren Licht trotzten ihre jungen Augen und was das Briefpapier betraf, so nahm sie anstandslos aus einer noch vorhandenen Kinderpapeterie einen Bogen mit einer Rose und einen anderen mit einem betenden Engelein zur Hilfe.

Sie brauchte nicht am Stil des Federhalters mehr zu kauen, wie damals, als sie an Beheim mit Zähneknirschen einen Dankbrief schrieb. Ohne Besinnen ging die Feder über die Blätter, und die Schreiberin empfand keine Angst wegen der Orthographie und der Grammatik.

„Verehrter Herr Gerd! Vor vielen Jahren gaben Sie mir den beiliegenden Zettel mit Ihrer Adresse. Ich bin nämlich das kleine Mädchen, welches Ihnen damals den Strauß aus gelben und blauen Blumen gab und dem Sie vor zwei Weihnachten das schöne Armband schenkten.

Wir befinden uns in einer furchtbar traurigen Lage, Mutter und ich. Aber ich hätte mir doch nicht getraut, Ihnen zu schreiben, trotzdem Sie es damals sagten, ich solle es ja thun. Ich kenne Sie fast

garnicht und leider weiß ich jetzt, daß man niemand trauen darf. Darum fragte ich Mutter, was für ein Mensch Sie wären. Und Mutter sagte, Sie seien edel und seien ihr Jugendfreund und verständen das Ungewöhnliche. Weiter fragen mochte ich nicht, denn ich habe längst gemerkt, daß Mutter nicht gerne von ihrer Jugend spricht. Ich bin auch jetzt klug genug, um zu merken, daß Mutter eine vornehme Erziehung gehabt haben muß, denn sie ist doch so anders, wie andere Frauen aus unserem Stande.

Also Mutter sagte mir auch nur wenig. Aber gerade genug, um mir Mut zu machen, Ihnen heimlich zu schreiben. Ich thue es nämlich heimlich, weil ich denke, Mutter könnte es verbieten. Sie ist so stolz. Aber wir haben doch den Rat eines Mannes so nötig. Das heißt nur ich, Mutter nicht. Sie weiß sich immer alles klar zu machen, was zu geschehen hat. Kein Kummer und keine Not kann ihr Haupt beugen. Oft denke ich, inwendig in ihrem Herzen muß es schrecklich aussehen. Aber mir zeigt sie immer nur Mut und klagt nie. Ach, Herr Gerd, ich möchte meine Mutter oft anbeten, obgleich sie nur ein Mensch ist, so liebe und bewundere ich sie.

Aber ich bin ja nicht so groß und solch eine Heldin. Ich weiß nicht aus noch ein, und da ich keinen Menschen habe, der mir helfen kann, schreibe ich an Sie. Erst muß ich Ihnen aber all unser Unglück erzählen. Mein einziger Bruder ist vor mehreren Jahren davon gelaufen. Er verstand es nicht, Vaters Strenge zu ertragen, auch wollte er nicht Lehrer werden, was er durchaus sollte. Und wenn er mal ein schlechtes griechisches Extemporale geschrieben hatte, that Vater, als sei das schlimmer wie morden und stehlen. Das sage ich nur, damit Sie nicht schlecht von Lars denken. Der arme Lars wird aber wohl in der Fremde verdorben sein, ich dachte immer, er solle reich und berühmt wie ein Märchenprinz wiederkommen. Ach nein, noch immer nicht.

Aber Vater wollte gewiß nur gutes für Lars und mich. Denn auch ich sollte immerzu lernen und lernen. Vater wußte wohl, daß ein Tag kommen könnte, wo wir uns Geld zu verdienen hätten. Leider Gottes dachte er aber immer nur, daß man auf eine einzige Weise Geld verdienen könne, durch Unterrichten nämlich.

Ach, lieber Herr Gerd, ich bereue es tief. Ich bin immer eine schlechte Schülerin gewesen, ich mochte nicht immer bloß sitzen und büffeln. Bitte, vergeben Sie das Wort, nun steht es einmal da und wenn ich es durchstreiche, können Sie es ja doch lesen. Wenn ich mir schrecklich viel Mühe gegeben hätte, wär's mir am Ende doch möglich gewesen mit dem alten Examen. Aber eine schlechte Lehrerin wäre ich doch geworden. Ich habe gar keine Lust dazu und es ist mir egal, ob fremder Leute Kinder gut oder schlecht buchstabieren können.

So ist es gekommen, daß ich jetzt nichts kann. Meine Dummheit und Unfähigkeit drückt mich sehr. Hätte Vater mich doch was anderes lernen lassen, womit ich jetzt Geld verdienen könnte: Putz oder buchhalten oder schneidern oder telegraphieren. Lust habe ich auch dazu nicht, aber Geschick hätte ich schon gehabt. Am meisten Lust, ja ein großes, großes Vergnügen hätte ich, wenn ich einmal einem großen Hausstand vorstehen dürfte — so vom Morgen bis Abend herum laufen und alles recht sauber, ordentlich, reizend und praktisch einrichten dürfte.

Aber dazu braucht man Erfahrung und muß es auch lernen. Und zum Lernen ist keine Zeit. Ich muß sofort Geld verdienen.

Vater ist schwer und unheilbar erkrankt. Er war immer nur zart, sehr nervös, hatte oft neuralgische Schmerzen und neigte zu Katharr (Walburga schrieb wirklich Katharr). Einen Tag vor Weihnacht bekam er einen schlagartigen Zustand und bleibt gelähmt. Mutter will das Haus verkaufen, in die Stadt ziehen und eine Damenpension gründen, um sich und Vater zu ernähren.

Aber wer weiß, ob das gleich so geht. Und ob das genug einbringt, daß Vater und Mutter davon leben können. Mutter zwar braucht fast nichts. Wenn sie ein ganzes Jahr ihr schwarzes Wollkleid getragen hat, sieht es doch noch bei ihr vornehm aus. Und wenn es die ganze Woche nur Wassersuppe gibt, sagt Mutter auch nichts. Aber der arme Vater braucht viel, Medizin und kräftige Speisen.

Somit sehen Sie wohl ein, Herr Gerd, daß es an mir ist, meiner Mutter das

Leben zu erleichtern. Ich muß eine Stelle haben, wo ich eine Menge Gehalt bekomme, damit ich der Mutter recht viel schicken kann. Können Sie mir eine besorgen? Und gibt es überhaupt Leute, die einem jungen Mädchen Geld geben bloß für ihren guten Willen? Den habe ich und Kräfte habe ich auch.

Nun wundern Sie sich am Ende, daß ich nicht bei Mutter bleibe, wo ich ihr in der Pension das Dienstmädchen ersparen und ersetzen könnte.

Erstens will Mutter das nicht. Aber ich würde darin ungehorsam sein. Nicht wahr — gegen eine zu aufopfernde Mutter kann Ungehorsam manchmal Pflicht werden.

Aber es ist ein Grund vorhanden, weshalb ich nicht hier bleiben kann. Sie sind Mutters Jugendfreund und ein edler Mann. Wenn Mutter das sagt, ist es so, denn jenen Menschen konnte sie gleich nicht leiden, sie hat einen solchen Blick — als wenn sie in die Seelen schaut. Deshalb will ich Ihnen noch etwas anvertrauen.

Hier war ein Mann, ein Verwandter von unsern beiden Pensionären, durch die er Vorwand nahm uns zu besuchen, ein schlechter Mann, der mich glauben ließ, daß er mich liebe und heiraten wolle. Er sagte es mir so oft und wußte mich so zu beunruhigen, daß ich mir 'einbildete, ich liebe ihn auch. Und dann dachte ich mir allerhand schöne Sachen — wie interessant das Leben werden würde, wenn ich verheiratet wäre und nicht mehr Stunden nehmen noch zu geben brauche. Ich bildete mir ein, er sei reich und malte mir für uns alle ein großartiges, sorgenloses Leben aus. Sie sehen, eine Strafe hatte ich für meine oberflächlichen und unzufriedenen Gedanken verdient.

Aber doch war es entsetzlich, als wir erfuhren, daß er nur mit mir habe spielen wollen und nicht viel mehr als ein Schwindler sei, der durch sein schönes Gesicht eine reiche Heirat zu erjagen suchte.

Dieser Mann lebt hier. Und obschon er meine schweigende Verachtung hat erkennen müssen und obschon er vor mir zu erröten hat und ich nicht vor ihm, mag ich ihm nicht begegnen. Denn mir ist jedesmal, als sollte ich ihm ins Gesicht schlagen, und ich bin immer ganz krank vor der Erregung, meine Verachtung unterdrücken zu müssen.

Manchmal denke ich, es ist doch eine seltsame Einrichtung in unserer Welt, daß man nicht laut rufen darf: „Der da ist ein Schurke, nehmt Euch in Acht," wenn man es doch genau von jemand weiß.

Aber vielleicht war mir diese schreckliche Erfahrung nötig. Wenn ich nun so allein in die Fremde gehe, weiß ichs doch jetzt: ich darf niemandem trauen, der mich mit besonderer Freundlichkeit glauben machen will, daß er mich lieb hat.

Nun habe ich Ihnen alles gesagt. Über zwei Stunden habe ich geschrieben in der Nacht. Bitte, antworten Sie mir schnell, auch wenn Sie nicht wissen, wie und wo ich eine Stellung finden kann. Meine Adresse schreibe ich unten hin und wenn morgen früh dieser Brief fort ist, sage ich's Mutter, daß ich Ihnen geschrieben habe. Dann wird sie mir nicht zürnen; wie kann sie überhaupt zürnen, daß ich mich an jemanden wende, den sie hochhält. Ich habe nur dem Einwand vorgebeugt, den ihre stolze Zurückhaltung hätte machen können. Sie sagte einmal: man muß sich immer selber helfen, aber wo sollte ich unfähiger, unreifer kleiner Mensch eine bezahlte Stellung herbekommen ohne Hilfe?

Lieber Herr Gerd, verzeihen Sie diesen langen Brief der ratlosen

Walburga Steiner.

9.



Der Brief in seiner unförmlichen Dicke — denn Walburga hatte all die verschieden geformten Bogen in einen ziemlich kleinen Umschlag gethan, der auch aus der Kinderpapeterie stammte und ebenfalls einen kleinen betenden Engel als Schlußverzierung trug — der Brief wanderte, mit zehn Pfennigen frankiert, in den Briefkasten. Von da in die Post, wo er mit Strafporto belegt wurde, und dann ging er auf die Reise. Am übernächsten Morgen trug ihn ein polnischer Postbote in seiner Ledermappe vor dem Magen einen weiten Weg landeinwärts bis zum Schlosse des Grafen Gerd zu Rakitsch auf Rakitsch.

Felder und Wege waren weiß verschneit, das flache Land lag in stummer Winterruhe

da. In seinem großen Arbeitszimmer, links von der Eingangshalle, saß Graf Gerd und sah nachdenklich in den Wintermorgen hinaus. Vor seinem Blick breitete sich die jetzt schneebelastete große Rasenfläche, aus welcher vereinzelt majestätische Riesentannen emporragten, die ihre untersten Zweige auf den Boden hinlegten. Gegen die nah vorüberziehende Landstraße grenzte ein Gitter seinen Besitz ab. Seitwärts am Schloß drängten sich die Baumgruppen des Parks vor.

Dieses Schloß selbst war ein großer, weiß getünchter Starostenkasten, mit langen Fensterreihen und grünen Läden im Erdgeschoß und ersten Stockwerk; in der Mitte lag das Portal, zu welchem eine kleine Freitreppe emporführte. Über diesem Portal sprang ein Balkon vor, den schwarze Marmorsäulen trugen, welche im Podest der Freitreppe wurzelten. Das ziemlich flache Dach stieg hinter einer niederen Balustrade auf, welche den turmlosen Bau in seiner ganzen Breite krönte.

Wenn man das Portal öffnete, kam man in eine wohlerwärmte Halle, in welcher alte Eichenmöbel an den Wänden standen und deren Mitte ein alter Bankettisch einnahm. Im Hintergrund der Halle führten jetzt geschlossene Thüren in die Festräume des Schlosses. Links ging es in die Wohn- und Arbeitsräume des Schloßherrn, rechts in die Zimmer der alten Gräfin Fedora, welche ihrem Großneffen die Hausfrau ersetzte, oder vielmehr sich einbildete, sie ihm zu ersetzen. Denn in der That hatte Gerd ihr die Stellung gegeben, um ihr Alter vor Entbehrungen zu schützen. Die Treppe in das obere Geschoß ging links hinter Gerds Räumen hinauf. Ihr Aufgang wie auch die Thüren waren mit alten russischen Teppichen verhangen und drapiert.

Graf Gerd sah sehr ernst aus. Er hatte gestern seinen Gutsnachbar, den Grafen Rothkreuz begraben. Nun war Leutnant Thilo von Rothkreuz der Herr auf Zembowitsch. Ihm, dem langjährigen Freund der Familie, hatte es obgelegen, Thilo die mißliche Lage anzudeuten, welche dieser nicht kennen zu wollen vorgab. Vielleicht hatten die schwachen Eltern den einzigen Sohn auch wirklich im Unklaren gehalten, und Thilo war der Meinung, noch das Vermögen der Mutter, deren Erbe er doch gewesen, vorzufinden.

Jedenfalls hatte der junge Graf die Eröffnungen sehr leicht aufgefaßt, sie als sicher übertrieben bezeichnet und war sofort nach Berlin zurückgereist, „um seinen Abschied zu nehmen und auch sonst seine Beziehungen zu ordnen.“

Gerd erwog, daß Thilo Zembowitsch nur werde halten können, wenn sich ein Mann fände, der einige hunderttausend Mark vorzustrecken bereit war. Daß Thilo diesen Mann unter den berufsmäßigen Geldleihern nie finden werde, war klar, denn das überschuldete Zembowitsch gab keine Sicherheit, so wenig wie die Persönlichkeit des jungen Erben.

Gerd hatte Thilos Vater nie geliebt und fühlte eine Abneigung gegen Thilo selbst. Aber das Standesgefühl war so stark in ihm, daß ihn der Gedanke tief schmerzte: Zembowitsch, das seit fünfhundert Jahren den Rothkreuz gehört hatte, könne etwa verkauft werden. Einst hatte der deutsche Graf den Besitz mit der Tochter eines Polenfürsten erheiratet, und seitdem hatten sich die Rothkreuz in allen Wirren hier behauptet.

So sollte es jetzt wirklich dahin kommen, daß das Geschlecht, seit unvordenklichen Zeiten mit den Rakitsch verschwägert und verbunden, die Scholle verlassen würde?

Wenn Zembowitsch zum Verkauf kam, würde es wahrscheinlich die Ansiedelungskommission erwerben. Da der Wunsch, in ihrem Kreise das Deutschtum zu verbreiten, bei verschiedenen Besitzern von Zembowitsch sehr lau, bei einigen garnicht vorhanden gewesen war, je nachdem die Grafen ihre Frauen aus deutschen oder polnischen Häusern geholt hatten, so waren eben die Bauern und angesessenen Tagelöhner völlig polnisch geblieben bis auf diesen Tag.

Gerd mochte es sich nicht vorstellen, daß man das herrliche Gut in lauter kleine Bauernstellen zerteilen würde.

Bei der Beerdigung des alten Grafen Rothkreuz hatten ihn verschiedene Gutsbesitzer mehr oder minder deutlich darauf angeredet, ob denn er nicht dem jungen Thilo das Kapital vorschießen würde. Gerd antwortete ausweichend.

Er wußte wohl, alle hatten den Wunsch, Zembowitsch nicht unter den Hammer kommen zu sehen, aber keiner würde auch nur tausend Mark hergegeben haben. Ihm je-

doch traute man die Waghalsigkeit zu, für eine pietätvolle Empfindung sein ganzes Vermögen einzusetzen.

Man nannte ihn einen Phantasten, Gerd wußte es wohl. Und wie er jetzt so dasaß und nachsann, ob denn Thilo einer Hilfe wert sein werde, kam ihm dies böse Wort wieder in Erinnerung.

Er prüfte sich selbst darauf, ein melancholisches Lächeln auf den Lippen. Unter einem Phantasten verstanden seine guten Freunde wohl einen Menschen, welcher mehr seinen Träumen nachhängt, als der greifbaren Wirklichkeit um ihn nachlebt, einen Mann, welcher eine besondere ideale Welt in seinem Innern trägt und darüber oft versäumt, in der Welt, wie sie nun einmal ist, energisch nach seinem Vorteil zu greifen; kurz jemanden, der immer mehr nach der Taube auf dem Dache sieht, so daß ihm der Spatz aus der Hand davonfliegt.

Woher nahmen sie eigentlich das Recht, ihn so zu messen? War er nicht ein tüchtiger Landwirt, der sein Familiengut schuldenfrei gehalten und sein Privatvermögen gut zu verwalten gewußt hatte? Vielleicht hätte ein anderer mit den Mitteln verstanden, den Besitz zu verdoppeln — dazu freilich war nun Gerd nicht geschaffen. Er stak noch voller Vorurteile und fand das Börsenspiel, sowie die Ausnutzung fremder Verlegenheiten nicht vornehm.

Es ist wahr, gegen seine Leute hätte er strenger sein können, und seine Milde wie seine Wohlthaten waren nicht immer am Platz. Das gestand er sich oft selbst. Aber die Natur hatte ihm eben mehr brüderliche als herrische Neigungen gegeben.

Wenn das Schicksal von Zembowitsch ihm so besonders am Herzen lag, konnten die andern nicht wissen, daß teuerste Jugenderinnerungen an die einzige Geliebte ihm die wichtigeren Gründe waren, als die Lage des jungen Thilo.

„Kaufe du doch Zembowitsch," hatte ihm jemand geraten.

Dazu reichten seine Mittel nach der Auffassung der Freunde völlig aus, nach seiner eigenen aber nicht. Sein Privatvermögen betrug viermalhunderttausend Mark. Er hätte also nicht nur auf Zembowitsch, welches eine Million wert und fast in dieser Höhe beschwert war, viel fremdes Geld stehen lassen, sondern auch auf Rakitsch eine Hypothek aufnehmen müssen, um Bewirtschaftungskapital zu haben.

Gerd fühlte in sich weder Neigung noch Befähigung, ein solches Geschäft zu machen.

Deshalb erwog er nun, ob er wohl wagen könne und ob es von genügendem Nutzen sein werde, Thilo zweimalhunderttausend Mark zu geben. Sein ganzes Privatvermögen wollte er in keinem Falle daran wagen, denn er hatte vor seinem Herzen eine andere Pflicht.

Die Pflicht, allezeit hilfsbereit zu sein, wenn eine teure Frau oder deren Kinder seiner bedurften.

War es nicht auch weiter seine Pflicht, diese Frau vom Tode des Mannes zu unterrichten, welcher doch immer ihr Bruder gewesen?

Thilo konnte diese Anzeige nicht machen, denn er ahnte nicht, daß die ihm als verschollen und verkommen genannte Schwester seines Vaters noch lebe, und er wußte nicht einmal, daß und wen sie nach ihrer Flucht geheiratet. Josephine war eben im Hause ihrer Familie totgeschwiegen worden.

So war Gerd mit all seinen Gedanken bei der Jugendgeliebten und ihrem Hause, als die Thür sich aufthat und man ihm mit der Post, zwischen Zeitungen und Briefen, den einen Brief überbrachte, welcher bestimmt war, sein ganzes Leben zu verändern.

Er sah den Poststempel und die jugendlich unausgeschriebene Handschrift, er las die Adresse „An Herrn Gerd zu Rakitsch bei Kozlin in der Provinz Posen" und er wußte auf der Stelle, von wem dieser von starkem Inhalt dickgebauschte Brief kam.

Das betende Englein auf der Schlußseite fiel ihm in die Augen. Seine Hand zitterte, vor seinen Blicken stand ein Schleier.

Dieser kindlich umschlossene Brief paßte so wenig zu dem jungen, schönen, stolzen Mädchenbild, welches auf seinem Schreibtisch seit zwei Monaten stand. Er hatte sich nie satt sehen können an dem freien, edlen Ausdruck seiner Züge, an dem unbewußten Stolz des offenen Auges, an dem schlanken Wuchs der schon voll entwickelten Gestalt. Wie eine junge Königin war sie ihm erschienen.

Dieser etwas unbeholfene Kinderbrief kam von ihr? Wirklich von ihr?

Mit Andacht und Vorsicht schnitt er den Umschlag auf.



Ein Studienblatt von Wilhelm Räuber.

Da sprangen die verschieden geformten Briefbogen, von ihrer Haft befreit, auseinander.

Und Gerd begann zu lesen.

Oft war er so erschüttert, daß er innehalten mußte. Jede Seite las er zwei, dreimal, ehe er weiterging. Zuweilen flog ein entzücktes Lächeln über sein Gesicht und als das letzte Wort in sein Inneres gedrungen, wo der ganze Brief sich eingegraben hatte, saß er noch lange still vor den beschriebenen Blättern.

Das betende Englein auf dem Umschlag und dem einen Blatt sah er an, als habe er noch niemals solche bunte Kleinigkeiten betrachten können. Ihm schiens, als habe der Engel Walburgas Gesicht.

Und ihre ganze kleine tapfere, ehrliche, stolze Seele war ihm vertraut geworden aus diesem Brief. Wie kindlich noch, wie unbeschreiblich kindlich. Und wahrhaftig, da war mehr als ein Wort nicht ganz richtig geschrieben — und welche Verschwendung mit den Worten „furchtbar,“ „schrecklich.“ — Gerd hätte diese Kindereien auf dem Papier küssen mögen. Und wie sie unwillkürlich und ihr selbst unbewußt reifer im Vortrag wurde, als sie an jene peinlichen Dinge rührte, die ihre Unbefangenheit getrübt.

Auch ihr Temperament sah er aufblitzen und ihren heißen Drang nach Gerechtigkeit, als sie von ihrer Verachtung für jenen Mann sprach.

„Es ist Josephinens Charakter, aber es steckt mehr Licht und Heiterkeit darin,“ sagte er sich. Das war natürlich, denn Josephine war ohne Mutter, zwischen heftigen Männern, unter häßlichen Verhältnissen aufgewachsen. Walburga aber, wenn auch in der Enge, war erblüht unter der Obhut treuester Mutterliebe. Die eine war sozusagen auf einem Kampfplatz, die andere in einem Hausgärtchen groß geworden.

Auf eine Antwort brauchte Gerd sich keine Sekunde lang zu besinnen. Es stand sofort bei ihm fest, daß Walburga unter dem Titel einer Gesellschafterin für die Gräfin Fedora herkommen müsse und daß scheinbar diese, in der That aber er, ein ganz großes „Gehalt“ für diesen Posten auswerfen wolle.



Ein Studienblatt von Wilhelm Räuber.

Er wollte gleich schreiben — gleich. Sein Herz klopfte, er war wie in einem Rausch. Es fiel ihm jetzt keinen Augenblick ein, an die Vereinsamung Josephinens zu denken. Die freudigsten und thörichtsten Vorstellungen überstürzten sich in seinem Kopf.

Man mußte schleunig einige reizende Zimmer für den Geschmack und die Bedürfnisse einer jungen Dame von siebzehn Jahren einrichten. Es würde am besten sein, eine Berliner Firma damit zu betrauen. Es war seine Pflicht, fortan nicht nur Jagdfeste zu geben für Herren; die größte und heiterste Geselligkeit mußte sich auf Rakitsch entfalten. Walburga sollte ihr eigenes Gespann haben und ein lammfrommes Reitpferd. Welche unermeßliche Freude — fortan durfte er immer der Kavalier dieses herrlichen Kindes sein.

Es war unmöglich, auch nur die Feder zu halten.

Vielleicht, wenn er sich ausspräche, konnte er das Glück eher fassen.

Er ging hinüber zur alten Gräfin. Ihre noch immer kräftige Stimme antwortete „Herein," als er hastig anklopfte.

Gräfin Fedora war die längst verwitwete Gattin eines Großonkels von Gerd. Ihr Alter konnte man schwer erraten, da die üppige Körperfülle auch ihrem Gesicht ungewöhnlich fleischige und daher glatte Formen gegeben hatte, und tief schwarzes Haar ihre Stirn krönte.

Freilich glänzte dies Haar sehr fettig und ließ auf den Gebrauch von glycerinhaltigen Färbemitteln schließen.

Die Gräfin saß vor ihrem kleinen Theetisch am Fenster im Lehnstuhl. Ihre kleine, sehr runde Gestalt war in einen völlig taillenlosen Morgenrock von türkischem Stoff mit dunkelbraunen Samtaufschlägen gehüllt. In der einen, schneeweißen fleischigen Hand hielt sie die Tasse, in der anderen eine schmale Brotschnitte. Die vielen Ringe an ihren Fingern flimmerten, sie trug eine kleine Brillantensammlung an der Hand.

Das große Zimmer war mit Möbeln aus den verschiedensten Zeitperioden aus-

gestattet und hatte einen etwas trödlerhaften Anstrich. Auch sah es nicht übermäßig ordentlich aus, denn Gräfin Fedora wollte keine fremde Hand an ihren Sachen dulden, sie selbst kam aber immer nicht zum Abwischen und Aufräumen. Der Tag ging so hin mit Mahlzeiten, Schlummern, Lesen, man wußte nicht wie.

„Guten Morgen, lieber Gerd — so früh schon bei mir? Ach, sieh dich nicht um, bitte. Ich kam noch nicht zum Aufräumen," sagte sie. Ihre Stimme klang fast männlich.

„Tante Fedora — ich habe eine Neuigkeit auf dem Herzen. Die muß herunter. Wir bekommen Gesellschaft auf Rakitsch. Ein Engel von Schönheit und Edelsinn wird in Zukunft täglich um uns sein," rief Gerd.

Gräfin Fedora war nicht gesonnen, ihre schöne Morgenruhe beim Frühstücken aufzugeben. Überdies kannte sie Gerd.

„Er ist schon wieder mal begeistert," dachte sie.

Neu war nur, daß er es für ein wirkliches Menschenkind, anstatt für irgend einen Gedanken oder eine That war.

„Willst du heiraten?" fragte sie und tauchte ihre Brotschnitte in den Thee.

Gerd erglühte.

„Nein. Das ist vorbei — ich bin bald der Mitte von vierzig nahe," sagte er.

„Dreiundvierzig," stellte sie ruhig fest.

„Es handelt sich um eine junge Dame, für deren Zukunft ich sorgen muß. Als deine Gesellschafterin soll sie herkommen," begann er.

„Für den Fall, daß sie mir nicht viel Gesellschaft leisten will — meinetwegen," erklärte Fedora mit ihrem tiefen Lachen.

„Du hast richtig verstanden. Du bist nur der Vorwand. Ich danke dir."

„O bitte, bitte. Es ist mir ja ganz gleichgültig."

„Walburga Steiner heißt sie, ist siebzehn Jahre alt und da ihr Vater, ein Gymnasiallehrer, unheilbar erkrankt ist, muß sie für ihr Fortkommen selbst sorgen," erzählte Gerd etwas hilflos, denn sein Feuer fing an unsicher zu flackern, gegenüber der nie zu erschütternden Ruhe Fedoras.

„So, so. Und nun will sie hierher kommen."

„Sie will nicht. Ich werde es ihr erst vorschlagen," sagte Gerd.

„Ach," sprach Fedora mit einem erleichternden Seufzer, „dann können wir ja noch darüber reden, wenn es gewiß ist."

„Ich zweifle nicht an ihrer Einwilligung," fuhr Gerd fort und redete sich in Eifer, „wir können ruhig Vorbereitungen treffen."

Er begann zu schildern, was geschehen sollte.

Fedora war auf niemand und nichts neidisch. Ihr war alles egal. Nur aus einer allzu nahe liegenden Erwägung heraus sagte sie:

„Das alles für eine arme Lehrerstochter?" Da fuhr Gerd zusammen. Das that weh. Er vergaß immer ...

„Es ist die Tochter von Josephine Rothkreuz," sagte er leise.

Die Tasse, welche gerade zum Munde geführt werden sollte, blieb einen Augenblick in der Schwebe.

„Ach," sagte Fedora und trank dann doch.

Gerd erzählte ungefragt alles, und Fedora hörte geduldig zu.

Wie der gute Gerd sich doch über Hinz und Kunz immer aufregte. Wie schön, wenn man darüber hinaus war.

Aber Antwort wollte er doch haben, so sagte Fedora dann:

„Auf diese Weise kommt das Mädchen ja ahnungslos in das Schloß ihrer Väter und wird mit ihrem Vetter Thilo bekannt."

Gerd starrte sie an. Dann ging er mit großen Schritten auf und ab. Seine Stirn furchte sich, wie immer, wenn er von Gedanken sich gleichsam überstürzt fühlte. Seine Hand wühlte in dem rotblonden Bart. Alle Zeichen großer Erregung waren an ihm bemerkbar.

Aber Fedora bemerkte sie weiter nicht. Sie goß sich neuen Thee ein und kaute seelenruhig ihr Butterbrot. Sie ahnte garnicht, daß ihre Worte ein Kristallisationspunkt geworden in der Phantasie des Mannes, und daß lauter neue Vorstellungen ihn beschäftigten.

Wie wenn Thilo sich besserte, wenn er würdig wurde, der Gatte einer Walburga zu sein! Wenn man Walburga mit dem ganzen Gerd Rakitschen Vermögen aussteuerte und so Zembowitsch den Rothkreuz wieder sicherte und zugleich Josephine und ihr Kind als Besitzer in das Stammhaus einführte!

Das mußte unvergleichlich schön sein. Das war noch Gerechtigkeit.

Dieser kranke Steiner konnte gewiß nicht lange leben, oder immerhin mochte auch ihm das letzte Asyl auf Zembowitsch gegönnt sein — er war doch der Vater Walburgas — —

Gerd war von diesem Plan so erfüllt, so von seiner ausgleichenden Schönheit betroffen, daß er sich ganz in denselben hinein arbeitete. Am liebsten hätte er ihn sofort zur Ausführung bringen mögen.

Aber es galt viel, sehr viel Geduld haben. Die beste Art von Walburgas Herreise war auch zu erwägen.

Gerd sah zweifelnd seine Tante an. Sie wäre ohne Frage rüstig genug gewesen, eine Winterreise ohne Schaden unternehmen zu können. Aber ihre Bequemlichkeit ließ sie durch nichts unterbrechen, darin kannte er sie; allen seinen Bitten würde sie mit einem schweigenden Kopfschütteln begegnen. Ja, Gerd mußte im Zweifel sein, ob Gräfin Fedora außer dem Dinerkleid, unter dessen Enge sie jeden Mittag kurzatmig seufzte, noch ein Gewand besäße, in dem sie reisen konnte, denn in ihren Gemächern sah man sie stets im Schlafrock.

„Ich will die nötigen Briefe schreiben. Auf Wiedersehn bei Tische," sagte er und ging hinaus. Teilnahme hatte er nicht gefunden, aber durch die kargen Zwischenbemerkungen Fedoras waren dennoch seine Gedanken besonnener geworden.

Er hatte begriffen, daß er Walburga nicht empfangen und ausstatten dürfe, wie eine Prinzessin, daß solcher Aufwand entweder ihren Sinn verwirren oder ihren Stolz beleidigen könne. Ferner hatte er begriffen, daß er einen sehr vorsichtigen Brief schreiben müsse, um weder Walburga noch Frau Josephine auf den Verdacht kommen zu lassen, daß er den Retter in der Not spielen wolle.

Sowie er am Schreibtisch saß und das erste Wort schrieb, ging es ihm auch sonderbar: er wurde ganz ruhig, besonnen ruhig, denn indem er Walburgas Namen hinsetzte, ward die Angelegenheit eine Wirklichkeit für ihn, trat aus dem Stadium erregter Phantasieen:

„Liebes und verehrtes Fräulein Walburga," begann er, „es war ein kluger und guter Gedanke von Ihnen, an mich, den ältesten Freund Ihrer Mutter, zu schreiben. Gewiß erkenne ich die Notwendigkeit für Sie, Geld zu verdienen und zum Glück gibt es auch Stellungen, wo man den ‚guten Willen' bezahlt, welchen Sie als Ihre bis jetzt einzige Eigenschaft für den Erwerb bezeichnen. Ein Zufall, wie er nicht erwünschter sein kann, will es, daß eine alte Tante von mir, die Gräfin Fedora Rakitsch, eine muntere junge Gesellschafterin sucht, von welcher nicht viel verlangt wird. Die Gräfin Fedora sieht mehr auf den Charakter als auf Kenntnisse; sie will ein offenes, ehrliches, dienstwilliges Menschenkind lieber, als eine junge Dame, die in allen Künsten und Wissenschaften wohl erfahren, aber nicht jugendfrisch ist.

Wenn Ihre teure Mutter, der ich mich ehrfurchtsvoll empfehle, es erlaubt und in mir den genügenden Bürgen für Ihre fernere Wohlfahrt sehen will, so reisen Sie am fünfzehnten Februar ab. Ich rate Ihnen, den Mittagszug zu wählen; Sie treffen dann abends neun Uhr und einige Minuten in Berlin ein, woselbst ich Sie erwarte. Am folgenden Morgen fahren wir dann weiter und treffen in der Dämmerung ein.

Ich bitte Sie, mir so umgehend als möglich Ihren und Ihrer Mutter Entschluß mitzuteilen, und indem ich die besten Grüße der Gräfin Fedora hinzufüge, bleibe ich

Ihr stets ergebener

Gerd, Graf zu Rakitsch."

Als dieser Brief geschrieben war, kam eine große Heiterkeit in das Herz des guten Mannes. Wie ein Kind, welches vor dem Weihnachtsfeste voll brennender Wünsche ist, konnte auch er sich kaum fassen vor Freude und Ungeduld. Und immer fiel es ihm noch nicht ein, wie schmerzlich für Josephine die Trennung von der Tochter sein müsse. Josephinens Bild trat überhaupt fast ganz zurück in seiner Seele. Er dachte nur noch das eine Wort: Walburga, und jeder andere Gedanke, der in seinem Hirn auftauchte, glich nur einer Ranke, die sich um den einen Namen schlang.

Sie aber, der seine Freude galt, verlebte unterdessen schmerzliche Tage.

Es war an einem nebeligen Morgen, als Gerds Antwort kam. Walburga stand frierend am Tisch im eben erst geheizten Zimmer und ordnete das Frühstück für den kranken Vater. Durch die Fenster drang ein trübes Frühlicht, man konnte noch kaum alle Gegenstände deutlich erkennen. Es war

einer von den Tagen, wo es überhaupt nicht ordentlich hell wird.

Als der Postbote nah am Fenster vorbei strich, bekam Walburga schon Herzklopfen. Der Mann war ein so seltener Gast im Hause, daß sein Kommen immer Aufregung bedeutete. Jetzt aber brachte er die Antwort von Gerd, das wußte Walburga.

Kaum hielt sie den Brief zwischen den Fingern, als man ihren Namen rief.

Der Vater war erwacht, wollte angekleidet sein und auf seinen Rollstuhl gebracht werden. Allein konnte Josephine den, infolge seiner Hilflosigkeit schweren Körper nicht heben und tragen. Es war immer eine langwierige Arbeit, und Walburga benahm sich heute ungeschickt dabei, so daß der Kranke verwundert den Kopf schüttelte.

Dann endlich, als der Vater seinen guten Sitz nah am Ofen und sein Frühstück vor sich hatte, konnten die Frauen sich zu ihrem Morgenkaffee setzen.

Walburga schob ihrer Mutter den Brief hin.

„Lies du," sagte sie, „ich trau' mich garnicht."

Josephine reichte den Brief zurück.

„Es ist deine Angelegenheit, du selbst sollst lesen, nachdenken, entscheiden, denn ich bin gewiß, daß Gerd mit Vorschlägen kommt."

Walburga riß den Brief auf, las zuerst die Unterschrift und sagte, beide Hände vor Erstaunen sinken lassend:

„Graf zu Rakitsch! Dein Jugendfreund, Mutter?"

Josephinens abgespanntes Gesicht belebte sich mit zarter Röte.

„Wir waren Nachbarn. Mein Vater, arm und verschuldet, ewig in Sorgen, fand an Gerds Vater stets einen hilfsbereiten Berater. Graf Gerd hat seiner Jugendgespielin ein treues Andenken bewahrt," sagte sie, „aber du weißt, ich spreche nicht gern von meiner Jugend."

Sie hatte die Wahrheit gesagt, aber doch damit in Walburga die Vorstellung erweckt, daß die Eltern ihrer Mutter sich in geringerer Stellung befunden und die Protektion der Grafen Rakitsch genossen hätten.

Walburga las den Brief. Sie konnte es garnicht fassen: solch ein neues Leben sollte beginnen! Und obendrein war dabei Geld zu verdienen, das man nach Hause schicken konnte!

„Ob ich will, ob ich will. Oh, Mutter, ich kann dir helfen von nun an. Sieh hier den Zettel, welcher dem Brief besonders beiliegt: tausend Mark Gehalt und jedes Jahr vier Wochen Ferien nach Übereinkunft. Ich kann es garnicht fassen. Willst du? Darf ich?" rief Walburga jubelnd.

Josephine nahm den Brief. Es schien Walburga, als läse ihre Mutter eine Viertelstunde daran. Sie forschte in dem geliebten Gesicht, ob sich da etwa ablehnende Gedanken wiederspiegelten.

Aber wie immer blieb unlesbar, was in Josephinens Seele vorging. So sollte ihr Kind also in die Heimat kommen, vielleicht ahnungslos dieselben Wege wandeln, auf denen ihre Mutter im Frühling des Lebens ging? So sollte Walburga eine Wohlthat annehmen — denn es war eine Wohlthat, Josephine fühlte es heraus, daß diese Tante nur vorgeschoben war — eine Wohlthat von eben dem Mann, der seine ganze Jugend um ihretwillen vertrauert hatte? Sie stellte sich Gerd vor, sie wußte, mit welchem Jubel er Walburgas Brief aufgenommen, sie fühlte, daß er beseligt sein würde, wenn Walburga zu ihm kam.

Durfte sie Walburgas wegen einwilligen? Konnte sie es als Mutter gestatten, daß die Tochter in ein solch verwöhnendes Leben trat? Wie würde ihr später wieder die Armut schmecken? Denn so oder so — dieser Aufenthalt auf Rakitsch konnte doch nicht immer dauern.

Und doch — sie gönnte der Tochter einmal Feiertage, einmal die Freude etwas von der Welt zu sehen, einmal die Lust des vornehmen Landlebens.

Der quälende Reiz in dem Gedanken, daß Walburga Zembowitsch kennen lernen werde, besaß eine treibende Kraft. Vielleicht gab er den Ausschlag.

Vielleicht auch regte sich in dem Mutterherzen eine leise Hoffnung, daß in der neuen Lebenslage sich unerwartete Hoffnungen für die Zukunft der Tochter aufthun könnten.

Sie gab Walburga den Brief zurück und statt ihre Einwilligung in ausdrückliche Worte zu kleiden, sagte sie:

„So habe ich dich denn noch acht Tage." Die klagelose Ergebenheit in diesen Worten ergriff Walburga so sehr, daß sie sich weinend in die Arme der Mutter warf.

Jetzt erst fühlte sie, daß auf der Schwelle

zu dem neuen Leben ein schmerzliches Hindernis stand: die Trennungsstunde von der Mutter.

Jeder Tag brachte ihr ähnliche neue Entdeckungen. Sie lernte das Heimatgefühl kennen und begriff, daß der Mensch im Boden wurzelt.

Wie war es nur möglich, daß die alte Mühle vor ihrem Fenster ihr plötzlich so malerisch vorkam, daß sie sich gar keinen Ausblick vorstellen konnte, ohne die weit in die Luft greifenden schwarzen Flügel davor. Wie traulich erschien ihr das Haus, über dessen Kälte und feuchte Mauern sie so oft gescholten — ihr Stübchen oben kam ihr als der Inbegriff aller Anmut vor. Ein Schöneres konnte es nirgendwo geben. Die weißen sauberen Gardinen vor dem Fenster und über dem Bett, die selbstgezogenen Geranienstöcke auf dem Fensterbrett, die billigen kleinen Nippsachen auf der Kommode — alles deuchte ihr so besonders hübsch und es kam ihr vor, als müsse sie es sehr entbehren.

Und draußen, der schöne Blick vom Felde, hinunter zum Fluß, drüben auf die vieltürmige alte Hansestadt. Und drinnen in der Stadt selbst jede Straßenecke, jede Kirchenmauer — wie vertraut alles, wie schön.

Auf ihren vielen, jetzt durch die Reisevorbereitungen nötigen Gängen, trat sie noch hier und da in die Kirchen ein und ging darin umher, wie eine Fremde, welche die Merkwürdigkeiten einer Stadt anstaunt.

Im alten Dom setzte sie sich einmal still in das Kirchengestühl; auf den hohen weiß getünchten Mauern lagen Streifen blendenden Sonnenscheins, durch die Stelle der weiten Halle drang das leise Tiktak der in die Chorwand eingelassenen Uhr, deren Zifferblatt eine Sonnenscheibe mit Augen darin vorstellte und die mit jedem Pendelschlag ihre Augen hin und herrollte. Hier hatte Walburga während ihrer Konfirmationsstunden allsonntäglich gesessen, das Herz von unbestimmtem Frömmigkeitsdrang erfüllt. Und wie damals oft, schrak sie auch heute zusammen, als das Uhrwerk rasselnd zum Schlag der Stunde aushob, und die, vom knarrenden Geräusch rostig und widerwillig arbeitender Räder begleiteten Glockentöne in träger Reihenfolge erklangen.

Thränen standen in ihren Augen, sie hätte Stimmung und Lust gehabt, sich hier auszuweinen, denn im Hause galt es, ein tapferes Gesicht zeigen.

Plötzlich lief sie davon, als sei jemand hinter ihr her. Ihr war bange geworden in der stillen Kirche.

Von da an wappnete sie sich mit einem gewissen Trotz und sagte sich: „Ein verständiger Mensch wird doch nicht über die alten Mauern sentimental werden!“

Sie half der Mutter bis in die Nächte hinein nähen und heuchelte eine große Freude an den netten, wenn auch sehr bescheidenen zwei neuen Kleidern, welche sie bekam.

Und endlich war der fünfzehnte Februar gekommen. Ein grauer Nebel lag über Stadt und Land, das Wetter wußte nicht, ob es frieren oder tauen wollte, und die aufsteigenden Dünste machten die Atmosphäre so schwer, daß man sie als Druck auf dem Kopf und als klebrigen Geschmack auf der Zunge zu fühlen meinte.

Es war einer jener nordischen Küstennebel, welche das Gemüt verdüstern und es als unwahrscheinlich denken lassen, daß jemals die Sonne geschienen habe, daß sie je wieder scheinen könne.

Die Ferne verschwamm in unbestimmten grauen Tönen, selbst die Gegenstände in der Nähe zeigten nur matte Umrisse. Jeder fand sich auf seinem Fleckchen Erde, wie auf einer Insel im dämmernden Meer.

„Mutter,“ sagte Walburga, „ich komme mir selbstsüchtig und schlecht vor, weil ich gehe, weil ich dich in dieser Einöde verlasse.“

„Es wird ja wieder Frühling werden,“ sprach Frau Josephine mühsam. Ihr Kopf schmerzte, ihre Adern waren von Kälteschauern durchrieselt.

Wenn die Welt von feuchten Nebelschleiern durchwebt war, litt sie zehnfach.

„Ich weiß, du kannst den Winter so schwer ertragen. Ich hätte erst im Frühling gehen sollen.“

Josephine würgte an dem Essen, dem letzten Mahl mit der Tochter.

„Aber du verdienst doch und kannst mir die Sorge für Vaters Pflege erleichtern,“ sagte sie und wußte, daß sie damit der Tochter den stärksten Halt gab.

Die Droschke fuhr vor der Thür an, ihr schwarzer Kasten war durchs Fenster wie ein Leichenwagen anzusehen.

Walburga küßte die Stirn ihres Vaters.

„Gott segne dich, mein Kind,“ sagte er

mit seiner müden Stimme, „wenn dir die Dienstbarkeit schwer wird, wenn es dich Überwindung kostet, dich in die Launen Fremder zu fügen, so denke, daß die Demut auch eine köstliche Tugend ist und daß sie zu üben niemand schändet. Du gehst in Erfüllung aufopfernder Kindespflicht. Solch Thun hat den Segen in sich. Ich bin stolz auf dich."

Walburga weinte heiße Thränen. So hatte ihr Vater noch nie zu ihr gesprochen, er, der ihr die ganze Jugend durch stetes Tadeln, durch nie endende Unzufriedenheit mit ihr vergällt, er sagte ihr, daß er stolz auf sie sei.

„Ich habe doch noch nichts geleistet," schluchzte sie.

Der kranke Mann blieb allein in seinem Sessel zurück und horchte in stillem Kummer dem Rollen des Wagens nach. Sein Herz war ihm schwer, nicht wegen des Abschiedes von der Tochter, die ihm trotz allem innerlich nie nahe gestanden, sondern weil er bedachte, daß sie, die Frau, die sein ganzes Denken beherrschte, nun um ihre letzte Freude gekommen war.

Ihre Gewalt über ihn war von jeher eine unbegrenzte gewesen. Sie war gewachsen in dem Maße, als die Frau sich innerlich von ihm entfernte. Er hatte sein ganzes Leben damit zugebracht, um ihre Beachtung zu erringen. Sein Dasein war die Mühe des Schwachen gewesen, welcher sich neben dem Starken als gleichbürtig aufrecken will.

Wie würde Josephine die Einsamkeit mit ihm ertragen? Er bebte vor dem Augenblick, wo sie gebrochen und mutlos zurückkehren würde von der Bahn.

Die Stunde verrann. Es war Steiner, als höre er fern, fern über den Fluß her den Pfiff der Lokomotive schallen. Und er zuckte zusammen, weil er wußte, daß der Ton das Herz seines Weibes zerriß.

10.



Josephine kam zurück. Er sah die hohe Gestalt schon am Fenster vorbeischreiten, ehe sie das Haus betrat. Und dann stand sie vor ihm. Der alte Mantel hing von ihren Schultern wie ein stolzes Kleidungsstück, der Hut krönte ihr Haupt so kleidsam, daß man seine Dürftigkeit nicht bemerkte.

Ihr Angesicht war bleich, aber ihre Lippen lächelten ein wenig. Sie nahm ein kleines Sträußchen von Veilchen und Maiblumenstengeln unter dem Mantel hervor, legte es dem Kranken auf den Schoß und sagte: „Der Abschiedsgruß von deiner Tochter."

Steiner ergriff mit seinen mageren Fingern die Frauenhand und hielt sie lange still umschlossen.

Sie sprachen nichts. Aber in dem stummen Händedruck war so viel Dank, so viel Versöhnung, daß ihnen beiden erlösend weich ums Herz wurde.

Und Josephine ging dann ihrer Tagesarbeit nach, als sei garnichts geschehen.

Der Nachmittag verrann, und am Abend kehrte wieder der Postbote im Hause ein. Er brachte einen Brief und ein Buchpaket.

Die Handschrift auf dem letzteren ließ sie erbeben, es bedurfte des Postabschnitts nicht, sie hatte den Absender erraten. Es war ihr Sohn.

Welcher Zufall — gerade heute, wo ihr die Tochter genommen war, nahte sich ihr zum zweitenmal seit seiner Flucht der verlorene Sohn. War das nicht ein gutes Zeichen? Durfte ihr Mutterherz nicht jubeln? Kein Zweifel, er kehrte als ein Kraftvoller und Gesunder heim.

„Was hast du?" fragte der Mann.

„Einen Brief von Viktor Beheim und dies Paket, offenbar ein Buch — auch vielleicht von Viktor," sagte sie schnell gefaßt, denn in dem Kranken durfte sie keine Erregungen wecken. Ihm mußte die freudige Gewißheit erst langsam beigebracht werden. So bezwang sie denn ihr Verlangen und öffnete unter den Augen des Mannes, der sich aus Langerweile jetzt alles erzählen ließ, allem nachfragte, Viktor Beheims Brief.

„Teure, hochverehrte Frau Doktor," schrieb er, „gelegentlich einer Anfrage, welche ich zufällig an einen meiner früheren Lehrer, einen Kollegen Ihres Gatten, zu richten hatte, wurde mir mit der Antwort die erschreckende Nachricht von der Erkrankung Herrn Doktor Steiners. Ich bitte Sie umgehend, mir genaueste Nachrichten zu senden. Meine Anhänglichkeit an Ihr Haus wird nie aufhören.

Unmittelbar vor dem Doktorexamen, fehlt mir heute die Ruhe zu längerem Brief.

Nur zwei Dinge will ich kurz erwähnen: meine Zukunftspläne stehen völlig fest, ich werde eine Erziehungsanstalt gründen und zwar werde ich mir dazu einen Landsitz erwerben, weil ich nur in dem unmittelbaren Verkehr meiner Zöglinge mit der Natur meine Erziehungsideale verwirklichen zu können glaube. Den Reichtum, welchen meine Eltern mir hinterließen, hatte ich bis vor kurzem unterschätzt. Er erlaubt mir für eine Idee großes aufzuwenden.

Man wird mich zu jung dazu finden, aber ist denn Jugend ein Hindernis, die Jugend zu verstehen? Und kommt auf dies Verstehen nicht alles an!?

Dies von mir. Von Lars das Zweite: er hat soeben ein Buch herausgegeben — einen Roman. Ich habe ihn noch nicht gelesen, aber ich weiß, daß er vorher in keiner Revue, in keinem Journal gestanden hat, woraus ich wohl schließen darf, daß er kühne Probleme behandelt. Indes hoffe ich — da Ihnen, teure Frau, als Mutter auch diese Frage wichtig ist, denn sie hängt so sehr mit der Lebensmöglichkeit Ihres Sohnes zusammen — daß der Verleger Lars einiges Honorar gezahlt hat. Immer bedeutet das Buch einen Schritt vorwärts.

Also ich warte auf Nachrichten und küsse inzwischen Ihnen und Fräulein Walburga die Hände. Wie verändert werde ich die kleine Walburga finden? Aber gewiß gut und herrlich, denn wie könnte Ihre Tochter anders sein. Ich grüße Walburga.

Stets Ihr Viktor Beheim."

Josephinens Angesicht erstrahlte. Eine warme Freudigkeit zog in ihr Herz. Welch ein guter Brief. Und wie viel Verheißung darin! Kam denn endlich das Glück? Zeigte es sich nicht leise an? Schien es nicht, als ob Beheim mit besonderen Gedanken an Walburga hing?

Zum erstenmal kam ihr diese Hoffnung und erschien ihr so beglückend, daß sie garnicht wagte, ihr nachzuhängen.

Sie las dem Gatten den Brief vor, ließ aber das auf Lars Bezügliche fort und erfand eine Wendung, die besagte, daß das Buch für Walburga bestimmt sei.

„Wir wollen es doch besehen," bat Steiner.

„Nein, Walburga ist erwachsen, an sie gerichtete Dinge hat sie allein zu öffnen," sagte Josephine abweisend.

Der Kranke bezwang respektvoll seine Neugier; daß Josephine ihn fromm belog, kam ihm nicht in den Sinn.

Erst in später Nachtstunde, als der wenig schlafende Mann Ruhe gefunden, wagte die Frau das Paket zu öffnen. Wirklich ein Buch. Aber diesmal ein Brief dabei — ein Brief von Lars. Eine sinnlose Freude befiel die Frau. Dies Blatt hatte ihr Sohn in Händen gehabt, dies waren seine Schriftzüge — wie verändert seit seinen Knabentagen. Aber welche schöne, kraftvolle, trotzige Handschrift. Ganz ihr Lars, wie sie sein Wesen erkannt hatte.

O mein Gott — wenn die Stunde nun gekommen war, wo sie ihm weit, weit die Arme wieder öffnen durfte!

Tief in ihrem Herzen lebte die alte Wahrheit, daß für ein rechtes Mutterherz das sorgenbringendste Kind auch das liebste ist.

Walburgas Bild erblaßte. Es kam ihr vor, als habe ihr Leben nur einen Inhalt: den Sohn; nur einen Zweck: auf seine Rückkehr zu warten; nur eine Freude: auf ihn stolz sein zu können.

Endlich faßte sie sich und las:

„Meine Mutter! Der Kampf war härter als ich ahnte, so wurde die Frist länger, als ich sie einst vermutet, bis ich wieder zu dir kommen durfte, um dich zu bitten: vergib. Ich weiß es, du hast nie an deinem Sohn gezweifelt."

Hier ließ die Frau den Brief sinken und sprach es fast hörbar vor sich hin:

„Doch, doch, ich war so feige — ich war so unmütterlich."

Ihr kam es vor, als sei sie deshalb klein vor dem Sohn. Sie vergaß alles jetzt: seine, einem Diebstahl verzweifelt ähnlich sehende „Anleihe," sein häßliches Drama, sein langes Schweigen, die Nachrichten Beheims von seinem Verdienst und seinem Verkehr mit jener Vanescay.

Sie sah nur noch ihren kleinen, schönen, begabten Knaben vor sich, dem sie ein kurzes Abirren allzuhart nachgetragen. Sie las weiter:

„Heute sende ich dir ein Buch, es ist mit diesen wenigen Zeilen der Herold meines Kommens, denn in zwei oder drei Tagen hoffe ich vor deinem Angesicht zu stehen. Mein Leben ist bis zu einem Wendepunkt vorgeschritten, von wo aus ich meine

ganze Zukunft klar zu übersehen glaube. Und dazu will ich mir deinen Segen holen. Ich bitte dich, mein Vermittler bei Vater zu sein. Ist er mir jedoch unversöhnlich, muß ich es eben ertragen und mich begnügen, deine teure Person allein zu umarmen. Denn, wie gesagt, ich bitte dich um Vermittelung, nicht um demütiges Betteln um Gnade für mich.

Ob dir dies Buch gefallen wird, weiß ich nicht, es ist ja möglich, daß es für den Geschmack einer Frau, welche völlig außerhalb der Welt und der modernen Bewegung in der Litteratur steht, unverständlich erscheint. Aber du wirst in jedem Fall daraus ersehen, daß dein Sohn die Fähigkeit hat, sich einen ersten Namen zu erringen.

Ich umarme dich und bin bald bei dir.

Dein Sohn

Lars Steiner."



Eine Studie von Paul Thumann.

Wie sank die lodernde Freudenflamme zusammen; es schien, als habe ein eisiger Wind sie ausgeblasen.

Welch ein Ton in diesem Brief, wie voll überhebender Unkindlichkeit! So wenig, so garnichts war ihm an einer Versöhnung mit dem Vater gelegen, daß er von vornherein ablehnte, sich vor diesem zu demütigen! Daß es ihm schon zu viel war, wenn die Mutter es etwa anstatt seiner thun wollte!

Und dann der Hinweis auf das Buch, dessen Inhalt zu verstehen er sie für — zu kleinstädtisch hielt.

Josephine, das Herz voll Bangen, begab sich sofort an das Lesen dieses Buches. „Das Bad der Wiedergeburt" war der Titel, welcher sie verletzte, noch ehe sie eine Zeile gelesen.

Sie saß bis des Morgens um drei und las. Und so saß sie die nächste und die übernächste Nacht, sich nur karge schlummerlose Morgenrast gönnend.

Eine kurze, fröhlich und dankbar lautende Karte Walburgas aus Berlin, ein Telegramm von Gerd, welches die glückliche Ankunft auf Rakitsch meldete, wurde kaum von ihr beachtet.

Sie hatte nur einen Gedanken: das fürchterliche Buch ihres Sohnes. Wie in seinem Drama damals stieg er in die verworfenen Kreise großstädtischer Bevölkerung hinab, auch hier war eine Elende seine Heldin, aber anstatt zu zeigen, daß jedes Verpflanzen solcher Sumpfgewächse unnütz und vergebens, ließ er das Weib die Gattin eines „edlen" Mannes werden und stellte eine völlige Seelenreinigung durch die echte Liebe und Ehe dar. Außer jenem Mann, dessen geschilderter Edelmut übrigens mehr einer hysterischen Experimentiersucht glich, wimmelte es in dem Buch von traurigen Frauen- und Männergestalten. Es schien, als ob es nur niedrige Menschen auf dieser Erde gäbe, und der Verfasser des Buches sprach überall eine Verachtung des Weibes, einen Ekel an der modernen Gesellschaft aus, daß dem Leser dumpf und widrig zu Mut werden mußte.

Und hier war der Leser die Mutter des Verfassers!

Eine Scham ohnegleichen brannte in ihrer Seele. Sie konnte keine Entschlüsse fassen, sich nicht ausmalen, was geschehen werde, wenn der Sohn, dieser Sohn ihr vor die Augen träte.

Und die Last ihrer Gedanken mußte sie allein tragen. Sie ging in ihrer Erinnerung alles durch, was sie von den Charakteren bücherschreibender Männer je erfahren, um festzustellen, ob ein Buch immer notwendig der Spiegel der Seele seines Verfassers sein müsse. Aber sie fand kein Gesetz aus der Erfahrung.

Steiner sah seine Frau oft sorgenvoll an. So hatte seine Ahnung ihn nicht getäuscht, mit Walburgas Abreise verlosch das letzte Licht. —





Der alte Herr vom Berge. Nach dem Gemälde von Rich. Friese.

Es war am vierten Tage nach Walburgas Abreise, und Steiner hielt sein Mittagsschläfchen. Josephine saß unthätig in dem mittleren Zimmer. Ihre fleißigen Finger waren endlich erlahmt, die Maschine stand still, sie konnte nicht mehr.

Den Ellenbogen auf das Fensterbrett gestützt, den Kopf in der Hand, saß sie da, so daß die kalte und schon wieder auffrierende Glasscheibe ihren eisigen Hauch um die Schulter der Frau breitete.

Auf der Wachstuchplatte des Tisches, inmitten der Stube, stand noch das Salzfaß neben den zwei zusammengerollten Servietten. Das Feuer im Ofen war erloschen und wurde heute nicht mehr angezündet; die Abendmahlzeit nahmen die Gatten in Steiners Stube.

Draußen schlug die Hausthürglocke an. Josephine horchte nicht hin. Nebenan rührte sich etwas, vielleicht die kleine Magd, die schon zeitig die Läden schließen wollte.

Die Thürklinke bewegte sich, und zögernd öffnete sich ein Spalt.

Nun erst sah Josephine auf. Ihr Kopf fuhr in die Höhe, ihr Arm sank schwer vom Fensterbrett, ihr Gesicht wurde fahl und ihre Augen weit.

Ihr Sohn stand an der Thür. Aber er stürzte nicht in besinnungsloser Freude zu ihren Füßen hin, sein Auge ging schnell suchend im Zimmer umher, und erst, da er niemand darin sah als seine Mutter, kam er herein.

Sie erhob sich langsam, wie von unerklärlicher Macht getrieben. Sie schritt ihm entgegen, wie er ihr, ohne zu wissen, wie es kam, von der Naturgewalt bezwungen, welche die Mutter zum Sohne, den Sohn zur Mutter reißt.

Er öffnete die Arme, und wie betäubt fiel sie hinein.

Sie hielten sich lange stumm umschlungen. Dann endlich erhob sie das Haupt, bog es zurück, sah ihn an und flüsterte:

„Kehrst du mir wieder — wirklich wieder?"

Er lächelte, wie ein Mann liebevoll über die Schwäche des Weibes lächelt, und strich ihr sanft das Haar.

„Dein Sohn braucht dir nicht wiederzukehren, er war immer der deine geblieben. Aber wenn du meinst, daß ich gekommen bin, um zu bleiben — nein," sagte er.

„Sprich leise. Nebenan schläft dein kranker Vater," flüsterte sie.

„Krank?" fragte er.

„Unheilbar gelähmt, aber bei klaren Sinnen," berichtete sie knapp. Ihr Auge ruhte auf ihm.

Welch ein schöner Mann er geworden war; er sah älter aus, fast wie ein Dreißiger, und zählte doch kaum vierundzwanzig. Aber das blonde Gelock, die sprühenden Augen, der feine Mund — sie erkannte jeden Zug wieder. Freilich, wie viel Fältchen in den Augenwinkeln, welche Furche auf der Stirn — trotz der Jugend.

Glatter wären die Züge geblieben, wenn ihre Hand oft hätte darüber streichen dürfen, das fühlte sie.

Fünf Jahre hatte er leben können, ohne sich nach dieser liebkosenden Hand zu sehnen! Und jetzt erst, da sie ihn wiedersah, fühlte sie ganz, was die Trennung gewesen.

Überwältigt von Gram fiel sie auf den Stuhl zurück, von welchem sie vorhin aufgeschreckt war.

Nun war er da, nun war die Spannung zu Ende. Erschlafft sank ihre Seele nieder, die so oft den hohen Flug der Hoffnung genommen.

„Arme Mutter. Welche Last für dich. Wovon lebt Ihr?" fragte Lars. Auf seinen Zügen malte sich das Unbehagen; er fühlte tausend unausgesprochene Vorwürfe erstehen; jede Frage, die er that, mußte eine Antwort einbringen, die einen Stachel für ihn barg.

„Ich will das Haus verkaufen. Vielleicht bekommen wir aus einer Lehrerkrankenkasse einiges — ich weiß noch nicht. Und Walburga hat eine Stellung angenommen, sie kann und will von ihrem Verdienst schicken," erzählte Josephine zögernd. Ihre vornehme Seele fühlte, daß ihre Worte ihm, ohne ihren Willen, zurufen mußten: „Pflichtvergessener, wo warst du unterdessen?"

Lars ging auf und ab. Er hatte geglaubt, durch seine bloße Einkehr Gnade und Freude zu spenden, und er begann sich klein und unsicher zu fühlen.

„Mutter," sagte er mit unterdrückter Stimme, „ich habe damals — ich glaubte es dir schneller — — kurz und gut — ich habe dir heute auch jenes Geld mitgebracht. Du weißt, ich konnte nicht früher kommen, ehe ich das vermochte! Es sind

mit Zinsen und Zinseszins zweitausend Mark. Sie werden dir zu statten kommen. Ich hoffe fortan in der Lage zu sein, dir pekuniär zu helfen."

Er fühlte sich sehr erleichtert, glaubte, daß damit nun alles gut sei und daß er durch sein Versprechen künftiger Hilfe sich als pflichtvoller, aufopferungsfähiger Sohn gezeigt habe.

Über Josephinens Gesicht zog feine Röte. „Ist es," fragte sie langsam, „von dem Honorar für dein Buch? Dann freilich lehne ich es ab, dies Geld — es ist mir zu unreinlich."

Lars stand starr. Endlich löste ein Lächeln seinen Bann.

„Das arme Buch hat dich doch etwa nicht so entsetzt, Mutter," sagte er mit gutmütiger Überlegenheit, „beinah aber hätte ich mir es denken können. Woher sollte dir das Verständnis kommen für die heilige Pflicht der Wahrheit in der Kunst."

Josephine stand auf. Sie stützte die Faust auf das Fensterbrett und sah den Sohn gerade an.

„Was ich davon verstehe und wie ich es verstehe, das will ich dir sagen, denn seit deinem Drama habe ich fort und fort daran gedacht. — Die Wahrheiten des Lebens, ich will sie wohl auch in der Kunst, denn sie ist ein Zeugnis und ein Dokument aller Erscheinungen, auch für die, welche nach uns kommen und ein Recht haben zu wissen, wie es in unserer Zeit aussah."

„Nun also?" rief Lars lächelnd.

Josephine ließ sich durch seine wohlwollende Miene nicht stören, nicht beleidigen. Sie mußte aussprechen, was sie seit Tagen gedacht, denn er sollte wissen, daß sie sein Schaffen mit Überzeugung verwarf und nicht aus Unverständnis. Auch mußte sie erfahren, ob er sich als eins mit seinen Werken bekenne. Sie mußte in die Seele des Sohnes blicken.

„Und wer weiß es genauer als gerade ich, daß eine nur heitere, oder eine beschönigende Kunst eine Lüge wäre, denn das Leben ist für die Mehrzahl der Menschen eine Kette von Traurigkeiten oder Mühsal. Auch glaube ich, daß durch verklärte oder beschönigte Darstellungen des Lebens Bitterkeit in die Herzen jener gesenkt wird, welche täglich an sich erfahren, wie schwer und hart dies Dasein ist. Die Nachtseiten hören nicht auf zu existieren, weil man sie totschweigt."

„Aber, Mutter, du gibst mir ja recht," sagte Lars, der anfing die nachsichtige Geduld zu verlieren, welche er sich seinen Eltern gegenüber vorgenommen gehabt.

Josephine stand aber unbeweglich und sah ihn immerfort fest an, mit jenen durchdringenden Blicken, vor deren Klarheit ihm schon als Kind die Lüge nicht von den Lippen wollte.

„Es muß und soll dem berufenen Priester und Erzieher des Volkes, dem Dichter, das Recht bleiben, auch in die Abgründe zu leuchten, wenn er das Licht hinabfallen läßt, um die Finsternis zu verscheuchen. Nicht aber soll er am Abgrund stehen, im frevelhaften Vergnügen hinabzuschauen und sich am widrigen Anblick zu ergötzen. Er soll das Laster nicht schildern, weil die Schilderung ihn und den Leser reizt. Wenn sich ihm auf dem Wege zu einem sittlichen Ziel Untiefen zeigen, so soll er sie mutig durchschreiten und sie ehrlich aufdecken. Es soll einen wahrhaftigen Zweck haben."

„Die Wahrheit um der Wahrheit willen, das ist mein Zweck," sagte Lars.

„Und du bist nicht einmal wahr," sprach Josephine. Sie ging auf ihn zu, nahm seine Hand und sah ihn weicher an. „Wie sehr müßte ich dich beklagen, wenn du die Welt nur so gesehen hättest, wie du sie zeigst. In deinem Buch gibt es nur gemeine Weiber, keine edlen Frauen. Und so gewiß es keinen vollkommen guten Menschen gibt, gibt es auch keinen vollkommen verworfenen. Auch der Schlamm, wenn du ihn sorgfältig filtrierst, gibt noch einige Tropfen klaren Wassers."

Lars zuckte die Achseln.

„Mir ist in meinem Leben keine edle Frau begegnet. Und die sich solche Mienen geben, die heucheln nur. Die Unzuverlässigkeit, die Gewinnsucht, die Treulosigkeit und Kleinlichkeit ist nun einmal das Erbteil der Frau. Das Einzige, was der Mann kann, ist Gnade üben an reuigen Sünderinnen."

„Und deine Mutter!?" fragte Josephine ganz laut.

Sie vergaß den schlummernden Kranken nebenan und daß ihre hallende Stimme ihn wecken könne.

Lars stand bestürzt. Die Frage verwirrte ihn für einen Augenblick. Ehe er noch etwas sagen konnte, fügte sie voll Strenge und Hoheit hinzu:

„Wer von den Frauen schlecht denkt, beleidigt seine Mutter."

„Aber ich bitte dich, Mutter! Mein Buch, das ist doch eine Sache für sich, das ist der Extrakt, den ich aus dem Leben außerhalb deines Kreises gezogen habe," sagte er unsicher.

„Ist es eine Sache für sich — nicht eins mit deiner Seele und darf ich das hoffen? Dann aber muß ich mich fast entsetzen, wie leidenschaftlich beredt du — lügen — phantasieren — anempfinden kannst. Oh Lars, hast du hier, in diesem stillen Hause die Neigung eingesogen, dich dem Niedrigen zuzuwenden?" fragte sie in immer steigender Erregung.

„Es mag der Trotz gewesen sein, für den das Gegensätzliche den größten Reiz hat. Aus zuviel Enge strebte ich nach zuviel Ungebundenheit. So hat im Grunde dennoch die verkehrte Erziehung schuld."

„Es kommt eine Zeit, wo der Mensch sich selbst erzieht," sagte sie scharf. „Nur ein haltloser Charakter bürdet fort und fort den Fehlgriffen des Vaters auf, was die eigene Schwäche verschuldet."

„Nun gut, so nehme ich denn, was ich bin und leiste völlig auf meine eigenste Rechnung," sprach Lars mit unkindlichem Spott. Er fand seine Mutter so anders, als sie ihm vorgeschwebt. Anstatt einer dankbar beglückten alten Frau — merkwürdigerweise hatte er sich seine Mutter als sehr gealtert vorgestellt — stand ein stolzes Weib vor ihm, mit dem Antlitz einer Richterin.

Sein Herz war verhärtet, er hatte zu lange über weichmütige Rührseligkeit lachen hören und mit gelacht, als daß er wagte, sich vor seiner Mutter zu beugen. Das wäre ihm so — altmodisch vorgekommen.

„Du kannst dich aber beruhigen," setzte er hinzu, „das Geld, welches ich dir bringe, stammt nicht von dem Buch, welches du so verwünscht. Der Verleger hat mir kein Honorar gezahlt und erst, wenn er seine Kosten herein hat, teilen wir den Gewinn."

„So hast du andere Einnahmequellen? Eine feste Stellung? Kannst du es auch entbehren? Wir kommen auch so durch — gewiß Lars — ich laß es dir gern — jetzt als wirkliche Anleihe," sagte sie leise.

Und da zuckte etwas in ihm auf wie Rührung. Seine Stirn rötete sich, ihre Selbstlosigkeit beschämte ihn.

„Nein, Mutter," sprach er, „ich kann es entbehren. Eine Frau hat es mir gegeben — eine Frau, von welcher ich ohne Verlegenheit nehmen darf. Ich arbeite es ab. Es geht mir gut. Ein künstlerisch ausgestattetes Heim ist mein eigen. Oh Mutter, wie thut mir der Luxus wohl. Der Zug nach vornehmen Lebensformen muß mir ja wohl im Blute liegen. Ich muß mirs wohlsein lassen können, wenn ich freudig schaffen soll. Siehst du, das kommt mir von deinem Geschlecht, das ist Rothkreuzsche Art. Und obschon ichs in jedem, was ich schreibe, verfechte: der Mensch wird durch seine Umgebung, so sehe ichs an mir, die Vererbung ist kein leerer Wahn. Und der Mensch kann auch werden, aus Trotz gegen seine Umgebung."

„Du weißt ...." stammelte sie.

„Seit langem. Ich sah dein Wappen beim Grafen Thilo. Und aus vorsichtigen Fragen ergab es sich: daß sein Vater eine Schwester gehabt, die verschollen wäre. Verschollen!" Lars lachte. „Das war so wenig schmeichelhaft für den Namen Steiner, daß ich unseren Zusammenhang nicht kundthat. Siehst du, Mutter, an deiner Jugendliebe scheiterte im Grunde mein Geschick — mir hätte das Leben als Sohn eines Aristokraten besser behagt, denn als armer Teufel von Lehrerssohn."

„Schweige," herrschte sie ihn an. Er marterte sie, Stück um Stück zerriß er ihr die Hoffnung und den Glauben.

„Also, die Frau, die mir das Geld gab — ist meine Frau! Dir dies zu sagen, meiner Ehe den mütterlichen Segen zu erflehen, bin ich gekommen," sagte er und nahm die beiden Hände seiner Mutter, „meine Frau ist ein guter Kerl, abergläubisch und kindisch, wie eben meist alle Künstlerinnen. Geh, sagte sie, Muttersegen baut den Kindern Häuser, heißts nicht so oder ähnlich, geh und hol uns den Segen."

Josephine sah ihren Sohn fassungslos an. Wie, ihr Sohn, ihr Knabe, war verheiratet? Dieser junge Mensch, der ihr Geschöpf war, hatte seinerseits wiederum eine Familie gegründet und einen eigenen



Ein Studienblatt von Alexander Wagner.

Herd gebaut? Ihr kam es vor, als sei er ihr dadurch völlig entrissen und ein Wesen für sich geworden, welches nicht mehr im Zusammenhange mit ihr stand. Plötzlich, so schien es ihr, war sie auch der letzten Macht und Autorität über ihn verlustig gegangen. Er war eine neue Generation, ein Geschlecht für sich.

Diese Aufwallung, der Eifersuchtsschmerz der Mutter, die begreift, daß sie nicht mehr die allerersten Ansprüche an den Sohn hat, ging vorüber.

Ihr gerechter Sinn faßte sich schnell, und nur das wehmütige Erstaunen blieb, daß der Sohn sie nicht vorher gerufen hatte: komm, Mutter, und sei als segnende Zeugin meiner Weihe- und Feststunde gegenwärtig.

„Oh mein Sohn!“ sagte sie mit bebender Stimme, „wie bestürmst du mein Herz! Wie viel hab' ich an dir zu verstehen und zu entschuldigen. Und nun kommst du, der als knabenhafter Jüngling ging, mir als Ehemann wieder. Wollte doch hierbei

nichts zu entschuldigen sein, als daß du mich bei deiner Trauung entbehren mochtest!"

Ihrer Weichheit gegenüber fand er besser den rechten Ton, er fühlte sich sicherer als vor ihren streng forschenden Augen.

Nun zog er sie liebevoll an sich, und Josephine lehnte ihr Haupt gegen das seine. In ihrem Herzen ward es stille.

Im Zimmer wurde es kühler und schattiger, durch die befrorenen Scheiben fiel nur noch ein graues, unfreundliches Licht.

„Wie kam das so schnell? Wer ist sie? Wie heißt sie?" fragte Josephine. Daß Lars von einer „Künstlerin" gesprochen, hatte sie ganz überhört.

Lars nahm sie um die Taille und führte sie zu ihrem Stuhl. Er setzte sich ihr gegenüber und sprach:

„Ich muß dir alles erzählen. Nach mehr als drei Jahren harter Kämpfe und Entbehrungen, nach einer Zeit, wo ich schon jede Hoffnung auf Erfolg aufgegeben hatte, trat „sie" mir entgegen. Ich wich ihr zuerst aus, obgleich ihr Auge schon bei der ersten Begegnung mir verriet, daß ich ihr nicht gleichgültig war. Monate voll Entmutigungen vergingen, mein Drama war herausgekommen und von niemand beachtet worden, als eben von ihr. Und sie führte es zum Licht, durch sie wurde mein Name und durch mich der ihre bekannt. Schon daß die gleiche Stunde unsern Ruf gebar, mußte uns verbinden. Und dann ihr Heim, ihr Wesen! Ich, der ich immer nach Schönheit und nach Luxus lechzte, fand bei ihr, wonach meine Seele verlangt. Ich, der unter der Enge geseufzt hatte, fand bei ihr die freie und wahre Auffassung des Lebens. Und ich sah mich geliebt. Sah, daß ich als ihr Gatte die Freiheit zum Schaffen haben würde, denn die großen Einkünfte der gefeierten Schauspielerin halten die gemeine Sorge fern. So sehe ich denn meiner Zukunft freudig ins Auge."

„Und das von dieser Frau geliehene Geld brachtest du deiner Mutter als Zahlung der Jugendschuld heim?"

Lars erschrak vor dem harten Ton und dem ehernen Gesicht.

„Mein Gott, warum nicht? Was meiner Frau gehört, gehört mir," sagte er zögernd.

„So hast du deine Ehre bei mir verloren!"

„Mutter!" rief er drohend.

Sie stand auf. Voll eisiger Ruhe fragte sie weiter:

„Das Weib, welches das deine ist, heißt Lolla Vanescay?"

„Du weißt . . . ." stotterte er.

Doch sie, in vernichtender Kälte, fuhr fort: „Und hattest du ihr nichts, garnichts zu vergeben, bevor du ihr den Namen deines Vaters verliehest?"

„Ich? — Nun — es sähe jämmerlich aus um meinen Charakter, wenn ich nicht die veredelnde Priesterthat in Wirklichkeit begehen wollte, über die ich ein begeistertes Buch schrieb," antwortete er.

„Du hast gewagt, ein Weib wie dieses zur Tochter deiner Mutter, zur Schwester deiner Schwester machen zu wollen," sprach sie.

Wie Keulenschläge von kaltem Eisen fielen ihre Worte auf sein Haupt. Doch er wehrte sich, er war ein selbstherrlicher Mann, er wollte nicht als ein Kind vor seiner Mutter stehen.

Im frevelhaften Trotz gingen schreckliche Worte von seinen Lippen:

„Wenn ich denn herabgestiegen bin, so wärest du die letzte, welche zürnen dürfte. Die Stufe von Lars Steiner bis zur Lolla Vanescay oder vielmehr zu Lorchen Scharnikow, der Schneiderstochter, denn das ist ihr richtiger Name, die Stufe abwärts ist nicht so weit, wie jene, welche die Gräfin Rothkreuz niederstieg, als sie den Doktor Steiner heiratete."

Kaum hatte er gesprochen, so faßte ihn wahnsinniger Schrecken. Die Ahnung von etwas Entsetzlichem blitzte in ihm auf. Er sah vor sich ein flammendes Angesicht, wildzürnende Augen. Und jäh schon fuhr wie ein Peitschenschlag die Frauenhand auf seine Wange nieder.

Josephine hatte ihren Sohn geschlagen!

— — — — — — — — — — — — —

Sie fuhren beide zurück und einen Herzschlag lang starrten sie sich voll Grauen an.

Der Atem der Frau ging laut und mühsam, als arbeite er sich nur unter ungeheurem Druck hervor.

Der Sohn war leichenblaß, und seine farblosen Lippen bebten. In seinem Blick lag Furcht und Entsetzen gemischt. Aber er konnte den Blick nicht lassen von der Mutter, sie hatte eine grauenvolle Gewalt über ihn und indem er sich von ihr be-

zwungen fühlte, war ihm zugleich, als müsse er ihr dennoch die Stirn bieten.

Sie hob an zu sprechen, heiser, aber dennoch fest. Man sah es, nur ihr Körper, ihre Organe gehorchten nicht, in ihrer Seele war schreckliche Klarheit.

„Ich bin deine Mutter," sprach sie laut, „ich kann mich nicht von dir scheiden, bist du gleich ein Ehrloser und Verlorener! Die Natur hat mich an dich gekettet, und ihre Bande sind unzerreißbar. —

Aber du hast deinen Vater beleidigt, du hast ihn und sein ehrenvolles Dasein für gleich geachtet dem Namen und Sein jener Ehrlosen. —

Du hast ihr den Namen deines Vaters gegeben. Wir können es nicht ungeschehen machen. —

Ich habe dich geschlagen, mein Zorn war mächtiger als ich. Aber ich bereue es nicht, denn ich bin dein Richter, dir von Gott gesetzt. —

Wie Schmach mag sie weiterbrennen auf deiner Wange, diese Röte. Aber nicht zum Fluch soll sie dir werden, sondern zur Mahnung, daß du dich reinigst in deinem Denken und Leben, damit du wieder wert seiest, vor das Angesicht deiner Mutter und deines Vaters zu treten."

Sie hatte in Absätzen gesprochen. Aber selbst in den kurzen Pausen zwischen ihren Worten verharrte Lars stumm und wandte seinen Blick nicht von ihr.

Sie richtete sich höher auf. Die Majestät ihres Zornes leuchtete von ihrer Stirn. „Ich verweise dich aus diesem Hause," sprach sie weiter, und ihre Stimme war nun fest und klar.

„Mutter!" rief er beschwörend.

„Geh!"

„Du sagst dich von mir, deinem Sohn, los?" rief er.

„Nein. Auch der Sohn, den ich nicht achten kann, bleibt mein Sohn! Aber er soll sich erst wert zeigen, meine Liebe wieder zu empfangen. Geh!"

„Nun denn," rief er aus, in maßlosem Trotz vergehend, „ich sehe, du bist wie er! Als Kind wollte er den selbständigen Menschen in mir töten, jetzt, wo ich ein Mann bin, soll ich mich deiner Enge anpassen. Ich gehe, wie ich damals ging! Aber ich bin nicht der Mensch, in kläglicher Reue zurückzukehren. Leb wohl."

Ein böses Lächeln auf den Lippen, streckte er ihr die Hand hin.

Josephine stand wie ein Bild von Stein.

„Die Hand wirst du deinem Sohn noch geben können!"

„Es ist die Hand, welche von jener Frau Geld annahm," sprach Josephine klar.

„Und womit, wenn ich fragen darf, soll ich sie reinwaschen davon?" fragte er höhnisch.

„Damit, daß sie nützliche und sittliche Arbeit schafft."

Lars ging zur Thür. Er hielt den Klopfer mit der Hand umklammert, seine Haltung war die eines, der in der nächsten Sekunde fortgehen will.

„So verstehen wir uns denn nicht. Mein Buch war eine nützliche und sittliche Arbeit."

Er zögerte noch. Vielleicht wallte dennoch in seinem Herzen der Wunsch auf, daß ihre Mutterliebe allen Zorn durchbrechen und überwinden werde, daß das Naturgefühl sie zu ihm reißen müsse wie vorhin bei seinem Eintritt.

Vielleicht empörte sich auch sein Hochmut, daß er so von einer Schwelle fliehen solle, die er mit dem Gefühl des Glückspenders betreten.

Aber die Sekunden verrannen. Durch die Dämmerung leuchtete das weiße Gesicht der Frau und ihre ernsten, fest blickenden Augen. Sie rührte sich nicht, und kein Beben ihrer Hände, kein unwillkürliches Zucken der Finger verriet, ob in ihrer Seele noch ein Kampf erwache, ob ihre Mutterliebe ihren Richterspruch umzustoßen drohe.

Es schien, als stehe sie und erwarte, daß er gehen solle, wie sie ihm geheißen.

Und er ging. Er warf den Kopf zurück und in plötzlicher Eingebung, mit der Blitzesschnelle, wie ein Phantasiebild entsteht, sah er neben diesem kahlen, grauen, kalten Zimmer ein farbenfroh üppiges Gemach vor sich und darin ein dunkeläugiges Weib, welches ihn beschwor, doch ihr Gatte zu werden, da sie Halt und Schutz im Leben brauche und ihm mit heißer Liebe und sorglosem Wohlleben lohnen wolle.

Hier war er der Gerichtete, dort er der Richter. Hier war er der Verdammte, dort er der Gnadenvolle.

Und seine selbstisch-herrische Natur begehrte den Sieg.

Er ging. Die Thür fiel hart ins Schloß.

Der Ton durchfuhr die Frau. Sie zuckte zusammen, und ein Gefühl der Furcht packte ihre Seele in der bleiernen Dämmerung.

Mit dem Eilschritt der Angst hob sie den Fuß und riß die Thür auf zum nächsten Gemach.

Dort brannte ein flackerndes Licht auf dünner Kerze neben dem Bett des Kranken. Und er lag mit verzerrtem Gesicht und angstvoll geöffneten Augen da.

„Josephine — Mein Weib!“ rief er heiser.

Sie stürzte neben seinem Bett nieder. Sie sah es, er hatte jedes Wort vernommen, und von den unzerreißbaren Fesseln der Lahmheit an sein Lager gekettet, hatte er namenlose Qual erduldet.

Er hatte eine Stunde durchlebt wie jemand, der gebunden zusehen muß, wie man ihm das Liebste mißhandelt.

Seine Hände tasteten schwer nach ihrem Haupt und legten sich schwer auf ihr blondes Haar.

„Das Leben ist hart mit dir,“ flüsterte er, „es stößt immer neue Schwerter in dein Herz.“

Sie fand noch nicht die Fassung, ihm ein mutvoll ruhiges Gesicht zu zeigen, fast unhörbar murmelte sie:

„Nicht alle können im Lichte leben.“

Er sah wie träumend ins Ungewisse. Seine Sinne verwirrten sich, die Anstrengung des Horchens, die Erregung der Ohnmacht waren für ihn zu viel gewesen. Allerlei Worte und Klänge schwirrten in seinem Gedächtnis durcheinander. Seine Wangen glühten.

Plötzlich richtete er den Kopf auf, und sein hageres Gesicht flammte in Fieberhitze. Singend halb, halb sprechend kam es von seinen Lippen:

„Hüter, ist die Nacht bald hin?“

Josephine sprang auf und sah ihren Gatten zurücksinken, und bläulich-rote Farbe dunkel sein Gesicht überziehen.

Zum zweitenmale war der schwache Körper vom Schlage betroffen worden.

11.



Walburgas Abschiedskummer verflog nicht so schnell. Zwar ihre Thränen versiegten vor dem Wunsch, noch so lange als möglich die Türme ihrer Heimatsstadt zu sehen. Die Stirn am betauten Coupéfenster, lugte sie nach den roten, spitzbedachten Turmriesen zurück, die sich, je nach den Windungen der Bahnlinie im flachen Lande hin und her zu schieben schienen und bald hinter einem Waldstreifen auftauchten, bald zwischen dem Horizont und einer Wellenlinie der beschneiten Felder sich aufreckten.

Der weiße Glanz der Schneebreiten that dem Auge weh, dessen Lider noch von Thränen gerötet waren.

Walburga setzte sich endlich in ihrer Ecke zurecht, nachdem sie das Fenster ein wenig herabgelassen hatte. Im überheizten Coupé ward ihr nicht wohl.

Sie dachte nicht eigentlich zurück und noch weniger voraus. Ein unbestimmter, allgemeiner Ernst lag wie ein schwerer Druck auf ihrem Gemüt.

Sie war noch nie gereist, selten in der Eisenbahn gefahren und höchstens einmal kurze Strecken, wenn man im Sommer eine kleine Ferientour machte. Ihr schien die Fahrt endlos, schon bis zum ersten Knotenpunkt, wo sie den Wagen wechseln mußte, und als sie umgestiegen war, glaubte sie, man werde jeden Augenblick ankommen.

Diese Ungeduld, im Verein mit ihrer gedrückten Stimmung und der Nachwirkung des heftigen Weinens, machte ihr starke Kopfschmerzen.

Es war schnell Nacht draußen geworden, der Zug raste in sie hinein. Walburga konnte nicht einmal die Dunkelheit recht sehen, denn im Fenster spiegelte sich blank der Inhalt des Coupés wieder: auf grauen Kissen ein paar Frauengestalten mit müden, überdrüssigen Gesichtern, die Netze voll Gepäck, die grelle Gasflamme in dem aus dem Wagendach abwärts vorspringenden Halbrund von Glas.

Zuletzt vergaß Walburga die Zeit, ihr schien es, als fahre sie schon Tage, sie sah nicht mehr nach der Uhr und ließ in dumpfer Ergebenheit die Stunden verrinnen.

Neben dem Geleise, auf welchem der

Eilzug hinjagte, so daß es oft schien, als rollten die Wagen nicht immer fest auf den Schienen, sondern würden vorwärts gerissen, tauchten gelbe, rote, grüne Lichter auf und mehrten sich, so daß es aussah, als schwirre eine Schar Leuchtkäfer mit dem Zuge.

Und mit einemmale donnerte es schütternd über der Wagenreihe: sie war in die Halle des Lehrter Bahnhofs eingefahren, der Widerhall von den Wänden und dem Glasdach toste durch den Raum.

Walburga suchte herzklopfend ihre Sachen zusammen, ließ die drei Damen, die ihre stummen Reisegefährtinnen gewesen, erst aussteigen und kletterte dann mit schweren Füßen den Tritt herab.

Unsicher stand sie da, suchte auf und ab mit bangen Augen zwischen den Menschen, welche sich vor der Wagenreihe tummelten. Da sah sie unweit in dem Gedränge einen Mann, er stand unbeweglich und nötigte die hastigen Reisenden ihm auszuweichen. Er trug einen Havelock, hatte einen rot-blonden Vollbart und ein kleines dunkles Hütchen auf.

An dem stattlichen Bart erkannte Walburga, daß es Graf Gerd sein müsse, denn dieser Bart allein war in ihrem Gedächtnis geblieben, als Merkmal der äußeren Erscheinung.

Graf Gerd ließ seine Blicke forschend an den geöffneten Wagenthüren entlang gehen. Walburga sagte sich, daß er sie doch nie erkennen könne, und daß es ihre Pflicht sei, den entgegenkommenden Schritt zu thun. Sie vermochte es vor Verlegenheit nicht über sich.

Doch bemerkte er schon das hilflos dastehende Mädchen.

Er kam rasch heran. Sowie er dies junge, jetzt so ernste und bleiche Gesicht und die hohe, schon voll entwickelte Gestalt sah, wußte er, es war Walburga Steiner.

„Ich hätte sie unter Tausenden erkannt,“ sagte er sich in seiner lebhaften Einbildungskraft, welche natürlich unterschätzte, daß hier die Umstände ihn förmlich darauf stießen: das ist sie.

Er stand vor ihr und lüftete den Hut.

„Mein teures Fräulein!“ sagte er tief bewegt.

Walburga sah ihn kaum an und murmelte etwas, wie von „Grüßen von Mutter.“

Gerds Diener, der Schildwache an der Wand der Halle gestanden und seinen Herrn pflichtschuldigst beobachtet hatte, kam jetzt heran, nahm Walburga die Sachen ab, schritt dem Paare voran zur Droschke und ließ sich den Gepäckzettel geben.

Gerd saß wartend neben Walburga im Wagen. Um sie herum war ein unaufhörliches Räderrollen, Peitschenknallen, Rufen. Dazu von fern her der Lärm der Weltstadt, das Klingeln der Pferdebahn.

An eine Unterhaltung war nicht zu denken. Walburga glaubte, ihr armer Kopf müsse springen; Gerd war zufrieden, daß er schweigen und sie betrachten durfte. Er hatte das Talent, jede Lage schön auszukosten, indem er eine Menge warmer und reicher Gedanken hineintrug.

Nun also hatte er Josephinens Kind neben sich. Von dieser Stunde an sollte Walburga so gut wie seine Tochter sein. Und wie sie der Mutter glich; nur die Augen waren anders, dunkler, heißer. Sie war überhaupt schöner und älter als ihr Bild, und man hätte sie für über zwanzig halten können. Gerd war entzückt davon, er hatte ein halbes Kind erwartet und fand eine stolze, schöne Dame. Daß Walburgas Kopfschmerzen, ihre Beklemmung, der Abschied, sie bleich und älter aussehend machten, wußte er ja nicht. Aber sicherlich ward er morgen ebenso entzückt von ihren jugendfrisch blühenden Wangen und ihrem unreifen Wesen.

Sie fuhren zum Hotel Continental.

Man wies Walburga ein Zimmer im ersten Stockwerk an, Gerd hatte es selbst ausgesucht und es wirkte in seiner wohnlichen Pracht sehr auf Walburga. Sie staunte den dicken Teppich, das mächtige Bett, das englische Waschgeschirr an. Auf dem Tisch stand Thee.

Sie trank davon und fing an sich besser zu fühlen.

„Ach,“ dachte sie, „das sollte Mutter auch gut thun, in so einem Zimmer zu wohnen.“

Kaum hatte sie sich gewaschen und ihr dunkelblaues Kleid hübsch sauber gebürstet, so klopfte der Kellner und meldete, daß der Herr Graf sie erwarte.

Walburga genierte und ängstigte sich ein wenig vor dem Kellner. Aber indem sie ihm folgte, dachte sie: „ach was, nur immer mutig!“ Das war ein klein keder



Mütterlicher Unterricht. Marmorgruppe von E. Delaplanche.

Schulmädchengedanke, derselbe, den sie einst immer gehabt, wenn sie ihre Aufgaben nicht gut gelernt hatte.

Unten, im Restaurationssaal zu ebener Erde, kniff Walburga geblendet die Augen zu, das Lichtmeer aus den elektrischen Lampen, das Funkeln von Krystall und Silber auf den vielen kleinen, weißgedeckten Tischen that förmlich weh.

Graf Gerd stand schon vor ihr. Er sah so glücklich aus, er sah seinen Schützling so zärtlich an, daß sein Gesicht förmlich verklärt war.

Walburga war auch glücklich; die liebevolle Güte in seinem Wesen that ihr wohl, sie kam sich weder fremd noch verwaist vor.

Er führte sie an einen kleinen Tisch, der hart unter den jetzt dicht verhängten Fenstern stand, und nahm ihr gegenüber Platz. Er reichte ihr die Speisekarte. Walburga hatte noch nie eine solche in Händen gehabt. Sie überflog die gedruckten Seiten — es war ein ganzes Büchlein und jede Speisesorte nahm ein Blatt für sich ein — gab sie Gerd zurück und sprach:

„Ich verstehe weder auszuwählen, noch kenne ich all die Gerichte, die da aufgeführt sind — wenigstens nicht unter den merkwürdigen Namen. Ich habe noch niemals in einem Hotel gespeist. Dies ist meine erste Reise in die Welt hinein. Alles ist mir fremd, neu und bedrückend prachtvoll. Sie müssen mich ganz und gar bevormunden."

Der eigenartige Freimut dieser Erklärung erfreute ihn sehr. Manches Mädchen hätte geglaubt, es sich schuldig zu sein, Gewandtheit und Unverwunderung zu heucheln. Gerade die Jugend gesteht so ungern Hilflosigkeit ein.

Graf Gerd machte die Bestellung. Dann sah er Walburga wieder an und fragte sie nach allerlei nebensächlichen Dingen der Reise, nur damit sie sprechen möge, und weil er nicht gut wußte, was sonst mit ihr reden.

Er hätte sie ja nach der Mutter fragen können, nach seiner Jugendgeliebten, nach der edlen, von ihm immer noch heiß bewunderten Josephine.

Aber sonderbar: der Gedanke an Josephine hatte plötzlich etwas — ja, etwas Unbequemes für ihn.

Und als Walburga einmal sagte: „Mutter war Ihre Jugendfreundin und Altersgenossin?" antwortete er schnell:

„Oh, Ihre Mutter war doch erheblich älter als ich."

Darnach errötete er und wunderte sich, weshalb er das so gesagt.

Walburga sah sich ihren Beschützer auch eingehend genug an. Sie verstand sein Gesicht nicht recht, es war edel in der Form und im Ausdruck, die blauen Augen blickten so treu und gut, aber trotz des mächtigen rotblonden Bartes sah es gar nicht kriegerisch oder strenge aus. Walburga verstand sich noch nicht klar zu machen, daß auf diesen Zügen ein allzu weicher Ausdruck ruhte, der dem Angesicht das Gepräge echter Männlichkeit nahm. Aber eins verstand sie doch schon: die unaussprechliche, reine Güte seines Wesens und die erfüllte sie mit unbegrenztem Vertrauen.

Bald wurde Walburga aber müde, und als er das bemerkte, riet er ihr zu Bett zu gehen. Vor dem Abschied sagte er noch:

„Teure Walburga, ich bitte Sie, ohne Bangen an Ihren neuen Lebenskreis zu denken. So verschieden er auch von Ihrem bisherigen ist, Sie haben die Eigenschaft, welche Ihnen überall Sicherheit verleihen muß und Achtung erringen wird: ein ehrliches, unverdorbenes Gemüt."

Walburga sah ihn etwas verwundert an. Nach einigem Besinnen sprach sie:

„Ich habe gar kein Bangen gehabt und habe es auch heute nicht, trotz der vielen neuen Dinge, die ich schon sah. So wie meine Mutter mich gelehrt hat, mich zu benehmen, wird es wohl überall in der Welt am richtigsten sein. Oder glauben Sie nicht? Natürlich macht man trotzdem mal eine Dummheit, denn ich bin noch so jung und kann nicht immer alles so schnell bedenken, wie Mutter würde. Oft fällt mir erst gleich nachher ein, was richtig gewesen wäre zu sagen, zu thun oder zu verschweigen, wenn das Unrichtige schon heraus ist. Aber so etwas ist gänzlich meine eigene Schuld; an der Erziehung liegt es nicht."

Gerd fand in allem, was sie sagte, einen Grund zu neuer Bewunderung. Anstatt eine leise Empfindlichkeit herauszufühlen, die bestrebt war, die Mutter gegen den Verdacht zu verteidigen, als habe sie etwa der Tochter keine tadellosen Manieren beigebracht, sah Gerd in Walburgas Worten nur den

Beweis eines stolzen Charakters, der sich überall sicher fühlt.

„Schließlich ist sie ja auch eine Rothkreuz,“ sagte er sich befriedigt, und der Gedanke kam ihm abermals, daß sie wieder eine werden müsse!

Er wollte mit Thilo reden.

Die halbe Nacht durchwachte er, sich allerlei rührsame Zukunftsscenen ausmalend.

Am anderen Morgen fragte er Walburga, ob sie nicht gern noch einen Tag Berlin sehen wolle, obschon er sich gestand, daß sie vor der Welt ein merkwürdiges Paar zusammen bildeten: Graf zu Rakitsch mit der Gesellschafterin seiner Tante.

Walburga wäre sehr, sehr gern geblieben, aber sie sagte:

„Oh, ich danke vielmals. Nein. Ihre Frau Tante erwartet mich doch, und mit einer Versäumnis will ich nicht meine neue Pflicht beginnen.“

Also reisten sie.

Gerd, der manchmal wie ein Knabe sein konnte, dachte an den Bahnhöfen: ob man die schöne junge Dame an seinem Arm wohl für seine Frau hielte. Die Vorstellung, daß es möglich sei, erfüllte ihn mit großer Freude.

Es war schon spät abends, als sie auf dem Bahnhof von Kozlin ankamen, und Walburga fuhr im Dunkeln ihrem neuen Wohnort entgegen.

Gerd wollte ihr durch Beschreibung ersetzen, was das Auge entbehrte. Er spähte fortwährend in die Nacht hinein und erklärte bald seine Grenze, seinen Wald, Punkte der Straßen, von wo aus man am Tage das Nachbarschloß Zembowitsch sah, die Fischteiche, das Dorf.

„Ich werde alles morgen sehen,“ sagte Walburga, welche diese Erklärungen sehr überflüssig und die stete Beflissenheit ihres Beschützers schon beinahe drückend fand.

Bei der Ankunft auf Rakitsch war natürlich von der Gräfin Fedora nichts mehr zu sehen. Die lag längst im Bett und las, wie sie es jeden Abend von neun Uhr ab pflegte.

Walburga fand ihr Zimmer reizend, Gerd hatte es mit hellgeblümtem Stoff ausstatten lassen und entgegen seiner ersten Absicht doch fast ängstlich jeden besonderen Aufwand vermieden. Der weiche, oder vielmehr weibliche Zug in seinem Wesen hatte ihm die Fähigkeit verliehen, in jeder Weise das Rechte zu treffen; es war ihm sogar gelungen eine Reihe kleiner Pflichten für Walburga aufzustellen, damit sie sich einbilden könne, man brauche sie hier wirklich.

Die Gräfin Fedora hatte erlaubt, daß Walburga ihr jeden Nachmittag eine Stunde vorlesen und ihr den Thee machen dürfe. Es war ihr zwar sehr lästig, aber schließlich konnte sie Gerd doch nichts abschlagen, da seine Güte ihr dies bequeme Alter schuf.

Walburga war innerlich etwas erstaunt über diese Frau, sie hatte sich kindlicherweise vorgestellt, daß eine Gräfin immer vornehm und stolz aussehen und sein müsse. Die unordentliche Stube und der nicht ganz saubere Schlafrock der Dame erregten täglich neu ihr Verlangen, hier Wandel zu schaffen. Nach einigen Tagen bat sie um Erlaubnis, aufräumen und abwischen zu dürfen.

Gräfin Fedora bewegte langsam verneinend den Kopf, welchen sie gegen ein Kissen an der Stuhllehne gedrückt hatte. Die Hände vor dem Magen gefaltet, wo sie einige Knöpfe ihres Kleides gelockert hatte — denn es war nach Tisch und Fedora glaubte es sich schuldig zu sein, bis zur Theestunde „in Toilette“ zu bleiben — schwer atmend, aber in bester Zufriedenheit saß sie am Fenster.

„Lassen Sie nur, Kind. Ob mein Tuch da oder dort liegt, ob der Tisch voll oder leer ist, das ist ja ganz egal. Machen Sie sich keine Mühe. Das Leben ist so wie so sehr mühsam.“

Walburga besann sich darauf, daß Gerd sie gebeten hatte, der alten Dame nicht mit Verbesserungsgelüsten lästig zu werden.

Sie nahm das Buch und setzte sich der Gräfin gegenüber. Es war ein Roman von Gréville, und Walburga gab sich die größte Mühe, das Französische klar und gut auszusprechen, wobei sie nicht vermeiden konnte, daß man ihr diese Mühe anhörte.

Nachdem sie eine Seite gelesen hatte, seufzte Fedora atemlos auf.

„Ich bin so kurzluftig heute,“ sagte sie in Absätzen, „das Essen war schwer — wie kann die Wiersky nach Entenbraten warme Schmalzkuchen geben — sagen Sie es ihr — bitte, lesen Sie nicht mehr — wenn ich so kurzluftig bin — kann ich nicht lesen hören.“

An einem anderen Tage, als Fedora auch nicht lesen hören konnte, bat Walburga um Erlaubnis, die Spitzen an dem Kleide der alten Gräfin annähen zu dürfen. Drei Tage hatten sie schon lose über der mächtigen Büste gehangen, seit heute hatte Fedora sich entschlossen, sie festzustecken.

Die Gräfin wunderte sich einige Augenblicke über dies Anerbieten. Dann sagte sie:

„Oh bewahre. Die Nina, das Stubenmädchen, sieht Sonnabends meine Kleider nach.“

Es war Mittwoch, also dachte Fedora noch bis Sonnabend mit den weißen Stecknadeln in den schwarzen Spitzen zu erscheinen.

Alle Versuche, sich der alten Dame nützlich zu machen, blieben vergeblich. Ihre ungeheure Bequemlichkeit war bis zur Bedürfnislosigkeit vorgediehen, denn ein Bedürfnis empfinden, ist doch immerhin noch geistige Regsamkeit.

So dauerte es keine vierzehn Tage, und Walburga hatte die Komödie begriffen. Sie fühlte sich schmerzlich erregt und völlig ratlos.

Ihr Stolz riet ihr, sich augenblicklich offen mit dem Grafen Gerd auszusprechen und zu gehen.

Ihre Kindesliebe schreckte davor zurück, mit der Stelle des schönen Einkommens verlustig zu gehen, davon sie ihrer Mutter den größten Teil zu schicken dachte.

Und dann: dies Wohlleben schmeckte ihr selbst nicht übel.

Endlich aber bemerkte sie sehr wohl, daß Graf Gerd durch ihre Gegenwart sehr beglückt war.

All dies beschäftigte sie einige Tage stark. Von der Mutter kam ein Brief, daß es dem Vater wieder schlechter gehe, und diese Nachricht drängte ihr den Entschluß auf, schweigend zu bleiben.

Doch der Entschluß konnte nicht bestehen, da er in ihrem Charakter einen zu großen und stündlich wühlenden Gegner hatte.

An einem Tage, als Gräfin Fedora ihrer wieder durchaus nicht bedurfte, und die kleinen, künstlich geschaffenen Pflichten alle schnell erledigt waren, saß Walburga sehr schweigsam bei Tische. Es gab wieder einmal eine allzu reichliche Speisenfolge, denn die Wiersky, die Wirtschafterin, war eine berühmte Köchin. Gräfin Fedora aß schweigend, stetig und unter seufzender Anstrengung. Graf Gerd, selbst kein starker Esser, war immerfort bedacht, Walburga die besten Bissen anzubieten.

Und wie Walburga so dasaß, in dem vornehmen Speisezimmer, von dessen braunen Holzwänden schöne alte Bilder, Jagdstücke und Stillleben herabsahen, von dessen getäfeltem Plafond die vergoldeten Zäpfchen blinkten und ein schwerer Messingarmleuchter über der Tafel herabhing, da wurde die altertümliche Pracht ihr unangenehm. Die üppigen Speisen erregten ihren Widerwillen, das Silber auf dem Tisch, der Diener mit weißen Handschuhen und der beflissenen Diensteifrigkeit, der Wein in dem feinen Krystallglase — alles, alles ward ihr plötzlich zuwider.

Vielleicht begnügte sich eben jetzt die Mutter mit einer Wassersuppe, um dem Kranken einen Bissen Fleisch oder ein Ei zu gönnen.

Walburga erglühte. Sie schämte sich, daß es ihr zwei Wochen lang hier so gut geschmeckt hatte. Sie warf sich Selbstsucht und Herzlosigkeit vor.

Gerd, dessen Hauptbeschäftigung darin bestand, sie zu beobachten, sah, daß sie innerlich stark und traurig beschäftigt war. Er wurde bestürzt und überbot sich in gütigen Fragen und Versuchen, sie heiter zu unterhalten.

Das erregte Walburgas Ungeduld.

Sie antwortete unfreundlich.

Anstatt aufzubrausen, schwieg Graf Gerd wie ein gescholtener Knabe, mit beschämtem Gesicht.

Darüber hätte Walburga nun wieder weinen mögen. Wie war das nur möglich, wie konnte sie gegen diesen edlen Mann so undankbar sein?

Walburga war siebenzehn Jahr und ein armes kleines Mädchen. Graf Gerd zählte dreiundvierzig und trug einen stolzen Namen. Und doch — sie hatten schon am ersten Tag ihre Stellung zu einander vertauscht.

Die stete, fast zudringliche und immer demütige Ergebenheit eines Mannes erträgt kein Weib — die junge und unerfahrene Walburga Steiner fühlte oft, daß Gerds Fürsorge beinahe lästig werden konnte, ohne sich dies Gefühl erklären zu können, denn ihr Herz war voll Dank und Verehrung, und sie zieh sich nur der Undankbarkeit,



Ein Studienblatt von Ed. v. Gebhardt.

wo ihr Instinkt es war, der festen Willen, Strenge und Hoheit begehrte.

Ebenso war Graf Gerd sich keiner demütigen Ergebenheit bewußt. Er hatte Walburga nur lieb, unaussprechlich lieb, glaubte ihr dies in jeder Sekunde zeigen zu müssen, wie er es einst Josephinen fortwährend gezeigt, und hegte den Wunsch, jedes mögliche Erdenglück für Walburga erjagen zu helfen.

Als man von dem unerquicklichen Mahl aufstand, sagte Walburga:

„Darf ich in Ihr Zimmer kommen? Ich muß Sie sprechen.“

„Tante Fedora wird sie doch nicht beleidigt haben? Oder sollte einer von den Dienstboten unbescheiden gewesen sein? Hat sie schlechte Nachrichten von zu Hause bekommen?“ fragte Gerd sich sorgenvoll. Aber er mußte sich alle Fragen selbst verneinen, denn Gräfin Fedora hatte schon früher in einer Mischung von Wohlwollen und Gleichgiltigkeit nie jemand weh gethan, jetzt war sie vollends dazu unfähig. Und die „Nachrichten von zu Hause“ hätte Gerd erfahren; er sah immer die Brieftasche jetzt selbst nach, nur um Walburga etwa einlaufende Briefe geben zu dürfen, wobei es ihm nie einfiel, daß jemand dies als Kontrolle über Walburga auffassen könne.

„Sie mag hier nicht sein, sie will fort,“ dachte er ängstlich. „Ich kann sie nicht halten, und das Leben wird unerträglich sein ohne das Kind.“

Gerd nannte Walburga bei sich stets nur „das Kind.“

Nun trat sie ein. Gerd hatte vor seinem Schreibtisch gesessen, und Walburga setzte sich dazu, seitwärts auf den Stuhl neben den Schreibtisch, wo sonst die Leute Platz nehmen, die zu klagen oder zu handeln kamen. Dieser Stuhl hatte etwas von Armsünderbänkchen an sich, und Gerd konnte dem Daraufsitzenden voll ins Gesicht schauen, während sein Gesicht etwas im Schatten blieb.

Er sah, daß Walburga blaß war und seinem Blick auswich.

„Sie wollen mir etwas Unangenehmes sagen,“ begann er traurig.

„Etwas, das Sie nicht als Undankbarkeit auffassen, sondern, bitte, verstehen sollen,“ sagte sie herzlich. Sie wollte ihre Unart von vorhin gut machen und bemühte sich so innig zu sprechen, wie sie empfand.

„Ich will fort,“ fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu.

„Weshalb?“ fragte er kaum hörbar.

„Ich mag hier nicht großartig leben, während meine Mutter darbt. Ich mag nicht hier faullenzen, während meine Mutter sich halbtot arbeitet. Ich schämte mich heute Mittag an reicher Tafel zu speisen, während meine Mutter wer weiß wie dürftig aß,“ sagte Walburga und kämpfte mit Thränen.

Gerd war tief ergriffen.

„Ihrer Mutter, Walburga, wird die Wassersuppe besser schmecken, wenn sie weiß, daß ihre einzige Tochter es gut hat. Denn so soll Mutterliebe geartet sein,“ sprach er. „Bedenken Sie auch, daß Sie durch Ihren Gehalt Ihrer Mutter Hilfe bringen können, und das war doch Ihre Absicht, als Sie gingen. Dabei mußten Sie alle Zufälligkeiten mit in den Kauf nehmen: gute oder schlechte Behandlung, ein unangenehmes oder ein freundliches Haus. Ich bin überzeugt, schlechte Behandlung und ein ungemütliches Leben hätten Sie um Ihres Zweckes willen ertragen. Warum wollen Sie den günstigen Zufall nicht auch hinnehmen?“

Gerd war sehr mit sich zufrieden und glaubte unwiderleglich gesprochen zu haben.

„Weil ich weiß, daß es kein Zufall ist, weil ich durchschaut habe, daß Sie diesen Gesellschafterinnenposten nur erfunden haben, um mir oder meiner Mutter ein Almosen zuzuwenden.“

Walburga war ganz rot geworden und sah ihn mit leuchtenden Augen an. Stolz den Kopf erhoben mit jugendlich übertriebener Betonung schloß sie:

„Ich wollte aber arbeiten und nicht betteln oder schmarotzen. Mutter würde leiden, wenn sie wüßte, wie die Sachen liegen. Vater auch — nein, Vater war auch nie der Mann, von jemandem etwas zu nehmen. Ich bin sehr unfähig, gewiß. Aber dennoch kann ich mehr leisten, als man hier fordert. Lieber will ich mehr arbeiten und weniger Geld haben.“

Gerd, in seiner Neigung zum Überschwang, hätte „das Kind“ am liebsten in seine Arme genommen und geküßt. Er fand Walburga so schön, so stolz und charaktervoll, daß er ganz vergaß, wie er es stets für unmöglich gehalten, daß ein weibliches Wesen ihn je Josephine vergessen machen könne. Er kämpfte heftig mit sich, das Gesicht hinter der Hand verborgen, den Ellenbogen auf die Schreibtischplatte gestützt, während Walburga hochaufgerichtet dasaß, ihn erwartend ansah und froh war, alles vom Herzen herunter zu haben.

Gerd besann sich auf alles: auf sein Alter, auf seine Pläne mit Thilo Rothkreuz, auf seine „heilige und ewige“ Liebe zu der Mutter des Mädchens, auf die gleichsam väterlichen Pflichten, welche er übernommen.

Es lag indessen nicht in seiner Natur, dies kraftvoll zu besiegen und mit einem ernsten, klaren Wort Walburga umzustimmen. Eine allgemeine Wehmut hatte ihn erfaßt und drängte ihn zu irgend einer besonderen Aussprache.

Endlich sah er auf, sah lange Walburga an und sagte:

„Ich habe Ihnen eine lange Geschichte als Antwort zu erzählen. Gehen Sie, nehmen Sie Hut und Mantel, ich will mit Ihnen eine Fahrt machen. Unterwegs reden wir weiter.“

12.



Der kleine offene Halbwagen bog aus der Einfahrtspforte auf die Landstraße. Walburga saß neben Graf Gerd, der ihr sorgsam seine Straußfederdecke um die Kniee gelegt hatte.

Es war fast drei Uhr, und der feuchte Februartag hatte sich keines Sonnenscheins zu erfreuen gehabt. Die Landstraße war schlammig, in den Gärten lag hie und da noch schmutzig-glasiger Schnee, von dem Tauwetter mit zehrenden Löchern durchwirkt.

Links an der Straße standen der Reihe nach die niedrigen polnischen Häuschen, deren tieflastende, dicke Dächer von stufenartig geschnittenen Strohbündeln gefertigt

waren. Allerlei Federvieh und Schweine liefen bei den Häusern herum und über die Schwelle derselben. Da und dort stand eine schöne, dunkeläugige Frau mit weißer Haube, ein schmutziges Kind auf dem Arm, oder mit einer Nachbarin schwatzend.

Rechts an der Straße lagen, in langer Reihe mit ihr fortlaufend, die Fischteiche, einer vom anderen durch einen Schleusendamm getrennt, und drüben an ihrem anderen Ufer zog sich wieder eine Zeile strohbedachter Häuschen hin.

Der graue Himmel spiegelte sich in dem stillen Wasser wieder, aber mit grünlichen Tönen untermischt. Die fahle, trübe Farbe hatte etwas Trauriges. Die altersverwitterten Strohdächer, die hellgrauen Lehmwände und über und neben ihnen die kahlen Obstbäume mit ihren knorrigen, geknickten Stammformen gaben zusammen ein düsteres Bild.

Der Wagen rollte schnell die kurze Dorfstraße entlang; an ihrem Ende erhob sich ein hohes, schwarzes Kreuz, nach vorn schräg etwas geneigt. Der Querbalken befand sich in der Höhe der Krone einer hinter dem Kreuz stehenden Pappel, durch deren steil aufgestrebtes Geäst der bleihelle Himmel schien. Ein Weib kniete im nassen, welken Raingras davor, neben ihr stand ein Mann im langen Rock und breiten schwarzen Filzhut und betete.

Nun ging die Straße durch die Felder. Nasse, dunkle Schollen lagen in Winterruhe da, zuweilen zeigte eine Wiese oder eine Koppel mit Wintersaat ihr dürftiges Grün. Rechts und links schweifte der Blick in eine ungeheuere Ebene hinaus. Die Horizontlinie verschwamm in dem leisen Nebel, der aufzusteigen begann.

Das Schweigen in der Natur wurde zuweilen unterbrochen durch eine Schar von Raben, welche aus den Pappelspitzen aufscheuchte und lärmend feldeinwärts flog.

Ein Erlenbusch drängte sich an den Weg. Wie ein Strauß von blumen- und blattlosen Stengeln wuchsen da mehrere Stämme aus einer Wurzel.

Und dann wieder das weite, dunkle, schweigende Land, bis rechts und schon lange vorher sichtbar die mit Pappeln bestandene Straße eine andere ebenso umsäumte Straße abzweigte, die sich in dem jetzt bläulichen schwarzen Dickicht eines laublosen Waldes oder Parks verlor, aus dessen Mitte eine Turmspitze aufragte.

„Das ist Zembowitsch," sprach Graf Gerd.

„Die Besitzung des Grafen Rothkreuz?" fragte Walburga aus Höflichkeit, denn dies Zembowitsch interessierte sie garnicht; aber in ihrem Ohr waren allerlei Dinge haften geblieben, die sie in letzter Zeit über Zembowitsch und vom Tod des alten Grafen gehört hatte.

Walburga war mit Neugier eingestiegen, aber als Gerd garnicht sprach, vergaß sie allmählich Neugier und Erregung, denn Fahren war ihr liebstes und immer noch neues Vergnügen. Der Wagen bog nun auf den Weg nach Zembowitsch ein.

„Wissen Sie, Walburga, wohin ich Sie führe?" fragte Gerd plötzlich leise, indem er Walburgas Hand erfaßte.

Walburga sah ihn erstaunt an. Ihr von der frischen Luft gerötetes Gesicht, mit dem kecken Pelzmützchen darüber, bekam wieder einen sorgenvollen Ausdruck.

„Wohin? Vielleicht zu Menschen, bei denen ich Stellung finden kann?" fragte sie schnell entgegen.

„Nein. Ich führe Sie in das Stammhaus Ihrer Mutter," sagte er.

Walburga machte große Augen. Ihr Herz klopfte. Sie verstand nicht, was das heißen sollte, aber aus seinen Mienen erriet sie Ungewöhnliches.

„Das Wappen über dem Portal von Zembowitsch ist dasselbe, welches Sie auf Ihrem Armband tragen. Ihre Mutter ist eine geborene Gräfin Rothkreuz," sprach Gerd.

„Ach!" rief Walburga.

Sie atmete kurz und schnell; die Gedanken überstürzten sich in ihrem Kopf. Aber diese Gedanken waren ganz anderer Art, als der sie beobachtende Gerd vermutete. Vielleicht vor einem halben Jahr noch wäre Walburga durch diese Eröffnung in einen Taumel von thörichten Wünschen und Plänen versetzt worden; die ernsten Ereignisse der letzten Monate hatten alle romantischen Flausen aus dem jungen Köpfchen vertrieben.

(Fortsetzung folgt.)



Abend am Strande

(Abdruck verboten.)

Dunkel wird's, die Winde losen,
Und die Brandung donnert schwer,
Doch wie Duft von jungen Rosen
Zieht es schmeichelnd übers Meer.

Ist's ein heimlich Seelengrüßen,
Das dich wundersam beglückt,
Von der Trauten, von der Süßen,
Die du jüngst ans Herz gedrückt? —

Ohne Küssen, ohne Kosen,
Ach, wie wär die Welt so leer! —
Wie ein Hauch von blüh'nden Rosen
Schwebt es überm dunkeln Meer.

Reinhold Fuchs.

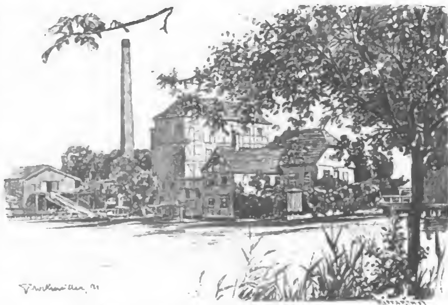
Brandenburg.

Von C. F. Voelcke.
Illustrationen von P. Brockmüller.


Der Roland.

Wo die Havel sich anmutig in mannigfachen Krümmungen durch die grünen Wiesen windet, an dem Einflusse des sich zwei Meilen ins märkische Land hinziehenden Beetzsees und nicht fern von dem an seiner breitesten Stelle eine halbe Meile breiten Plauersee, liegt die alte Kur- und Hauptstadt Brandenburg. Einst die bedeutendste Stadt, nicht bloß im Havellande, sondern in der ganzen Mark, ist sie jetzt zu einer wenig bedeutenden Provinzialstadt herabgesunken und muß den jüngeren Schwestern, Berlin und Potsdam, den Ruhm größer und Residenz zu sein überlassen. Aber der Name Kur- und Hauptstadt ist ihr doch geblieben, noch mehr, der Ruhm, der kleinen, so oft verspotteten und verachteten Mark Brandenburg den Namen gegeben zu haben, der Ruhm, daß von seinen Mauern der stolze Adlerflug der Hohenzollern ausgegangen, und auf seinem märkischen Sande der Grundstein zum Deutschen Kaiserreiche gelegt worden ist.

Die Sage weiß uns schon gar früh von Brandenburg oder Brennaburg zu berichten. So soll Brennus, der Fürst der Semnonen, der selbst „ein rechter Brenner gewesen sei, weil er bis Welschland hingebrannt und gewüstet habe“, im Jahre 416 v. Chr. unsere Stadt erbaut und nach seinem Namen genannt haben. Liegt dieser Sage auch keine geschichtliche Thatsache zu Grunde, so geht doch so viel mit Sicherheit daraus hervor, daß hier in den Zeiten Hermanns des Cheruskers Deutsche gewohnt und dem Orte den Namen gegeben haben. Derselbe erhielt sich auch, als die Slaven die Wohnsitze an der Havel einnahmen, und wurde von diesen neben der wendischen Übersetzung „Scorzelice“ gebraucht. Die erste geschichtliche Nachricht über Brandenburg betrifft das Jahr 927 (oder 928). Im Herbste desselben zog nämlich König Heinrich I mit einem Heere an die Elbe, um die Wenden für ihre Einfälle zu bestrafen. Sie wurden geschlagen und zogen sich nach ihrer Veste Brandenburg zurück,


Abb. 1. Schmieds Mühle am Grillendamm.

wo sie sich durch Wasser, Sumpf und Mauer geschützt glaubten. Dem aufmerksamen Beobachter, welcher vom Marienberge oder einem der Kirchtürme die Lage der Stadt betrachtet, ergibt sich noch jetzt ziemlich deutlich das Bild des damaligen Ortes. Der Grillendamm, der Mühlendamm und die Chausseen bis kurz vor Schmerzke und dem Neuen Kruge waren noch nicht vorhanden. Die Havel floß im breiten Bette dahin, den größten Teil des Jahres die noch jetzt vorhandenen Wiesenflächen unter Wasser setzend und im Sommer sie als undurchdringliche Sümpfe zurücklassend. Der Dom und die Neustadt lagen in diesem Wasser- und Sumpfmeer sicher und geborgen. Hier hätten auch die Heveller, der zurückgeschlagene Stamm der Wenden, allen Angriffen des Königs trotzen können, wenn nicht der strenge Winter Heinrich zu Hilfe gekommen wäre. Auf der festen Eisdecke, welche die wendische Burg umgab, schlug er sein Lager auf und konnte nun „fame, ferro, frigore", wie Widukind von Corvey, der Geschichtschreiber der Zeit, erzählt, durch Hunger, Schwert und Kälte Brandenburg einnehmen.

Mit diesem Jahre beginnt der Kampf um den Besitz der Stadt, und er ist mit einer Erbitterung und Grausamkeit zwischen den Deutschen und Wenden geführt worden, wie es nur in Religionskriegen vorgekommen ist. Ein solcher war auch der Krieg um Brandenburg; denn die Deutschen trachteten, das Christentum hier einzuführen und damit sich in den völligen Besitz des Ortes und des Landes zu bringen, die Wenden aber setzten Gut und Blut daran, die Religion ihrer Väter zu erhalten und damit die heimatliche Scholle zu retten.

Als unter Heinrichs Sohne Otto dem Großen die Wenden die drückende Herrschaft des gewaltigen Markgrafen Gero abzuschütteln und ihn selbst zu töten suchten, kam er ihnen zwar zuvor, indem er dreißig Häuptlinge nach einem Mahle umbringen ließ, aber in dem nun folgenden allgemeinen Aufstande ging Brandenburg wieder verloren. An die Blutthat reiht sich List und Verrat. Mit Hilfe eines Wendenfürsten Tugumir, der von den Deutschen bestochen war, setzt sich Gero von neuem in den Besitz der Burg. Ottos politischer Scharfblick erwählte nun Brandenburg zum Sitze eines Bischofs. Am 1. Oktober 949 unterschrieb er die Stiftungsurkunde, welche, mit der eigenen Unterschrift des Kaisers versehen, noch wohlerhalten im Archiv des Domkapitels liegt. Der Haß der Wenden gegen das ihnen aufgedrungene Christentum nahm aber zu. Zehn Jahre nach Ottos Tode, am 2. Juli 983, kam ein blutiger Tag über Brandenburg. Alles, was den Christennamen trug, wurde erbarmungslos niedergemacht, der Leichnam des zweiten Bischofs Dodilo aus dem Sarge gerissen, die jüngst erbaute Kirche, welche wahrscheinlich an Stelle der alten Petrikapelle stand, zerstört, und, wie Thietmar von Merseburg erzählt, „wiederum die Verehrung vieler Götzen voll teuflischer Ketzerei eingeführt. Wie flüchtige Hirsche ließen sich die Deutschen jagen." Otto II gelang es wohl, Brandenburg wieder einzunehmen, doch war der Besitz kein dauernder. Bei Ottos III Tode war die Stadt in den Händen der Heiden,



Abb. 2. Die St. Gotthardtskirche.

ihr finsterer Aberglaube beherrschte das Land und verschloß dem Christentum und seiner segenbringenden Kultur den Weg. Über den dichten Wäldern Brandenburgs und des ganzen Havellandes, von denen noch der Apostel der Pommern, Otto von Bamberg, (1128) zu berichten weiß, lagerte die Nacht des Heidentums, und von dem die Stadt überragenden Harlungerberge, dem späteren Marienberge, schaute weit ins Havelland hinein der Tempel des dreiköpfigen Triglaf, das Wahrzeichen der noch ungebrochenen Macht des heidnischen Wendentums. Hier strömten die Umwohnenden zusammen und feierten in ungezügelter Lust mit Spiel und Tanz, Musik und vor allem mit dem Genuß des berauschenden Methes die Feste der Gottheit, und nicht selten war es, daß die gefangenen christlichen Deutschen den Götzen als grausige Opfer dargebracht wurden.



Abb. 3. Die Nikolaikirche.

Trotz dieses äußeren Glanzes des Heidentums waren seine Tage gezählt. Es hatte seine Kraft in den erbitterten Kämpfen verbraucht und konnte dem machtvollen Andringen des Christentums nicht mehr widerstehen. Der Mann, welchen die Vorsehung Gottes erwählt hatte, den Sieg des Christentums und Deutschtums herbeizuführen, war Albrecht der Bär, der kluge und thatkräftige Askanier, der es erkannt hatte, daß durch den Besitz Brandenburgs auch der Kampf um das ganze Wendenland so gut wie entschieden wäre. Die politischen Verhältnisse in demselben waren dabei für ihn die denkbar günstigsten. In Brandenburgs Altstadt, dem damaligen Parduin, herrschte als Fürst der Haveller Pribislav. Da er im Herzen ein Christ war, so konnte er seine infolgedessen schwankende Herrscherstellung nicht besser sichern, als daß er sich mit den Deutschen verband und mit ihrer Hilfe sein Volk für das Christentum gewann und damit vor dem gänzlichen Verfalle rettete. So trat er denn mit seinem Nachbar Albrecht, dem Markgrafen der Niederlausitz, in Verbindung. Der kinderlose Wendenfürst versprach ihm gegen die Zusicherung seines Schutzes die Zauche, das südliche Havelland, mit der Burg und bestätigte diese Schenkung als Patengeschenk für Albrechts ältesten Sohn Otto, bei dessen Taufe er als Zeuge zugegen war. Seit dieser Zeit (1136) nennt sich, wie urkundlich nachweislich ist, Albrecht Markgraf von Brandenburg. Pribislav oder, wie er sich jetzt offen als Christ nennen konnte, Heinrich, baute in Parduin die Gotthardtskirche, die, zuerst Petrikirche genannt, erst später St. Godehardt geweiht wurde (Abb. 2). Ihre jetzige Gestalt erhielt dieselbe im XIV. Jahrhundert. Aus der Zeit Pribislavs aber stammt nach Adler

die mächtige westliche Granitwand mit ihrem großen romantischen Portale, welche zu den besten derartigen Bauresten der Mark gehört. In diese Kirche berief der Fürst auf den Rat des Bischofs Wigger, der so lange wie seine Vorgänger episcopus in partibus infidelium gewesen war, eine Prämonstratenser-Kolonie aus Leitzkau, welche, aus neun Brüdern bestehend, 1137 einzog. Um nun das Heidentum auch in seiner Hochburg zu vernichten, verwandelte Pribislav den Tempel des Triglaf auf dem Halungerberge in eine christliche Kirche. Sie wurde der Jungfrau Maria geweiht und erfuhr im XIII. Jahrhundert einen totalen Umbau, von dem uns noch ein Modell und mehrere Abbildungen erhalten sind. Sie war ein beliebter Wallfahrtsort für die Gläubigen des Havellandes. Als aber nach der Reformation der letzte Mönch, der Propst der Kirche, in das nahe Franziskanerkloster bei der Johanniskirche übergesiedelt und 1547 gestorben war, begann der Ruin der Marienkirche. Verlassen und der Zerstörung durch Witterung und ruchlose Menschenhände preisgegeben, stand sie lange Zeit da. Im Jahre 1722 ließ König Friedrich Wilhelm I auf Veranlassung des Obersten Pieny, welcher unter der Kirche Schätze vermutete, trotz aller Bitten und Proteste des Domkapitels und des Magistrates sie abbrechen und die Steine nach Potsdam als Baumaterial für seine Stiftungen schaffen. Die gesuchten Schätze wurden natürlich nicht gefunden. Dies ist das tragische Geschick eines der herrlichsten und interessantesten Baudenkmäler des nördlichen Deutschlands.



Abb. 4. Der Dom.

Als Pribislav um 1150 gestorben war, verheimlichte seine Gemahlin Petrussa den Tod desselben, damit der Markgraf Albrecht sich ungestört in den Besitz der Burg und des Landes setzen könnte. Noch einmal, nun aber zum letztenmale, erhob sich ein Kampf mit den Wenden um Brandenburg. Der durch die Sage von Schildhorn bekannt gewordene Fürst Jaczko nahm 1157 durch Verrat die Burg ein, und erst nach einem verzweifelten Kampfe, in dem zwei von Albrechts Vettern und viele tapfere Krieger gefallen waren, wurde sie zurückerobert. In feierlichem Zuge ritt der Markgraf ein, eine Triumphfahne flatterte vom Marienberge, dem Lande den endlichen Sieg der Deutschen über die Wenden, der Christen über die Heiden verkündend, und ein Dankgottesdienst gab dem die Ehre, der den Sieg verliehen hatte.

Brandenburg vergrößerte sich nun schnell. Fremde zogen zu, Ansiedler, von Albrecht aus Friesland, Flandern, Brabant und Holland gerufen, ließen sich auch hier nieder. So entstand die Neustadt mit dem „Deutschen Dorf“, welche Bezeichnung noch

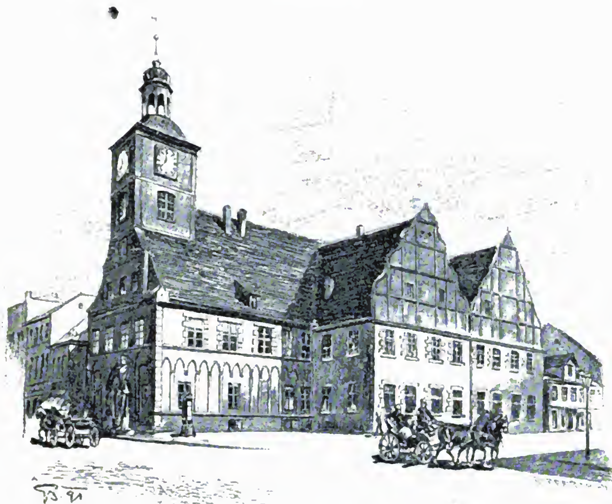


Abb. 5. Das neustädtische Rathaus.

jetzt einer Straße der Neustadt verblieben ist; in diesem Stadtteile siedelten sich besonders Kaufleute und Handwerker an. Aus dem alten wendischen Parduin wurde die Altstadt, eine Heimstätte für deutsche Ackerbürger. Noch jetzt wohnen in der Altstadt die meisten Ackerbürger. Um die Nikolaikirche (Abb. 3), welche auf dem alten Gottesacker der Altstadt liegt und jetzt als Begräbniskapelle benutzt wird, gründeten holländische Landleute das Dorf Lukkenberg. Noch jetzt reden die altstädtischen Ackerbürger von lukkenbergischen Hufen. Daß Brandenburg um diese Zeit eine berühmte und bekannte Stadt war, dafür zeugt die älteste Urkunde unsers Stadtarchivs. Derzufolge empfahl bei Gelegenheit eines Boddings, d. h. eines allgemeinen Landtages zu Havelberg, Buchard von Valkenstein seinem Herrn, dem Markgrafen Otto I, das Gesuch der Brandenburger um Zollfreiheit mit den Worten: „Von allen übrigen Burgen hat die Brandenburg einen ruhmvollen und weit bekannten Namen, sie ist eine königliche Burg, eine kaiserliche Kammer, der Sitz eines Bischofs." So verlieh denn Otto I 1170 dem Orte, der schon das Stadtrecht besaß, auch die Zollfreiheit. Desselben Markgrafen Gemahlin, Juditha, auf dem Grabstein, den noch Sabinus, ein bekannter brandenburgischer Dichter, Melanchthons Schwiegersohn, sah, „gemma Polonorum", die Perle Polens, genannt, ist in dem Dome (Abb. 4) bestattet worden.

Obwohl Brandenburg die Hauptstadt der Mark war, residierten dennoch die Markgrafen nicht eigentlich hier; wohin ihr Amt sie rief, nahmen sie Wohnung, und bald diente ihnen dazu ein Schloß, bald ein Kloster, bald nur ein einfaches Bürgerhaus. So werden in unserer Stadt noch verschiedene Häuser gezeigt, in denen die Markgrafen und Kurfürsten einzukehren pflegten. Unter dem Wohlwollen seiner Fürsten entwickelte sich Brandenburg aufs günstigste. Es war im Besitz wichtiger Privilegien, so des Königsbannes, des Münzrechtes, und 1315 bestimmte der

Markgraf, daß alle Städte der Mark hier in unserer Stadt als an oberster Stelle Recht suchen sollten. Dadurch erhielt der Schöppenstuhl, der zwischen beiden Städten an der Langen Brücke sich befand, ganz besonderes Ansehen. Seine Rechtsgutachten wurden allgemein berücksichtigt, und selbst in neuerer Zeit sind solche z. B. von Klopstocks Vater und der Königin Christine von Schweden hier eingeholt worden. Leider trat dieser verheißungsvollen Fortentwickelung die Stadt, die, aus Dom, Altstadt und Neustadt (Abb. 5) bestehend, zuerst einheitlich verwaltet wurde, selbst hindernd in den Weg durch endlose kleine Streitigkeiten, die schließlich zur Trennung in der Verwaltung führten. Im Jahre 1241 ist dieselbe vollzogen. Sie währte bis zum Jahre 1715, wo ein königlicher Machtspruch die Alt- und Neustadt unter einem Bürgermeister vereinigte. Der Dom bildet noch heute eine selbständige Dorfgemeinde. Man kann es wohl mit Sicherheit aussprechen, daß Brandenburg eine andere Bedeutung erhalten hätte, wenn die ganze Stadt unter einem starken, einheitlichen Regimente sich hätte fortentwickeln können. Vielleicht wäre sie dann die Hauptstadt des Deutschen Reiches. Doch mit Hypothesen rechnet die Geschichte nicht, sie hat es mit Thatsachen zu thun. Bleiben wir bei diesen.

Glückliche Zeiten hatte Brandenburg unter den Askaniern verlebt. Mit dem Tode Waldemars waren diese vorbei. Unter dem Regimente der Baiern und Lützelburger und unter den unaufhörlichen Plagen durch die Raubritter, besonders Hans von Quitzows, der in Plaue sein Schloß hatte, kam es nicht zur Ruhe. Auch die Hoffnung, welche die Brandenburger auf den alten Pilger aus dem Morgenlande gesetzt hatten, der sich für Waldemar ausgab, trog; sie hatten treu zu ihm gehalten, bis er selbst 1355 feierlich Verzicht leistete. In dieser allgemeinen Not des ganzen Landes und in der besonderen Brandenburgs erschien ein neuer Hoffnungsstern mit der Ankunft des Hohenzollern Friedrich von Nürnberg, der vom Kaiser zum Markgrafen bestimmt war. Es ist das unvergängliche Verdienst unserer Stadt, ihn ohne Zaudern aufgenommen und ihm so die Wege in die Mark geebnet zu haben. Als er am 21. Juli 1412 vor dem Thore der Neustadt erschien, empfingen die Bürgermeister und Ratmannen ihren neuen Herrn und geleiteten ihn und sein glänzendes

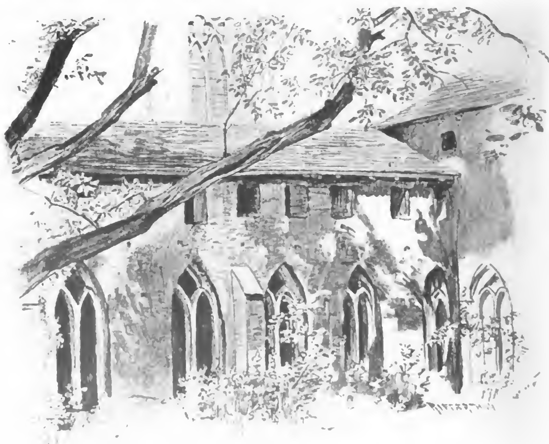


Abb. 6. Kreuzgang der Dominikaner in der St. Paulikirche.



Abb. 7. Der Neustädtische Markt.
Das Kurfürstenhaus. St. Katharinenkirche. Der Roland.

Gefolge in die Stadt. Dem Rathause gegenüber, in dem sogenannten Kurfürstenhause nahm er Wohnung. Am 10. Juli eröffnete er einen allgemeinen Landtag, auf dem ihm die wenigen Abgeordneten, welche erschienen waren, huldigten. Wahrlich, zwei denkwürdige Tage in der Geschichte der Hohenzollern und Brandenburgs! An dem Kampfe wider die Raubritter, besonders wider die Quitzows, beteiligte sich die Stadt aufs eifrigste. Die Gefangennahme Hans von Quitzows ist das Verdienst der Brandenburger.

Öfter als Friedrich I hielt sich dessen Nachfolger, Friedrich II, der Eiserne, hier auf. Er hatte 1443 die „Brüderschaft des Ordens unserer lieben Frauen Kettenträger“ oder „den Schwanenorden“ gegründet und

zum Sitze desselben die Marienkirche in Brandenburg bestimmt. In jedem Jahre mußten die Mitglieder des Ordens daselbst erscheinen, um ihre Andacht in dem Heiligtum auf dem Harlungerberge zu verrichten.

Um diese Zeit waren die jetzt noch vorhandenen kirchlichen und profanen Bauten der Stadt vollendet. Auf dem Dom erhob sich neben der alten, durch ein sehr kunstvolles Gewölbe (Dutengewölbe) ausgezeichneten Petrikapelle die mächtige, dem Petrus und Paulus geweihte Kirche. Ein in diesem Jahre begonnener Ausbau wird die drei Schiffe und den Hochaltar in ihrer alten Form und Schönheit wieder herstellen. Außer der Gotthardskirche, von der schon berichtet ist, erwähnen wir noch die Johanniskirche, eine alte Franziskanerkirche, die Paulikirche mit den alten Klostergebäuden und seinem herrlichen Kreuzgang der Dominikaner (Abb. 6), vor allen aber die Katharinenkirche, welche in ihrem glänzenden, in glasierten Ziegeln ausgeführten Schmuck auf der Nord- und Südseite zu den schönsten Backsteinbauten gehört (Abb. 7 und 8). Eine alte Inschrift nennt das Jahr 1401 als Zeit der Vollendung und Heinrich Brunsberg von Stettin als Baumeister. Von den Profanbauten nennen wir das altstädtische Rathaus mit seinen alten, schönen Blenden (Abb. 9), Pfeilern und

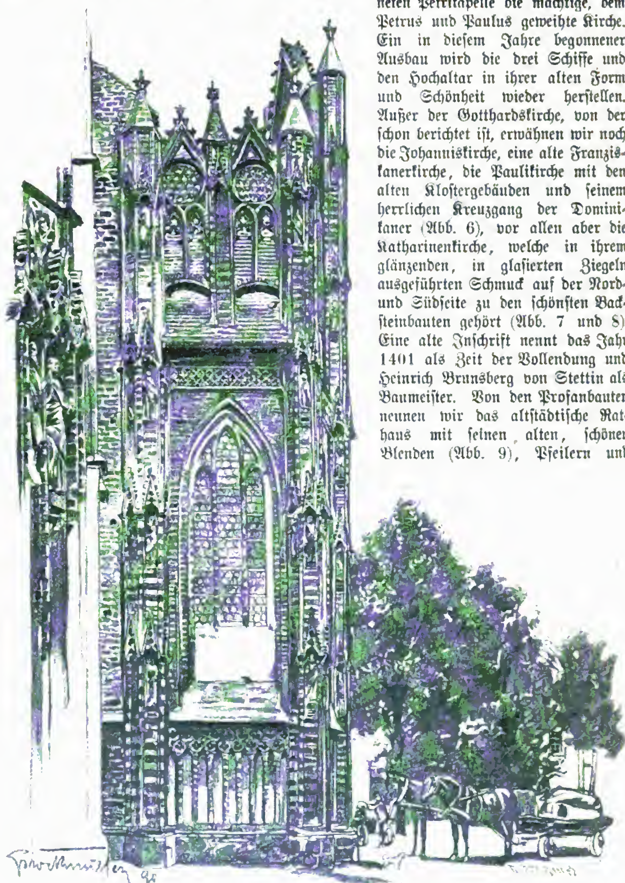


Abb. 8. Die Taufkapelle an der St. Katharinenkirche.

Rosetten, das Kurfürstenhaus mit seinem kunstvollen, reich verzierten Giebel (s. Abb. 7). Wir erwähnen ferner die alten stattlichen Thortürme, von denen die Neustadt fünf, die Altstadt vier in ihrem Wappen führt. In der Neustadt sind erhalten geblieben der Turm am Steinthor (Abb. 10), in welchem jetzt nach seiner Restauration der historische Verein sein Museum hat und seine Sitzungen abhält, und der am neustädtischen Mühlenthor (Abb. 11), in der Altstadt die beiden am Plauer- (Abb. 12) und Rathenowerthor gelegenen. Von Turm zu Turm zog sich damals die noch jetzt an vielen Stellen erhaltene Stadtmauer, welche wieder von Wällen und Gräben geschützt war. So bot die Stadt das Bild eines wohlgeordneten und wohlgeschützten Gemeinwesens. Auf ausdrückliche Verfügung Joachims I vom Jahre 1521 blieb ihr der Name Kur- und Hauptstadt und das Recht des Vorsitzes bei den Landständen.



Abb. 9. Das altstädtische Rathaus.

Die große Zeit der Reformation fand die Bürgerschaft empfänglich für die reine evangelische Lehre trotz ihres Bischofs Hieronymus Scultetus, des Oberhirten Luthers, der aufs freundlichste diesen ermahnte, von seinem Vorhaben abzustehen, ja selbst nach Wittenberg eilte, um Luther von der Leipziger Disputation zurückzuhalten. Vergebens, die Reformation nahm ihren Lauf, und während noch am 29. September 1520 die Bannbulle in Brandenburg angeschlagen wurde, ließ sich der Rat wenige Jahre später trotz Bischof und Kurfürsten einen evangelischen Prediger aus Zerbst kommen und stellte den evangelischen Gottesdienst her. Unter dem bekannten Bischof von Brandenburg Mathias von Jagow wurde in der ganzen Stadt die Reformation vollständig durchgeführt. Bald nach dem Tode des Bischofs und Freundes Joachims II ging die bischöfliche Würde auf den Kurfürsten über. Das Domkapitel blieb, allerdings in evangelischer Form, bestehen. In dem alten Stiftsgebäude der Prämonstratenser auf dem Dom ward 1704 eine Schule



Abb. 10. Der Steinthorturm.

für adlige Zöglinge, die jetzt noch bestehende Ritterakademie, gegründet. Dieselbe wurde aber im Jahre 1848 aufgelöst, jedoch am 21. Oktober 1856 im Beisein Friedrich Wilhelms IV feierlich wieder eröffnet.

Aus der auf die Reformation folgenden Zeit bleibt nur noch weniges zu berichten, was von allgemeinem Interesse sein könnte. Die alte Zeit ist eben reicher und interessanter als die jüngere in ihren Erinnerungen. Während des dreißigjährigen Krieges lag nach der Schlacht bei dem Dessauer Brückenkopf der Graf von Mansfeld mehrere Monate in unserer Stadt, die dadurch die Not des unseligen Krieges bitter empfand. Im

schwedischen Kriege zog das feindliche Heer durch die Stadt hindurch, ohne zu plündern. Daß dies geschah, verdankt sie dem mutigen Eintreten des wackeren Superintendenten Fromme. Von nicht geringer Wichtigkeit war es für Brandenburg, daß der Große Kurfürst am 14. Februar 1656 das erste Postamt in der Stadt errichten ließ. Dieses sollte den Verkehr zwischen Berlin und Magdeburg vermitteln. Unter Friedrich Wilhelm I erhielt unsere Stadt als die erste stehende Besatzung das dritte Bataillon des königlichen Leibregiments. Der König selbst kam oft von Berlin und Potsdam herüber und wohnte dann an der Langen Brücke, in dem jetzt der Familie Meinicke gehörenden Hause, über dessen Thür noch die Inschrift „Freihaus“ zu lesen ist. Hier soll er eine noch am Anfange dieses Jahrhunderts vorhanden gewesene Gartenlaube, die am Strande der Havel lag, ausgemalt haben. In der Kriegszeit unter Friedrich II blieben die Heere den Mauern Brandenburgs fern. Nur einmal befand sich 1741 sieben Monate lang das Lager des alten Dessauers in der Nähe der Stadt bei dem Dorfe Rekahne. Ein aus einfachen Feldsteinen errichtetes Denkmal erinnert noch heute daran. Der große König selbst erschien öfter auf seinen Fahrten nach Magdeburg in der Stadt und hat hier mit seinen blitzenden Augen Revue gehalten, die Lässigen getadelt, die Braven gelobt; er ist auch bei seinem „alten Freunde und Waffengenossen“ Fouqué, den er zum Domprobst ernannt hatte, eingekehrt.

In den Jahren von 1806 an hatte Brandenburg viel zu leiden. Die Heeresstraße, die von Magdeburg über Brandenburg nach Berlin führte, brachte unserer Stadt viel feindliche Einquartierung, welche derselben 383560 Thaler gekostet hat. Doch trotz der Größe der Leiden bewährte sich die Opferfreudigkeit und Vaterlandsliebe der Brandenburger aufs glänzendste, wie ein allerhöchstes Schreiben vom 28. September 1813 rühmend anerkannte.

In der Folgezeit hat sich Brandenburg stetig und ungestört weiter entwickelt, besonders seitdem es im Jahre 1846 Eisenbahnanschluß erhielt. Zwar ist so manches der alten Gewerbe, die einst in unserer Stadt blühten, verschwunden. An die einst nicht unbedeutende Wollenweberei der französischen Einwohner erinnert nur noch der Name Wollenweberstraße. Die Tuchmacherei, welche in ausgedehntem Maße von großen und kleinen Handwerksmeistern hier bis in die sechziger Jahre hinein getrieben wurde, wird nur noch in einigen Fabriken fortgeführt. Der Weinbau, welcher mit großem Fleiß und Gewinn am Marienberge gepflegt wurde, hat von der Zeit, da



Abb. 11. Das Mühlenthor. Schrifttafel an der Südseite.

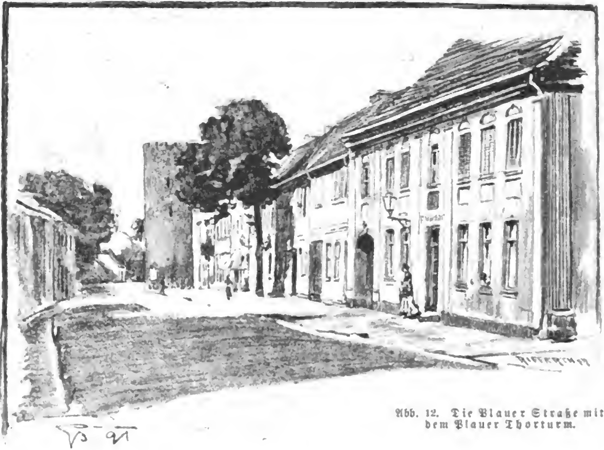


Abb. 12. Die Plauer Straße mit dem Plauer Thorturm.

die ersten Mönche, um ihren Bedarf zu decken, denselben begannen, bis in unser Jahrhundert bestanden. Manche Urkunde über den Weinbau und sein Produkt, den „Marienberger", ist uns erhalten. Es wird jetzt nicht mehr gekeltert. Der Schreiber dieser Zeilen hat in seiner Kindheit einmal bei einem der sogenannten Weinmeister den heimischen Trank kosten dürfen; doch kann er trotz seines sehr entwickelten Lokalpatriotismus nicht umhin, das verdammende Urteil Claudius' über Thüringens und Schlesiens Weine auch auf den „Marienberger" auszudehnen; Rhein- und Moselwein zieht er jedenfalls vor.

Ein Gewerbe, und zwar das älteste außer dem Ackerbau, blüht, wie schon in der prähistorischen Zeit, auch heute noch ganz besonders, ich meine das Fischergewerbe. Der Reichtum an Fischen aller Art streitet dabei mit der Güte derselben um den Vorrang. Brandenburg versorgt einen großen Teil des Berliner Marktes mit seinem Gewinn, und ehe die große Krebspest eintrat, hatten die Brandenburger Krebse auch außerhalb Deutschlands einen guten Namen. Noch jetzt wohnen die biederen Fischermeister auf denselben „Kiezen", wie ihre Vorfahren vor tausend und mehr Jahren. Zwar soll der immer mehr zunehmende Dampfschiffverkehr die Fortpflanzung der Fische empfindlich stören, doch bieten ja die großen herrlichen Havelseen auch wieder weite und ungestörte Laichplätze. So ist und bleibt die Havel ein Segensstrom, dem wir außer den Fischen noch manches andere Gute, wie das duftige Heu der hochgeschätzten Havelwiesen und die angeschwemmte Thonerde verdanken.

In den letzten Jahrzehnten ist viel zur Verschönerung unserer alten Stadt gethan. An die im Anfange des Jahrhunderts errichtete Wallpromenade schließt sich seit den sechziger Jahren der herrliche Humboldtshain an. Der Marienberg erhielt im Jahre 1880 seinen jetzigen Schmuck, das großartige Kriegerdenkmal der Kurmark und die dasselbe umgebenden Anlagen (Abb. 13). Zum Schlusse seien noch die Kasernen des 35. Infanterie- und des Kürassierregiments, welche schon mehr stolzen Palästen gleichen, erwähnt.

In Wort und Bild ist dem Leser Brandenburg vorgeführt. Wer sich weiter in die Geschichte der Stadt vertiefen will, dem empfehlen wir die auch zu diesem Aufsatz benutzten Schriften von Heffter und

Schillmann (M. W. Heffter, Geschichte der Kur- und Hauptstadt Brandenburg bis auf die neuesten Zeiten. Potsdam 1840. R. Schillmann, Geschichte der Stadt Brandenburg von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Reformation. Brandenb. a. H. 1882). Sie bieten für die Abende ein interessantes Studium dar. Am liebsten aber lade ich die lieben auswärtigen Leser im Frühling ein zu einem Besuch der Stadt und einem Gange durch die alten ehrwürdigen historischen Stätten und die neuen wundervollen Anlagen; denn Brandenburg will in seinem grünen Schmuck gesehen sein. Dann würde ich den Leser zuguterletzt auf den Marienberg führen und ihm von hier oben, aus blühenden und duftenden Fliederbüschen heraus, einen weiten Ausblick in die Mark und ein liebliches Bild im Havellande zeigen: die schwimmende Havel und die blinkenden Seen mit weißen Segeln bedeckt, an den Ufern die weiten grünen Wiesen, die bunten Felder, die dunkeln Wälder, darinnen hie und da ein kleines Dörflein mit hochragendem Kirchturm und in diesem lieblichen Bilde, vom Grün der Bäume umgeben und durchzogen, die Kur- und Hauptstadt Brandenburg.


Abb. 13. Das Kriegerdenkmal auf dem Marienberge.

Unter Genesenen.

Von Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)

Es geht sich gar sanft zwischen Gräberreih'n —
Lauter entfesselte Herzen!
Lauter geheilte, verwundene Pein!
Lauter vergangene Schmerzen!

Des Lebens fiebernder Kampf vorbei,
Dahin der Druck des Gewesenen — — —
Es geht sich gar friedlich, gar sanft, gar frei
Unter lauter Genesenen.





Charlotte von Stein.
Nach einem Stiche des von ihr selbst 1790 zwischen zwei Spiegeln gezeichneten Bildes.

Charlotte von Stein.

Zu ihrem 150. Geburtstage. Von Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß.

Nur an der Hand der Männer gelangen die meisten Frauen zur Unsterblichkeit. Wenn jene sich durch Thaten den Tempel des Nachruhms erschließen, so schlingt sich bei diesen die Liebe epheuartig um das Bild des begnadeten Mannes, mit weichen Armen zwar, aber doch so innig und mächtig, daß beide für immer miteinander verbunden sind. Von jenen Frauen, die durch Liebe unsterblich geworden sind, ist Charlotte von Stein, Goethes langjährige Freundin, deren hundertundfünfzigstes Wiegenfest wir in diesem Jahre begehen, eine der interessantesten. Wir wissen ja freilich, daß die Zahl der Freundinnen unseres großen Dichterfürsten keine ganz geringe ist. Waren sie doch die anmutigen Begleiterinnen seines ganzen Erdenwallens vom blühenden Jugendlenz bis hinauf in den schneeigen Winter des Alters; die Grazien, die ihn in holdem Spiele umgaukelten und beglückten, aber auch die Musen, die ihn bildeten und zu hohen Dichterthaten begeisterten. Gleichwohl steht das Verhältnis zu der Frau von Stein einzig in seinem Leben da. Einzig vor allem deshalb, weil diese Frau, wie keine zweite, die ihm näher getreten ist, es verstanden hat, die höchste Leidenschaft in ihm zu erwecken und wach zu erhalten, ohne auch nur im mindesten von ihrer Höhe herabzusteigen. Wohl lassen sich in gewissem Sinne auf dieses seltene Weib die Worte des zweiten größten Dichters unserer Nation anwenden:

> Beseligend war ihre Nähe,
> Und alle Herzen wurden weit,
> Doch eine Würde, eine Höhe
> Entfernte die Vertraulichkeit.

Charlotte von Stein wurde am 25. Dezember 1742 zu Weimar geboren. Ihr

Vater war der Hofmarschall von Schardt, ihre Mutter entstammte dem schottischen Geschlechte Irving of Drum. Die Erziehung Charlottens war eine ernste und strenge. Sie hat nie mit einer Puppe gespielt. Das Leben der Familie war kein trautes und anheimelndes, der Vater den größten Teil des Tages in Geschäften, pedantisch und in sich abgeschlossen, die Mutter gedrückt und resigniert. Das zur jungen Dame herangereifte Mädchen konnte ein glücklicheres und gemütlich reicheres Dasein nur von der Ehe erwarten. Eine passende Partie schien auch bald gefunden. Der 28jährige Stallmeister von Stein, Besitzer des Ritterguts Kochberg, bewarb sich um ihre Hand. Die Eltern konnten eine Verbindung mit dem angesehenen und wohlhabenden Manne nur willkommen heißen, und auch Charlotte nichts gegen dieselbe einwenden. Stein war eine elegante Erscheinung, ein vollendeter Hof- und Weltmann, Vorzüge, die im Verein mit den anderen ausschlaggebend sein mußten, wo es sich eben doch nur um eine Versorgung und nicht um eine Liebesheirat handeln durfte. Im Jahre 1764 fand die Trauung im herzoglichen Schlosse und in Anwesenheit des ganzen Hofes statt. Charlotte war nun selbständig geworden, aber das wahre Glück sollte sie in der Ehe nicht finden. Dazu waren die Gatten zu verschiedenartige Naturen. Er völlig den Interessen des Hofes und des praktischen Lebens hingegeben, sie ernst und sinnend, voll unverstandener Sehnsucht nach einem idealen Lebensglück, die sie zunächst durch rege Beschäftigung mit Kunst und Litteratur zu stillen suchte. Es war nur natürlich, daß sich ihr litterarisches Interesse bald auf den jungen Goethe richten mußte, der damals schon durch „Clavigo", „Götz von Berlichingen" und „Werthers Leiden" die Welt mit seinem Ruhme erfüllt hatte. In Pyrmont, wohin sich Charlotte ihrer angegriffenen Gesundheit wegen begeben hatte, machte sie die Bekanntschaft des großbritannischen Leibarztes Zimmermann, der als vielseitiger Schriftsteller in hohem Ansehen und mit zahlreichen Berühmtheiten und Fürstlichkeiten in Verbindung stand. Der geistreiche Arzt fühlte sich von der interessanten Frau lebhaft angezogen, und es entspann sich nach Rückkehr der letzteren nach Weimar zwischen beiden ein Briefwechsel, aus dem sich in der Folge die Bekanntschaft Goethes mit Charlotte ergeben sollte. In einem Briefe an Zimmermann drückt sie den lebhaften Wunsch aus, von Goethe zu hören, ihn zu sehen. „Sie wollen, daß ich Ihnen von Goethe spreche?" antwortet ihr Zimmermann. „Sie verlangen ihn zu sehen. Ich werde Ihnen bald von ihm sprechen. Aber, arme Freundin, Sie denken nicht daran, Sie verlangen ihn zu sehen und Sie wissen nicht, wie sehr dieser liebenswürdige und bezaubernde Mann Ihnen gefährlich werden kann." Zimmermann, der Goethe inzwischen kennen gelernt hatte und mit ihm zusammen reiste, fand bald Gelegenheit, ihn für die Frau von Stein auf das höchste zu interessieren. „Überall, wo ich auf meiner Reise war," schreibt er ihr, „in Deutschland, in Frankfurt, in Genf, hatte ich Gelegenheit von Ihnen zu sprechen. Zu Straßburg zeigte ich Goethe unter hundert anderen Silhouetten die Ihrige. Er schrieb darunter: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist und doch durch das Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck" ... Gewiß wird er Sie in Weimar besuchen. Erinnern Sie sich daran, daß alles das, was ich ihm zu Straßburg von Ihnen gesagt habe, ihm drei schlaflose Nächte gemacht hat." So sehr interessierte ihn die Unbekannte, daß er auch Lavater deren Charakterzüge nach der Silhouette deutet: „Festigkeit. Gefälliges unverändertes Wohnen des Gegenstandes. Behagen in sich selbst. Liebevolle Gefälligkeit. Naivetät und Güte, selbstfließende Rede. Nachgiebige Festigkeit. Wohlwollen. Treu bleibend. Siegt mit Netzen." Dieses „Siegen mit Netzen" soll den Gegensatz zu der gleichzeitigen Charakteristik einer Silhouette der Marquise Branconi bezeichnen, von der er sagt: „Siegt mit Pfeilen."

Beide Teile waren also auf ein persönliches Zusammentreffen vorbereitet, beide sahen demselben mit Spannung entgegen. Und doch! in wie verschiedenen Lebenslagen und -Stimmungen befanden sie sich! Charlotte stand in dem für die Frauen so kritischen Alter von dreiunddreißig Jahren, völlig in sich gereift, welt- und lebenserfahren, aber doch innerlich vereinsamt, ohne herzlichere Beziehungen zu Vater, Gatte und Brüdern. Zudem war sie be-



Goethe im etwa 28. Lebensjahre.
Bildnis in Kupferstich in Lavaters „Physiognomische Fragmente, dritter Versuch.“

1775 ist uns nur bekannt, was der älteste Sohn der Frau von Stein, der damals elfjährige Karl, in seinen Erinnerungen darüber erzählt. Danach trat Goethe mit dem Herzog eines späten Nachmittags im Halbdunkel in das Besuchzimmer des Steinschen Hauses, in dem sich auch noch andere Gäste befunden haben mögen. Wann sie einander zum nächsten Male sahen, ist unbekannt; wir wissen nur, daß Goethe Charlotte bald darauf auf der Steinschen Besitzung Kochberg aufgesucht hat, wo er auf einer Platte von Charlottes Schreibtisch durch die Inschrift „Goethe den 6. Dcbr. 75“ eine bleibende Er-

reits Mutter von sieben Kindern geworden. Goethe, sechsundzwanzig Jahre alt, sah noch die ganze Welt im Sonnenscheine vor sich ausgebreitet, während Charlotte bereits die Rechnung mit ihrem Glücke abgeschlossen hatte. Er stand mit seinem Herzoge noch mitten in der Sturm- und Drangperiode, die Brust erfüllt von leidenschaftlichen Hoffnungen, Plänen und Entwürfen, ein sonnigheiteres Weltkind, verwöhnt von den Männern nicht weniger als von den Frauen. Noch hatte er seine Liebe zu der Frankfurter Bankierstochter Elisabeth Schönemann („Lili“) nicht ganz überwunden und schon sollte er den mächtigen Eindruck eines anderen Weibes in sich aufnehmen, eines Weibes, das im Gegensatz zu allen seinen bisherigen Freundinnen über die zarteste Jugend hinaus, Gattin und Mutter war und doch mit den Vorzügen eines hohen Geistes alle Reize einer bezaubernden körperlichen Erscheinung verband. Über ihr erstes Zusammentreffen im Jahre

innerung hinterließ. Von nun ab spinnen sich zwischen beiden immer häufigere Fäden, die sich zum festen Bande verdichteten, nachdem der Herzog Goethe durch das Geschenk eines Gartenhauses dauernd an Weimar zu fesseln wußte.

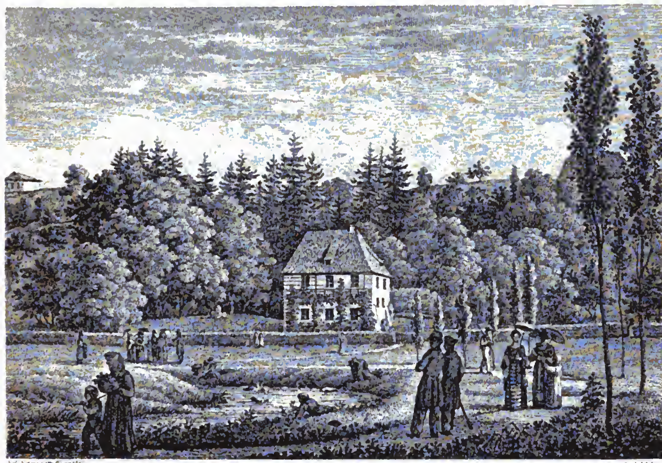
Dieses Gartenhaus mit seiner Umgebung, an den Ufern der Ilm in unmittelbarster Nähe der Stadt gelegen, von deren lärmendem Getriebe aber durch dichtes, schattiges Gehölz getrennt, darf als eine Stätte gelten, die dem Andenken der Frau von Stein geweiht ist. Hier gedachte Goethe in tiefer Einsamkeit der Geliebten, pflückte er die Blumen, die er nebst duftigen Billets als Morgengruß an sie sandte, zog er den Spargel, den er ihr mit dem ganzen Stolze eines zünftigen Gärtners zukommen ließ. Nur zwanzig Minuten entfernt lag die Wohnung der Freundin; bald beglückt sie ihn, wenn auch der Gesellschaft wegen meist nicht allein, durch ihren Besuch, bald ladet er sich selbst



Geflügelhändlerin. Nach dem G
(Photographieverlag der Photogra



mälde von Paul Meyerheim.
thischen Union in München.)



Übermüthig sieht's nicht aus
Dieses stille Gartenhaus
Allen die darin verkehrt
Ward ein guter Muth beschert
Goethe 1828

Goethes Gartenhaus. Nach der Natur gezeichnet 1827. Mit Goethes eigenhändiger Unterschrift, 1828.

bei ihr zu Tisch. Auch der nichtigste Vorwand muß hinreichen, um die Verbindung in stetem Fluß zu erhalten.

Welcher Art war nun aber diese Verbindung? Wäre sie eine derartige gewesen, wie sie von vereinzelten klatschfrohen Beurteilern dargestellt worden ist, dann wahrlich hätte Goethe nicht zehn lange Jahre unter ihrem Banne gestanden; dann wäre seine Leidenschaft nicht so lange Zeit hindurch auf demselben, ja, auf einem sich steigernden Höhengrade geblieben; dann würde sich in seinen Briefen an die Stein nicht jenes „Hangen und Bangen“ abspiegeln, welches uns thatsächlich in denselben in so ganz eigenartiger Weise anmutet. Gerade die Zurückhaltung und selbstbewußte Würde, mit welcher Charlotte den Ausdruck innigster Zuneigung vereinigte, mußte auf eine Natur, wie Goethe, dem die goldenen Früchte der Liebe nur zu niedrig hingen, einen unwiderstehlichen Reiz ausüben. Die kluge Frau wußte ihn an sich zu ziehen, ihn den ganzen Wert ihrer Liebe empfinden zu lassen, kurz — „mit Netzen zu siegen,“ aber sie verstand es auch, den allzu Stürmischen in die Grenzen zu weisen, die der Gattin eines anderen, der Mutter ihrer Kinder, von der Selbstachtung gesteckt waren. Oft, auch schon bald nach Anknüpfung ihres Verhältnisses, entschlüpft ihm in seinen Briefen das trauliche „Du,“ das aber schon im nächsten Billet dem förmlichen „Sie“ Platz macht, um erst dann wiederzukehren, als eine falsche Deutung der vertrauten Anrede durch die weitere Entwickelung und Klärung ihrer wechselseitigen Beziehungen ausgeschlossen war. Wiederholt weist sie ihn von sich, gibt ihm auf seine Briefe keine Antwort, bricht wohl auch gelegentlich auf kurze Zeit den Verkehr ganz mit ihm ab, was ihn zu leidenschaftlichen Bitten und Selbstvorwürfen veranlaßt

und ihn nur mit noch festeren Banden an sie kettet. Es mag bei ihr ein guter Teil weiblicher Koketterie mit im Spiele gewesen sein; daß diese aber nicht die Grundlage ihres Verhältnisses zu ihm bildete, das steht anderseits auch fest. Sie liebte und verehrte in ihm den Freund ihrer Seele, den großen männlichen Charakter, das gewaltige Genie, für das sie volles Verständnis besaß. Sie hoffte in ihm dereinst noch eine Verkörperung ihres Ideals von einem Manne zu erleben, den durch Reinigung von allen sinnlichen Elementen seinem hohen Berufe zuführen zu dürfen, auch ihrer weiblichen Eitelkeit geschmeichelt haben mag.

Sind auch ihre Hoffnungen, wenigstens in ihrem, etwas einseitigen Sinne, nicht ganz verwirklicht worden, so gelang es ihr doch auf den Freund einen Einfluß zu gewinnen, wie er mächtiger kaum von einer zweiten Person auf ihn ausgeübt worden ist. Er lebte und webte nur in dem Gedanken an sie. Ihr zu gefallen, ihre Gefühle gegen ihn durch Thaten und Leistungen aus der Knospe sanfter, wenn auch inniger Zuneigung zu der aufgeschlossenen Blüte einer Liebe zu erwecken, wie sie ihn selbst beseelte, das war fortan sein höchstes Ziel. Wohl hatte der Dichter, der eine Frau von Stein zur Freundin gehabt, ein Recht zu dem Ausspruch: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!“ Denn sie übte ihre Macht in der wohlthätigsten und segensreichsten Weise. Im stetigen Verkehr mit der ernsten, sinnigen Frau begannen ihm die wilden Freuden seiner Sturm- und Drangperiode schal und nichtig zu erscheinen. Mehr und mehr trat an die Stelle rauschender Vergnügungen ernste Arbeit. Auch ihm ward die Freundschaft mit Charlotte eine Quelle idealer geistiger Erhebung. „Und wenn ich heimlich mit mir nicht zufrieden bin,“ schreibt er ihr mit einer Anspielung auf eine Dichtung Voltaires, „so sind Sie mir die eherne Schlange, zu der ich mich aus meinen Sünden und Fehlern aufrichte und gesund werde.“ Sie war es auch, unter deren Augen Iphigenie und Tasso heranreiften, die ihn unablässig zur Vollendung begonnener Dichtungen drängte, einem guten Genius vergleichbar, der ihn mit aufwärts weisendem Finger an die Erfüllung seiner hohen Aufgaben mahnte. Und Goethe erkannte wohl, was er an dieser Freundin besaß. Seine Liebe zu ihr war so reich, daß er einen Teil auf ihren Lieblingssohn Fritz übertragen konnte, dessen er sich mit wahrhaft väterlicher Güte und Zärtlichkeit annahm. Er behielt ihn tage-, monatelang bei sich, räumte ihm ein Beet in seinem Garten ein, spielte mit ihm die kindlichsten Spiele, er hatte sogar die Absicht, ihn förmlich zu adoptieren und für seine ganze Zukunft zu sorgen. „Unendlich,“ erzählte Fritz von Stein später, „war die Liebe und Sorgfalt, mit der er mich behandelte.“


Goethe im 30. Lebensjahre. Von May gemalt, 1779. Im Besitze der Familie v. Cotta.

So strichen die Jahre dahin, zehn lange Jahre, die glücklichsten in dem Leben der Frau von Stein, die reinsten und idealsten vielleicht auch in dem des großen Dichters. Hatte sie, der ihr Maß von Glück bereits zugewiesen schien, jemals hoffen dürfen, daß ihr noch diese reiche Geschenk, diese zehnjährige, nur durch kleine Zwischenfälle getrübte Freundschaft mit dem größten Manne ihres Jahrhunderts zu teil werden würde? Mußte sie sich nicht sagen, daß sie allein nicht im stande war, auf die Dauer den ganzen Wesensinhalt eines solchen

Mannes auszufüllen; daß an seiner weiteren Entwickelung und inneren Vollendung auch noch andere Kräfte mitwirken mußten, auch solche Kräfte, die sie von ihrem individuellen Standpunkte aus nur einseitig zu beurteilen vermochte? Und mußte sie sich ferner nicht sagen, daß alles Ideale einer realen Grundlage bedarf, um überhaupt bestehen zu können; daß auch das größte Genie nicht nur Genie, sondern auch Fleisch und Blut ist und daß es außer litterarischen und künstlerischen Bedürfnissen auch solche gibt, die zwar weniger geistig, aber um so natürlicher sind?

Das alles hätte sie sich wohl sagen sollen, aber sie hat es sich nicht gesagt. Und deshalb mußte sie auch ihren Irrtum mit der schwersten Enttäuschung büßen, konnte sie der eintretenden, an sich keineswegs überraschenden Wendung der Dinge nur Gefühle und eine Haltung entgegenbringen, die ihr auf lange Zeit hinaus das zerstörten, was sie bei freierer Auffassung und — hier können wir das Zeugnis menschlicher Schwäche nicht unterdrücken — bei weniger Egoismus und Eitelkeit als köstliches Gut hätte retten können. Wir meinen den Bruch nach der Rückkehr Goethes aus Italien und seine Verbindung mit Christiane Vulpius.

So glücklich sich auch Goethe in Weimar fühlen mußte, so mächtig wurde doch in ihm der Drang, die heimatlichen engen Verhältnisse mit anderen, größeren, zu vertauschen, neue Eindrücke in sich aufzunehmen, seine künstlerische Bildung zu vervollkommnen und sich selbst in den sprudelnden Quellen der Natur und des Lebens zu verjüngen. Das Land seiner Sehnsucht war Italien. Ohne einen anderen, als den Herzog in seine Pläne einzuweihen, traf er in aller Stille die Vorbereitungen zur Reise. Auch die Freundin ließ er über seine Absichten völlig im unklaren. Sie ahnte nicht, wie sehr verändert sie ihn wiedersehen würde! Ein anderer Himmel wölbte sich in Italien über ihm, neue, mächtige Eindrücke stürmten auf ihn ein, an die Stelle nordischen Düsters trat die ewige Heiterkeit des Südens, die glühende, farbige, frische Lebenslust der Sinne, die so lange von dem geistigen Banne der Frau von Stein in Fesseln geschlagen waren. Im weichen sonnigen Rom umfing ihn das Künstlerleben und — die Künstlerliebe, jene wangenrote selbstvergessene Liebe, die so unendlich verschieden war von derjenigen, die ihn im Umgange mit der Frau von Stein beherrscht hatte. Mit vollen



Goethe in der römischen Campagna. Nach dem Originalgemälde von Joh. Heinr. Wilh. Tischbein (1787)



Christiane Vulpius, Zeichnung von Bury.
Im Goethe-National-Museum zu Weimar.

Zügen sog er die Luft der antiken Welt in sich ein, die fremden Einflüsse wichen von ihm gleich Nebeln unter den sieghaften Strahlen der südlichen Sonne. Ganz sich selbst wiedergegeben, ward er gleichwohl ein anderer. Aus dem von weiblichen Einflüssen eingedämmten, mehr oder weniger schwärmerischen „idealen deutschen Dichter“ war jener selbstbewußte, seine ganze natürliche Persönlichkeit voll entfaltende Künstler geworden, wie er uns aus den „Römischen Elegien“ entgegentritt. So kehrte er, schmerzlich bewegt durch den Abschied von seinem gelobten Lande, den Unmut über die ihn wieder umfangende nordische Atmosphäre auf der Stirne, nach Weimar zurück, und so sah ihn auch die Freundin wieder.

Es war ein schmerzvolles, peinliches Wiedersehen! Goethe hatte sich in den Jahren der Trennung verjüngt, Charlotte — war gealtert. Sie war jetzt eine Frau von 45 Jahren — ein Alter, das wohl treue, aufrichtige Freundschaft, aber nicht mehr verzehrende, leidenschaftliche Liebesglut beanspruchen darf. Die Veränderung an ihm wurde sie auf den ersten Blick gewahr, sie las sie in seinem Auge. Mit tiefer Enttäuschung mußte sie sich davon überzeugen, daß sie ihre Zaubermacht über ihn verloren hatte. Der vor ihr stand, war nicht mehr der schmachtende Liebhaber, aber es war doch der alte, treue Freund, der ihr mit aufrichtiger Herzlichkeit die Hand entgegenstreckte. Statt nun aber diese Hand mit derselben aufrichtigen Gesinnung zu ergreifen, statt sich an seiner Freundschaft genügen zu lassen, verlangte sie das Unmögliche, versuchte sie ihn durch Vorwürfe wieder unter das alte Joch zu beugen, stieß sie ihn durch Kälte zurück und ließ ihn in der Verblendung ihrer weiblichen Eitelkeit die Launen der alternden Frau fühlen. Es ist eben nur durch völlige Verblendung zu erklären, daß die sonst so kluge Frau, der weibliche Berechnung keineswegs fremd war, ihre Zuflucht zu so verkehrten Mitteln nehmen konnte, zu einer Haltung, die ihn in schroffster Weise gerade das empfinden ließ, was er am wenigsten hätte empfinden sollen. Vergebens war die freundliche Nachsicht Goethes, die tief verstimmte und verletzte Freundin zu versöhnen, das alte herzliche Verhältnis wiederherzustellen. „Es war nichts mehr mit ihr anzufangen,“ sagte er gelegentlich zu Herders Frau. Da er nun aber nicht zu jenen Naturen gehörte, die sich in fruchtlosen Klagen um ein verlorenes Gut verzehren, da es seit jeher seinem innersten Wesen entsprach,



Goethe im 69. Lebensjahre.
Im Juni 1828 nach dem Leben gemalt von J. K. Stieler.

unangenehme Eindrücke zu vermeiden und, wo solche einmal vorhanden waren, durch angenehmen Wechsel zu verscheuchen, so ging er, der noch unter dem sinnlichen Zauber seines römischen Aufenthaltes stand, ein Verhältnis mit einem Mädchen ein, von dem er nichts anderes wünschte und verlangte, als völlige Hingabe. Er schloß mit Christiane Vulpius eine Verbindung, die freilich noch Jahre lang des kirchlichen Segens entbehrte.

Erregte diese Thatsache schon in den unbeteiligten Kreisen Weimars lebhaftes Mißfallen, so war die Erbitterung der Frau von Stein darüber fast eine maßlose. Das hatte noch gerade gefehlt! Der Mann, mit dem sie in zehnjähriger reiner Freundschaft alle Gedanken und Empfindungen geteilt, den sie durch ihren Einfluß zu den höchsten Höhen sittlicher Vollendung emporzuheben gehofft, den sie als Ideal geläuterter Männlichkeit verehrt hatte, der ihrem Fritz ein Vater, ihr selbst der einzige Freund ihres Alters sein sollte, er hatte sich an ein Mädchen weggeworfen, das in jeder Beziehung tief unter ihm stand, an eine Dirne weggeworfen aus ganz gewöhnlicher, schnöder Sinnenlust! Das war ja Verrat an allen Idealen, Schändung des Allerheiligsten, das konnte, das durfte nicht sein. Heftig drang sie in ihn, das Verhältnis mit Christiane zu lösen.

Wir können den Schmerz, die Bitterkeit, die Empörung begreifen, die sich der bei allen ihren Schwächen im Grunde doch edlen Frau bemächtigt hatte. Aber wie kurzsichtig gehandelt war es doch wieder, in den Augen eines ritterlich fühlenden, eines sich selbst achtenden Mannes dasjenige Weib herabzusetzen, das er zu der seinen erkoren hatte, und herabzusetzen um deswillen, daß sie sich ihm vertrauensvoll hingegeben hatte! Gerade der böse Leumund, wir können auch sagen, der Klatsch, den Frau von Stein über Christiane verbreitete, und der sicherlich auch zu Goethes Ohren



Goethe im 83. Lebensjahre.
Nach dem Leben gezeichnet und gestochen von C. A. Schwerdgeburth, Weimar 1832

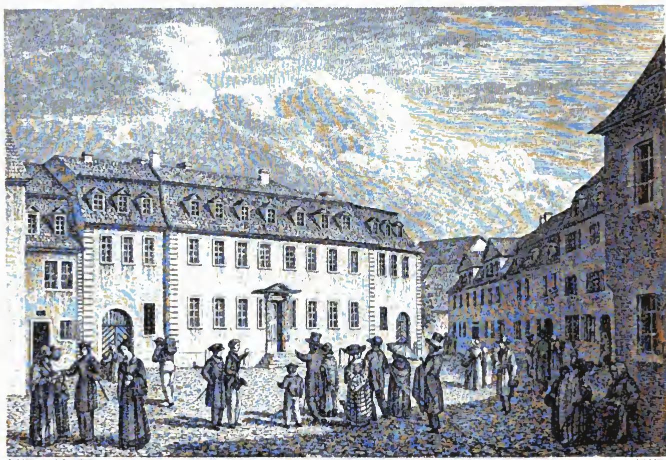
gedrungen ist, das Ansinnen, sich von ihr zu trennen, mußte ihn erst recht darin bestärken, das ihr gegebene Wort heilig zu halten. Und seine entschiedene, wenn auch milde Antwort blieb nicht aus. Zunächst rechtfertigt er sich gegen die ihm gemachten Vorwürfe, als ob er ihr und ihrem Fritz seine warme Teilnahme und Freundschaft entzogen habe. Er beruft sich darauf, daß er ja hauptsächlich Fritzens und ihretwegen schon so frühzeitig aus Italien zurückgekehrt sei. „Was ich in Italien verloren habe, mag ich nicht wiederholen; du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen.“ Dann geht er auf das Verhältnis zu Christiane ein. „Und welch ein Verhältnis ist es?“ so fragt er. „Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch auf die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?“ Und mit der unerschütterlichen Ruhe des Philosophen, mit dem kühl erwägenden Sinne des Arztes, macht er Charlotte darauf aufmerksam, daß

ihre Verstimmung gegen ihn zum Teil wohl auch auf krankhafte physische Ursachen zurückzuführen sei, auf — den Genuß von Kaffee. „Es ist nicht genug, daß es schon schwer hält, manche Eindrücke moralisch zu überwinden. Du verstärkst die hypochondrische quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit Du eine Zeitlang wohl eingesehen und das Du, aus Liebe zu mir, auch eine Weile vermieden und Dich wohl befunden hattest."

Charlottens Entrüstung über diesen Brief war zunächst sprachlos. Sie schrieb über denselben nur ein „O!" Von nun ab kann sie ihre Bitterkeit gegen den ehemaligen Freund nirgends verhehlen. Als ihm ein Töchterchen geboren wird, schreibt sie an ihren Fritz: „Goethe hat nun auch ein Töchterlein, seit ein paar Tagen. Er hat eine entsetzliche Freude darüber, denn er ist freundlich wie ein Ohrwürmchen und macht französische Calembours, hat auch sein Töchterchen selbst gehoben." Auch in einem Trauerspiel „Dido" sucht sie ihren Gefühlen mit bitterem Hohne Luft zu machen. Sie schildert dort einen Dichter Ogon, der seiner Freundin Liebe geheuchelt, dann aber ganz brutaler Sinnlichkeit verfallen und überhaupt ein höchst frivoler Patron geworden ist. Dieser Ogon soll natürlich Goethe sein, die Freundin sie selbst. „Ich war einmal ganz im Ernst nach der Tugend in die Höhe geklettert," läßt sie Ogon-Goethe an einer Stelle sagen, „ich glaubte oder wollte das ersehene Wesen der Götter sein, aber es bekam meiner Natur nicht, ich wurde so mager dabei. Jetzt seht mein Unterkinn, meinen wohlgerundeten Bauch, meine Waden! Sieh, ich will Dir freimütig ein Geheimnis offenbaren! Erhabene Empfindungen kommen von einem zusammengeschrumpften Magen." So geht das Erhabene des Schmerzes bei Charlotte häufig in das Lächerliche über. Auch sonst weiß sie wenig anderes von Goethe zu berichten, als daß er „sinnlich" und fett und dick geworden sei: „Goethe seh ich selten, und wenn es einmal geschieht, so erschreckt mich seine immer zunehmende Dickheit."

Daß aber ihre alte Zuneigung zu dem früheren Freunde trotz allem, was sich zwischen ihnen ereignet, nicht erloschen war, daß sie nur des geeigneten Anstoßes bedurfte, um sich wieder in der ehemaligen warmen und schönen Weise zu offenbaren, beweist die innige Teilnahme, die sie ihm widmete, als er im Anfange des Jahres 1801 gefährlich erkrankte. Tief bewegt schreibt sie an Fritz: „Ich wußte nicht, daß unser ehemaliger Freund Goethe mir noch so teuer wäre, daß eine schwere Krankheit, an der er seit neun Tagen liegt, mich so innig ergreifen würde... Die Schillern und ich haben schon viele Thränen die Tage her über ihn vergossen." Goethe wurde gesund, und sein Verhältnis zu Frau von Stein ward allmählich wieder ein freundlicheres, wenn sie es ihm auch nicht verzeihen konnte, daß er sich mit der Vulpius, gegen die sie einen wahren Haß zur Schau trug, eingelassen hatte. „Vorgestern," schreibt sie wieder einmal an Fritz, „saß ich mit Frau von Trebra in der ehemaligen Rosenhecke; Goethe kam mit seiner Kammerjungfer (gemeint ist Christiane) an seiner Seite an uns vorübergegangen. Ich schämte mich in seiner Seele und hielt mein Sonnenschirmchen vor, als hätte ich ihn nicht bemerkt." Daß ihr das ungeregelte Verhältnis mit der Vulpius anstößig war, ist nur natürlich, und es wäre gewiß besser gewesen, wenn Goethe dieses Verhältnis niemals eingegangen wäre. Daß sie aber in eine womöglich noch größere Erbitterung geriet, als er aus der wilden Ehe in eine kirchliche trat und so den Forderungen des Sittengesetzes nachträglich seinen Tribut und seine Anerkennung zollte, muß gerade bei einer sonst so feinfühligen und moralisch denkenden Frau Befremden erregen. Gerade dadurch, daß er vor dem ganzen Hofe und der ganzen Gesellschaft den Mut fand, das Ansehen derjenigen Person, die ihm ihre Ehre geopfert, wiederherzustellen, daß er einem Zustande ein Ende machte, der seinen eigenen Anschauungen über die Heiligkeit der Ehe kaum entsprochen haben dürfte, gerade das war die einzige mögliche Sühne für die vorhergegangene Verletzung der bürgerlichen Moral.

Das hohe Alter besänftigt und versöhnt. Auch auf Charlottens Empfindungen gegen Goethe übte es seinen mildernden und läuternden Einfluß. Sie sah den Freund in ernstem Schaffen unsterbliche Werke aufeinanderhäufen, sah ihn in unermüdlichem Streben immere höhere Staffeln des Ruhmes ersteigen, bewundert und hochgeachtet von



Warum stehen sie davor?
Ist nicht Thüre da und Thor?
Kämen sie getrost herein
Würden wohl empfangen seyn
Goethe 1828

Goethes Haus auf dem Frauenplan (jetzt Goetheplatz) in Weimar.
Mit Goethes eigenhändiger Unterschrift, 1828.

allen, und ihr Herz mußte sich mit Stolz darüber erfüllen, ihn zum Freunde gehabt zu haben, ihr Geist inne werden, daß ein solcher Mann unmöglich in gemeiner Sinnenlust untergegangen sein könne. Dazu kamen noch andere Umstände, die eine Annäherung begünstigten, so vor allem ihre Freundschaft zu Schillers Gattin Charlotte und die daraus entstandene nähere Bekanntschaft mit Schiller selbst, der wiederholt in einem der Frau von Stein günstigen Sinn eingewirkt zu haben scheint. Es hätte übrigens einer solchen Einwirkung kaum bedurft, da Goethe niemals vergessen hatte, welchen Dank er der alten Freundin, der Muse seiner jüngeren Jahre, schuldete. Er trug ihr immer das gleiche herzliche Wohlwollen, dieselbe unveränderte freundschaftliche Gesinnung entgegen. Sein Sohn August näherte sich ihr in der zutraulichsten Weise, und so ward ein zerrissenes Band nach dem andern von der milden Hand der Zeit wiederhergestellt. In freundlich ruhigem Glanze leuchtete die Flamme wieder auf, die einst in leidenschaftlicher Lohe emporgeschlagen war, dann durch Unverstand und andere menschliche Schwächen ganz erstickt zu werden drohte, um schließlich mit dem Lichte heiliger Erinnerung die ehrwürdigen Höhen des Alters zu verklären.

Charlotte von Stein hatte in dem letzten Abschnitte ihres Lebens noch manche herbe Prüfungen zu bestehen. Die französische Invasion brach unter dem korsischen Eroberer auch über das stille, den Musen geweihte Weimar herein, und Frau von Stein war eine von denjenigen, die am meisten darunter zu leiden hatten. Von mehreren Seiten auf einmal drangen französische Marodeure in ihr Haus, raubten, was zu rauben war, und zertrümmerten das übrige. In derselben Zeit hielt sie bei sich einen verwundeten preußischen

Offizier verborgen, der sich vor dem Überfall durch Flucht aus dem Fenster zu retten suchte, dann aber seinen Wunden erlag. Nur das Kleid auf dem Leibe hatte sie für sich gerettet. Aber gerade in diesen Tagen äußerster Not und Gefahr offenbart sich uns ihre ganze Seelengröße und Charakterstärke. Statt zu verzweifeln, leistet sie, selbst aufs äußerste erschöpft, barmherzige Samariterdienste, und wo geholfen werden soll, da ist sie eine der ersten. Ganz im Gegensatz zu ihrem alten Freunde, der die Dinge sub specie aeterni und mit philosophischem Gleichmut über sich ergehen ließ, war sie von edlem Zorne gegen den wälschen Erbfeind und seinen blutigen Cäsar, von warmer Liebe zu ihrem deutschen Vaterlande erfüllt.

Was sie aber auch immer in ihrem langen Leben an herben Erfahrungen und schmerzlichen Schicksalsschlägen erlitten haben mag, — sie wiegen doch die Summe der Freuden nicht auf, die ihr beschieden waren. Was sie an ihrem Gatten nicht erlebt hatte, der schon im Jahre 1793 von schwerem Siechtum durch den Tod erlöst wurde, das Glück blühte ihr in den Söhnen empor. Hat auch deren Schicksal in wildbewegter Zeit ihr mütterliches Herz oft mit banger Sorge erfüllt, so ward ihr doch die hohe Genugthuung, sie zu braven, tüchtigen Männern, zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft heranreifen zu sehen. Namentlich in ihrem Fritz — ihr Sohn Ernst war gestorben, und Karl hatte das väterliche Gut angetreten — verehrte sie den ideal denkenden, lauteren Charakter, der so ganz die Hoffnungen, die sie auf ihn gesetzt hatte, erfüllte. Ihr war es noch beschieden, blühende Enkel im Schoße zu halten, und mit brechendem Auge konnte sie den schönen Trost in die andere Welt hinübernehmen, daß ihr irdisches Tagewerk nicht vergeblich gewesen, und daß unter ihren sorgsam pflegenden Händen eine Nachkommenschaft um sie aufgesprossen war, deren sie sich wahrlich nicht zu schämen brauchte.

Auch das Glück der Freundschaft mit den edelsten Charakteren und größten Geistern des Jahrhunderts war ihr in reichem Maße zuteil geworden.

Mit der heldenmütigen, großsinnigen Herzogin Luise, die selbst einem Napoleon Ehrfurcht eingeflößt hatte, verband sie die innigste Zuneigung, die nur zeitweilig getrübt wurde, und mit Knebel, Herder, Wieland und Schiller stand sie in den freundschaftlichsten Beziehungen. Vor allem aber leuchtete ihrem Leben der Stern Goethe, dessen Strahlen ihren Namen mit der Aureole der Unsterblichkeit bekränzen.

Charlotte von Stein verschied eines sanften Todes am 5. Januar des Jahres 1827 im vollendeten 85. Lebensjahre. Aus Rücksicht für Goethe, den sie nicht erschüttern mochte, hatte sie angeordnet, daß ihr Leichenzug nicht an dessen Haus vorübergehen sollte. Aber die Leichenordner erklärten, eine so vornehme Tote müsse auf dem gewohnten Ehrenwege zur Ruhe getragen werden, und dieser Weg ging eben an Goethes Fenster vorbei. Goethe selbst, der allen Erschütterungen ängstlich aus dem Wege ging, ließ sich, wie auch bei Wielands Tode, von seinem Sohne vertreten. Sein Schmerz war stumm, wie damals, als seine über alles geliebte Mutter von ihm schied. Die Spuren vom Grabe der Frau von Stein sind verwischt, man hat einen Weg darüber gelegt; niemand weiß, wo sie der geistigen Wiedervereinigung mit dem großen Freunde entgegenschlummert.

Schön im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist sie nie gewesen, gleichwohl bezauberte sie alle, die ihr näher traten, durch ihre anmutige Erscheinung, ihren wunderbar sinnigen Ausdruck, mehr aber noch durch den feinen geistigen Duft, den sie in der Unterhaltung um sich zu verbreiten wußte. Und bei allem diesem Zauber war doch nichts Aufdringliches in ihrem Wesen, eher was Zurückhaltendes. Sie siegte eben — „mit Netzen“.



Die ersehnten Sommergäste.

Erzählung von Ilse Frapan.

(Schluß). (Abdruck verboten.)

„Gebratene Schollen?" Mit erweiterten Naslöchern that Hildegard einen Schritt auf die Küchenthüre zu. „Ach, wie delikat!"

„Se hewt de Betten ja noch gor nich sehn," und Jule Suer öffnete über des Fräuleins Kopf weg die Schlafstubenthür.

Das ganze Kämmerchen, bis auf einen schmalen Gang rundum, war ausgefüllt durch ein riesiges, viereckiges Bett. Jule zeigte die rot- und blaukarrierten Kopfkissen, das blau- und weißgewürfelte Federgebirge, das über die ganze Breite des Lagers reichte. „Allens rein un good, da könt Se woll un warm in slapen. Ja, so'n goode Betten, dar hett Een Nutzen von; düsse sünd all över hunnert Johr olt."

„Das ist also gleich für uns beide, Mama." Die Frauen betrachteten den ehrwürdigen Schatz.

„Dor is min Moder in storben," sagte Jule feierlich. „Un wenn min Vadder nich to See wegbleeben wör, denn wör dat ook sin Dodenbett west." Ihre Augen glitten abfällig über die zwei schwarzen Figürchen hin, die sich ein bischen abgewendet hatten.

„Se hewt dar överleidig Platz, Se sünd jo nix as Haut un Knaken," bemerkte die Wirtin erläuternd, und wirklich, seit sie Hüte und Mäntel abgelegt, standen Mutter und Tochter, geschorenen Pudeln ähnlich, in überraschend verringerter Gestalt vor ihr.

Gefaßt blickten sie sich an: „O Gott, gewiß, es ist so — es gehört wirklich so recht dazu. Hier ist alles idyllisch, nicht, Mama?"

Jule fuhr leutselig fort: „Nu gahn Se man in Ehr Stuw sitten, un kieken Se man ut' Finster. Wenn dat de Grönmann is, de ick kenn', denn kann dat Abend warrn, bet de kummt."

Jetzt wurden die Mienen lang.

„Hörst du, Mama, was Fräulein Suer sagt? Das wäre ja sehr unangenehm, besonders deinetwegen."

Betrübt schlichen sie in die kahle Stube. Als aber die Stunden vergingen, die Mittagszeit nahte, die verschrumpften Mägelein ihr Recht verlangten, und zum Überfluß noch der Geruch der gebratenen Fische anfing, sich in der Wohnung zu verbreiten, stand Hildegard auf: „Nein, laß mal, Mama, mir fällt etwas ein." Die Küchenthüre war nur angelehnt; Jule saß am Herd und verzehrte ihr reichliches Mahl, ohne sich an das bescheidene Räuspern zu kehren, das hinter ihrem Rücken laut wurde. Fräulein Läps tappte mit ihren dünnen Zeugschuhen, so laut sie konnte, endlich kam sie heran; zaghaft, aber doch mit einer Art von weltmännischer Überlegenheit begann sie:

„Mama läßt fragen, Fräulein Suer, — unser Gepäck ist noch immer nicht da — Sie haben wohl nicht zufällig ein paar Stück Schollen übrig?"

Die Essende vergaß vor Verwunderung den Mund zu schließen. Schnell schob sie sich noch eine große Kartoffel auf der Messerspitze hinein und sagte dann sehr undeutlich: „Een Kopp und een Swanz lat ick na, de eet' ick hüt Abend."

Hildegard rückte näher. „Es ist nämlich, Mama mag sie so schrecklich gern, — so ältere Damen, wissen Sie, und denn den leeren Magen, es kann ihr wirklich ungesund sein. Wir wollen es natürlich gern bezahlen," setzte sie in gewinnender Zutraulichkeit hinzu.

Jule murrte und sah betroffen auf die zwei Fischstücke, die schön goldgelb gebacken in der Pfanne dufteten.

„Ja, dat is all recht good, aber wat schall ick denn hüt Abend eeten? Dat seggen Se mi mal!"

Aber Hildegards sanfte Überredung siegte. Auch Kartoffeln und Schneidebohnen, von jedem ein winziges Katzenschüsselchen voll, waren übrig geblieben, und Jule bequemte sich, ihnen die ganze Mahlzeit in die Stube zu tragen. Frau Läps schlug die Hände zusammen, als sie hereinkam und setzte sich mit heiterer Eile zu Tisch. Jule stellte sich neben sie und sagte huldvoll: „Nu krieg' ick foftig Mark vor dat Logis, achtunveertig Penn' Gottsgeld und soßtig Penn' for dat Middag. Se könt mi dat ja all op eenmal betahlen, denn ward dat nich verklentert [1])." Die Mietherinnen vermochten

[1]) in kleinem verthan.

diese Anordnung und Jules Küche nicht genug zu loben.

Die Teller langten draußen so blank poliert wieder an, daß Jule fragte, ob sie sie schon abgewaschen hätten, und Frau Läps sagte, fast begeistert: „Wissen Sie, wonach es schmeckte? Es schmeckte nach mehr!" Und ihre kleinen, spähenden Augen fuhren in alle Winkel der Küche, als möchten sie das erwünschte „Mehr" sogleich daraus hervorzaubern.

Es wurde vier Uhr. Auf dem Herde brodelte der Kaffee, und der warme Duft quoll durch die Thürritzen in die Wohnstube.

Fräulein Läps kam geschlichen: „Jetzt denken Sie sich! der alte eklige Grünmann ist immer noch nicht da, und Mama ist so durstig" — —

„Bi Sagebiel" — — fing Jule an, indem sie mit allen fünf Fingern die große blaue Kumme umklammerte, die sie eben mit dem herzstärkenden Trank gefüllt hatte.

Hildegard unterbrach sie: „Wir würden ja gern zu Sagebiel gehn, aber meine Mama ist so schwach auf den Beinen, das viele Treppensteigen ist nicht für sie."

„Denn gahn Se na Behrmann, dar hewt Se keen Treppen."

„Ist er da auch gut? Ach nein, jetzt besinne ich mich, das war neulich der reinste Plurch [1]), während dieser hier" — — sie witterte mit den beweglichen Nüstern — „ganz wunderbar aromatisch duftet. Das ist wohl direkt importirter?"

„Min Broder hett em mitbrocht ut Guatemala! so'n Kaffee kriegt Se in gans Hamborg nich," sagte Jule voll Überzeugung, aber ihr Ton klang nicht so sicher wie sonst, und sie warf einen traurigen Blick auf die braune Kaffeekanne, einen sorgenvollen, hilflosen.

„O Fräulein Suer, Sie thun uns einen unmenschlichen Gefallen!" Hildegard faltete die dünnen Hände, „könnten Sie uns nicht zwei Tassen Kaffee abgeben? Wir wollen sie natürlich gern bezahlen."

„Denn mutt ick ja noch mal anfangen mit dat Kaffeemaken! Harrn Se mi dat man vorher seggt! Na, ick will dat nu mal dohn, aber fiefuntwintig Penn' mutt ick hebben vor de Tass', Sagebiel kriegt twintig, und Se säben dat je ook, dat min veel beter is." Mit einem siegreichen Lächeln erschien Hildegard vor ihrer Mutter: „Mama, wir kriegen ihn! ich habe alles abgemacht."

Während sie ihn tranken, rechnete Jule vor: „Dat Logis, na dat weeten Se ja, un denn dat Gottsgeld achtunveertig Penn', un denn dat Middageeten soßtig Penn', un nu de Kaffee fostig Penn'. Wölt Se ook Brod hebben? Jo, dat kunn ick mi all denken, denn bring ick Ihnen twee Rundstück, aber Botter hew ick nich in' Hus. Dat sünd noch fiew Penn'. Ach hott, ick mutt dat man opschrieben, dat ick mi nich verbiestern [1]) doh. Se könt dat je ook alle Dag betahlen, wenn Se dat lewer is."

Die beiden Kaffeetassen, die sehr hübsch angekittete Henkel hatten, blieben in der Schwebe, Mutter und Tochter sahen sich fassungslos an.

„Ach nein, lieber doch" —

„Lieber doch zusammen," vollendete Hildegard, und mit schwachem Lächeln fügte die alte Frau hinzu:

„Wissen Sie, es verdirbt einem beinah den Appetit, wenn man so jeden Tag einsehn muß, wie viel man zum Leben nötig hat."

„Denn is mi dat ook recht." Jule war von einer übernatürlichen Gefügigkeit, die einzig durch die Aussicht auf das viele Geld zu erklären war.

Der Nachmittag verregnete, und als der Schauer aufhörte, war es Nacht geworden und immer noch kein Gepäck zu sehen. Es war überhaupt nichts zu sehen, als zwischen den wandartig geschnittenen Kronen der Linden vor dem Hause eine etwas lichtere Schwärze, auf der einzelne große Sterne schwammen. Es waren aber keine Sterne, sondern die Lichter der Fischerewer, die im Halbkreis auf dem Strom verankert lagen und auf die Flut warteten, um hinauszusegeln. Die zwei Frauchen hatten sich ans Fenster gesetzt, um an dem schönen Nachtbilde satt zu werden, das zuweilen wunderbar aufglänzte, wenn ein beleuchteter Salondampfer von Helgoland wie ein gläsernes, durchsichtiges Schloß vorüberrauschte, daß man das Gewimmel in den hellen Sälen zu erkennen meinte und abgerissene Strophen

[1]) Brühe.

[1]) irren.

Tanzmusik über den spiegelnden Grund schallen hörte. Auch das dunkle Zimmer, in dem sie saßen, wurde dann durch den Wiederschein erhellt, und sie sahen einander in die bedenklichen, kümmerlichen Gesichter.

„Da sitzen wir nun," seufzte die Mutter, „glaubst du, daß sie uns zum Abendbrot etwas abgibt? Ach Hildegard, du hast es mit Gewalt wollen, ich zittere und bebe."

Das Fräulein streichelte und drückte die ängstlich gefalteten Hände der Mutter: „Ich wollte es ja nur deinetwegen, Mama, und wir müssen guten Mut haben! Onkel August gibt es uns gewiß gleich" —

„Wenn er überhaupt kommt, Hildegard."

„Er kommt gewiß! Ich habe solch' unerschütterliches Vertrauen zu ihm, er ist doch mein einziger Onkel, und sieh mal, seit drei Jahren will er doch nun schon jeden Sommer kommen" — —

Die Thür wurde aufgerissen, und Jules Kopf erschien in dem Lichtstrahl, der mit hereinfiel:

„Sörensen is dar, he hett wat op'n Wagen, — ob Se dat to hört?"

Die Frauen gerieten in Bewegung: „Herrjes, ja, ist es eine Kiste? Ist sie gelb? Mit einem kleinen Vorhängeschloß?"

„Kamen Se man rut un kieken Se man sülber to," sagte Jule und suchte ihre Lampe vor dem Zugwind zu schützen.

„Und die Hutschachtel? Wenn keine Hutschachtel dabei ist, Fräulein Suer, dann ist es nicht unser. Mein Gott, jetzt in Nacht und Nebel mit all' unsern Sachen anzukommen," jammerte Frau Läps.

„Wo ist der Schlüssel, Mama? Das ist ja die beste Probe, nicht? Wenn der Schlüssel paßt, so ist es gewiß unsere Kiste."

„Und um Gottes willen, sieh nach der Hutschachtel!"

Sieh nach! Aber wie macht man denn das, wenn es stockfinster ist? Das Fräulein stolperte vorsichtig hinaus in das schwarze Nichts, stieß aber auf der Stelle einen durchdringenden Schrei aus und floh zitternd in die helle Küche. Sie behauptete, draußen stehe ein großer Kerl und habe sie umarmen wollen.

Jule schüttelte ungläubig den Kopf. „Ick kunn je mit Se gahn, aber dat geiht nich, ick hew Speckpannkoken op'n Füer."

„Hier! ick kam mit dat Ballkleed!" schrie es auf dem Vorplatz. Der kleine, runde Kopf von Jens Peters tauchte auf, unter demselben ein weißes, ausgebreitetes Wäschestück, das er an den kurzen Ärmeln vor sich hielt.

„Was ist das!" Hildegard wich zurück bis an die Stubenthür, in der eben die Mutter erschien.

„Es is 'n büschen in'n Dreck gefallen," der Junge schüttelte und klopfte daran, „Sie haben mir umgeschmissen."

Empörung im Gesichte, wankte Frau Läps heran und riß dem Jungen das Hemd weg.

„Is dat Ehr?" fragte Jule gemütlich.

„Aber Hildegard, warum hast du denn die Kiste draußen aufgeschlossen?" klagte die Mutter, aber sie kam nicht weiter.

„Olle Hööt[1])! olle Regenschirm!" meldete ein zweiter Schlingel, und wahrhaftig, er hatte sich eine Morgenmütze quer aufgestülpt und den Regenschirm über den Dickkopf gespannt.

Betäubt hielt sich Hildegard die Augen zu, sie wimmerte nur noch.

Frau Läps riß auch dieses Eigentum an sich. „Ist denn die Kiste offen?" sagte sie matt, „Hildegard, ich bitte dich" — —

„Dor is gor keen Kist! dat liggt allens in'n Dutt[2]) op'n Wagen," berichtete fröhlich ein kleiner Junge, der auf jeder Hand einen Filzpantoffel brachte, „sei'n Sie man still, Madam, ich hol' mehr."

„Noch mehr ole Saken to verköpen!" Schon wieder einer! Die Jungen schienen überall aus dem Boden aufzutauchen, wie die Wichtel. Jule blickte sich kaum um, sie schüttelte eben die Pfanne, daß der Speckpfannkuchen sich in der Luft überschlug und glatt auf die andere Seite zu liegen kam. „Dat kann nich 'n jeder! Se könt dat woll nich!" sagte sie zu der stöhnenden Hildegard.

„Wo ist denn unser ganzes Kaffeeservice und das kleine Kochgeschirr! O Kind, wenn das nicht eine Strafe des Himmels ist!" seufzte Frau Läps ihrer Tochter zu.

Eben brachte der eifrige freundliche Kleine den Deckel einer Kanne und einen halben Teller: „O Madam, da liegt noch 'n ganzen Berg, alles 'twei!" sagte er, rot

[1]) Hüte. [2]) Haufen.

vor Eile, „die Kiste is ihm geplatzt, sagt Sörensen, lassen Sie man, Madam, ich hol' allens rein."

Es war nicht alles zerbrochen, aber doch das Meiste, wenn man solch' ein umfassendes Wort überhaupt auf ein so bescheidenes Häufchen Gerümpel anwenden kann. Die beiden Mieterinnen verbrachten den Rest des Abends in Kummer und Thränen und Dunkelheit, sogar der Appetit war ihnen vergangen. Und das war vielleicht weise vom Schicksal so eingerichtet, denn Jule Suer ließ sich nicht eher hören und sehen, als bis sie auch den letzten Bissen Pfannkuchen hinter ihrem tadellosen Gebiß hatte verschwinden lassen. Als sie dann aber hereinguckte, waren die Zwei wie verscheuchte Hühnchen schon „zu Wiemen" gegangen, ohne die bunt durcheinanderliegenden Habseligkeiten irgendwie geordnet zu haben. Beim Anblick der zerbrochenen Tassen und Teller schüttelte sogar Jule den Kopf, „dat kann mi orrendlich duern[1]," sagte sie nach dem Bette hin, als letzten gefühlvollen Nachtgruß.

Dann kam der Morgen und machte alles wieder gut. Er konnte zwar die Scherben nicht mit Sonnenstrahlen aneinander kitten, aber die arg in die Brüche geratene Freudigkeit der zwei Frauen stellte er mit seinem glänzenden Gesicht sogleich wieder her. Hildegard führte die Mutter, warm in ein Tuch verhüllt, das nur die rötliche Nasenspitze sehen ließ, durch das niedere Weidengebüsch hinunter an den Strand, — ein paar Zwieback konnte man da unten knabbern, die Steine des Stacks waren jetzt, in der Ebbe, trocken und sonnenwarm. Vor dem milden Schein, vor den Julilüften sank das Tuch der Alten vom Kopf und bis über die Schultern herab.

„Für was is was," sagte sie mit gefalteten Händen, „Kind, dies ist wirklich romantisch hier, und ich kann Gott nicht genug dafür danken! Nein, sieh mal bloß diesen Fischerewer, der da angemalt wird! Wie klein ist der Mensch, der daneben steht, nicht du? Ach hier draußen kommen einem die kleinen Sorgen und Kümmernisse des Lebens doch wirklich höchst unbedeutend vor."

[1]) dauern.

„Na, wo in wölt Se denn nu Kaffee maken? Ehr Kann' is ja kaput!" empfing Jule Suer die Hereinkommenden, die sich eben anschickten, einen begeisterten Bericht über den schönen Morgen abzulegen.

Und als die Gesichter sich längten und nicht gleich eine Antwort da war, fuhr sie unerwartet fort: „Ick kunn mit dat all denken, dat Se an nix denken wurrn, als bet Se Hunger harrn; ick hew twee Tassen mehr makt, aber siefuntwintig Penn' dat Stück mutt ick hebben."

„Welche reizende Überraschung!" rief Hildegard und machte Miene, Fräulein Suer in die Arme zu schließen; „Sie sind, — Mama, ist es nicht wahr — Sie sind unser Schutzengel! O Gott, wir trinken hier!"

Nach dem Frühstück im Garten kam Frau Läps in die Küche, begleitet von ihrer Tochter, die eine blaue, aber schon stark verräucherte Hutschachtel trug. Sie löste umständlich die künstlichen Verschnürungen, ohne auch nur einen Knoten zu durchschneiden, und es zeigte sich nun, daß es zwei wohlerhaltene, wenngleich ausgereckte gehäkelte Strumpfbänder gewesen, die den Deckel gehalten. Eine Menge kleiner spitziger, gelber, weißer und blauer Tüten — das war der Inhalt. Frau Läps hob eine Düte an Jules Nase empor und mit steil ausgerecktem Arm: „Der ist auch gut! das ist echter Santos! Und dies und dies ist Riokaffee. Er ist nur noch nicht gebrannt, wenn Sie uns den großen Gefallen thun wollten?" — —

„Herrjes, wat hewt Se sick denn vor all mitbrocht!" Jule sah nicht sehr erbaut aus.

„Dies sind für über drei Mark Krämerwaren," erwiderte das Frauchen selbstbewußt. Hildegard unterbrach sie:

„Hier finden Sie alles Mögliche, liebes Fräulein, dies ist zum Beispiel," sie guckte in eine der Probetüten, „ach so, dies sind Lorbeerblätter, und hier? hier sind graue Erbsen, und dies? diese Tüte enthält Kartoffelmehl, — auch sehr gut zu gebrauchen, nicht wahr? Und dann diese fünf Tüten Puderzucker vom schwärzesten bis zum hellsten, Korinthen, Linsen, Nelkenpfeffer, — alles, was man so nötig hat. Wir wollten Ihnen dies mal zeigen und Sie dann fragen" — —

Ein Anfall von Schüchternheit trat ein. „Se meenen woll, wi hewt hier in Blankenes' keen Kramers[1])? Ick segg Ihnen, mehr als een hewt wi!“

Nein, das war es nicht, was sie gemeint hatten; sie hatten diese Vorräte einfach „noch gehabt,“ von einem „bekannten Herrn“ oder von mehreren, Maklern in Kolonialwaren; als kleine Angebinde waren diese Proben in die Hutschachtel gelangt, nachdem der Cylinder des seligen Herrn Läps in einen Winterhut für seine Tochter umgearbeitet worden.

„Un wat wölt Se nu dormit?“ fragte Jule ahnungsvoll mürrisch.

Frau Läps ergriff ihren festen, sehnigen Arm. „Liebes Fräulein Suer, es ist uns ja so sehr malört mit unserm Service, wissen Sie, kurz und klein geschlagen, — nun dachten wir, sollten wir denn für einen Monat lauter Neues anschaffen?“

„Daran ist nicht zu denken, Mama!“

„Achhott nee, das is je woahr, dor hewt Se Recht.“

„Wir hatten deshalb fragen wollen, — es ist nur eine Anfrage, Fräulein Suer, ob Sie vielleicht die große Güte haben wollten, — und uns mitunter etwas kochen — das Mittagessen von gestern schmeckt mir noch! — wir machen keine großen Ansprüche, wissen Sie“ — —

Von seiner überlegenen Höhe blickte Jules Kopf auf die Tüten nieder. „Is good, — na ja! wenn Se so tofreeden sünd, aber — vun dat?“ Sie schnippte mit unwilligem Zeigefinger nach einer Probe von spanischem Pfeffer, der durch sein verblichenes Aussehen ihren besonderen Zorn zu erregen schien.

„Ja, von diesen Sachen!“ sagte Frau Läps mit überredender Sanftmut, „wenn ich Sie bitten dürfte. Was wir davon kriegen können, meine ich. Einiges muß man ja immer kaufen, zum Beispiel Milch, und dann vielleicht Kartoffeln, und mal ein paar Butt, aus Fleisch machen wir uns gar nichts, besonders im Sommer, — o gestern, so wie gestern braucht man ja nicht immer zu essen, — wir sind mit viel weniger zufrieden.“

Jule Suers Gesicht wurde immer düsterer, oder, wenn das bei der hellen Haut- und Haarfarbe eigentlich nicht passend gesprochen ist: brummeliger. Sie sah die Hoffnung, hier einen „guten Schnitt“ zu machen, schwinden, und einzig durch diese abgeschmackten Tüten, die spitzig und mißgünstig genug aussahen, um einem Menschen das ersehnte Geschäft zu verderben. Sie besann sich und dann schlug sie es rundweg ab: „Nee, op so wat kann ick mi nich inlaten. Un ick will Se mal wat seggen, eeten mutt de Minsch, dat is 'n dummen Snack! Wenn man nix in'n Liew kriegt, denn ward man so utsehn, as Se; dar kann ick nich de Hand to beeden! Ick bün recht genau, aber an min Mun'n[1]) mi aftosparen, dar is keen Segen bi. Geben Se mi dat Middag en Mark, un ick kak Se wat Goodes un ook kräftig, aber mit Ehr Tüten blieben Sie mi vun 'n Liew.“

Mutter und Tochter blickten sich kläglich an, dann sprachen sie von „Überlegen müssen“ und zogen sich mit dem verschmähten Schatz in ihr Reich zurück.

Aber bald erschienen sie wieder, um ihren Entschluß mitzuteilen. Nein, für jeden Tag wollten sie sich lieber nicht binden, — man macht Spaziergänge, wird unterwegs hungrig und muß dann doppelt bezahlen, dort und hier. Vielleicht zwei-, vielleicht dreimal die Woche würden sie für Jules Anerbieten dankbar sein, — und wenn sie ihnen hie und da ein bischen Geschirr leihen möchte — —

Mit einem süß-säuerlichen Gesicht beendete Fräulein Jule die Angelegenheit und kümmerte sich nicht weiter um die zwei Eigensinnigen, die bald nachher das Haus verließen, um „Vergißmeinnicht zu pflücken,“ wie Hildegard vorgeschlagen. Vorübergehende, auch anlegende Fischer sahen die schwarzen Figürchen auf einem Rohrfelde, dessen Hälfte schon geschnitten und in rostroten Schwaden auf dem Boden lag. Auf einem trockenen Hügelrücken, der den Moorgrund quer durchzog, im kurzen Grase, saßen sie und ließen sich von der Sonne durchheizen, ohne daß ihre bleichen Gesichter deshalb röter geworden wären. Hildegard hatte einen großen Strauß gepflückt, in einem saftiggrünen Klettenblatte, der diente als Fächer. Von Vergißmeinnicht war zwar kaum mehr zu reden, aber roter Wei-

[1]) Krämer.

[1]) Munde.

derich in langen Purpurschwänzen wiegte sich im Röhricht, wenn der leise Wind hindurchblies; und die zarten weißen Blüten des Froschlöffels, die aussahen, als wollten sie davon fliegen um die Wette mit den weißen Schmetterlingen, wurden von den Frauen mit Entzücken bewundert. Und dort, ein wenig weiterhin, unter einer breitästigen Schwarzpappel, stand eine lebendige rotgefleckte Kuh, friedlich wiederkäuend, und blickte zuweilen mit wässrigen, großen Augen zu ihnen hinüber, und aus dem Grün der Obstbäume schimmerten rote Ziegeldächer, umflogen von weißblitzenden Taubenschwärmen. In großen, flachen, ruhigen Wellen ging der Strom, auf und ab zogen die roten und weißen Segel; dann kam die Flut, langsam heranrollend, bis ein mächtiger Dampfer, der vorüberbrauste, das hochgestiegene Wasser in langen, schäumenden Linien gegen den Strand warf.

Um die Kaffeezeit kamen die Mieterinnen nach Hause; mit verlangenden Blicken traten sie in Jule Suers Küche, sie sahen müde, aber glücklich aus.

„Na, hewt Se hüt schön eeten?" empfing sie diese.

„O ja, danke" —

„Ach, so gut wie bei Ihnen war es freilich nicht, Fräulein Suer" — —

„Kieken Se woll! Na, gahn Se man sitten, ick hew all Kaffee makt."

„Das ist wirklich viel von Ihnen," sagten sie beide gerührt, „o, wie soll uns der schmecken."

Und dann, im behaglichen Schlürfen: „Fräulein Suer, das fällt auf'n heißen Stein! Wenn wir Ihnen nur nicht zu viel Mühe machen!"

Jule wurde immer gnädiger. „Wat hewt Se sick tosam plückt? Wöllte Se da 'n Thee vun kaken?"

„Nein, das wird Alles getrocknet," bemerkte Frau Läps in belehrendem Tone, „meine Tochter weiß das sehr hübsch zu verwenden, nicht wahr, Hildegard?"

Sie tauschten einen verständnisvollen Blick. Hildegard legte den Kopf auf die Seite: „Kennen Sie diese Lampenschirme, Fräulein Suer? Nein? O dann muß ich sie ihnen einmal zeigen, es ist etwas Süßes, wirklich!"

Ein bescheidener Stolz verklärte das Antlitz der Mutter: „Meine Tochter ist eine große Künstlerin in ihrem Fach, wir wissen mehrere — Senatoren, die Lampenschirme von ihr haben." Bei dem feierlichen Worte „Senatoren" schoß ihr der Triumph rot in die Backen, und ihre eingesunkenen Augen glänzten auf.

„O Mama, laß doch!" lispelte die Tochter verschämt.

„Nein, warum sollen wir das nicht sagen, Hildegard, es ist ja nur die Wahrheit! Natürlich geht so etwas nicht direkt, das können Sie wohl denken, Fräulein Suer, aber wir wissen es ganz bestimmt, es ist Thatsache." Sie drückte geheimnisvoll die Augen zusammen, aber es half alles nicht, Jule hatte sie nicht verstanden und begriff nicht eher, als bis ihr Fräulein Läps die kleinen Blumenstücke, Halbkränze und Kreuze aus Moos und zarten Blättchen zwischen Seidenpapier hervorholte, die, gegen 's Licht gehalten, ihre Farben entfalteten. „Was für ein Glück, daß diese Mappe unversehrt geblieben, nicht Mama?" sagte die Künstlerin voll Dankbarkeit.

„Kriegt Se dar wat vor?" fragte Jule, die kopfschüttelnd zugesehen hatte.

„Das woll'n wir doch hoffen." rief Frau Läps mit einem ärgerlichen Räuspern, — wie konnte man dergleichen Kunstwerke ungerührt betrachten!

„Dor wurr ick nu keen dree Soßling vor geben," erwiderte Fräulein Suer tief nachdenklich.

Hildegard schob mit einem kurzen, beleidigten Kichern ihre Sachen zusammen. Frau Läps spürte ein Fliegen in den Händen, es war einer der wenigen Punkte, in denen sie keinen Spaß verstand; sie schielte an Fräulein Suer vorbei.

„Gut, daß andere Leute doch ganz anders denken, nicht wahr, Kind?"

Jule sann noch immer, sie hatte nichts von der Erregung der beiden bemerkt, sie hatte ganz eigne Gedanken.

„Ach hott, hören Se mal to, kunn ick dat nich ook lehren[1]?" platzte sie nun heraus.

Das gab eine Verwunderung. Aber Jule fuhr redselig fort: „Veel to dohn hew ick je nich, ick bün je man alleen in't Hus, — un wenn Se seggen, dat Een dor wat mit verdeenen kann. — Ick kunn dat je licht

[1]) lernen.

von Se afkieken, — un wenn ick man erst weet, wo dat makt ward, un wenn Se mi denn seggen däh'n, wanneem[1]) ick dat verkäupen kann'" —

Aber nun wurden die Läps steif.

„Meine Tochter erteilt allerdings auch Unterricht, Fräulein Suer, aber der Kursus kostet zwölf Mark, und dann niemals an Konkurrentinnen, — sehen Sie, da ist sich jeder selbst der Nächste."

„Twolw Mark?" schrie Jule zurückprallend, „nee, nee, dat fallt mi gor nich in, ick wurr dat Geld nich so sündhaftig ut'n Finster smieten! Nee, Fräulein, denn hew ick nix seggt, denn könt Se mi man ropen, wenn Se dorbi sünd, denn kiek ick mal so aff un an to, denn ward mi dat doch nich so kostbar, un kennen do ick dat bald, — ick hew Geschick to allens, dat kann ick Ihnen gradut seggen." —

Eine Stunde später suchte Hildegard das Fräulein auf der Bank am Hause auf. Sie wolle ihr doch mitteilen, — ihr Honorar sei eigentlich zwölf Mark, — aber sie habe sich's noch einmal überlegt, und ihre Mama meine es auch, — Fräulein Suer sei doch so sehr freundlich gegen sie, — und wenn sie denn die feine Blumenarbeit gern lernen möchte, so sollte sie's ganz unentgeltlich haben, nur eine kleine Gegenleistung möchten sie dafür erbitten — ob Fräulein Suer nicht ihre paar Stückchen Wäsche mit auswaschen wolle, — plätten könne sie ja schlimmstenfalls selbst, — freilich ein Plätteisen hätten sie nicht, und wenn sie eins gehabt und mit in die zerborstene Kiste gepackt, wie „außerordentlich kaput" würde dann erst durch die Schwere des Eisens alles und jedes geworden sein — u. s. w., u. s. w.

Das war also abgemacht, und wenn auch Jule mit großem Gleichmut den Vorschlag aufgenommen, — ihren Nachbarn gegenüber unterließ sie nicht, zu erzählen, daß sie nun auch das „Blumenmachen" lerne, und die Kunde von den merkwürdigen und kunstfertigen Frauenzimmern, die mit Jule Suer in solchem Frieden lebten, verbreitete sich im ganzen Dorfe.

„Prahl' sachten," meinte Peter Pein, wenn das Loben anfing, „wenn Jule an de por Sticklegrintches[2]) fett warrn will, denn kann se mi duern, — un wat is denn dat? se seggt, se kakt ehr allens, un Klas Ohm süht de twee Lüd alle Dag achter sin Goren in 'ne Heid' sitten un idel[1]) Brot eeten? Kinners, ick will Jug wat seggen, — Jule Suer — na, wi wölt uns de Mun'n nich verbrenn'n, aber ick glöw — se lüggt!"

Es war alles wahr, auch was Klas Ohm gesehen hatte. Rechts hinauf, hinter Falkenthal, unter den duftenden Fichten und Kiefern, gab es geschützte, sonnige Plätzchen, trocken und warm; die erste Blütezeit der Heide war zwar vorüber, aber zwischen den verblaßten, zusammengerollten Glöckchen zeigten sich neue, denn der September wurde schön; ein klarer, wolkenloser Tag reihte sich an den andern. Alles, was noch von vorbereiteten Knospen da war, entfaltete sich unter dem milden Hauch, und Mutter und Tochter sammelten und ordneten, wenn sie nicht ruhten. Hildegard arbeitete jetzt fast ausschließlich in „Erinnerungen an die Heide," zusammengesetzt aus Moosen und brauner Schmiele, gelbem Löwenmaul und kleinen blauen Skabiosen, deren runde Köpfchen sie mit einem scharfen Trennmesser in der Mitte durchschnitt und in Hälften aufklebte. In den leeren Raum dazwischen pinselte sie mit bläßlicher Wasserfarbe eine schüchterne, kleine Kirchturmspitze, ein windmühlenartiges Etwas, oder einen einsamen Denkstein, nach lithographierten Vorlagen, die nur die Farben ihrer Phantasie überließen. Das wurden aber keine Lampenschirme, sondern Gratulationskarten, die abends bei frühem Lampenlicht zusammengestellt und vollendet wurden. Jule hatte unter der Bedingung, daß sie zusehen dürfe, die Nutznießung der Petroleumlampe bewilligt. Kurzweiliger wurde das Geschäft nicht durch ihre Gegenwart, denn Jule erlebte zu ihrem Ärger, daß ihre Finger viel steifer waren, als die der Mieterinnen, daß sich die haarfeinen Blütchen an der rauhen Haut festhängten, und als nun gar das Malen begann, holte sie mit resignirtem Kopfschütteln ihr Strickzeug her, auf das sie sich doch entschieden viel besser verstand. „Ick freu mi man blot, dat ick dat nich anfungen hew for twolw Mark," sagte sie zu Frau Läps, die mit einer kleinen Stickscheere die Zweiglein zuschnitt, „so deiht dat jo nix! helpt

[1]) wo. [2]) Stichling, kleinster Fisch.

[1]) trocken.



Am Brunnen. Nach dem Gemälde von R. Epp.

dat nich, denn schad't dat nich, un mit der Tied warr ick dat woll ook beter gewennt [1])."

Am Morgen, wenn Jule Suer im Hause beschäftigt war, und man nicht fürchten durfte, den langen, blauen Wollstrumpf im Garten auftauchen zu sehen, blieben die Fremden unter den Obstbäumen sitzen, denen sie das liebevollste Interesse widmeten. Am frühesten war immer das Fräulein draußen; Jules Hähne krähten sie schon früh aus dem Schlummer, und sie lustwandelte dann zwischen den bethauten Beeten, wobei es oftmals vorkam, daß sich sich bückte, wohl um einer chinesischen Nelke in das dunkle Sammtauge zu sehen oder an einem Reseda zu riechen.

„Dat is mal schön düt Johr," sagte Jule, an ihrem Kaffeetisch stehen bleibend, „Fallobst giwt dat goar nich! Ick hew sünst ümmer mit de Jungens to dohn, de kamt denn in min Goar'n, wenn se na Schol gahn, aber nu kann ick da nich över klagen."

Hildegard errötete ein bischen und blickte zur Seite, „die Jungens sind hier recht unartig," fiel Frau Läps plötzlich ein.

„Dat weet Gott! nu kieken Se blot mal min Tuun [1]) an, dor ward wippt un dalbraken, un naher hett dat Keen-Een dahn."

„Es ist nicht das," sagte Frau Läps erregt, „sie singen so häßliche Lieder! Meine Tochter wollte es Ihnen schon längst sagen, Fräulein Suer, und Sie bitten" —

„Ach ja, sagen Sie es ihnen doch mal, liebes Fräulein! sie singen immer vor der Thür" — sie stockte und errötete tief.

„Und es paßt doch gar nicht auf meine Hildegard, denn sehen Sie, Fräulein Suer," sie schüttelte zitternd ihr kleines Haupt, „meine Tochter ist durchaus nicht ohne Aussicht" —

„Ja bitte," rief Hildegard mit flehender Betonung, „sagen Sie den Jungens, daß sie nicht immer das Lied von der alten Jungfer singen sollen, denn ich hätte eine Aussicht" — sie zerdrückte ein gekränktes Thränchen im Auge.

„Dat seggen Se ehr man sülwst," erwiderte Jule, die Bitten abwehrend, „aber dat ward de Jungens woll egal sin, dat dohn se Ihnen blot tom Arger, Fräulein."

Die Mutter machte eine zornige, kleine Faust in die Luft, „i du!" dann aber flüchteten alle drei ins Haus, denn eben war die Zeit, wo wieder die unbändige Schar herannahte. —

Jule Suer verschlief jetzt fast täglich die Zeit. Wenn sie abends um zehn die zwei emsigen Frauen verlassen hatte, begab sie sich in ihr Schauer neben dem Waschhaus; und als einmal Hildegard, angeregt vom Mondschein, nach dieser Zeit in den Garten ging, um über ihre „Aussicht" nachzudenken, prallte sie, tödlich erschrocken, zurück, als sie auf der Bank neben der Pumpe eine dunkle, bewaffnete Gestalt sitzen sah. Ohne einen Laut auszustoßen, eilte sie ins Haus zurück, rief aber drinnen aus Leibeskräften: „Fräulein Suer! Fräulein Suer!" Frau Läps in der Nachtjacke, und an allen Gliedern zitternd, stürzte aus der Stubenthür, und bald erschien auch die Gerufene, aber nicht vom oberen Stock, sondern hinter den Beiden. „Wat is da los?" fragte sie ahnungsvoll.

Mutter und Tochter hielten sich rechts und links an ihren kräftigen Armen fest: „Fräulein Suer, da ist jemand, da sitzt einer." Jules Gesicht zeigte volle Bereitschaft, nur einen flüchtigen Blick warf sie um sich, als habe sie etwas vergessen: „Woneem?" fragte sie kurz.

„Im Garten!" stöhnte Hildegard, „ach, bitte, sehen Sie doch mal nach!" Jule blickte verwundert. „In Goarn? i dat is ja kürig, woneem is dat denn west?"

Sie machte einige entschlossene Schritte und zog das widerstrebende Fräulein mit sich unter die Bäume.

„Da, da," stotterte Hildegard, den Finger ausstreckend.

„Dat is ja de Pump," sagte Jule ruhig.

„Ach nein, daneben auf der Bank! aber jetzt, — jetzt sehe ich es auch nicht mehr," hauchte Fräulein Läps.

„Und op de Bank is dat west? Dor hett se seten?"

„Ich kann es beschwören," beteuerte Hildegard, zum hellblauen Mondhimmel emporschauend.

„Denn bün ick dat west," sagte Jule sehr gelassen, „denn gahn Se man ruhig to Bedd, ick hew hier noch wat to dohn, ick

[1]) Zaun.

[1]) wo.

dach nu all wahrraftig" — Jule Suers Gedanken wurden nicht weiter laut, denn vor diesem umheimlichen Abenteuer waren Hildegards zarte Schwärmereien hingeschwunden, wie Blumendüfte vor einem rauchenden Schornstein, und nur zu gern benutzte sie die Erlaubnis, sich in ihre vier Wände zurückzuziehen.

„Wenn wir einen Hund hier hätten, so würde er doch sicherlich angeschlagen haben," bemerkte die Mutter, bis zu dem spitzen Näschen unter den karrierten Federhügeln begraben.

„Das war nie und nimmer Jule Suer!" sagte Hildegard dumpf und feierlich. „Ich sage dir, Mama, es sah aus wie eine Erscheinung aus alter Zeit, in einen großen Mantel eingehüllt, in der Hand eine — wirklich, es sah aus wie ein Schwert!"

„Ach Hildegard, du kannst einem auch 'n Schreck einjagen," klagte die Mutter; „könnten wir nur den Lichtstummel brennen lassen, aber wo sollen wir ein anderes hernehmen, wenn dies alle ist!" Hildegard kroch ins Bett und schmiegte sich an die Mutter. „Weißt du, Mama, gut, daß wir die Hühner so nahe bei haben! ich habe mal gehört, daß die Hühner es immer im voraus merken, wenn Gefahr in der Nähe ist." „Ach, das sind ja wohl die Gänse?" meinte die Mutter. Nichtsdestoweniger horchte auch sie nach dem Hühnerstall, wo es ganz stille blieb. „Ich glaube, wir dürfen uns beruhigen, Mama," flüsterte Hildegard. Aber Frau Läps warf sich noch hin und her, seufzte oft und hüstelte, als ob sie ersticke.

„Bist du denn ruhig, Kind?" sagte sie plötzlich ganz laut. „Morgen muß endlich doch ein Brief kommen, Mama," versetzte Hildegard, schon halb schlaftrunken.

„Kind, Kind, das sagst du immer, aber wenn er nun nicht kommt! hätten wir es doch lieber nicht gethan, Hildegard!"

„Ach hör' mal, Fräulein Suer ist jetzt so nett mit uns! ich glaube, wenn wir ihr nun sagen, daß sie schlimmsten Falls ein bischen warten müßte." —

„Ach du, das thut sie nicht, und da könnte sie auch lange warten, und denk' dir die Angst, wenn sie nun im Stift was davon zu wissen kriegen! und die denken ja doch, wir sind in Glücksburg bei Onkel August! Du hast es mit Gewalt wollen, Hildegard."

„Aber du warst auch sehr dafür, Mamachen, und sie haben uns alle so beneidet, nicht? und was sollten wir denn auch sonst sagen?"

„Ach Kind, ich zittre und bebe oft, wenn du es nicht siehst!"

„Aber gut thut es dir doch, Mama! Denk dir, der Milchmann sagte heute zu mir, du kriegtest schon ordentlich rote Backen!"

„Lieber Gott, wovon wohl?" seufzte Frau Läps, doch etwas geschmeichelt. „Es sind hier übrigens im ganzen mal sehr nette Leute," fügte sie hinzu. „Na, der liebe Gott wird uns ja wohl weiter helfen!" Sie drückten sich die Hände und verschliefen bald ihre Sorgen.

Ja, der neue, sonnige Morgen fand sie sogar wie immer bereitwillig, noch Jule Suer von den ihrigen abzunehmen. Die Küken, die nicht gedeihen wollten, hatte Frau Läps längst unter ihre besondere Pflege genommen, wobei sie das wärmende Material mit eigener Hand einem alten wattierten Unterrocke entrissen, der doch, wie sie sagte, neu „übergesetzt" werden mußte. Das Opfer hatte denn auch geholfen, die Kleinen liefen nun hurtig und tapfer mit den anderen herum, und zwei von ihnen hatten mit putzigen, kleinen Stimmchen verkündet, daß sie dem herrlichen Geschlechte angehörig seien. „Herrgott, das eine Hähnchen ist ja nicht da!" rief Frau Läps, als sie ihnen, wie gewöhnlich, das Futter brachte. Jule steckte den Kopf aus der Küchenthür, „den hew ick hüt Morgen den Hals umdreiht; de Olsch, an de ick min Eier verköp, hett em mitkreegen!" Und als sie das entsetzte Händezusammenschlagen der Alten sah, fügte sie hinzu: „Je, he wär all ganz nüdlich fett, un he kenn' mi all orrentlich!"

„Gott, wie konnten Sie das Herz dazu haben;" Frau Läps starrte mit kummervollen Augen auf den abgegitterten Teil des Hühnerstalls, wo die beraubten Brüderchen und Schwesterchen ahnungslos ihre Grütze pickten. „Nu könt Se mi mal raden," fuhr Jule ungerührt fort, „sall ick nu den groten Hahn slachten un düssen optrecken, oder sall ick düssen dot maken un den Olen noch en Johr gahn laten?"

„O Gott, o Gott, Hildegard," rief Frau Läps, „Fräulein Suer will den Hahn umbringen, den großen, schönen, bunten Hahn!"

Und als in diesem Augenblicke das bedrohte Tier freudig mit den Flügeln schlug und krähte, fing die alte Frau bitterlich an zu weinen. Auch die Tochter kam dazu und betrachtete Jule mit bleichem Grauen, als sei sie eine Menschenfresserin. „Das hätte ich nicht von Ihnen gedacht," sagte sie empört, „Mama, wein' doch nicht so, wir wollen Fräulein Suer bitten, daß sie wenigstens wartet, bis wir weg sind."

„Jo wat, da möten Se sick nix bi denken! he is je all twee Johr olt, un wenn he nu noch lang löppt, denn ward he to tag — aber wenn Se dat meent, denn kann ick ja lewer den lütten vorgahn laten." Und als die beiden vor Bestürzung gar nicht so schnell Worte fanden, sagte sie mit einem geringschätzigen Blick: „Un Se schullen mi recht min dree Henn afköpen to Supp, dat Se doch mal wat Kräftiges in Ehre Knaken kreegen."

„Suppe von lebendigen Hühnern, die wir selbst gefüttert haben? i gitt, i gitt, Fräulein Suer! Nicht einen Bissen rühren wir davon an," rief Hildegard.

„J, da weet ick nix von." Jule stieß Frau Läps an; „un Se eet ook keen Höhnersupp?"

„Unter diesen Umständen, nein, Fräulein Suer! Sehen Sie, was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß, und wenn Sie uns mal so ganz zufällig und unter anderem solche Suppe aufgetischt hätten, so will ich nichts sagen — aber nun, wenn ich denken müßte, daß meinetwegen solch' ein unschuldiges Leben" — — sie legte bittend ihre kleine Hand auf Jules Arm, zog sie aber aufschreiend zurück, denn Jule hielt ein Kartoffelmesser zwischen den Fingern. „Thun Sie ihnen nichts zu leide," bat sie gerührt, „lassen Sie die armen Tiere sich ihres Lebens freuen."

„Ach wat, starben möt wi all," sagte Jule kopfschüttelnd und ging in die Küche. „Herzloses Weib," rief Hildegard aufgebracht, „komm, Mamachen."

„Nein, jetzt mag ich sie auch gar nicht mehr leiden, komm, Kind." Mit zitternden Händen nahmen sie ihre Hüte und Sonnenschirme. Erst als sie wieder auf ihrem Heideplätzchen saßen, schöpften sie freier Atem, aber das traurige Thema beschäftigte sie noch lange. „Es ist ja auch eine furchtbare Wahrheit, daß es Schlachter gibt, Mama, hast du dir es jemals deutlich vorgestellt?"

„Ach, erinnere mich nicht daran, Kind, man mag ja sonst kein Stück Fleisch mehr essen, — und das wäre doch schade," sagte Frau Läps ärgerlich.

Sie waren fast erleichtert, als ihre Wirtin ihnen abends ankündigte, daß sie den nächsten Tag ganz für sich selber sorgen müßten, denn sie, Jule Suer, wolle zu Markt nach Nienstädten und würde vielleicht gar die Nacht ausbleiben bei ihrer Schwägerin, der Steuermannsfrau, die sie schon lange eingeladen habe. Sie hielt bei dieser Mitteilung richtig die vier Hühnerleichen an den Füßen in der Hand. Noch fielen einige Blutstropfen von den jämmerlich herabbaumelnden Hälsen nieder.

„Dor hew ick gliek Marktgeld," sagte sie, „dat kost' doch ümmer wat, un wenn ick nu min Swägerin de Geelbunte mitbringen doh, denn denkt de Wunner, wat se hett." Sie hob das besprochene Exemplar ein wenig aus dem Bündel, „de is öwer soß Jahr," sagte sie mit schlauem Lächeln. Und als die Mieterinnen wieder den Kopf wegdrehten, als möchten sie gar nichts mehr hören, sagte sie noch: „na, un wenn ick nu wedderkam', denn sünd Se ja bloß noch twee Dag hier. Wi hewt hüt den Söbenuntwintigsten un den Dortigsten treckn Se ja woll ut. Ick hew dat bi Heller un Penn' opschreben, aber ick weet dat ook utwennig; hören Se man to: fiefunveertig Mark dat Logis, un fief Mark de Betten, achunveertig Penn' dat Gottsgeld, un soßtig Penn' dat erste Mittageeten, weeten Se woll noch? fiefundortig Mal Kaffee un Brot, jedesmal foftig Penn', acht Mal Mittageeten, to eene Mark, twolf Mal Abendbrot to soßtig Penn" — sie überlegte, „na, dat is dat ja woll All. Na, richtig, un denn een Licht, twintig Penn, Steebelwichs" — „Es ist nur das eine Mal gewesen, sonst haben wir sie immer selber geputzt," unterbrach sie Hildegard kläglich.

„Na, dat wölt wi denn nich reken, aber twee Schachteln Sweebelsticken hewt Se hatt, un dat Peterleeum" —

„Das haben wir doch immer bezahlt!" rief Frau Läps in erschrockenem Ton.

„Ja, naher, un dat Brot un de Melk un de Kantüffeln hewt Se ook ümmer betahlt, aber von de ersten Dag stahn da noch twee Groschen."

Als sie hinaus war, erhob Frau Läps die Arme zum Himmel, dann ließ sie sie verweiflungsvoll sinken.

„Und kein Brief von Onkel August auf alle meine flehenden, dringenden Bitten! Kind, Kind, ich kann dir den Vorwurf nicht ersparen, du hast mich in diese Falle gelockt. Was sollen wir anfangen!“

Hildegard schrumpfte zusehends zusammen unter der Wucht dieser Worte. Sie setzte ein paarmal an, um etwas zu sagen, dann glitt es wie ein Lächeln über ihr Gesicht, sie umarmte ihre Mutter und flüsterte ihr in's Ohr: „Könnten wir nicht auskneifen?“

Der Kopf der Alten fuhr empor, sie schob die Tochter ein paar Schritte von sich und betrachtete sie forschend:

„Du bist ganz wie dein Papa! Der hat auch immer solche unvernünftige Vorschläge gemacht!“

„Es ist gar nicht mal unvernünftig,“ sagte Hildegard beschämt, „wenn wir morgen, wenn Jule Suer weg ist, über alle Berge gehn — und sieh mal, im Stift wissen sie ja auch von nichts, die denken, wir kommen von Glücksburg! — es ist ja nicht, daß wir es nicht bezahlen wollten, — wir müssen es nur erst haben!“

„Aber das geht doch nicht,“ seufzte Frau Läps, auf einen Stuhl sinkend.

Hildegard stellte sich vor sie. „Gott, Mama, die Studenten sollen es oft so machen, und denen nimmt es kein Mensch übel, und du hast so reizende, rote Backen hier gekriegt,“ sie streichelte ihr das Gesicht, „und viel besser gehen kannst du auch, und denn all die Blumen, die wir hier gesammelt haben, den ganzen Winter hab' ich Arbeit daran. Laß uns mal denken, wir wären zwei Studenten.“

„Ich bin aber kein Student,“ jammerte Frau Läps.

„Und denn diese alte Jule Suer! Sie ist ja mit uns ganz nett gewesen, aber wenn man das weiß, wie sie gegen ihre Hühner ist, das ist ja der reinste Eigennutz. Ich mag sie gar nicht mehr leiden!“ sie stampfte, so gut sie konnte, mit dem Fuße auf; „hätte sie uns nicht gern ein bischen umsonst hier wohnen lassen können, wie wir es ja zu aller allererst auch gedacht haben?“ — Und dann, als die Mutter nur zu allem den Kopf schüttelte: „Und morgen kommt ganz gewiß der Briefträger, und sieh mal, wenn Onkel August morgen das Geld schickt, dann bezahlen wir gleich, und sie kann uns nichts thun, dies alte Üz. Du sagst, ich bin leichtsinnig, Mama, aber wenn ich auch noch den Kopf verliere, was wolltest du dann anfangen?“ Sie küßten sich zärtlich.

„Weißt du, worauf ich mich freue, Mama? auf morgen, dann haben wir noch mal ganz allein unser Reich hier. Wenn nur das Wetter gut ist, dann sind wir den ganzen Tag im Garten.“

Und das Wetter war gut, und Jule im höchsten Staat, die drei hellgrünen Rosen auf ihrem Hut noch so frisch, wie im Frühling, das schwarzseidene Kleid blank wie ein gewichster Stiefel, in den behandschuhten Händen der Sonnenschirm so steif aufrecht, als wäre es eine Stocklaterne, verabschiedete sich schon um zehn Uhr.

„Und wo haben Sie denn Ihr Marktgeld?“ fragte Frau Läps, ihr widerwillig die Hand reichend.

„De briggt Anne Meyer; ehr Moder geiht ook mit; dat's min Swägerin ehr Swester. Se wull de Lütt erst to Hus laten, aber ick segg, so'n Kind mutt ook mal'n Vergnögen hebben, un se kann mi denn so nett min Höhner drägen, ick kann doch nich mit'n Korv los, wenn ich antrocken bün.“ — —

„Sie ist weg, Mama, sie ist weg,“ rief Hildegard begeistert, „o Gott du, mir ist jetzt, als wäre das hier alles unser!“ Sie breitete die Arme aus; „diese süße, dichte Laube mit den Bohnenblüten, und das Beet mit dem Riesenmais, und die Bäume, und die ganze himmlische Elbe mit all den Schiffen! Nun wollen wir uns mal alles genau besehen, nicht Mama? wollen mal thun, als wäre dies der erste Tag, statt des vor-vorletzten.“

Sie faßte die Mutter unter den Arm, und nun gingen sie mit kleinen Trippelschritten von einer Blume zur anderen, standen vor jeder still, zählten die Knospen an dem Theerosenstrauch, hielten ein abgefallenes rotes Blatt von wildem Wein, das aus der Nachbarlaube herübergeflogen war, vor die Augen und betrachteten den Strand und die Schiffe wie durch ein helles Purpurglas. Dann besahen sie sich das Waschhaus und überlegten, wie viel Liter Wasser

wohl in dem eingemauerten Waschkessel Platz fänden; dann öffneten sie das Schauer, wendeten alle Gartengeräte um, wunderten sich über den alten ledernen Hut und entschieden, daß dies der sogenannte „Südwester" sein müsse (es war aber ein Feuereimer), und berieten eingehend über den Zweck der langen Leiter, die wagerecht an der Hauswand aufgehängt war.

Darauf setzten sie sich auf die Bank und blickten angelegentlich nach den fruchtbeladenen Bäumen. Beide Gravensteiner waren gestützt, weil die Äste zu brechen drohten, ebenso die englischen Pflaumen, die im schönsten Weinrot und groß wie Hühnereier zwischen den schmalen Blättern glühten.

„Wie sie wohl eigentlich schmecken, Mama? ach, wenn doch mal eine abfiele!" sagte Hildegard sehnsüchtig. Ein leises Brechen im Laube ließ sie aufhorchen. Wie der Blitz war sie zur Stelle und kehrte mit ein paar schönen Bergamottbirnen, aus denen der Saft träufelte, zu der Mutter zurück, die ihr schon neugierig entgegenkam.

„Wollen wir sie zum Nachtisch aufbewahren, oder wollen wir sie gleich essen? Furchtbar gemütlich heute, nicht Mama? schade, daß wir zur Feier des Tages nicht was Besonderes kochen können! immer Kartoffeln und Butter, es ist eigentlich ein bischen monoton! Na, wenigstens schälen wir die Kartoffeln heute draußen, ich hol' alles heraus."

„Ach, was einer hat, das hat er, wir finden zum Nachtisch wohl mehr!"

Und als die Kartoffeln geschält waren: „Ach, Mama, nun ist ja kein Feuer auf dem Herd! Was meinst du, wollen wir uns nicht mal Fräulein Suers Petroleumofen leihen?"

„Kind," sagte die Mutter, als sie dann draußen bei ihrer Kartoffelschüssel saßen, „heute schmeckt es mir königlich. Ach, diese glücklichen, beneidenswerten Menschen, die etwas Eigentum in der Welt haben! Nicht so wie dies hier — das ist ja zu viel, zu viel, aber ich meine — nur so überhaupt."

Sie verschluckte sich an einer allzu mehligen Kartoffel und konnte erst wieder sprechen, nachdem ihr Hildegard den Rücken geklopft hatte.

„Und glaubst du nun zum Beispiel, daß Fräulein Suer es so recht einsieht, wie gut sie es hat? Eigentlich müßte sie doch jeden Tag Gott auf den Knieen danken, daß sie alles dies hier besitzt!"

„Vielleicht kriegen wir auch noch mal was," tröstete sie Hildegard.

Die alte Frau seufzte. „Du vielleicht, Kind! Aber ich werde wohl in dem Stift meine paar letzten Tage verleben müssen. Und ich kann ja noch froh sein, daß wir dies Asyl bekommen haben," setzte sie hinzu.

„Aber Mama, wenn alles so wird, wie wir es wünschen und erwarten, dann ziehst du doch zu uns!" — —

„Heut schlaf ich nicht zu Mittag," sagte Frau Läps nach Tische. „Ich kann die Zeit nicht dazu hergeben! Ich muß sehen, wie der Schatten von den Weiden da unten nun allmählich auf die andere Seite hinüberfällt; die paar gezählten Stunden kommen ja gewiß nie wieder."

Kaum aber war die Tochter zum Geschirrwaschen in die Küche gegangen, als sie die Mutter draußen mit einer männlichen Stimme verhandeln hörte. „Der Briefträger!" schrie Hildegard auf, trocknete oberflächlich die Hände und eilte hinaus.

„Ach, da ist meine Tochter!" rief Frau Läps ihr entgegen. „Ich weiß noch gar nicht recht, was der Herr eigentlich will. Er sagt, es ist wegen des Obstes," sie lächelte verlegen.

Der Herr griff ein wenig an den Hut, den er ziemlich weit nach hinten trug, so daß sein großes Gesicht mit dem schwarzgrauen Bartrand unverkürzt darunter hervorschaute.

Hildegard besann sich, ob es ein Herr oder ein Mann sei; als sie seine buntkarierte Weste und die dicke, unmoderne Uhrkette sah, beschloß sie, ihn für das Letztere zu halten.

„Schönes Haus haben Sie hier," sagte er, zu der Neuangekommenen gewendet, und legte die Hände auf die Hüften, so daß er wie ein kleiner, dicker Henkeltopf aussah.

„Ja, es ist reizend!" fielen Mutter und Tochter mit schmelzenden Stimmen ein, „wir wohnen hier wunderhübsch."

„Zum erstenmale hier," warf der Fremde hin, „kaufe sonst drüben." Er zeigte mit einer Kopfbewegung über die Elbe hinweg.

„Wie beliebt?" fragte Frau Läps eingeschüchtert.

„Is nich viel drauf auf den Bäumen,

is nich viel los dies Jahr! Hungerzwetschen! steinige Birnen!"

„Wie?" riefen die Frauen, „aber bitte, sehen Sie doch mal! Wir haben die Bäume ja sogar gestützt!"

Der Händler kniff ein Auge zu, als wolle er sagen, das kennt man, das ist auch nur ein Humbug.

Er deutete flüchtig mit der Hand hinauf, „die hängen nur so außen rum, inwendig sind die Zweige alle leer, faktisch!"

„Aber ich bitte Sie, unsere Bäume sind die allervollsten in Blankenese," sagte Hildegard in beleidigtem Ton. „Sehen Sie diese Gravensteiner!"

„Unecht!" rief der Mann. Und als er bemerkte, daß sich die beiden zu einer längeren Gegenrede anschickten:

„Es ist nicht alles Gravensteiner, was sich so nennt; Kantappel, sag' ich Ihnen! Faktisch."

„Nein, dies ist aber doch!" — Die kleine Alte sah aus, als wolle sie weinen. „Komm, Hildegard! Wenn wir den unheimlichen Menschen nur erst wieder los wären," flüsterte sie ihrer Tochter zu.

„Hören Sie mal, Madam!" rief der Fremde den sich Umdrehenden zu. „Haben Sie schon verkauft? Ich bin nu grade hier und wollte gern 'n Geschäft machen. Wieviel wollen Sie denn für den ganzen Krempel?" Und als ihn die beiden verdutzt ansahen:

„Kommen Sie her, Madam, Baargeld lacht! kontante Bezahlung! Keine Schererei und nix, ich hab' meine Leute mit, Abnehmen, Einpacken besorg' ich allens!" Er faltete die Arme auf den Rücken und inspizierte, langsam von einem Fuß auf den anderen tretend, die Menge des Obstes.

„Na, Madam, haben Sie sich besonnen? Sehen Sie mal, wenn ich nu erst an der Lühe bin, denn komm ich nicht wieder auf diese Seite, und ein anderer gibt Ihnen viel weniger, faktisch! Lassen Sie mich den kleinen Posten mitnehmen, ich muß heute noch für hunderttausend Mark einkaufen!"

„Für hun" — stotterte Frau Läps mit Staunen und Grauen.

Der Händler lachte. „Na ja, Madam, auf ein paar hundert Mark weniger kommt es mir auch nicht an. Wir wollen mal sagen, sechzig Mark für das Ganze und das Geld baar auf'n Tisch."

Er schlug sich auf die Hosentasche und sah die zwei schwarzen Figürchen so von oben herunter an, als könne er sie auch noch da hinein stecken, wenn er anders wolle.

„Aber das geht doch nicht." Frau Läps entzog ihrer Tochter die Hand, Hildegard hatte sie krampfhaft, mit einem leisen Aufschrei, gedrückt.

„Geht nich, Madam? warum geht es nich? Mit Damens is immer das schönste Geschäft sonst, und Sie wollen mir weglaufen? Warten Sie, ich leg' was zu! Siebzig Mark, Madam!"

„Mama, Mama, denk' doch," flüsterte Hildegard mit glühenden Wangen. „Das fällt uns ja vom Himmel, das ist ja, — hättest du gedacht, daß die Früchte so viel wert wären?" Und halb scheu, halb wichtig wendeten sie sich zu dem Händler um. „Können Sie uns nicht vierundachtzig Mark dafür geben?" Vierundachtzig Mark brauchen wir, setzte sie in Gedanken hinzu.

„Is gut, Madam, weil Sie es sind! Denn aber fix, Jungens!" Er klatschte schallend in die Hände und stampfte mit dem bestaubten Stiefel in voller Ungeduld. „Hier mal 'rau! Hier mal erst die Leiter los! Haben Sie man eine, Madam? Schade! Is das das Schauer? Sind da die Birnpflücker in, Madam? Bei uns muß allens schnell gehn, time is money, Madam!"

Und ehe sich die jählings Überrumpelten noch recht besannen, wimmelte schon der ganze Garten von gewandten, thatendurstigen jungen Burschen.

Schon saßen zwei oben in dem Gravensteiner Baum, während ein anderer von unten pflückte, was er mit den Händen erreichen konnte, ein vierter die Früchte auf dem Gartentisch zusammentrug, ein fünfter jeden Apfel blitzgeschwind in rosafarbenes Seidenpapier wickelte und sie vorsichtig nebeneinander in den hohen Korb packte, den sie hereingetragen hatten. Die Hände in den Hosentaschen stand der Händler dabei, unaufhörlich zur Eile treibend und dazwischen ermahnend: „Gau [1]), Jungens, gau, aber vorsichtig! Nee, um Gotteswillen nich smieten, wer hat dat dahn? 'n anner Korw! Tosnört [2]) kann he toletzt warrn! Is de Appelboom leddig? Do hangt ja noch een! Du, mol hier rau an die inglischen Plummen! Krieg de Bank her! — Ach, Ma-

[1]) flink. [2]) zugeschnürt.

dam, wollen Sie so gut sein und einen Augenblick aufstehn!"

Die Frauen sprangen auf, freundlich grinsend schleppten die Arbeiter die Bank unter den Baum. Frau Läps rang verzweiflungsvoll die Hände! „O Gott, o Gott!"

Hildegard lief unter den Apfelbaum. „Ach bitte, lieber Mann, wir wollen es nicht, kommen Sie doch lieber herunter!"

„Fallen? nee Madam, ick fall nich, ick sitt hier ganz kommod!"

Das Fräulein ging zu dem Händler: „Wir haben es eigentlich gar nicht wollen! Wir möchten es rückgängig machen, sagt Mama! Sie haben uns das so übern Kopf genommen!"

Der Aufkäufer reichte ihr zwei der schön eingewickelten Äpfel. „Nee, Madam, Geschäft is Geschäft! Hier haben Sie 'n kleine Probe!"

„Ist es ganz unwiderruflich fest?" stammelte Hildegard. „Ach, jetzt fangen sie schon bei den Birnen an! Ich dachte, Sie hätten uns nur gefragt, und da war es schon alles voll von Kerls!"

Frau Läps nahm ihr die geschenkten Äpfel aus den Händen und legte sie kopfschüttelnd in den Korb zurück.

„Um nichts in der Welt!" flüsterte sie, und dann mit einer melancholischen Handbewegung: „Da liegen die Blätter!"

Je weiter die Verwüstung vorschritt, desto ängstlicher und trauriger wurden die Frauen. Der schönste Sonnenuntergang spielte sich ab, ohne daß sie einen Blick nach Westen wandten. Als die Körbe sämtlich an die Landungsbrücke getragen worden, zog der Händler ein dickes hundsledernes Portemonnaie hervor und zählte ihnen mit gelenkigem Wurf einen ganzen Haufen Silbergeld auf den Gartentisch.

„Wenn ich nächstes Jahr hier vorbeikomm', Madam — na, ich kann Ihnen auch meine Karte geben! Schöne Appelzinen, wenn Sie da mal in Bedarf haben, zu Weihnachten" — er drückte den Hut in den Nacken und war schon draußen.

„O Gott, wie schrecklich!" sagte die alte Frau aus Herzensgrunde. Hildegard raffte das Geld in ihre Orleansschürze zusammen..

„Mama, es hat ein Gutes, wir haben das Geld! — Sogar noch vierzig Pfennig mehr," setzte sie nach einer Pause hinzu.

„Die will ich nicht haben!" murmelte Frau Läps kummervoll.

„Nee, die geben wir ihr."

Sie vermieden es, weiter über diesen Punkt zu sprechen.

„Komm hinein! ich mag nicht mehr im Garten sein," sagte die Mutter mit einem reuevollen Blick nach den leeren Zweigen.

„Ich mag hier nu überhaupt gar nicht mehr sein," bemerkte Hildegard, als sie in der Stube saßen.

„Ich auch nicht, du!"

„Es ist ordentlich, als wenn einem was fehlt, nicht? Die saßen da immer so gelb und rot!"

„Ich weiß nicht, ob ich länger hier bleibe," sagte die Mutter plötzlich.

„Könnten wir das Geld nicht hinlegen und weggehen?" meinte Hildegard zaghaft.

„Denn bleibt ja das Haus ganz allein; bis sie kommt, müssen wir warten."

„Aber morgen ganz früh, wenn sie denn noch nicht da ist — auf die zwei Tage mehr oder weniger kommt es ja denn auch nicht an."

„Es wird uns vorkommen wie ein Traum, wenn es vorbei ist, nicht, Mama? Mich ärgert nur so schrecklich, daß wir gar nichts davon erzählen können. Von der Elbe und all' den Dampfschiffen! Das ist schändlich!"

„Hätte nu nicht Onkel August das Geld schicken können!" sagte die Mutter dazwischen.

„Übrigens, wenn wir in Glücksburg gewesen wären — das liegt ja an der Flensburger Förde, da gibt es wohl auch Schiffe."

„Sowie ich das Geld kriege — vielleicht krieg ich mal was, man kann es ja immer nicht wissen, bezahl' ich es ihr auf der Stelle, du hörst es nu, Kind!"

„Gott, Mama, wir thun es doch gewiß nicht aus Bösem, — und sie hat immer gesagt, der Garten ist unser."

„Was ist denn das für ein Spektakel?" unterbrach sie sich.

Lachen und lautes Durcheinandersprechen, der Lärm von Kindertrompeten und Knarren ertönte auf dem Weg. Der Schein von bunten Stocklaternen glitt an den Fenstern vorüber. Dann kam das ausgelassene Lachen bis an die Thür, und eine derbe Stimme rief draußen: „Na, gu'n Nacht Jule! fall ook nich, kannst du ook to Bedd finnen?" Dann wurde draußen stark gepocht.

„Ist sie das schon?" Die Mutter verkroch sich in der Schlafstube, Hildegard ging zögernd, ohne Licht, an die Hausthür. Die

war weder verschlossen noch übergekettet. Ein süßlicher Duft wehte ihr entgegen, als sie aufmachte, und eine Stimme, die durchaus nicht wie Jules klang, sagte:

„Ick schree mi dodt, ick glöw, ick hev 'n lütten sitten!"

„Dat hest du!" rief die Stimme der zweiten Frau, die noch draußen stand. Lachen und Schritte verklangen im Garten.

„Fräulein Suer, soll ich nicht erst Licht machen?" fragte Hildegard verstört.

„Ne, giw mi man de Hand! Wi hewt Punsch drunken, könt Se mi dat glick ansehn? könt Se dat marken? Wat'n Kür [1])!" Jule Suer lachte so herzlich, wie es mit Jule Suer ganz unvereinbar schien.

Im Wohnzimmer wurde es hell, Frau Läps hatte die Lampe angezündet.

„Sall ick da ringahn?" meinte Jule harmlos, „sall ick Ihnen 'n beeten vertelln? Kinners, wat hebbt wi schön eeten! Krebssuppe!" Sie machte eine kleine Pause, um ihre Hutbänder zu lösen, die sie übermütig über die Schulter warf. Die roten Backen standen ihr sehr gut, nur die Augen hatten einen etwas fatalen Glanz.

„Ach hott nee, wi sünd ook Karussel fahren," sagte sie, die Hände rasch zusammenschlagend. „Min Hauschen hew ick in de Tasch. Un denn wull Klas Ohm mit mi danzen, ick hev mi n' Kaß lacht [2])! Stine Möllersch is ook dor west, fein! püt! nobel! morgens mit'n Steenkohlensack op'n Puckel, un abends to Danz! Ick hew ehr nich kennt! De ol geelbunte Henn' is dat binah gar nich wert west, min Swägerin ehr allergrötßte Trin voll Punsch hewt wi rein utdrunken, fröher gah ick nich to Hus, hew ick seggt!" Sie gähnte wiederholt.

„Fräulein Suer ist müde," sagte Frau Läps, „na, einen Augenblick haben Sie wohl noch Zeit; es ist nämlich, wir haben das Geld, wir möchten das gern abmachen, denn wir müssen morgen ganz früh — nun doch eher, als wir gedacht — es wird ja auch schon kühler."

„Wat?" sagte Jule, „Geld sall ick ook noch hebben? Dat is mal nett! so'n vergnögten Abend hew ick lang nich hett!" sie lachte und klappte die Hände zusammen. „Nee, denn bün ick nich möd! Denn mutt ick man min Book holen."

[1]) Kuriosum. [2]) schief gelacht.

Sie gähnte wieder, stand auf, setzte sich aber sogleich wieder hin. „Ach, dat ole Opstahn, wenn ick man erst baben wär."

„Wir haben es alles ganz genau aufgerechnet, dreiundachtzig Mark und sechzig," sagte die Mutter.

„Sünd dar de Swebelstickens all mit bi? Nee, min Book mutt ick hebben!"

„Kann ich es Ihnen nicht holen?" bat Hildegard.

Jule blickte sie argwöhnisch an. „Ick kann se doch nich den Slötel geben," sagte sie, wie zu sich selbst.

„Ich fasse Sie an," sagte Hildegard.

„Und ich will leuchten," fügte Frau Läps hinzu.

Erst wehrte Jule ab: „Kinners, ick hew doch nix in'n Kopp!" Dann aber ließ sie sich nicht ungern von den schwachen Kräften des Fräuleins auf dem Pfade der Gradheit erhalten.

Endlich, endlich war das Geld bezahlt, die Berechnung der Mieterinnen hatte aufs Haar gestimmt. Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung hatte die alte Frau den letzten Thaler auf den Tisch gelegt.

„Jetzt wollen wir Ihnen auch gleich noch Adieu sagen, nicht wahr, Hildegard?"

Jule nickte ihnen zu: „Ach hott ja, nu könt Se ja gahn, denn mak ick morgen gliek gründlich rein: Adjüs Madam, adjüs Fräulein! Kamen Se anner Jahr wedder, aber denn gliek, in Maimonat. Se weeten ja, tweehunnertunfoftig Mark for den ganzen Sommer. Nu freu ick mi op min Bedd, wenn ick man erst liggen däh!"

„Kann ich Ihnen noch etwas helfen?" sagte die Tochter, schon auf dem Sprunge.

„Och hott, wenn Se mi mal 'n beten de Steebeln uttrecken wullen, dat ol Band! wenn ick dat ol Band — Ich kunn gliek inslapen! Uh!"

Sie fing wirklich schon leise an zu schnarchen, während Mutter und Tochter an je einem ihrer großen Stiefel krabbelten. Dann nahm ihr die Mutter vorsichtig den Hut vom Kopf und setzte ihn auf einen Halter, der auf der Kommode stand.

„Können wir denn das Licht hier brennen lassen?" fragte sie ängstlich.

„Ich slap in Düstern," murmelte Jule aus dem Traum, „nu lat mi man tofreeden, Kinners!"

„Na denn, angenehme Ruh, Fräulein Suer!"

„Sie liegt da, wie'n Roggenwulf," sagte die Mutter im Hinuntergehen. „Jetzt wollen wir nur gleich einpacken! Du, Hildegard, ich hab' ihr die übrigen vierzig Pfennig auch noch gegeben, und sie hat es nicht mal gemerkt."

Als sie in ihrer Stube waren, fiel Hildegard über ihre Mutter her und küßte und drückte sie stürmisch. „Gott sei Dank, daß wir so weit sind! Nun haben wir doch wenigstens alles bezahlen können."

Dann begannen sie mit fieberhafter Eile ihre Sachen zusammenzusuchen. Am meisten Not machte der geplatzte Koffer, der nun künstlich mit vielen Bindfäden zusammengeschnürt werden mußte. Die Hutschachtel beschlossen sie zurückzulassen.

„Es ist doch eine kleine Entschädigung für sie," sagte Frau Läps, „es sind wenigstens für drei Mark Krämerwaren!"

„Soll ich ihr dies drauflegen?" Hildegard suchte unter ihren Kunstwerken. „Diese Skabiose ist doch ein bischen gelb geworden, und der Denkstein ist ein bischen schief geraten, aber für sie find ich es sehr niedlich, nicht Mama?"

Sie bettete die „Erinnerung an die Heide" oben auf die Probetüten. „So, jetzt lassen wir das offen auf dem Tische stehen," sagte sie. — Zum Schlafen legten sie nur die Oberkleider ab, und auch die nur widerwillig, „weil das Schwarz so aufnimmt," wie die Mutter bemerkte.

Schon beim ersten Hahnenkraht fuhr sie in die Höhe: „Hildegard, wir müssen aufstehen!" Dann hörten sie, daß es erst ein Uhr schlug, und legten sich wieder nieder. Um fünf aber rüsteten sie sich zum Aufbruch; es war kaum dämmerig, doch hielten sie es für besser, kein Licht anzuzünden.

„Lieber will ich zwei Stunden auf dem Bahnhof sitzen, als mich hier totängstigen," flüsterte die Mutter.

Als sie in den laubbestreuten Garten traten, wo ein feuchter Windstoß ihnen entgegenfuhr, drückte die alte Frau die Augen zu: „Ich mag es nicht sehen, es ist zu schrecklich; als wenn die Hottentotten hier gehaust hätten!"

Mit unsäglicher Mühe schleppten sie Köfferchen und Pakete hinauf über die steilen Stufen zur Station. Es begegnete ihnen fast niemand; nur einige Arbeiter, die nach Mühlenberg in die Fabrik gingen, starrten sie verwundert an.

„Ein Taschentuch von mir hat sie auch noch in der Wäsche," sagte Frau Läps, „aber ich erhebe keinen Anspruch darauf."

Sie kamen grade rechtzeitig zur Abfahrt des ersten Zuges, sich selbst zur Verwunderung. Eh' sie es recht wußten, lag die Stätte ihrer Freuden und Leiden hinter ihnen, und sie rollten in den graugelben Nebel hinein, der sich tiefer senkte und verdichtete, je mehr sie sich der großen Stadt näherten.

„Man muß es nicht zu gut haben wollen, nimm dir das ad notam, liebe Hildegard!"

„Aber schön war es doch, Mama, und von der Erinnerung werden wir noch jahrelang zehren." — —

Es schlug halb neun, als Jule Suer erwachte; sie konnte sich nicht besinnen, wie sie zu Bett gekommen war, und als sie ihr schwarzseidenes Kleid unordentlich über einen Stuhl geworfen sah, fing sie an zu schelten, eh' sie aufgestanden war. „De ole Punsch, in min ganzen Leben gah ick nich wedder na Nienstädten; dat mutt ick doch min Broder mal steeken[1]), dat sin leewe Fro dat so mit dat Punschmaken hett, dat geiht doch allens von sin Geld, un he is nich mal to Hus." Der Kopf war ihr eingenommen, und das machte sie noch mürrischer. „Hüt hew ick keen Lust, ehr Kaffee to maken. Dree Tassen mutt ick wenigstens hebben." Sie nahm den Eimer und wollte an die Pumpe gehn. Plötzlich fiel ihr stumpfer Blick auf die Blätter am Boden.

„Wat is dat?" Der Eimer entfiel ihrer Hand und kollerte rasselnd abwärts. Sie sah die Bäume an. „Ach hott! ach hott!" schrie sie auf. Mit hastigen Schritten umkreiste sie jeden Baum, sie rieb sich die Augen. „Ick bün jawoll nah duhn, ick kann keen eenzigen Appel un keen eenzige Beer mehr sehn, un de Plummen? min inglische Plummen!" —

Die Stimme versagte ihr, sie fiel auf die Bank. Dann raffte sie sich auf und lief in die Stube der Fremden. „Madam Läps, slapen Se noch? Min Appeln un Beeren, min — — de sünd all wedder utgahn!" Sie bemerkte die Schachtel auf dem Tische. „Ollen Tütenkram!" Wütend

[1]) heimlich zu wissen thun.

fegte sie das Ganze herunter. „De sünd ja woll blind und dumm, un ick hew wat in'n Kopp hatt."

Sie lief wieder hinaus unter die geplünderten Bäume. „Min Gravensteeners, min Permuttbeeren! Nich een hew ick in de Mun'n nahmen. Ach hott, wo is mi dat gahn, wo is mi dat gahn!" Sie weinte.

„Herrjes, Jule Suer, wat is di denn passiert?" Es war Klas Ohm, der ans Gitter gehinkt kam. „Dat hew ick ja noch gor nich wußt, dat du ook weenen kannst!"

Nun schluchzte sie laut: „Sall ick nich weenen, wenn mi all min Appeln un Beeren stahlen un nahmen sünd?"

„Halloh!" rief Klas Ohm erschrocken.

„Ick weet gar nich, wo mi de Kopp steiht," klagte Jule, „kiek du doch mal de Böm an, Klas Ohm, sünd se würklich leddig?"

Der Kartoffelhändler kam in den Garten: „Mit Erlaubnis!" Ernsthaft spähte er in alle Zweige: „De sünd leddig," sagte er feierlich.

Jule faßte seinen Arm und deutete auf die kleine Bank an der Pumpe: „Dor hew ick seeten, alle Nacht! den Slap hew ick mi awbraken, un nu mutt mi dat so gahn!"

Ihr lautes Sprechen und Jammern lockte die Nachbarn herbei, bald stand der ganze Garten voll von Leuten, die alle neugierig bald auf den Boden, bald in die Kronen sahen.

„Frag' doch mal din Inlogirers, Jule, hebbt de denn dat nich sehn?"

„De sünd nich to Hus, Madam Behrens."

„De sünd ja all na Hamborg," rief der Brotträger, der mit Zwieback und Zuckerkringeln von Teufelsbrück heraufgekommen war. „Hüt morgen op'n Altnaerbahnhof hew ick se sehn."

„Wo kann't angahn!"

Der ganze Schwarm ergoß sich ins Haus; von den Mieterinnen war jede Spur verschwunden, bis auf die Tüten, die ihren verschiedenartigen Inhalt im Fallen über den Fußboden verstreut hatten.

„De sünd utrückt," sagte die Steuermannswitwe.

„Denn hewt de dat Obst ook mitnahmen!" ließ sich ein anderer vernehmen, indem er Fräulein Suer die „Erinnerungen an die Heide" reichte.

„Ick kunn se dotslagen," murmelte Jule.

Nun steckte auch Peter Pein den Kopf in die Thür.

„Na, heft **du** dat denn nich verkofft, Jule? Dat is gistern Nachmiddag allens affhalt worren!" Und als die Verstörte nicht gleich Antwort fand, fuhr der Alte schadenfroh blinzelnd fort: „Ick dach recht, as ick dat sehen däh, na, dat is ja woll Jule Suer ehr Hamborger, de ehr Gravensteener so dür betahlt, dat da vor annere Minschen nich antokamen is."

Erst als Jule Suer in ihrer Stube das Geld entdeckte, kam ihr die Erinnerung wieder, daß die Mieterinnen ihre Rechnung bezahlt und sich verabschiedet hatten; sie rief diese unerwartete Botschaft den im Garten Stehenden durchs Fenster zu.

„Se hewt ja allens orrendlich betahlt," ging es nun von Mund zu Munde, „Jule Suer hett dat Beste vergeeten." Das Gelächter wurde immer lauter.

„Ach, Jule, du heft ja woll ook de Appeln un Beeren in Gedanken verkofft!" rief eine scharfe, helle Mädchenstimme. Es war Anna Schwarz.

„Ick gah klagen," war die wütende Erwiderung.

„Wokeen wullst du denn verklagen?" rief Peter Pein.

„Di!" schrie Jule erbost, „kunnst du mi dat nich seggen, dat" — —

„Jule, gah to Bedd, di früst!" sagte Peter Pein gemütlich. Eben drängte sich eine junge Frau in großer Aufregung an die Gruppe: „Weet ji dat all? Anton Brand, der tweete Stüermann, is wegbleeben, n' See hett em över Bord halt bi Montevideo! Min Casine hett ook Unglück."

Es wurde still nach diesen Worten. Alle wandten sich der jungen Frau zu und horchten anteilsvoll, wie sie, mit Thränen in der Stimme, näheres über den Unglücksfall erzählte.

Jule Suer fand zuerst die Worte wieder: „Dje, wi hebbt all Unglück; nu is Brandsch ook Witwe! Na, vertell ehr dat man: mi sünd all min Appeln un Plummen stahlen; aber" — sie that einen tiefen Seufzer — „Brandsch kann mi orrendlich duern, dat's binah **noch** duller!"

Viehtrails und Cowboys.

Von Friedrich Meister.

(Abdruck verboten.)

Cowboys, bockende Pferde, wilde Stiere, Indianer mit Federschmuck und Kriegsmalerei, Buffalo Bill — welcher unserer Berliner Leser erinnert sich bei dieser Aufzählung nicht der sensationellen Schaustellungen des „Wild West", die vor einigen Jahren jung und alt nach dem Platz am Bahnhof „Zoologischer Garten" lockten?

Seit jener Zeit hat Buffalo Bill — Colonel Cody — in seiner transatlantischen Heimat und im Auftrage seiner Regierung den Kriegspfad gegen rebellische Indianerstämme beschritten und, wie die Zeitungen meldeten, nicht ohne Erfolg. Die Rothänte, denen es thörichterweise eingefallen war, auf ihren alten Rechten zu bestehen, beruhigten sich notgedrungen sehr bald und begruben das Kriegsbeil; Mr. Codys Dienste waren ferner nicht mehr erforderlich, der Colonel verwandelte sich daher in aller Eile wieder in den „showman", kreuzte aufs neue mit seiner bewährten Truppe den Atlantischen Ocean, und als Schreiber dieser Zeilen sich im August d. J. in London befand, da prangten an allen Mauern, Bauzäunen und leeren Giebelwänden die bunten, riesengroßen Plakate Buffalo Bills, in phantastischen Bildern darstellend bockende Pferde, die ihren Reiter meterhoch in die Luft warfen, skalplüsterne Indianer, anzusehen „wie des wildsten Volkes wildste Krieger," Cowboys in romantischer Tracht, mit breiten Sombreros und prächtigen Schärpen, und last not least ihn selber, den 'großen Indianertöter und Pfadfinder, mit den langwallenden Rabenlocken, den gebräunten, melancholisch-interessanten Zügen, der niefehlenden Büchse und dem wirkungsvollen Fancy-Kostüm.

Klappern gehört zum Handwerk; wenn in Buffalo Bills Vorführungen auch manches übertrieben, aufgebauscht und lediglich auf Effekt berechnet ist, so haben uns dieselben doch eine Anschauung gegeben von dem Leben einer merkwürdigen Menschenklasse, den Cowboys, einer Menschenklasse, deren Entstehen und Gedeihen nur in den Vereinigten Staaten möglich war, die in der Geschichte jener großen Republik einen nicht unwichtigen, civilisatorischen Faktor bildete, die heute aber nicht mehr existiert, weil ihre Lebensbedingungen nicht mehr vorhanden sind.

Die Geburtsstätte der Cowboys ist Texas, ein Land, von dem die Mehrzahl der Leser sicherlich nur eine oberflächliche Kenntnis hat — haben doch die Nordamerikaner selber bis noch vor wenigen Jahren eine teilweis recht unbestimmte Anschauung von diesem südlichsten ihrer Staaten besessen.

Texas wird in nicht zu ferner Zeit eine Bevölkerung beherbergen und ernähren, so zahlreich wie die des gesamten Deutschland. Sein Klima ist mild, wie das Italiens; seine Rosen blühen, seine Vögel singen ununterbrochen, auch während des Winters; alle Früchte der Erde entsprießen seinem üppigen Boden und in seiner langgeschweiften Küstenlinie münden Flüsse, die vorher zweitausend englische Meilen weit durch die texanischen Gebirge und Ebenen wanderten. Dabei ist das Land reich an merkwürdigen Kontrasten in Bezug auf seine Anwohner und seine einzelnen Teile: man findet hochmoderne Civilisation neben Zuständen aus dem XVII. Jahrhundert; man findet ferner im nördlichen Texas schwarzen, fast moorigen Boden von unvergleichlicher Fruchtbarkeit und weiter südlich dürre, sterile Ebenen, auf denen die Viehherden nur spärliches Futter auftreiben. Der Ritt eines einzigen Tages bringt den Reisenden aus dichten, tropischen Waldungen voll üppigster Vegetation nach Gegenden, wo die Prärie nur dürftig mit Mesquitgras und Chaparral bestanden ist, hier und da auch wohl mit Kaktusgruppen. Versengend brennt die Sonne hernieder auf unermeßliche Flächen; Luftspiegelungen äffen den Wanderer, der tagelang vergeblich nach Wasser ausschaut: da und dort stößt er auf dunkle, unheimliche Gehölze, wie geschaffen zu verräterischem Hinterhalt; man reist nur bis an die Zähne bewaffnet, und wenn zwei sich auf der Landstraße begegnen, mustern sie einander mit argwöhnischen, finsteren Blicken. Indianische und mexikanische Räuber pflegten hier vor nicht langer Zeit noch gar häufig in die Herden der Viehzüchter zu fallen und nach Belieben davon fortzutreiben, denn auf diesen verhältnismäßig unfruchtbaren Strecken sowohl, wie allenthalben auf



Abb. 1. Ein Viehzug auf dem Marsch durch die Prärie.

den texanischen Prärien, tummelten sich jahraus, jahrein Rinder, die nach Millionen, und Pferde, die nach Tausenden gezählt wurden, frei und uneingeschränkt; nur ab und zu erschienen ihre Besitzer, um den jungen Nachwuchs zu zeichnen.

Klima und Boden haben Texas von Anfang an zu einem viehzüchtenden Lande bestimmt, und dieser Bestimmung ist es im allgemeinen treu geblieben, trotz der verschiedenen politischen Stürme, die es durchtobt haben.

Während des Bürgerkrieges und noch zwei Jahre nach demselben, also von 1861 bis 1866, befand sich das Land, und zugleich seine Haupterwerbsquelle, die Viehzucht, in schlimmster Lage. Der Abschaum der entlassenen Soldateska machte alle Landstraßen unsicher, beraubte und plünderte Dörfer und Ansiedelungen und befreite die Verbrecher aus den Gefängnissen und Zuchthäusern; auf die beiden Jahre 1865 und 1866 kamen je über tausend Mordthaten. Nach jener Zeit besserten sich jedoch die Zustände, und die Viehzucht konnte sich wieder ihre alten Absatzgebiete im Norden der Vereinigten Staaten erschließen.

Die Ursprünge des texanischen Viehhandels reichen bis in den Anfang der fünfziger Jahre zurück. Als Texas noch eine mexikanische Provinz war, hatte man daselbst die Zucht spanischen Rindviehs eingeführt; das Unternehmen gelang über Erwarten, so daß 1860 der Rinderbestand des Landes auf drei und eine halbe Million Stück geschätzt werden konnte.

Das Hauptgebiet dieser Industrie waren und sind heute noch — soweit die vorgeschrittene Besiedelung des Landes die Weidegründe noch offen gelassen hat — die ausgedehnten Ebenen zwischen dem Antonioflusse und dem Rio Grande, zwischen der alten, spanischen Stadt San Antonio und dem an der mexikanischen Grenze liegenden Orte El Paso. Das ganze Interesse der Bewohner dieser Landesteile dreht sich um die Rinderzucht und um den Stand des Viehmarktes in den Staaten, die das Absatzgebiet bilden. Politik wird hier so gut wie gar nicht getrieben.

„Viehbarone," auch „Rinderbarone," so nennt man die Großindustriellen jener Gegend. Solch ein Viehbaron ist immer ein gemachter Mann. Die meisten derselben wissen gar nicht, wieviel Vieh sie besitzen, auch sind sie gar nicht imstande, ihre Ein-



Abb. 2. Die Herde, von Panik ergriffen.

künfte auf normale Weise durchzubringen, so große Mühe sie sich auch in dieser Beziehung geben. Die Viehindustrie erzielt eben ganz immense Resultate, auch wenn sie noch so nachlässig betrieben wird; sie macht Leute zu Millionären, ehe dieselben sich noch zu erwähnenswerter Arbeit aufgerafft haben.

Einer derselben begann — um ein Beispiel anzuführen — in der Nähe von San Antonio im Jahre 1856 das Geschäft mit 150 Stück Rindvieh; zwanzig Jahre später war er Besitzer von weit über hunderttausend Rindern, und sein Vermögen wurde auf 900000 Dollars geschätzt; seitdem ist er ein vielfacher Millionär geworden und lebt ausschließlich nur noch in Paris oder an der Riviera. Die Umzäunung seiner ausgedehnten Weidengründe daheim kostet 200000 Dollars; sie umschließt gegen 400000 Morgen Prärieland.

Ein solcher Besitzstand hat etwas Fürstliches, etwas Patriarchalisches an sich. Es hört sich großartig an, wenn solch ein Großindustrieller von dem Ein- oder Verkauf von sechzig- oder hunderttausend Stück Rindvieh spricht.

Viele der reichgewordenen Viehzüchter aber wohnen nach wie vor auf ihrem Ranch, inmitten ihrer Herden. Das abenteuerliche Umherstreifen auf den großen Weideplätzen, das freie ungebundene Leben, die Plänkeleien mit den diebischen Indianern, die Romantik der einsamen Heerstraßen haben einen eigenen, fesselnden Reiz, dem diese alten Rancheros sich nicht mehr entziehen können.

Einmal im Jahre treiben die Viehzüchter mit Hilfe ihrer Untertreiber, der Cowboys, ihre Herden zusammen, um den Bestand zu untersuchen und festzustellen und den Nachwuchs zu zeichnen. Zu letzterem Zweck wird das Jungvieh mit dem Lasso eingefangen, zu Boden geworfen und mittels des Brenneisens gestempelt oder mit gewissen Einschnitten im Ohr versehen. Jeder Eigentümer hat sein besonderes Zeichen, zumeist aus Buchstaben bestehend, welches behördlicherseits gebucht ist und ab und zu in den Zeitungen bekannt gegeben wird.

Bei der ungeheuren Anzahl der zu kontrollierenden Tiere bleibt jedesmal eine Menge derselben ungezeichnet und daher herrenlos, und so ist es geschehen, daß Leute lediglich dadurch reich geworden sind, daß sie diese ungestempelten Tiere einfingen und mit ihrem Zeichen versahen. Solches einjähriges, ungezeichnetes Jungvieh heißt in der Sprache der Cowboys „Maverick.“ Der Ursprung dieser Benennung ist ein sehr komischer.

Colonel Maverick, ein alter, reicher Bürger von San Antonio, hatte eine kleine Rinderherde auf einer der Inseln in der Matagorda Bay ausgesetzt, um sie dort ungestört grasen zu lassen. Da er aber auch an andere Dinge zu denken hatte, so kam ihm die Existenz dieser Tiere bald vollständig aus dem Kopf. Nach einigen Jahren wurde ihm durch Fischer gemeldet, daß die Herde sich ganz ungeheuer vermehrt habe und daß das Gras auf dem Eilande zur Ernährung derselben nicht mehr ausreiche. Demzufolge ließ Maverick das Vieh holen, nicht ahnend, was für eine Sorte von Geschöpfen auf jener abgelegenen Insel herangewachsen war. Unzählig sind die Geschichten, die über diese wilden Insulaner heute noch in Texas im Schwange gehen. Es war, als hätte man eine Menagerie voll Löwen auf das Land losgelassen, denn unter dem matagordischen Rindvieh befanden sich achthundert Bullen von so unbändiger und bösartiger Wildheit, daß sie alles ringsumher in Angst und Schrecken setzten. Wo sie sich zeigten, fanden sie das Land, die Dörfer und die Ansiedlungen menschenleer. Es war dem Colonel Maverick absolut unmöglich, diese verwahrloste Herde auch nur einigermaßen zusammen zu halten; die Tiere gebärdeten sich wie besessen, sobald ein zweibeiniges Wesen in Sicht kam. Seit dieser Zeit heißt jedes Stück Vieh, das ungezeichnet und wild umherstreifend angetroffen wird, ein „Maverick.“ Die achthundert Bullen wurden schließlich unter die Viehbestände der übrigen Besitzer verteilt, noch lange aber blieben sie der Schrecken des Landes.

Die Hauptabsatzgebiete der texanischen Viehzucht sind von jeher naturgemäß die nördlichern Staaten der großen Republik gewesen. Das Vieh mußte dorthin geschafft werden, und dies geschah viele Jahrzehnte hindurch auf die einfachste, wenn auch beschwerlichste und langwierigste Art: man trieb die Herden zu Markte, nicht zehn, nicht hundert, nein Tausende von englischen Meilen weit. Dieses Herdentreiben bildete



Abb. 3. Auf den Weidegründen.

sich zu einem ganz besonderen, eigenartigen Zweig der Viehindustrie aus; die Leute, die sich ihm widmeten, entwickelten sich zu einer Menschenklasse, die weder vorher noch nachher ihresgleichen gefunden hat.

So entstanden die Trails, oder Viehstraßen, und die Cowboys.

Im Jahre 1867 wurde von Kansas City aus die Kansas-Pacific-Eisenbahn gebaut. Dieselbe sollte die genannte Stadt mit dem westlicheren Teil des nordamerikanischen Kontinents verbinden. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, so wuchsen auch mit dem Fortschreiten dieser Bahnstrecke eine Anzahl neuer Ortschaften — dieselben nannten sich sogleich Städte, und wenn sie auch nur aus einem Dutzend Blockhütten bestanden — wie Pilze aus der Erde, und diese Städte bildeten von nun an das Ziel der texanischen Viehtransporte, da den Treibern die neue Bahnverbindung, die ihren Weg abkürzte, sehr willkommen war.

Viele Hunderttausende von Rindern wurden alsbald vom südlichen und westlichen Texas her nach den Stationen der Kansas-Pacific-Bahn in Marsch gesetzt, und zwar in Herden von je zwei- bis sechstausend Stück.

Noch immer war der Weg ein langer, noch immer dauerte es ziemlich ein Jahr, ehe die Cowboys, nach Einschiffung ihres Triebes auf der Bahn zum Empfang einer neuen Herde auf den texanischen Weideplätzen wieder eintrafen.

Gewöhnlich wurde im Frühjahr aufgebrochen, und während der Monate Mai bis August bewegte sich eine fast ununterbrochene Prozession von Rindern über die großen Trails. Die verschiedenen Herden waren dabei einander so nahe, daß die Rufe der Treiber von Trieb zu Trieb gehört werden konnten.

Die ungeheuren Züge bewegten sich, wenn alles gut ging, in musterhafter, ruhiger Ordnung über die grüne, endlose Prärie (s. Abb. 1). Die langsam hinwandelnden, langgehörnten Rinder und die in regelmäßigen Zwischenräumen reitenden Treiber gewährten einen malerischen Anblick.

Man konnte eine solche Herde sehr wohl mit einem Heereszuge vergleichen. Ein Kommandeur, der Obertreiber, leitete das Ganze. Seinen Stab bildeten die Cowboys, von denen je acht Mann auf tausend Stück Rinder verteilt waren. Jeder dieser Männer war nicht nur beritten, sondern hatte auch sechs bis zehn Pferde in Reserve, denn der Weg war lang und man mußte auf allerlei Zufälligkeiten und Unfälle vorbereitet sein. Diese Reservepferde und die Fuhrwerke, in



Abb. 1. Eine zur Nachtruhe „eingerundete“ Herde.

denen die Bagage, die Lebensmittel und die Zelte mitgeführt wurden, bildeten einen regulären Train, so daß auch hierin der Vergleich der Herde mit einer Armee auf dem Marsche stichhaltig bleibt.

An der Spitze des unabsehbaren Zuges schritten die Leitstiere dahin, die während des ganzen Marsches diese Würde behielten. Die Cowboys auf ihren flinken texanischen Ponys flankierten die Schar und sorgten dafür, daß die Tiere auf dem Trail blieben und daß ihnen nichts nahte, wodurch sie scheu gemacht und in Schrecken gesetzt werden konnten.

Das texanische Rind ist äußerst wild und nervös. Eine Kleinigkeit genügt, es in die größte Aufregung zu versetzen. Eine über die Prärie rasende Schar wilder Büffel, ein unerwartet geschwenktes Tuch, ein Blitz aus einer Gewitterwolke, das Knacken eines brechenden Zweiges, ein Nichts fast genügt, die ganze vieltausendköpfige Herde in die wildeste Panik zu versetzen (s. Abb. 2). In der Sprache der Rancheros und Cowboys heißt solch eine Panik eine „Stampede,“ diese aber richtig zu beschreiben, ist die Feder nicht imstande. Eine Stampede ist ein Wirbelsturm von Hörnern und Schweifen, ein donnerndes Ungewitter von Hufen und blitzenden Augen. Alle Ordnung ist aufgelöst, und blindlings rast die ganze Schar in wirrem Durcheinander querfeldein, hinaus in die unendliche Prärie. Dies ist einer der Momente, wo die Cowboys zu beweisen haben, aus welchem Stoff sie gemacht sind. Die Pferde zur äußersten Schnelligkeit anspornend, die schwere Peitsche in der Faust, jagen sie an die Spitze der tobenden Schar und drängen die vordersten Rinder unausgesetzt nach einer Richtung ab, so daß nach und nach die galoppierende Herde einen ungeheuren Kreis beschreibt, und die Spitze den Schluß des Zuges berührt. Nun geht es immer rund herum, wie eine Mühle; was stürzt, bleibt liegen und wird zu Brei zerstampft, und nicht eher endet dieser wahnsinnige Kreislauf, als bis die Tiere völlig erschöpft sind.

Auch das bloße Erscheinen eines Fußgängers ruft oft eine Panik hervor, da die große Mehrzahl der Rinder den Menschen niemals anders als zu Pferde gesehen hat.

Der Marsch der Herden währte ununterbrochen vom Morgen bis zum Abend, bald schneller, bald langsamer, je nachdem den Rindern gestattet wurde, sich neben dem Trail auszubreiten und zu grasen (s. Abb. 3). Im Durchschnitt wurden täglich zwölf bis fünfzehn englische Meilen zurückgelegt. Mit Anbruch der Nacht trieb man die Herde vom Trail ab und auf einen dichten Haufen zusammen, man „rundete sie ein,“ indem die Cowboys dieselbe in immer engeren Kreisen umritten, bis die Rinder sich wiederkäuend niederlegten, um von den Strapazen des Tages zu rasten (s. Abb. 4). Während der ganzen Nacht aber mußte die Herde von den einander ablösenden Wächtern umkreist werden.

So ging der Zug vorwärts, Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat, in Sonnenbrand und Regenwetter, immer auf dem Trail, an dessen Rändern die Gebeine der Rinder bleichten, die im Laufe der Jahre auf dem Marsche zusammengebrochen und hier liegen geblieben waren, den Wölfen und Geiern zum Fraße. Ab und zu bezeichnete auch ein kleiner Hügel in dem grünen Grase der Prärie die Stelle, wo ein Cowboy seine letzte Ruhestätte gefunden hatte, ereilt von der Kugel eines marodierenden Comanchen oder Apachen oder von sonst einem der Unfälle, die in seinem gefährlichen Berufe so häufig waren.

Nach einem Marsche von hundert bis zweihundert Tagen war endlich die Verladestation an der Eisenbahn erreicht, etwa Wichita, Ellsworth oder Abilene. Hier wurde das Vieh in die großen Umzäunungen getrieben, deren Ausgänge unmittelbar in die Waggons führten (s. Abb. 6).

Wie sich ein Fußpfad durch die Wiesen bildet, so ist auch der Viehtrail durch die Prärien entstanden. Schwarzbraun, tief ausgetreten von den Millionen von Hufen, die jahraus jahrein über ihn dahinzogen, schlängelt er sich in vielfachen Windungen durch die grünen Ebenen, Hügel überschreitend und Flüsse kreuzend (s. Abb. 5), viele tausend Meilen weit, den Süden mit dem Norden verbindend, den Bevölkerungen der großen Städte die Nahrung aus dem Überflusse des gesegneten Golflandes zuführend.

Die sich im Laufe der Jahre immer weiter nach Süden erstreckenden Eisenbahnen haben dem Viehtreiben auf den Trails, von denen drei im Betrieb waren. ein Ende gemacht; seit 1891 hat diese Art des Rinder-

exports aufgehört, die so lange einer großen Anzahl von Leuten Beschäftigung und guten Verdienst geboten hatte. Heute wird nur noch das Jungvieh gemächlich die einst so bevölkerten Trails entlang getrieben, um, nach einer sechsmonatlichen Wanderung, auf den Weidegründen von Montana und Wyoming gemästet zu werden, von wo die Tiere dann nach zweijähriger Ruhe als wohlausgewachsenes und fettes Schlachtvieh nach den verschiedenen Marktplätzen zur Verladung gelangen.

Zu Anfang der siebziger Jahre schwankte der Auftrieb zwischen vier- und siebenmalhunderttausend Stück Rindvieh jährlich, später bezifferte derselbe sich nur noch nach Millionen. Der durchschnittliche Preis eines Tieres betrug dreizehn Dollars; während der Zeit des Bürgerkrieges konnte man jedoch schon für drei Dollars den besten Stier erstehen.

Die Viehausfuhr zur See war von jeher nur eine verhältnismäßig geringe und belief sich in den besten Zeiten auf nicht mehr als 40 000 Stück im Jahr.

Es mag hier noch erwähnt sein, daß eine verhältnismäßig nicht unbedeutende Anzahl der Viehzüchter in Texas aus Deutschen besteht oder doch von deutscher Herkunft ist. Auch unter den Cowboys war das deutsche Element zahlreich vertreten.

San Antonio ist zum großen Teil eine deutsche Stadt, geschäftlich gehört den Deutschen die Hälfte derselben. Amerikanische Schriftsteller heben den sittlichen, civilisatorischen Einfluß, der von den Deutschen überall in Texas, vornehmlich aber in San Antonio ausgegangen ist, gern und oft hervor. Auch während des Bürgerkrieges hat das deutsche Element dort unten durch seine standhafte und energische Loyalität segensreich gewirkt. Die Deutschen haben damals schwer gelitten, viele wurden vertrieben und verloren Hab und Gut; Hunderte von ihnen, die nach Mexiko oder nach dem Nordwesten zu fliehen versuchten, wurden schmachvoll massakriert. Die Überlebenden aber blieben ihrer patriotischen, konservativen Gesinnung treu und ließen sich nicht einschüchtern.



Abb. 5. Durchqueren eines Flusses.

Im Westen von San Antonio befinden sich ebenfalls deutsche Ansiedelungen, deren hervorragendste Fredericksburg ist. Auch Neu-Braunfels am Comal-Fluß darf nicht vergessen werden; 1845 von Deutschen angelegt, zählt die Stadt heute über 20 000 Einwohner und erfreut sich eines ausgedehnten Handels und Fabriksbetriebes.

So ist aus allen Zonen von der deutschen

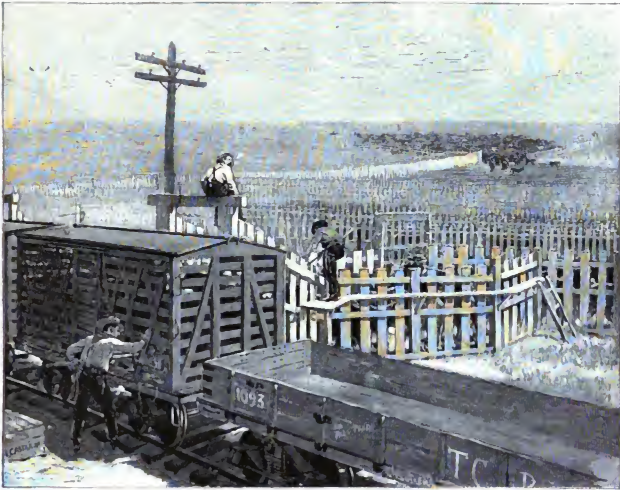


Abb. 6. Am Endpunkt des Marsches: Verladen der Rinder.

Kolonisation und dem Einfluß des deutschen Wesens nur erfreuliches zu melden, und wenn von manchen Schriftstellern die brutale Roheit und das wüste, sittenlose Leben der Rancheros und Cowboys auf dem Trail sowohl wie auch in den Eisenbahnstädten Abilene, Ellsworth u. s. w. immer besonders hervorgehoben und als eine natürliche Folge der Berufsart derselben bezeichnet werden, so wissen wir anderseits, daß gar viele Cowboys brave, gesittete und nüchterne Männer waren, die ihren guten Verdienst zu Rate gehalten und sich von demselben später ein Anwesen gekauft haben, auf dem sie heute noch als betriebsame Leute sitzen und ihre Kinder zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft erziehen, und daß alle diese, mit verschwindenden Ausnahmen, Männer deutscher Herkunft sind.

Allerseelen.

Es hat der Baum sein Laub verloren
Und ihre Kraft die Sonnenstrahlen;
Ein Vorhang sank von trübem, fahlen
Gewölke vor des Lichtes Thoren.

Wie eines Bräut'gams Thränen blinken
Beim Abschied in des Liebchens Haare,
Läßt auf des toten Sommers Bahre
Der Himmel seine Zähren sinken.

Und in das Herz des Menschen stehlen
Die Schatten sich, die Grabgedanken;
Hinwallend zu des Friedhofs Schranken
Gedenkt er der geschied'nen Seelen.

Ernst Lenbach.





Im Herbst. Nach einer Originalzeichnung von Alb. Richter.

„Sistovez-vous!“

Eine Erinnerung an den Prinzen Emil von Wittgenstein, den General Skobelew und an den Berichterstatter Mac Gahan.

Von Hermann Dalton.

Endlich war ich so weit und hatte dem Fürsten Tscherkaßki das Zugeständnis abgerungen, drüben auf bulgarischem Boden unser deutsches evangelisches Kriegslazarett errichten zu dürfen. Von dem Augenblick des Donauübergangs am 27. Juni 1877 an war ich entschlossen, in Sistowa den Plan der Petersburger evangelischen Geistlichen in Ausführung zu bringen; im kaiserlichen Hauptquartier in Zimnica hatte ich mich einige Tage später bald über die günstige Wahl des Ortes vergewissert. Das schön gelegene Städtchen auf dem rechten Donauufer sollte — so war damals die Absicht — der wichtige Brückenkopf für die Verbindung der vorrückenden Armee mit Rußland bleiben und zunächst den Mittelpunkt bilden, von dem aus radienförmig die russischen Truppen in das türkische Gebiet eindringen würden. Durch Vermittelung eines hochgestellten Bekannten war mir rasch die Erlaubnis ausgewirkt und ein Boot zur Verfügung gestellt, zu der eben in Besitz genommenen, den Civilisten noch unzugänglichen Stadt zu gelangen; eine weitere Vollmacht räumte mir das Recht ein, auf alle von ihren Eigentümern verlassenen Häuser — und das war ein Drittel der Stadt —, die ich für meine Zwecke geeignet hielt, Beschlag zu legen. Es war solch weitgreifende Befugnis gegeben worden, weil drüben noch nicht einmal ein Militärlazarett vorhanden war, unsere Einrichtungen aber so zeitig und praktisch getroffen waren — ein tüchtig geschultes männliches und weibliches Pflegepersonal mit den Ärzten stand schon seit Wochen mit dem vorzüglich ausgerüsteten Inventar an der Landesgrenze fertig und bereit, des Augenblicks zum Aufbruch gewärtig — daß die Zusage gegeben werden konnte, spätestens zehn Tage nach Besitzergreifung der Häuser unser evangelisches Kriegslazarett zu öffnen. Es konnte Wort gehalten werden. Die ersten Verwundeten aus den Kämpfen, die der Festsetzung in Plewna vorangingen, nahmen wir in Pflege.

Sistowa bot in jenen ersten Tagen nach der Einnahme einen wüsten Anblick. Die meisten Häuser leer und verlassen; auf den Straßen die Trümmer und Überreste der im Stiche gelassenen Hausgeräte und Möbel. Nur Soldaten waren zu sehen, beschmutzt, unter einer Staubwolke fast unkenntlich, in der sengenden Julisonne ermüdet und doch unaufhaltsam die Höhe hinansteigend, um weiter nach dem Schipkapaß vorzubringen. Nur mühsam und mit starkem Vorspann konnten die Kanonen über das entsetzliche Pflaster in die obere Stadt gebracht werden. Dazu ein ohrenzerreißendes Lärmen und Schreien. Hier staute die Menge in einer engen Gasse; dort stürzte ein Pferd, brach ein Rad und die ganze Kolonne mußte halten. An einer anderen Stelle kam ein Trupp entgegen; aber es war keine Möglichkeit des Ausweichens. Dazu der unsagbare Staub, dazwischen wieder die Rinnsale, durch welche Wasser in die untere Stadt floß und überfloß; die Wege schier unfahrbar, selbst ungangbar. Ein Jude hatte seine Speisewirtschaft bereits wieder geöffnet; er machte die glänzendsten Geschäfte mit fast unmöglichen Speisen. Das Stückchen Fleisch, das als Rinderbraten verzeichnet war, schien seine Jugend auf der Seilerbahn verbracht zu haben; ich konnte nichts genießen. Es war rührend, zu sehen, wie die Offiziere, ohne zu murren, sich abmühten, das zähe Zeug hinunterzuwürgen und ruhig ihr Gold dafür zahlten. Neben mir saß der berühmte General Dragomirow, der Held des Donauüberganges: in Gedanken versunken, achtete er wohl kaum auf die Arbeit seiner Zähne, die vor ihm stehende ekle Speise zu verzehren.

Es war mir eine rechte Wohlthat, bei meinen Kreuz- und Quergängen durch die Straßen der oberen Stadt dem Prinzen Emil von Wittgenstein zu begegnen. Ich hatte ihn in Petersburg kennen gelernt; wiederholt hatte er mich zu einem Besuch auf seinem Gute in Nieder-Walluf aufgefordert; meine Reisewege hatten mich aber all die Jahre nicht dahin geführt. Nun aber schlug ich nicht aus, für die paar Tage meines Aufenthaltes in Sistowa sein Gast

wenigstens tagsüber zu sein; während der Nacht blieb ich drüben im Hauptquartier. Wittgenstein hatte eigentlich als General-Adjutant im kaiserlichen Hauptquartier zu wohnen, das in ungünstiger Lage gegenüber in Zimnica aufgeschlagen war. Dicht an der Donau gelegen, schonungslos der heißen Mittagssonne preisgegeben, dazu Sammelpunkt der anrückenden Truppen, wie mit einer Wagenburg umgeben von den Zelten der Militärlazarette, die hier die bei dem Donauübergang Verwundeten und die krank gewordenen Soldaten pflegten, war dieses Hauptquartier einer der ungemütlichsten Orte, die man sich denken konnte. Das einzige einigermaßen wohnliche, höchst bescheidene Häuschen hatte der Kaiser selbst inne; unter den paar Bäumen nebenan, die kaum notdürftigen Schatten boten, hatte seine Suite ihre Zelte aufgeschlagen, auch die fremden Offiziere, die eine Einladung zur Teilnahme am Kriege erhalten; unter ihnen unser deutscher General von Werder. Der Prinz hatte an dem ungesunden Ort einen Fieberanfall bekommen, auch war sein altes rheumatisches Übel wieder ausgebrochen. So folgte er gern dem Rate des Arztes, für kurze Zeit drüben in dem viel gesünderen Sistowa sich zu erholen. Man redete noch von einem anderen Leiden, um deswillen der Prinz bereit war, aus dem Gesichtskreise des Hauptquartiers zu kommen: er hatte auf ein höheres Kommando in diesem Kriege gerechnet und sah sich bis dahin nur als Generaladjutant in der müßigen Umgebung des Kaisers verwandt. Der Kaiser muß auch von diesem anderen Leiden Kenntnis gehabt haben; mit etwas verständnisinnigem Lächeln gewährte er dem Freunde den erbetenen Urlaub mit dem Worte: Sistovez-vous!

Der Prinz erzählte mir die kaiserliche Scherzrede, die im Hauptquartier allgemeinen Beifall gefunden und deren Salz auch er herausgeschmeckt habe. Er bot mir in liebenswürdiger Weise für den kurzen Aufenthalt den gleichen Gruß Sistovez-vous, daß mir seine Gesellschaft, seine Tafel eine Stätte der Erholung sein möchte. Auch dem Werk der Barmherzigkeit, das wir hier in Sistowa treiben wollten, ruft er das kaiserliche Wort als Segensgruß zu, nicht daß der Ort uns ein Schmollwinkel werde, auch nicht daß unsere barmherzigen Samariter hier ausruhen und sich erholen wollten, wohl aber daß unser evangelisches Kriegslazarett sich als eine gesegnete Pflegstätte für recht viele Verwundete und Kranke erweisen möchte.

Prinz Emil von Wittgenstein war seit langen Jahren schon in nahe Berührung mit dem russischen Kaiserhof getreten. Bereits 1841 begleitete der damals siebzehnjährige Leutnant als Adjutant seines Taufvaters, des Prinzen Emil von Hessen, denselben nach Petersburg zur Beiwohnung der Hochzeitsfeierlichkeiten des Großfürsten Thronfolgers mit der Prinzessin Marie von Hessen. Drei Jahre später ging er mit seinem Jugendgefährten, dem Prinzen Alexander von Hessen, mit dem er zeitlebens innig wie ein Bruder dem Bruder verbunden blieb, nach dem Kaukasus, um an den Kämpfen gegen Schamyl teilzunehmen. Das wunderbare Land that es ihm an; wenn er mir von seinen Reizen und auch von seinen Erlebnissen daselbst erzählte, leuchtete sein Auge auf. Als er daher in dem Revolutionsjahr 1848 mit seinem Vater genötigt war, Hessen zu verlassen, als er dann auch bald wieder aus der preußischen Armee ausschied, in die er eingetreten, um an den Kämpfen in Schleswig-Holstein teilzunehmen, kehrte er 1849 Deutschland den Rücken und ließ sich in die russische Armee aufnehmen. Ein paar Jahre diente er unter dem Fürsten Bariatinski in den wechselreichen Kämpfen gegen Schamyl; später kam er noch einmal in den Kaukasus zurück. Bei den Kämpfen um Kars und der Erstürmung dieser Veste zur Zeit des Krimkrieges erwarb er sich das Georgenkreuz, die begehrteste Auszeichnung eines tapferen russischen Soldaten. Kaiser Nikolaus, dessen Flügeladjutant er geworden, sandte ihn 1856 nach Paris zur Überreichung des Friedensvertrages zwischen den kriegführenden Mächten. Noch ein anderes persönliches Friedenswerk leitete Wittgenstein in der französischen Hauptstadt ein: er lernte dort die Prinzessin Pulcheria Cantacuzeno kennen; wenige Wochen später war die Trauung in Wiesbaden. Hervorragend hatte sich Wittgenstein bei der Bewältigung des polnischen Aufstandes ausgezeichnet; in der schweren Zeit auch seine kränkelnde Frau 1865 eingebüßt. Kaum zwei Jahre hielt es der Einsame als Witwer aus; er verließ den russischen Dienst als Generalleutnant und Generaladjutant,

kaufte sich in Nieder-Walluf an und trat in morganatische Ehe mit Fräulein von Stefanski, der der Großherzog von Hessen den Namen einer Baronin von Kleydorf verlieh. Der 1877 ausgebrochene Krieg rief den russischen Generaladjutanten wieder in die Nähe und in das Gefolge des Kaisers. So traf ich ihn in Sistowa.

Es waren fesselnde Stunden, die ich während meines Aufenthaltes in der Donaustadt im Geplauder mit dem Prinzen verbrachte. Sein behaglich eingerichtetes Haus war hoch gelegen und bot einen reizenden, weiten Blick über die Donau stromauf- und abwärts. Durch einen großen, fischreichen See dicht bei dem amphitheatralisch sich aufbauenden Städtchen gewinnt hier die Donau, wenn wie während meines Aufenthaltes die Barre, welche den See vom Strom trennt, überflutet ist, einen Wasserspiegel von etwa zehn Kilometer Breite. Nur mit dem Fernglas konnten wir das gegenüberliegende Zimnica sehen, in eine Staubwolke eingehüllt; vom Wasser schien in der unbarmherzigen Mittagshitze ein Schleier aufzusteigen wie siedender Dampf. Es kam im schönen, kühlen, nach Norden gelegenen Raum kein Neid über die Armen dort hinter dem heißen Duft und unter der Staubwolke, die wehrlos der Sonne preisgegeben waren. Des Prinzen findiger Koch konnte immer wieder den Tisch mit Speisen versehen, wie sie kaum das Hauptquartier bot, und dabei in einer Zubereitung, die einen über dem Mahle vergessen ließ, daß man mitten in einem Kriegslager sich befand.

Wir waren zu Tisch nur drei; als ständiger Gast kam pünktlich der berühmte General Skobelew, der ebenfalls hier „sistowierte.“ Er hatte sich krank gemeldet, hauptsächlich um sich auch in diesen prächtig gelegenen Schmollwinkel zurückziehen zu können. Ein höheres Kommando, auf das er glaubte einen Anspruch erheben zu können, war ihm damals nicht gleich zu teil geworden; so zog er es vor, statt müßig im Hauptquartier zu schwitzen, lieber von dem schattigeren Sistowa aus etwas schadenfroh die Kameraden drüben hinter der heißen Staubwolke braten zu sehen oder wenigstens zu wissen. Selten ist es mir begegnet, daß die äußere Erscheinung einer bedeutsamen Persönlichkeit so wenig der Vorstellung entsprach, die man aus zahlreichen Bildern, aus mannigfaltigen Schilderungen gewonnen, wie hier bei Skobelew. Die Türken gaben ihm bald schon den Beinamen Ak Pascha, der weiße General; sie sahen den schneidigen Führer allzeit seiner Truppe voran auf tadellosem Schimmel, in weißem Rock, so recht eine auffällige Zielscheibe für den Feind; aber wenn er auch noch so tollkühn und verwegen mitten hinein in den Kugelregen drang, der Held blieb wie gefeit unverwundet. So zeigten den volkstümlichen General auch die zahlreichen Abbildungen, eine prächtige Männergestalt hoch zu Rosse, etwas theatralisch, daß er hätte an den späteren Boulanger erinnern können, aber doch ein schöner Anblick: ein furchtloser Soldat vom Scheitel bis zur Zehe in der Vollkraft jugendlichen Alters, umstrahlt von einem Schlachtenruhme, wie ihn in so jungen Jahren kein anderer Offizier unserer Tage erworben. Was mir aber da entgegentrat, war ein etwas übermüdet aussehender Mann in schlichter bürgerlicher Kleidung, den auf den Bildern so kräftig dargestellten Bart jetzt kurz geschnitten, das Falkenauge hinter einer blauen, umflorten Brille versteckt. Man hätte die Gestalt fast für einen deutschen Professor halten können, dessen fahle Züge auf manche durchwachte Nacht schließen lassen. Nun ja, auch hier schlaflose Nächte, wenn auch in anderer Gesellschaft als bei den Büchern und am Schreibtisch durchschwärmt.

Skobelew bemerkte bei der Vorstellung meine Verblüffung; er deutete sie richtig als Enttäuschung. Scherzend erzählte ich ihm von der ersten Enttäuschung, die ich mit seinem Namen hatte. Ein paar Jahre zuvor traf ich in einer Gesellschaft unerwartet General Skobelew und drückte ihm bei der Begrüßung meine Freude aus, den berühmten Helden von Chiwa zu sehen. Lachend erwiderte er, nicht er sei der Held, sondern sein Sohn. In seiner Familie bewahrheite sich die Erfahrung, daß der Großvater eine hervorragende Persönlichkeit sei, der Vater nur Mittelware, während der Sohn dann wieder die Bedeutung des Großvaters erreiche, in dem vorliegenden Falle überrage. Ich hielt die Rede des so bescheiden urteilenden, wackeren Mannes für einen Scherz; denn trotz des schönen, langen weißen Bartes waren die ausdrucksvollen

Züge noch jugendfrisch. Und doch, er war der Vater des Helden von Turkestan; sein Sohn hatte mit 33 Jahren bereits den Rang eines Generals erlangt.

Ein merkwürdiger Lebenslauf doch, der des so jugendlichen Generals. Mit einem wohlanstehenden Stolz rühmte er mir, daß sein Großvater ein Bauer und Leibeigner gewesen. Als gemeiner Soldat war derselbe 1809, schon dreißig Jahre alt, in die Armee eingetreten; der Scharfblick des alten Suwarow hatte das Zeug erkannt, das in diesem Soldaten steckte; für seine verwegene Tapferkeit in gar mancher Schlacht wurde er — damals etwas Außergewöhnliches — Offizier und stieg von Stufe zu Stufe, so daß er, längst ein Stelzfuß geworden, 1841 als Kommandant der Peter-Paul-Festung in Petersburg starb. Im gleichen Jahre*) ward ihm der Großsohn Michael Dmitriewitsch geboren, auf den gar viel als geistiges Erbe überging, um dann frühzeitig in gesteigertem Grade hervorzutreten: ein Mut tapfer und verwegen bis zur schonungslosesten Tollkühnheit, ein unabhängiger, freimütiger Sinn, aber auch ausgelassen, daß er mutwillig den Nächsten bis zur Herausforderung reizen konnte, um dann freilich wieder im nächsten Augenblick guter Kamerad, fröhlicher Geselle beim Zechgelage zu sein; dazu eine scharf ausgeprägte Eigenart des Wesens, die gern originellen Einfällen die Zügel schießen ließ und bei der Ausführung vor nichts zurückschreckte, die dem Abenteuerlichen nicht aus dem Wege ging, vielmehr es geflissentlich auch noch als General in voller Ungebundenheit aufsuchte.

Die Erziehung war nicht geeignet, solche Anlagen in frühe, starke Zucht zu nehmen; im Gegenteil sie förderte sie zu ihren naheliegenden Ausschreitungen. Skobelew empfing eine völlig französische Erziehung; ich kann augenblicklich nicht entscheiden, ob die recht haben, welche ihn in Paris erzogen werden lassen. Man muß dies gerade bei solchen Anlagen bedauern. Hätte ihm doch sein tüchtiger Vater eine gleiche deutsche Schulung zu teil werden lassen, wie er sie selbst im Institute meines Vorgängers im Amte empfangen, von dem er mir noch nach einem halben Jahrhundert in treuer Pietät rühmte, daß er dem ehrwürdigen Manne, einem hochbegabten Schüler Pestalozzis, das beste zu danken habe. Etwa 1860 besuchte der junge Michael Dmitriewitsch die Universität Petersburg, in seinem Leben und Treiben „Vollblut-Pariser," Land und Leuten in Rußland innerlich entfremdet. Das ist ihm auch geblieben. Bis zuletzt hatte seine Vaterlandsliebe einen stark outrierten Zug, der nicht tief aus dem Herzen kam und etwas aus anderen Beweggründen Angenommenes und darum leicht Überspanntes und Verzerrtes hatte. Von der Hochschule ging Skobelew schon nach kurzer Zeit wieder ohne einen Abschluß, wie er auch ohne Prüfung in sie eingetreten, ins Militär über und zwar in das feinste Regiment, zu den Grodnoschen L.-G.-Husaren. Auch hier hielt er nicht lange aus, oder vielleicht auch hielt man es mit ihm nicht lange aus, dem unbotmäßigen, zu jeglichem Schabernack aufgelegten Offizier, der niemanden schonte und in den Trinkstuben heimischer war als auf dem Exerzierplatz. Es folgte noch ein mehrfacher Wechsel, auch ein flüchtiger, daß er das gar ungebundene Junggesellenleben mit dem Ehejoch vertauschte, das er aber bald wieder abzuschütteln verstand. Endlich kam er in sein richtiges Fahrwasser. Als Generalstabsoffizier ging er nach Central-Asien und gelangte da unter die tüchtige und strenge Zucht des Generals Kaufmann, unter seiner Führung in ein Kriegerleben, dessen Eigentümlichkeit seine besonderen Anlagen, seine hervorragende Tüchtigkeit in seltener Weise zur Geltung brachte. Freilich weiß auch da aus der Anfangszeit sein Freund Wereschtschagin tolle Geschichten zu erzählen, die anderwärts auch dem begabtesten Offizier das Leben gekostet haben würden. Ich entsinne mich noch gar wohl des Aufsehens in Petersburg, als die Kunde von der Besitzergreifung Chiwas nach der Hauptstadt gelangte und von den Heldenthaten Skobelews berichtete, die wie Sagen aus alter, gewaltiger Zeit klangen. Um seine Gestalt legte sich ein Ruhmesmantel, wie um so manchen deutschen Helden des letzten französischen Krieges. Dieser russische Held stand zugleich im Sonnenglanz der Jugend, General bereits in einem Alter, wo seine preußischen Waffengefährten kaum den Hauptmannsrang erreicht hatten.

*) Drei verschiedene Jahre werden als Geburtsjahr angegeben: 1840, 1841 und gar 1844; ich glaube, die mittlere Ziffer ist die richtige.



Kürassiere auf der Verfolgung.



Nach dem Gemälde von Th. Rocholl.

Der früh erworbene Ruhm war dem tollkühnen Helden kein Ruhekissen. Es ging ihm, nachdem Chiwa erobert war, wie einem Löwen, der Blut geschmeckt. Er war zur Erholung von den unsagbaren Mühsalen des Krieges nach Südfrankreich gegangen. Wie stutzten wir alle in Petersburg, als die Depeschen eintrafen, daß der vielgepriesene Held von Chiwa, statt in Biarritz zu baden, mit dem Abenteurer Don Karlos in Spanien eingebrochen sei und sich eifrig an dem elenden Guerillakriege beteilige. Er mußte zurückkehren. Man hätte sich vielleicht noch auf manches derartige unberechenbare Stückchen gefaßt machen können, wenn nicht der ausgebrochene Türkenkrieg dem unbändigen Thatendurst Befriedigung geboten hätte. Zunächst freilich traf ich den tollkühnen Helden als sehr liebenswürdigen Tischgenossen im Schmollwinkel zu Sistowa.

Die Unterhaltung bei Tische wurde meist in deutscher Sprache geführt, das der Russe mit der bewundernswerten Sprachbegabung der Gebildeten seines Volkes wie das Französische und Englische so geläufig redete wie das Russische. In Mitteilung seiner engeren Thaten war der General karg; scharf und herbe aber, wenn er die Leistungen seiner Waffengefährten zu beurteilen hatte. Da schonte er auch nicht die Höchstgestellten und erzählte z. B. mit etwas malitiösem Lächeln, wie der Oberkommandierende, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, Offiziere seines Stabes zu einem Gabelfrühstück am 1. September in Konstantinopel eingeladen habe, ein Mahl, von dem mir auch andere geladene Gäste im Hauptquartier berichtet hatten. Prinz Wittgenstein versuchte wiederholt die Unterhaltung auf sein damaliges Lieblingsthema, den Spiritismus, hinüberzuspielen, in dessen Trugbildern er sich völlig verfangen hatte. Seine Gäste hatten nicht Lust, auf solche Träumereien einzugehen, nicht einmal als der Prinz von seinen Erlebnissen in Paris erzählte, wo er einer spiritistischen Sitzung beigewohnt, in welcher die Züge aufgerufener Geister im Lichtbild festgehalten wurden. Auch für solchen Humbug hatte der Prinz fast andachtsvollen Glauben. Ein anderer Gegenstand der Unterhaltung erregte die höchste Heiterkeit Skobelews. Als der Prinz im Laufe eines Gesprächs erfuhr, daß ich als sein hessischer Landsmann das Licht der Welt erblickt, bezweifelte er es, weil er in der Sprachweise so gar keine Anklänge an die Volkssprache gefunden habe. Der Beweis sollte durch ein Gespräch im heimischen Dialekt geliefert werden. Bekanntlich redet man zwischen dem Main und dem Darmbach unsere deutsche Muttersprache in einer Entstellung, daß sie dem Norddeutschen kaum mehr verständlich ist. Es gelang mir doch noch das Kauderwelsch von Sachsenhausen zu radebrechen, während der Prinz mit steigendem Behagen sich in der Redeweise seiner Geburtsstadt bewegte. Mit gespanntester und heiterer Aufmerksamkeit folgte Skobelew unserem Redegefecht, oft freilich um Dolmetschung unverständlicher Worte bittend. Als der Prinz für einen sehr derben Gedanken eine noch derbere bildliche Ausdrucksweise anbrachte, wie sie bei den Stallburschen daheim gang und gäbe sein mag, jubelte der Russe über die ihm näher erklärte Redensart und trug sie in sein Taschenbuch ein: er wollte sich Mühe geben, sie dem nach dieser Seite hin nicht armen Wortschatz seiner Muttersprache einzuverleiben. Ob es ihm wohl gelungen?

Am letzten Tage unsers Zusammenseins gab mir der Prinz vor Tisch die Denkschrift, welche Skobelew auf Befehl des Kaisers als vertraulichen Bericht über den Donauübergang angefertigt hatte und diesen Nachmittag drüben im Hauptquartier überreichen sollte. Er lachte über den deutschen Pastor, der in einer nach seiner Überzeugung zu weit getriebenen Gewissenhaftigkeit es verweigerte, einen vertraulichen Bericht an den Kaiser zu lesen, in welchem der General verpflichtet war, auch alle etwaigen Fehler offen mitzuteilen. Noch unbegreiflicher dünkte Skobelew diese „deutsche Pedanterie", als er sie bei Tische erfuhr; er zeigte nicht übel Lust, sie zu bespötteln, wenn ihm dazu nur Raum gegeben worden wäre. Während wir an dem Tage noch beim Nachtische plaudernd saßen, trat unerwartet Mac Gahan ein, der englische Zeitungsberichterstatter, der durch seine fesselnden Briefe über die türkischen Greuel in Bulgarien, zumal über das grauenerregende Blutbad in Batak, den Zorn Europas wider das türkische Treiben in dem unglücklichen Lande geweckt, einen Zorn, der in Rußland sich zur kriegerischen Einsprache wider solche haarsträubende Vergewaltigung der Glaubensgenossen hatte fortreißen lassen.

Mit heller Freude sprang Skobelew dem neuen Gast entgegen und umarmte und herzte ihn wie ein Bruder den Bruder. Mac Gahan mußte teil an unserer Tafelrunde nehmen; er war mir eine interessante Erweiterung unseres kleinen Kreises. In anregendem Geplauder erfuhr ich bruchstückweise den Grund der innigen Freundschaft der beiden Männer; die erwünschte Ergänzung bot mir ein Buch des Schotten, in welchem er seine Fahrt an dem Oxus schildert. Es war die Freundschaft zweier Helden, jeder auf seinem Gebiete, die sich auf dem Schlachtfeld begegnet; die beiden Gebiete lagen weit genug auseinander, um der Eifersucht Vorschub zu leisten, jeder der zwei Helden hatte auf seinem Gebiete eine so tollkühne Verwegenheit an den Tag gelegt, daß sie sich wie gleichgeartete Genossen die Hand reichen konnten.

Mac Gahan bot in seiner äußeren Erscheinung ganz das Bild eines unverdrossenen Berichterstatters, wie ihn erst das Zeitungswesen unserer Tage gebildet. Eine schlanke Gestalt mittlerer Größe, die nur aus Muskeln und Mark und eisenhaltigem Blut zu bestehen scheint; jeder Ansatz überflüssigen Fleisches, wenn er sich überhaupt hervorgewagt, ist „wegtrainiert." Das ruhig und scharf beobachtende Auge scheint einem Falken entliehen zu sein; um den Mund lagern sich die Züge eines eisernen Willens, einer Entschlossenheit, die vor nichts zurückschreckt, die dem Körper die unerbittlichste Rücksichtslosigkeit zumuten darf und weiß, daß er gehorcht. Mac Gahans tollkühner Ritt von Kazala unweit dem Aralsee durch die Kyzil-Kum-Wüste an den Oxus zur Armee des Generals Kaufmann, um als Berichterstatter einer amerikanischen Zeitung an der Einnahme von Chiwa teil zu nehmen, gehört zu den staunenswertesten und verwegensten Leistungen, die mir bekannt geworden, wohl wert der That Stanleys an die Seite gestellt zu werden, als dieser im Auftrage derselben Zeitung und auch fast um die gleiche Zeit ausging Livingstone zu suchen. Der Bericht von diesem abenteuerlichen Wüstenritt wäre wohl wert und vorzüglich geeignet zu einem Knabenbuch umgearbeitet zu werden, als ein leuchtendes Vorbild, daß ein Heldenwille seinen Weg findet.

In Kazala erfährt unser Berichterstatter, daß General Kaufmann bereits mit seinen Truppen von Taschkent aufgebrochen und nach dem Oxus marschiere, erfährt aber auch zugleich, daß der Befehlshaber in Kazala dem Tollkühnen seinen Plan, allein durch die Wüste und die feindseligen wilden Turkmenenhorden sich einen Weg zu Kaufmann zu bahnen, um mit ihm vereint an der Erstürmung Chiwas teil zu nehmen, strengstens untersage, weil er nicht die Verantwortung für das unabweisliche Fehlschlagen tragen will. Unser Schotte verspürt keine Lust, für solch' ein Scheitern mehr wie 3000 Meilen zurückgelegt zu haben. Scheinbar sich fügend schließt er sich einem Zuge an, der nach Taschkent aufbricht. Nach vier Tagereisen läßt er im einsamen Fort Perowski den Zug im Stiche, nachdem es ihm daselbst im geheimen gelungen, einen Diener, einen wüstenkundigen Führer und einen Troßknaben gegen hohen Lohn für den aller Voraussicht nach Todesritt zu gewinnen. Was die vier Männer bei ihrem dreißigtägigen Ritt gewagt, erduldet, das liest sich wie ein Märchen und trägt doch in seiner nüchternen, anschaulichen Darstellung den Stempel der Wahrheit an sich. Schon glaubten sich die Verwegenen dort am Oxus in die Gewalt der wilden blutgierigen Turkmenen gefallen, und Mac Gahan sieht sein entsetzliches Los in greifbare Nähe gerückt, wie es ihm die furchtbaren Bilder von Wereschtschagin gezeigt; da im letzten Augenblick stößt er auf die Truppe von Kaufmann, der mit seinen Offizieren den tollkühnen Schotten mit offenen Armen wie einen ebenbürtigen Waffengefährten aufnimmt. Hier lernte Mac Gahan Skobelew kennen. „Es ist mein Freund vom Oxus her:" so hatte er mir den Besuch vorgestellt. Mac Gahan war noch gerade rechtzeitig vor Thorschluß gekommen, um an der Belagerung und Erstürmung von Chiwa teil zu nehmen. Er hielt sich in der Nähe von Skobelew, der am Tage des Sturmes zusammen mit dem jungen Grafen Schuwalow an der Spitze von tausend Soldaten durch das Hazavat-Thor eindrang und Straße um Straße erkämpfend siegreich bis an den Palast des Khans gelangte. Mac Gahan blieb auch in der nächsten Zeit in der Nähe Skobelews und nahm in seiner Begleitung teil an der kühnen Verfolgung der Yomuden. Bei diesem Anlaß war es, daß Skobelew den

waghalsigen zehntägigen Ritt ganz allein als Turkmene verkleidet in das feindliche Gebiet machte, um zu erkunden, ob Oberst Markosow, der vom Fort Kikischtjar aus am Kaspisee unweit des persischen Grenzflusses Atrek mit einer russischen Truppe aufgebrochen war, um von Westen her sich mit Kaufmann zu verbinden, aber halbwegs seine erschöpften Truppen zurückführen mußte, recht gehabt habe, seinen Marsch aufzugeben. Das war ein Reiterstückchen ähnlich dem des Schotten. Beide Freunde, in deren Wörterschatz das Wort Furcht keine Aufnahme gefunden, führten dann noch gemeinsam ein waghalsiges Unternehmen aus. Skobelew war eben nach Chiwa von seinem verwegenen Ritt zurückgekehrt, als Kaufmann mit seinen Truppen heimwärts aufbrach. Er hatte noch keine Zeit gefunden, den verlangten schriftlichen Bericht abzufassen und so entschloß er sich, mutterseelenallein mit Mac Gahan und einem Diener einen Tag nach dem Abzug der Truppen im Palast des Khans, inmitten der feindseligen, eben erst unterworfenen Bevölkerung zurückzubleiben, um in Muße den Bericht abfassen zu können. Sorglos und behaglich, als ob er in Petersburg säße, schrieb der General seinen Bericht, schlief übermüdet die Nacht wie ein Kind, während die beiden anderen wachten und als andern Tages früh diese drei letzten Europäer ganz allein die Stadt verließen, waren die Turkmenen so verblüfft über die Verwegenheit, daß niemand von ihnen die Hand an sie zu legen wagte. Nach einem mehrstündigen scharfen Ritt über die Ebene erreichten die waghalsigen Reiter ungefährdet die russische Nachtruppe. Wie schwelgten die beiden Freunde in der Erinnerung an jene Abenteuer im fernen, fast märchenhaften Lande! Und welch ein Genuß war es uns beiden anderen Tischgenossen, den Erzählungen dieser Helden zu lauschen.

Als ich am Abend mit meinem Boote schon von der rechten Donauseite abgefahren war, sah ich Mac Gahan den Hügel herunterreiten und mir Zeichen geben, ihn mitzunehmen. Ich hieß die Bootsleute zurückrudern. Frohgemut sprang der Schotte ein. „O Rev.-D., wenn Sie wüßten, welche Papierrolle ich hier in der Hand habe!“ Skobelew mußte wohl dem Freunde von der „deutschen Pedanterie“ erzählt haben, und nun wollte der Schotte necken. „Ich bin nicht neugierig und mich verlangt nicht zu wissen, was Sie da haben.“ Aber mein Bootsgenosse ließ nicht ab; das Papier schien ihm große Freude zu machen und er selbst zu brennen, mir Mitteilung zu machen, daß ich scherzend sagte, ich würde ihn auf der Insel da mitten im Strome aussetzen lassen, wenn er mir nicht sage, was es denn nun um das Papier sei. Geheimnisvoll rollte er es auf; es war der vertrauliche Bericht Skobelews an den Kaiser, dem Zeitungsberichterstatter für die Nacht geliehen, während eine Depesche ins Hauptquartier gerichtet war, daß wegen plötzlichen Unwohlseins Skobelew erst am andern Tage den Bericht dem Kaiser überreichen könne!!! Skobelew wollte dem Freunde einen großen Gefallen erweisen und hatte ihm beim Abschied das Schriftstück anvertraut. Mac Gahan erzählte mir dann weiter, daß er von Sistowa aus rasch noch in Simnica Pferde bis zur nächsten Eisenbahnstation bestellt, weiter dann an der österreichischen Grenze den Telegraphendraht von dem Augenblick an in Beschlag gelegt, wo er dort eintreffen könne. In seinem Zelte finde er einen Dolmetscher, in ein bis zwei Stunden sei sein Auszug aus dem Geheimbericht beendet, den er dann selbst an die Grenze bringen werde. Und so ist es denn geschehen, daß die Leser der Daily News früher die offiziellen Einzelheiten über den Donauübergang erfuhren als der russische Kaiser. Damals machte es das größte Aufsehen, daß ein englisches Blatt Nachrichten bringen konnte, die sich den Eingeweihten als durchaus zuverlässig erwiesen und von denen die russischen Zeitungen nichts zu sagen wußten. Niemand ahnte, daß ein russischer General selber die Quelle geöffnet, aus welcher der englische Berichterstatter geschöpft, und dazu eine Quelle, die nur für den Kaiser bestimmt war!



Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański.

Das lebhafte Interesse, welches jeder feinere, litterarische Kost bevorzugende, deutsche Leser einem neuen Buche Hans Hoffmanns entgegenbringt, wird, wenn ich mich nicht täusche, an des Dichters zuletzt erschienener Erzählung „Landsturm" (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel) keine volle Befriedigung finden. Es ist die Zeit zwischen dem tiefsten Fall und der Wiedergeburt Preußens, deren verschiedenen Strömungen Hans Hoffmann schon einmal in seinem Roman „Der eiserne Rittmeister" nachgespürt hat, in der auch diese Erzählung spielt, — nur sind die Ereignisse dem großen Freiheitskampfe noch ein wenig näher gerückt. Es ist auch der gleiche Menschenschlag, den der Roman und die Erzählung schildert, — ostpreußische, starrköpfige Kernnaturen. Der landschaftliche Hintergrund ist in der Erzählung noch etwas nach Norden verschoben, — in dem Roman ist eine kleine Binnenstadt Ostpreußens der Schauplatz der Handlung, in der Erzählung ist es die Nehrung. Aber während es Hans Hoffmann in dem Roman „Der eiserne Rittmeister" wohl hauptsächlich darum zu thun gewesen ist, ein kulturgeschichtliches Bild aus jener Zeit zu zeichnen, nimmt er in der Erzählung „Landsturm" das Wort zu einer der heikelsten völkerrechtlichen Fragen. Sie lautet: darf eine besiegte und unterdrückte Nation kriegsrechtlich unerlaubte Mittel anwenden, um die Macht des Siegers zu brechen? — Theoretisch wird niemand zögern, die Frage mit einem Nein zu beantworten. Und dennoch feiert die französische Nation mit Recht jene Franktireurs, die 1870 unseren Soldaten mit offener Gewalt und mit Hinterlist Abbruch thaten, wo sie konnten, als Helden, trotzdem sie — mit noch viel größerem Recht — von unseren Soldaten als Meuchelmörder füsiliert wurden, wenn sie mit der Waffe in der Hand ergriffen waren. Auch Ernst Moritz Arndt hat auf diesem Standpunkt gestanden, und ohne Patrioten wie ihn wäre Preußens Erhebung vielleicht unmöglich gewesen. Als die Trümmer des napoleonischen Heeres aus Rußland zurückkehrten, da schrieb er: „Wo der Feind an- und eindringt, da sammeln sich die Männer, fallen auf ihn, umrennen ihn, schneiden ihn ab, überfallen seine Zufuhren und Rekruten, erschlagen seine Kuriere, Boten und Kundschafter; sie sind dem Feinde ein furchtbares Heer, weit furchtbarer als ordentliche Soldaten, weil sie überall und nirgends sind. Der Landsturm gebraucht alles, was Waffen heißt, und wodurch man Überzieher und Bedränger ausrotten kann: Büchsen, Flinten, Speere, Keulen, Sensen; auch sind ihm alle Kriegskünste, Listen und Hinterlisten erlaubt, wodurch er mit der mindesten Gefahr bei Tag und Nacht den Feind vertilgen kann; denn der Räuber und Überzieher hat in seinem Lande nichts zu thun ..." Das ist aus einem patriotischen Paroxysmus heraus geschrieben, und gewiß wird der praktische Wert einer solchen Kampfesweise von Ernst Moritz Arndt weit überschätzt. Aber nichtsdestoweniger hat er darin recht, daß immer in den Augen der Besiegten auch der Meuchelmord als ein heldenhaftes Mittel zur Befreiung des Vaterlandes gelten wird. Was in der Theorie immer ein Unrecht bleibt, wird durch die Gewalt der Motive zum Recht. Daß der Dichter dieses Recht nicht anerkennen mag, verstehe ich wohl; er thäte vielleicht ein Unrecht daran, wenn er an seinem höheren Standpunkt durch menschlich-unchristliche und unphilosophische Motive rütteln ließe. Von diesem Standpunkte aus wird gewiß jeder Leser mit Hans Hoffmann einverstanden sein, der in seiner Erzählung zu dem Schluß kommt, das Arndtsche: „Schlagt sie tot wie tolle Hunde" als unsittlich zu verwerfen. Aber an der komplizierten Art, in der er die Frage behandelt, werden wahrscheinlich viele Leser gleich mir ermüden. Aus einem Irrtum wie demjenigen, den die Worte Ernst Moritz Arndts bekunden und dem niemand bestreiten wird, daß er aus leidenschaftlichem Patriotismus entspringt, gelangt keiner zu besserer Erkenntnis durch langwierige Gedankenarbeit, sondern nur durch ein plötzliches Licht oder durch eine ruhigere, von einer veränderten Sachlage beeinflußte Betrachtung der Dinge. Hans Hoffmann aber verquickt das große Motiv mit einer Unzahl von kleinen, und statt eines großen Kampfes der Leidenschaft, der in einer einzigen Schlacht entschieden wird, schildert er einen ganzen Guerillakrieg von widerstreitenden Empfindungen. Von vornherein schon erschwert er es dem Leser, daran zu glauben, daß die Worte Ernst Moritz Arndts gerade in der Seele des Trägers der Erzählung einen besonders geeigneten Zündboden gefunden haben. Denn das Gefühl der glühenden Vaterlandsliebe, aus dem heraus die Worte des alten Arndt gesprochen waren und beurteilt sein wollen, ist dem alten Sturmhöfel, der mehr ein Sonderling als ein Charakter ist, nur auf Umwegen aufgegangen. Sturmhöfel ist niemals ein Patriot, immer nur ein Mann der Scholle gewesen. Sein in der fruchtbaren Niederung gelegenes Anwesen ist ihm versandet; wie er meint, trägt der Staat die Schuld daran, indem er ihn nicht zeitig genug in seinen Rechten schützte. Grollend mit diesem Staat, den er nicht befehden kann, zieht er sich auf die Nehrung zurück, um den zweiten Feind, den wandernden Dünensand, zu bekämpfen. Dort, meint er, wird ihm der Staat sein Werk nicht stören, weil der Staat aus dem Flugsande nichts zu holen hat. Er aber müht sich, den Sand durch Schutzwehren und Anpflanzungen zum Stillstand zu bringen, und ein phantastischer Ausblick in die Zukunft zeigt ihm sein Lebenswerk fortgesetzt von seinen sechs Söhnen und die öde Nehrung als einen grünen Wall gegen das Branden der Meeresfluten. Da ziehen die Heere Napoleons gegen Rußland, und die Hufe der Pferde zerstampfen die mühselig herangezogenen Pflanzungen. Erst an dem Zorn

über das zerstörte Werk entzündet sich die Flamme seiner Vaterlandsliebe, die ihm bisher fremd gewesen ist. Zugegeben, daß er sich sein Lebenswerk höher gesetzt hat als die Mehrzahl der Menschen und daß er daher den Vandalismus, der sein Werk zerstört, auch um so stärker empfindet. Aber die Quelle seines Franzosenhasses bleibt nichtsdestoweniger getrübt durch den gekränkten Egoismus, der seine persönlichste Schöpfung gefährdet sieht. Einem solchen Manne wird wahrscheinlich sein Werk immer höher stehen als der Staat, und es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß er seine sechs Söhne, auf denen das Gelingen seines Werkes ruht, dem Staat zur Verfügung stellt. Sturmhöfel schickt sie aus, als die Nachricht von dem elenden Rückzuge der Franzosen zu ihm dringt, und die Worte Ernst Moritz Arndts sind es, die er ihnen mit auf den Weg gibt. Sie halten sie gut im Gedächtnis; als ihnen ein Trupp jener halberfrorenen, das Mitleid herausfordernden Flüchtlinge begegnet, die den Schneefeldern Rußlands entronnen sind, stürzen sie sich auf sie wie die Windsbraut, — mit mehr Mut als Klugheit. Denn in den armen Flüchtlingen steckt noch so viel Disziplin, daß sie sich um den geretteten Adler scharen und die sechs jungen Sturmhöfels mit wohlgezielten Kugeln in das Jenseits schicken. Sie fallen wie Helden, trotzdem sie keine Soldaten sind, und ihr Tod sagt eigentlich alles, was sich vom Standpunkt der leidenschaftlichen Vaterlandsliebe für, vom Standpunkt der ruhigen Überlegung und der kriegsgeschichtlichen Erfahrung gegen die von Ernst Moritz Arndt empfohlene Kampfesweise sagen läßt. Das Heldenlied ist damit aber auch aus; es verträgt nur noch einen Epilog, entweder in der Form blutiger Rache, wie sie Kriemhild an den Mördern Siegfrieds übte, oder in der versöhnenden Größe des Wortes Christi: „Liebet eure Feinde!“ Ein Wort, für dessen Verständnis die Jammergestalten dieser tausend Toden entronnenen Franzosen gute Prediger sind. Hans Hoffmann aber ist erst mit dem Vorspiel zu Ende, und von seinem eigentlichen Liede kann ich nur sagen, daß es den Leser mehr quält als erhebt und erschüttert. Denn der alte Sturmhöfel, der ein Mann von unbeugsamer Kraft und von zäher Leidenschaft sein müßte, wenn er überhaupt fähig wäre, den fanatischen Haß des Arndtschen Rachegedankens in sich aufzunehmen, zeigt sich jetzt als ein Mann der ewig schwankenden Gefühle, als ein Mann, der fortwährend mit Worten spielt, wo der Leser von ihm Thaten erwartet. Es hat ja einen Schein von Logik, wenn er sich über den Tod seiner sechs Söhne mit dem Gedanken tröstet, daß ihm seine Tochter sechs Enkel gebären kann, die sein Werk fortsetzen und vollenden. Es hat auch den Schein der Größe, wenn er beschließt, selbst zu sterben, weil er den Mördern seiner Söhne, als er noch nicht wußte, welches Blut an ihren Händen klebt, sein Wort gegeben hat, sie sollen nicht vor ihm sterben. Und allen anderen Einzelzügen der Erzählung haftet dieser Schein des folgerichtigen Gedankens nicht weniger an. Aber der Leser sträubt sich dennoch dagegen, trotz Hans Hoffmanns genialer Schilderung und trotz der subtilen Entwickelung der Charaktere, weil die That, um die es sich handelt, die Heldenthat nach Ernst Moritz Arndt, das Verbrechen nach dem Empfinden jedes ruhig Urteilenden, einen solchen langwierigen Gedankenprozeß nicht verträgt. Außerdem scheint mir Hans Hoffmann aus der langen Reihe der Motive, die er in der Brust des alten Sturmhöfel für und wider den Entschluß, das Häuflein elender Franzosen dem Untergang zu weihen, streiten läßt, das am wenigsten überzeugende als das entscheidende gewählt zu haben. Es sollte das Mitleid sein, das Mitleid mit diesen wandelnden Leichen, welches Sturmhöfel zu der Einsicht bringt: „Ich kann und ich darf sie nicht töten!“ Sturmhöfel aber deutet auf den schlafenden Führer der Schar: „Und einen Helden, wie den dort mit dem Adler in der Hand, glauben Sie, daß es möglich ist, den zu ermorden?“ — Alle Achtung vor der Bravour dieses Gaston, vor seiner Energie und Zähigkeit. Aber daß der Besiegte angesichts seiner in Heldenanbetung versinkt, ist mir nicht glaubhaft. Ist doch der Adler in der Hand dieses Helden das Symbol der ödesten Ruhmsucht, die sich denken läßt, und mehr geeignet, ein patriotisches Rachegefühl zu schüren als zu unterdrücken.

Starrköpfe schildert auch die Erzählung „Goliath“ von F. W. Weber (Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh), vielleicht ist es nur Schuld meiner zu Konzessionen hinneigenden Lebensauffassung, daß ich mehr Starrköpfigkeit als Größe des Charakters in den Hauptpersonen entdecke. Da ist ein reicher norwegischer Bauer, der ein armes Waisenkind auf seinen Hof nimmt und sich dasselbe zu einem sehr brauchbaren Knecht heranzieht. Des Bauern einziger Sohn ist ein schwächlicher Knabe, an dem der Vater mehr Sorge als Freude hat; seine Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft seines Hofes konzentrieren sich auf seine Tochter Margit. Ein schwerer Schlag ist es daher für ihn, daß die Tochter und der heimatlose Knecht sich ineinander verlieben. Trotzdem er dem letzteren, der ihm nicht nur seinen Besitz gemehrt, sondern ihm auch seinen Sohn gerettet hat, dankbar sein sollte, weist er ihm mit harten Worten die Thür. Auch seiner Tochter wäscht er gehörig den Kopf:

„Ich habe dich bestellt,“ so hub er an.
„Du weißt, warum. Die Erbin meines Gutes
Nimmt keinen Knecht zum Mann. Brauch ist Gesetz!
Es ist mein Wille, mein Befehl, du hörst,
Daß Olaf Eiwindson nach diesem Tage
Mein Haus und Eigentum nicht mehr betritt,
Nicht Feld und Wald, nicht Säter, Weid' und Wiese.
Und trugt ihr mich hinaus nach Hitterdal,
Du rufst ihn nicht, du nimmst ihn nie zum Manne!
Das ist mein Wort; mein Wille soll bestehn. —
Zu deiner Weisheit redest du dir ein,
Der Sinn des Menschen sei ein unstät Ding,
Dem Winde gleich, der heute scharf und kalt,
Und morgen warm und weich im Hofe weht:
Mein Sinn ist eisern; was nicht biegt, das bricht.“

Margit ist ihres Vaters echtes Kind, denn sie antwortet ohne Besinnen:

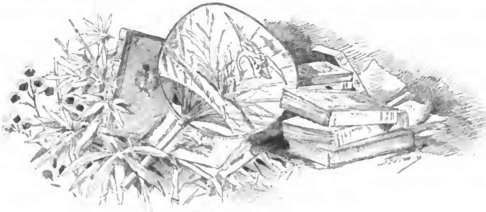
„— — — — — Du bleibst so wie du bist,
Und Margit ist dein Kind. Dein Wille gelte!
Ich nehme Olaf nicht: du wehrst es mir;
Doch nehm' ich niemals, niemals einen andern.
Das ist mein Sinn!“

Diese Situation hat schon mancher Dichter heraufbeschworen. Aber während die meisten sich mit Erfolg bemühen, ihre Liebesleutchen wieder zusammenzuführen, läßt F. W. Weber Margit und Olaf in der Patsche sitzen, nur weil Margit gesagt hat: „Ich nehme Olaf nicht, du wehrst es mir." Ihr Bruder stirbt, ihr Vater stirbt; sie ist alleinige Besitzerin des Hofes und Herrin ihrer Hand. Warum sollte der Wille des Vaters über das Grab hinaus Recht behalten können, wenn ihm nicht ein moralisches Recht innewohnt? Aber Margit bleibt trotzdem dabei: „Ich nehme Olaf nicht!" Noch mehr, — es stellt sich heraus, daß Olaf gar kein heimatloses Kind ist, sondern sich mit demselben Recht wie Margits Vater der bäuerlichen Aristokratie zuzählen darf, daß also dem Wort des Vaters: „Die Erbin meines Gutes nimmt keinen Knecht zum Mann," jeder Boden entzogen ist. Trotzdem bleibt Margit dabei: „Ich nehme Olaf nicht!" Daß sie auch keinen andern nimmt, kann ich ihr unter diesen Umständen nicht einmal zum besonderen Verdienst anrechnen; vielleicht ist es auch nur der Stolz auf ihr gegebenes Wort, der sie daran hindert. Daß sie ihrem Olaf Jahr für Jahr auf seinem Anwesen einen Anstandsbesuch macht, wo sie dann Hand in Hand sitzen und sich „lieber Olaf" und „liebe Margit" nennen, — auch er ist unvermählt geblieben, — ist eine traurige Entschädigung für ihr durch Starrköpfigkeit verfehltes Leben. Darüber zu weinen wie der Norweger Magnus, der den letzten Akt miterlebt und die Geschichte als eine Geschichte aus dem Leben dem Dichter erzählt hat, ist mir nicht möglich gewesen. Wohl aber hat mich die einfache und doch packende Darstellungsweise Webers vielfach darüber hinweggetäuscht, daß der „Goliath" nicht gerade zu den stofflich interessanten Dichtungen zu zählen ist. Den Ruhm des Verfassers von „Dreizehnlinden" hätte das Werk wohl kaum begründet; mit dem Namen dieses Verfassers und in seiner eleganten Goldschnittausstattung wird es ihm an einer starken Reihe von Auflagen gewiß nicht fehlen.

Wenn die Freude, die Wilhelm Raabe daran erlebt hat, daß eines seiner Jugendwerke, die historische Erzählung „Der heilige Born," jetzt in zweiter Auflage erschienen ist, (Berlin, Otto Janke) durch den Zwischenraum von dreißig Jahren, der zwischen der ersten und dieser zweiten Auflage liegt, etwas getrübt sein sollte, so läßt er sich das in seiner heiteren Vorrede nicht merken. Es liegt ja auch nicht immer für den Autor etwas Beschämendes darin, wenn die Käufer für seine Bücher sich nur spärlich oder gar nicht einstellen; einen Trost aber mögen alle nicht „gangbaren" Autoren und ihre Herren Verleger darin finden, daß auch Wilhelm Raabe dreißig Jahre warten mußte, bis eine Neuauflage notwendig wurde. Ob sie wirklich notwendig war, sollen nun wieder erst die nächsten dreißig Jahre entscheiden; davon, daß das Werk sie verdient, kann sich der Leser schon jetzt überzeugen. Eine große Vermehrung seiner historischen Kenntnisse zwar wird er kaum davontragen, denn vor dreißig Jahren hatte Ebers noch keine Schule gemacht. Raabe wendet sich nicht an den Bildungsphilister, sondern an den unbefangenen Leser, der sich an dem romantischen Spiel der in ververgangene Tage tauchenden Dichterphantasie erfreuen will. Er erzählt aus Pyrmonts Vergangenheit, aus Zeiten, in denen die Wasser des „Heiligen Born's," der Pyrmonter Heilquelle, noch nicht wissenschaftlich analysiert waren, sondern nur den Ruf hatten, daß sie Wunder wirkten, und in denen allerlei Volk um Pyrmont zusammenströmte in der Erwartung, das Wasser müsse gegen alle Gebrechen helfen und sich als ein wahrer Jung- und Gesundbrunnen erweisen. Darin scheinen sich nun freilich die meisten getäuscht zu haben, aber vielen Badereisenden von heute geht es nicht besser. Jetzt nehmen sie den Trost mit sich, daß ihr Leiden entweder bereits zu weit vorgeschritten war, daß sie es an der nötigen Diät fehlen ließen oder daß die Verschlimmerung ihres Zustandes nur eine vorübergehende Wirkung des Wassers und der Bäder ist, die eine um so sicherere Heilung verbürgt, — an der wissenschaftlich bestätigten Brunnenkraft wagt niemand mehr zu zweifeln. Im XVI. Jahrhundert legte man sich die Sache anders zurecht; als der „Heilige Born" nicht gegen jedes Gebrechen helfen wollte, glaubte man, um des liederlichen Unfugs der zusammengeströmten Menschen willen sei seine Heilkraft in das Gegenteil verkehrt worden, das Volk verlief sich wieder, und der „Heilige Born" geriet für lange in Vergessenheit. Und während jetzt eine Heilquelle zugleich für den Besitzer eine Goldquelle bedeutet, aus der niemandem ungeschröpft zu trinken erlaubt ist, hatte in jener Zeit, in der weder Kurtaxe noch Flaschenversandt erfunden war, das Geschlecht der Herren von Spielberg und Grafen zu Pyrmont nichts wie Belästigungen von den Tausenden von „Fremden," welche die Kurliste hätte aufweisen können, wenn es damals eine solche schon gegeben hätte. Immerhin wird der Leser interessante Parallelen zwischen dem mittelalterlichen und dem modernen Badeleben nicht ganz vermissen. Vor allen Dingen fehlt nicht die interessante Unbekannte, die sich jeder größere moderne Badeort für die Saison verschreiben würde, wenn sie sich nicht mit der Sicherheit der Zugvögel von selbst einstellte, und die mit der Hinterlassung von beträchtlichen Schulden oder mit Mitnahme eines reichen Lebemannes plötzlich zu verschwinden pflegt, nachdem sie ein paar Wochen als russische Fürstin oder rumänische Banquiersstrohwitwe gespielt hat. Als diese „Löwin" von Pyrmont im Jahre 1556 schildert Wilhelm Raabe keine geringere als Fausta la Tedesca, das Modell und die Freundin des großen Tizian. Ob ihre Anwesenheit in Pyrmont und ihr verderblicher Zauber auf den letzten Herrn von Spiegelberg urkundlich nachzuweisen ist, mag ebenso dahingestellt bleiben wie die Existenz der lieblichen Pastorentochter Monica und des braven Reitersmannes Klaus Eckenbrecher; genug, daß Wilhelm Raabe ihre Gestalten vor uns lebendig macht und uns zwingt, ihrem Schicksal mit Teilnahme zu folgen. Ein wenig zu schwarz scheint mir Raabe den italienischen Arzt Simone Spada

zu schildern, trotzdem ein düsteres Schicksal auf dem Manne lastet. Er hat nämlich nicht nur schwarzes Haar, ist in schwarzen Sammet gekleidet und trägt sein Schwert in einer schwarzen Sammetscheide, sondern er reitet auch auf einem schwarzen Rappen (S. 59). Der verehrte Dichter mag mir nicht übel nehmen, daß ich auf dieses Gegenstück zu dem weniger seltenen weißen Schimmel, der im polnischen Volksliede sogar eine große Rolle spielt, hinweise.

„Übermächte" nennt Wilhelm Jensen einen Band, der zwei Novellen, „Der rote Schirm" und „Im gotischen Hause" enthält (Berlin, Emil Felber). Am besten hat mir die erste von beiden gefallen, aber ganz nachzufühlen habe ich sie auch nicht vermocht; und so habe ich von dem Helden nur den Eindruck eines Mannes empfangen, dessen Nerven nicht ganz in Ordnung sind und der, statt das Rekrutendrillen mit dem Dichten zu vertauschen, besser daran thäte, sich einem tüchtigen Arzt anzuvertrauen. Während er nahe daran ist, sich mit einem jungen Mädchen zu verloben, wird durch einen Mittagsspuk das Bild einer toten Geliebten, der er seine Liebe niemals gestanden hat, in ihm wachgerufen. Fast gleichzeitig rettet die Vorsehung in Gestalt einer Erdhummel, die ihn von einem Platze aufscheucht, auf den kurz darauf Steingeröll herniederprasselt, ihm das Leben. Das wirkt so mächtig auf ihn, daß er sich in einem langen Briefe von dem jungen Mädchen, dem er seine Hand anbieten wollte und dessen Hand er sicher war, verabschiedet. Das Merkwürdige seines Verhaltens fühlt er doch noch deutlich genug, um zu schreiben: „Freilich im Innersten erklären kann ich es dennoch nicht; Sie müßte es in mir nachfühlen, und dazu ist ein anderer nicht imstande. So lassen Sie mich nur kurz sagen: Mir ist hier die Vergangenheit aufgewacht und ein Wunderlicht über sie hingeflossen, in der meinem Herzen die untrügbare Erkenntnis gekommen, daß Ermine nicht einen andern, sondern mich geliebt hat. Kein Glaube ist's, ich weiß und fühle es in jeder Pulswelle des Blutes: Sie hat mich geliebt, wie ich sie, aber sie hat ihre Liebe schweigend mit sich ins Grab genommen, weil sie wußte, sie müsse sterben. Und sie glaubte, ich würde leichter fortleben, wenn ich es nicht geahnt. Das habe ich gethan, sieben Jahre lang, gedankenlos und inhaltschwer. Doch was sie verhüten gewollt, nun ist es spät dennoch geschehen — aber nicht, wie sie befürchtet, sondern es hat mir einen neuen Inhalt, den höchsten Reichtum meines Lebens gebracht. Ich liebe eine Tote und werde bis zum Ende nur sie lieben. Denn sie lebt in mir fort, ich habe sie durch den Tod nicht verloren, sondern gewonnen." — Ich fürchte, Fräulein Melissa wird aus dem Briefe keinen andern Eindruck gewinnen, als den, daß die Erinnerung an eine Tote ihr gefährlich geworden ist und dem Leutnant Altfeld die geheimnisvolle Übermacht nicht nach-, sondern sich in ihrer Eitelkeit gekränkt fühlen. Die schönen Gedichte, die der Novelle eingeflochten sind, könnten den Leser veranlassen, dem Leutnant Altfeld dazu zu gratulieren, daß er das Schwert mit der Feder vertauschen will, wenn sie von ihm und nicht von Wilhelm Jensen wären. So aber wird der Leutnant Altfeld wahrscheinlich vergebens darauf harren, „daß die Götter ihm das himmlische Feuer der Dichtung leihen," und wenn der Mittagsspuk, der ihm die tote Ermine vorgaukelt, sich wiederholen sollte, ist er rettungslos an die Spiritisten verloren. Noch weniger verständlich ist mir die Geschichte, die in dem mit meisterhafter Klein- und Stimmungsmalerei geschilderten gotischen Hause spielt. Darin lebt ein Männlein und Fräulein, die sich für Bruder und Schwester halten und die deshalb die nicht geschwisterliche Liebe, die zwischen ihnen aufgekeimt ist, gewaltsam unterdrücken. Und nachdem sie sich Jahre hindurch in diesem Kampfe krank gequält haben und längst über die schönsten Jugendjahre hinaus sind, kommt ein Fremder, mit dem sie sich in der Sommerfrische angefreundet haben, in das gotische Haus und rechnet ihnen vor: „Ich muß meine Finger zu Hilfe nehmen. Wenn du ein Sohn deines Vaters und deiner Mutter bist — und sie eine Tochter ihres Vaters und ihrer Mutter — und diese vier nichts weiter miteinander zu thun haben, als daß zwei von ihnen, dein Vater und ihre Mutter, sich nachher geheiratet haben — da wäre sie ja nicht deine Schwester, auch nicht deine Stiefschwester, sondern Ihr wäret eigentlich — und auch nicht einmal uneigentlich — gar nicht miteinander verwandt, grad' so wenig, wie ich es mit Euch bin." Und nun sind die beiden von ihrem Alb erlöst und heiraten sich. Das ist doch nur ein Vexirspiel, aber kein psychologisches Problem für einen Dichter. So viele Mühe sich Jensen auch gegeben hat, das gotische Haus als eine seitab von der realen Welt gelegene einsame Insel zu schildern, — es gelingt ihm nicht, an die Möglichkeit eines so ausgeklügelten Falles glauben zu machen.



Zu unsern Bildern.

Unter den lieblichen Erscheinungen, die Defregger in schier unermeßlicher Zahl im Lande Tirol zu finden weiß, ist unser „Nanderl“ eine der reizendsten. Wie anmutig wirkt dieses Mädchenantlitz mit dem Ausdruck der Kindesseele. — „Der alte Herr vom Berge“ von Richard Friese bringt das Majestätische, das dem Löwen in der That eigen ist, gut zum Ausdruck. — „Die Geflügelhändlerin“ von Paul Meyerheim gab dem Künstler Gelegenheit, sein reiches Können in der erfreulichsten Weise zu entfalten. — „Am Brunnen“ von R. Epp zeigt uns zwei bayrische Prachtgestalten. Wie kerngesund sind dieser „Bub“ und sein Schatz. — „Die Kürassiere auf der Verfolgung“ von Th. Rocholl beweisen wieder einmal, wie vortrefflich Rocholl bewegte Reitergruppen wiederzugeben weiß. Wehe dem, der es wagen wollte, diesen Verfolgern standzuhalten.

Aus der Redaktion.

Wir bringen nachträglich zur Kenntnis, daß Photographieen des im 2. Hefte zwischen Seite 232 und 233 veröffentlichten Bildes: „Die beiden Spielkameraden“ von E. Blume in der Photographischen Union in München erschienen sind.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Batsch, Vice-Admiral. — Deutsch' See-Gras. Ein Stück Reichsgeschichte. Gebrüder Paetel, Berlin.

Brahm, Otto. — Heinrich von Kleist. 3. Aufl. F. Fontane & Co., Berlin.

Brehms Tierleben. Dritte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Band VIII: Die Fische. Von Dr. Alfred E. Brehm. Unter Mitwirkung von Dr. Wilh. Haacke neubearbeitet von Professor Dr. Pechuel-Loesche. Mit 146 Abbildungen im Text, 1 Karte und 11 Tafeln. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Feller, Josef. — Frisch o'zapft! Neue G'sangeln in altboarischer Mundart. Josef Feller'sche Buchh., Chemnitz.

Hansjakob. Heinrich. — Wilde Kirschen. Erzählungen aus dem Schwarzwald. Dritte, verbesserte und erweiterte Auflage. Georg Weiß, Heidelberg.

Helmholtz, H. von. — Goethe's Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen. Rede, gehalten in der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft zu Weimar den 11. Juni 1892. Gebrüder Paetel, Berlin.

Hosäus, Dr. Wilhelm, Herzogl. Anhalt. Geh. Hofrat. — Das Wilhelm-Müller-Denkmal zu Dessau. Blüten der Erinnerung an den 30. September 1891. Mit 6 Abbildungen. Paul Baumann, Dessau.

Kellen, Tony. — Das Deutschtum in Luxemburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. Hamburg.

Meyer, Dr. Christian, Staatsarchivar in Breslau. — Stadt und Stift Köln im Zeitalter der Reformation. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., Hamburg.

Natur und Haus. Illustrierte Zeitschrift für alle Liebhabereien im Reiche der Natur. Herausgegeben von Dr. Ludwig Staby und Max Hesdörffer. 1. Jahrgang, Heft 1. Robert Oppenheim, Berlin.

von Rambaldi, Karl Graf, Major a. D. — Wanderungen im Gebiete der Isarthalbahn. Mit Illustrationen von Friedrich Freiherrn von Loën. Ernst Stahl sen., München.

Saar, Ferdinand von. — Innocens. Novelle. 4. Aufl. Georg Weiß, Heidelberg.

Ströhl, Hugo Gerard. — Die Wappen der Buchgewerbe. 9 Tafeln in Farbendruck. Anton Schroll & Co., Wien.

Woenig, Franz. — Eine Pußtenfahrt. Bilder aus der ungarischen Tiefebene. Illustriert von A. Klamroth. Carl Jacobsen, Leipzig.

Ziegler, J., Direktor. — Wer bist Du, mein Sohn? Grüne Blätter für meine Söhne aus unserem Knaben-Institut. Verlag der Ziegler'schen Anstalten in Wilhelmsdorf (Württemberg).

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.



Silhouette, mit der Schere geschnitten von Johanna Beckmann.

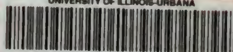
Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.






UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109774197